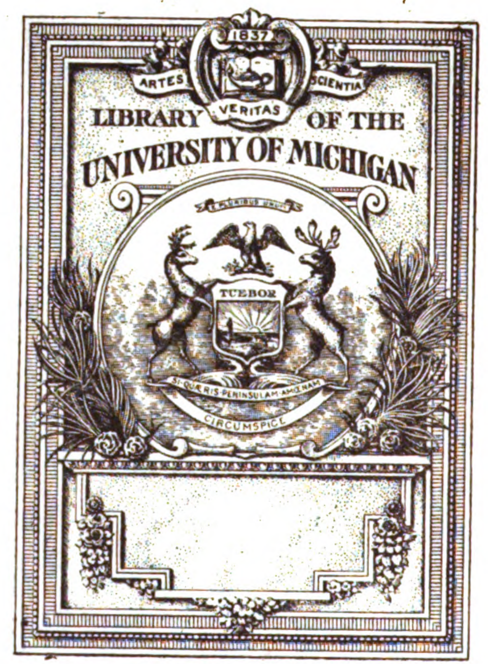



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





ZEITSCHRIFT

FÜR

PSYCHOTHERAPIE

UND MEDIZINISCHE



PSYCHOLOGIE

MIT EINSCHLUSS

DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION
UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON
DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VII. BAND.



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1919



Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart.

+ C

45

ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOTHERAPIE
UND MEDIZINISCHE
PSYCHOLOGIE

MIT EINSCHLUSS

DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION
UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON
DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VII. BAND, 1. HEFT



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1916

Preis für den Band von 6 Heften M. 14.—, jährlich ein Band
Ausgegeben am 11. Juli 1916.



Inhalt.

Referate.

Adresse der Redaktion: **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45.



Inhalt.

Original-Abhandlungen.

Referate.



Sitzungsberichte.

Verschiedenes.



Zur Psychologie des Leidens.

Von Dr. **Max Cohn**, Berlin N.

„Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn, sich selber zu kennen: Leiden gibt dem Gemüt doppeltes Streben und Kraft. Uns lehrt eigener Schmerz des Anderen Schmerz zu teilen. Eigener Fehler erhält Demut und billigen Sinn."

Mit diesen Worten schildert Goethe in prägnanter Kürze den inneren Wert des Leidens. Seiner These steht gleichsam als Antithese folgender Ausspruch Schillers gegenüber:

„Ein frohes Gemüt ist die Quelle alles Edlen und Guten; das Grösste und Schönste, was je geschah, fliesst aus solcher Quelle."

Eine Zusammenfassung, die Synthese dieser Setzung und Gegensetzung bildet folgendes dem Euripides entlehnte Zitat:

„Dem Guten nicht gesondert ist das Schädliche,
Vielmehr gemischt aus beiden spriesst das Wohlergehn!"

Jeder der genannten Geistesheroen hat hier das im Leben als Ganzem und in dessen Lust und Last liegende Problem von einer ganz bestimmten Einstellung aus erschaut und erfasst. Je nach der Einstellung durchaus auch richtig. Zur vollen Lösung hat er es aber nicht gebracht und eben wegen der verschiedenen Einstellung auch nicht bringen können. Am ehesten dürfte Euripides meiner Meinung nach dieser Lösung nahe gekommen sein. Allein hier muss man sogleich fragen: Was darf im Leben als gut, was als schädlich gelten? Die Lust oder das Leiden, der Schmerz oder Genuss? Wenn Goethe Unglück und Leiden in der geschilderten Art für das Leben bewertet, so sieht er in ihnen sicherlich einen Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Wohlweislich spricht auch Schiller hier nur von einem frohen Gemüte als der Quelle alles Edlen und Guten und nicht etwa von einem glücklichen und lusterfüllten; denn tatsächlich kann nur ein frohes Gemüt selbst im Leiden und Unglück sich die Tatkraft wahren, mit der allein es ihnen zu begegnen vermag. Sein Frohsinn, seine Autarkie, seine Selbstgenügsamkeit stehen selbst den härtesten Schlägen gegenüber stets noch unerschüttert und unerschütterlich. Diese Betonung des frohen Gemütes ist aber nicht nur psychologisch berechtigt, sondern hier auch bedeutend. Sie bildet zu-

Nach einem in der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin am 20. Januar 1916 gehaltenen Vortrage.



gleich einen Wegweiser für die rechte Erfassung der Worte des Euripides, der aus der Mischung des Guten und Schädlichen im Leben das Wohlergehen entspriessen sieht. Mit dieser Mischung verbindet sich, aus ihr gerade quillt erst der Frohsinn, die Beschränkung auf das Mögliche und Wirkliche, die sein Kennzeichen und sein Born. Allein nicht immer hat diese Mischung diese Wirkung, da diese nach dem Temperament sich bemisst. Daher denn auch häufig von ernsten und tiefer schürfenden Männern die Frage aufgeworfen wurde, ob denn das Leben als Ganzes sich überhaupt lohne, ob es denn auch wert sei, gelebt zu werden. Sie lassen hierbei sich von der Ansicht leiten, die sie auch statistisch zu belegen suchen, dass im Leben das Leid die Lust bei weitem überwiege und es nur Illusionen und Selbsttäuschungen sind, die in ihm als Lust und Freude gelten. Das Leben, so behaupten sie, sei im Grunde ein Meer von Klippen und Strudeln, in welchen der einzelne acht- und machtlos versinkt und zerschellt. Nur auf Grund seiner immer wieder von neuem auftauchenden Formen und Gestalten erhält sich das Leben. Es könnte vielleicht letzthin nur eine arge Fopperei sein, deren Beantwortung nur ein Narr versuchte. Die Antworten auf jene Frage nach dem Werte des Lebens sind dementsprechend auch so verschieden und zahlreich, dass nur einige hier angeführt werden können, die sich trotz ihres Alters noch heute der Anerkennung erfreuen. Die Welt, die Erdenwelt, wurde zur Besten aller möglichen Welten gestempelt, auf welcher man sich noch am meisten leidlich wohl fühlen könne und solle, da sie von einem weisen Schöpfer stamme, der alles wohlgeordnet. Das Leiden auf und in ihr wurde für ein Mittel ausgegeben, das zur Vollendung und Steigerung des Lebens notwendig sei, deswegen auch nur von einem vorsehenden Schöpfer, von einer Weltvernunft herrühren könne und mit dem Leben innigst verknüpft sein müsse. Der Schmerz galt und gilt für den grössten Lehrer der Menschen, für einen Warner vor drohenden Gefahren; unter seinem Hauche entfalten sich erst die Seelen. Genüsse galten und gelten als gemein, da sie nur das Paradies verscherzen, das sie verheissen und vorwegnehmen.

Dem Torsocharakter des Lebens entsprechend preisen denn auch der Prediger Salomonis und Sophokles unabhängig voneinander das Glück: „Nicht geboren zu sein“. Nichtig, eitel, vergänglich ist nach Koheleth alles irdische Dasein und lässt uns unbefriedigt. „Ach an der Erde Brust sind wir zum Leide da!“ klagt der Chor der Jünger im Faust II und in dem gleichen Sinne Hiob: „Der Mensch wird zum Unglück geboren“. In all dem zeigt sich das Stutzen des Menschen vor dem Uebel und dem Bösen, dem Leid und Schmerz. In seinen Anfängen hat sicherlich dieses Stutzen den Menschen, da er jenem Leiden zunächst rat- und machtlos gegenüberstand, zu Vorstellungen veranlasst,

die geeignet waren oder ihm wenigstens geeignet schienen, sie herabzumindern, und die in ihm Gefühls- und Willensvorgänge anregten, mittels welcher er der Natur und ihrer Macht sich zu verknüpfen und sie umzustimmen glaubte und suchte. Alles religiöse Gefühl hat hierin seinen Grund, in der Unzufriedenheit mit dem von der Welt und dem Leben Gebotenen, in der Entdeckung ihrer Dissonanz mit der instinktiv gefühlten und gesuchten Harmonie und Uebereinstimmung der menschlichen Natur mit deren Umgebung und sich selber. Denn in sich selber sah der ursprüngliche Mensch Kräfte walten, die ihm nicht erklärbar schienen und waren und durch die er einerseits vor sich selber eine Art Furcht- und Schreckgefühl, anderseits aber auch ein gewisses Glücks- und Hochgefühl eingeflösst erhielt. Hier bereits war instinktiv ein Band von ihm aus zu der Natur hinübergeflochten, die ihm die gleichen Gefühle weckte, und der erste Ansatz zu aller Religion gebahnt. Tatsächlich zeigen alle Religionen hierin auch das Gleiche ihres Ursprungs. Beide Phasen des Glücks- und des Furchtgefühles finden sich in ihnen nebeneinander. Daher denn auch ihr unauslöschlicher Einfluss auf den Menschen und ihr anscheinendes Eingeborensein. Während indessen bei den Naturreligionen diese Verknüpfung der menschlichen Gefühls- und Willensvorgänge mit der Natur noch recht anschaulich und sichtbar ist und sich in Vermenschlichungen der Naturkräfte ausspricht, wird sie bei der weiteren Entwicklung des Menschen und seiner Entfernung von der Natur immer geringer und äussert sich in einer vornehmlich physiologischen Erschöpfung, die Anlass zur Bildung zweier Welten, einer diesseitigen und einer jenseitigen gibt. Die Unzufriedenheit mit dem Weltlichen und die hieraus erwachsende, sich immer steigernde pessimistische Gemütsverfassung und düstere Weltbetrachtung führt zu den Religionen der Erlösung von der Welt, von deren Leiden und Uebel, zu den Weltreligionen des Brahmanismus, des Buddhismus und des Christentums, die Erlösungsreligionen heissen und sind.

In der neueren Zeit haben Schopenhauer und Eduard v. Hartmann den Pessimismus zu einem System erhoben. Schopenhauer sieht in dem Aufgehen des Willens in das Nirwana, in den Zustand der Auflösung der Individualität, in die Allheit ohne eigenes Wollen und Objektivation die Rettung und das Heil aus und gegenüber dem Elend der Welt. Hartmann vertritt den Standpunkt, dass die Welt wohl die bestmögliche sei. Gut sei sie deswegen aber doch keineswegs. Denn sie sei eine Realisation, eine Verwirklichung des Alogischen, Irrationellen, Unvernünftigen im Absoluten, im Unbewussten des Willens. Hartmann verbindet den „evolutionistischen Optimismus“ mit dem „eudämonologischen Pessimismus“. Die Welt bleibt nach ihm von Gott, als dem Absoluten, dem Prinzip des Logischen, Rationalen, von der Allvernunft stets ge-

schieden. Daher ist sie denn auch schlechter, als ihr Nichtsein dies wäre. Ihrem Inhalte nach jedoch ist sie die bestmögliche. Ihre Entwicklung zielt auf die Heraustreibung des Bestmöglichen aus ihr, wofür denn auch Leid und Schmerz mit ihr in den Kauf genommen werden müssen. In dieser Darlegung Hartmanns sind gnostische Anklänge nicht zu verkennen. Denn auch die Gnosis lässt die Welt nicht von Gott, sondern von einem Mittler, dem Demiurgos, abstammen, da sie die Uebel und Leiden der Welt, das „Böse" in ihr allein mit Gott, als dem Inbegriff des Guten, nicht sich zu erklären vermag. Keiner hat aber auch das Elend der Welt so virtuos darzustellen verstanden, wie eben Hartmann, der hierin sogar noch Schopenhauer übertrifft. Beide haben gerade dieser Fähigkeit vielleicht die Verbreitung und Kenntnis ihrer Philosophie noch am ehesten zu danken. Denn nichts wirkt auf die Menschen stärker, als wenn sie ihre Schwächen und Leiden dargestellt und klargelegt sehen. Darin suchen und finden sie ihren Trost und Zuspruch. Sie sehen ihren Schmerz objektiviert, nach aussen hin verlegt und die psychologische Wirkung dieser Vergegenständlichung zeigt sich in einer Beruhigung und Abtötung der in ihnen wogenden Leidenschaften und Unruhe. Im Schauspiel, der Tragödie, wie überhaupt in jeder wahren künstlerischen Gestaltung verspürt ein jeder an sich selber diese Wirkung, die zugleich als deren eigentliches Motiv anzusehen ist.

Auf eine ähnliche psychologische Wirkung lassen sich vielleicht alle im Volksmunde lebende und aus der Volksseele geborene, das Leiden beschönigende und preisende Sprichwörter, wie z. B. „Ohne Feuer stets roh, ohne Leiden nicht froh!" „Ohne Prügel keine Erziehung!" u. a. m. zurückführen. Sie bilden gleichsam Beschwichtigungsmittel für das vom Schmerz und Leiden durchwühlte Gemüt und dessen dagegen sich instinktiv äussernde Empörung. Vornehmlich als ein Ausfluss und Ausdruck der Ohnmacht, mit welcher der Mensch von seinen ersten Anfängen an den Unbilden der Natur und ihrer brutalen Macht gegenüberstand, sind sie in ihren oft drastischen und plastischen Formungen ein lebendes unverwüstliches Zeugnis für die Verhältnisse und die Umgebung, in welche der Mensch jeweilig gestellt war und bilden zugleich damit eine vortreffliche Fundgrube für den Forscher. Gerade in seinen Sprichwörtern hat das Volk, ebenso wie in seinen Sagen und Märchen, die Tragik des Lebens, dessen innige, fast unvermeidliche Verknüpfung mit dem Leiden und Schmerz deutlich zum Ausdruck gebracht. Selbst die Hellenen in ihrer Lebensfreudigkeit bieten dafür Beweise, ebenso unsere nordischen Völker. Beispiele erübrigen sich. Zweifellos hat unsere Naturwissenschaft mit ihren überwältigenden Erfolgen und ihrer Indienststellung aller ihrer Errungenschaften für die grossen Gebiete der Technik, Industrie, des Verkehrs und Handels, der



Gesundheitspflege, Krankheitsbekämpfung und -vorbeugung usw. die Leiden der Menschheit, soweit sie aus der Natur fliessen und in ihr wurzeln, schon heute zu mildern vermocht und sogar stellenweise getilgt. Allein es bleibt immerhin noch eine solche Fülle von Leid, das nicht aus den Naturgewalten stammt, sondern von den durch die Menschen selber geschaffenen Verhältnissen, dass vornehmlich heute die Frage nach dem Leiden bei allen ein unwillkürliches Interesse erwecken muss und auch erweckt.

Die Entstehung, Wirkung und Bekämpfung des Leidens lassen sich psychologisch, physiologisch, soziologisch und philosophisch betrachten. Hier steht die psychologische Betrachtung voran. Sie kann jedoch ohne eine in gewissen Grenzen sich haltende Heranziehung der physiologischen und soziologischen Betrachtungsweise nicht gefördert werden. Dies liegt vornehmlich daran, weil die Empfindungsinhalte zur Natur nicht weniger gehören als die mechanischen bzw. dynamischen Vorgänge, denen sie zugeordnet sind. Jedes lebende Objekt in seiner Totalität drückt sowohl Physisches als auch Psychisches aus und der spezifische Charakter eines lebendigen Systems schliesst die Koexistenz von Quantitäten und Qualitäten ein. Die Relativität der Empfindungen, d. h. ihr Beziehungscharakter zu den Gegenständen oder Dingen und Ereignissen ist unleugbar feststehend. Die Qualitäten sind nicht minder real als z. B. der Raum und die Dinge. Ein lebendes Objekt vornehmlich kann daher auch nur erst dann richtig erfasst werden, wenn man von diesen Gesichtspunkten ausgeht. Physische und psychische Betrachtungsweise müssen bei seiner Erforschung ineinandergreifen und einander ergänzen. Sie sind, wie in ihm Physisches und Psychisches einander koexistieren und jederzeit mehr oder weniger korrelat sind, für die Erkenntnis des Objekts stets Korrelate. Das Soziologische seinerseits ist nur eine erweiterte, höhere Stufe des Organischen, ein gleichsam „Ueberorganisches". Daher ist es hier in unserer Betrachtung auch nicht auszuschalten, um so weniger als es gerade in vielen Stücken geeignet ist, uns hierbei weiter zu helfen, und vornehmlich, weil die Psyche des Menschen im Sozialen wurzelt. Wie der Mensch als Ganzes von seinem Beginne an ein soziales Lebewesen ist, so ist eben seine individuelle Psyche nie unabhängig von dem Sozialen, von Beruf, Umgebung, Lebensweise usw. zu erfassen. Jedes andere Vorgehen würde stets nur eine leere und willkürliche Abstraktion der individuellen Seele bieten.

Ohne eine Definition der Empfindung ist eine solche des Leidens nicht möglich. Zur Klarstellung meines Standpunktes hebe ich gleich hier hervor, dass ich die Empfindung nur in dem Sinne des kritischen Realismus auffasse. Ferner ist für mich die Empfindung nichts Einfaches, sondern ein Zusammengesetztes. Sie ist die Einheit eines Mannigfaltigen und gleicht darin dem Atom, welchem man nach modernen



naturwissenschaftlichen Feststellungen gleichfalls die Einfachheit absprechen muss. Auch das Atom gilt heute als eine Zusammensetzung, eine Funktion, als ein Erzeugnis von Differentialen kleinerer Einheiten, der Elektronen. Aehnlich ist auch die Empfindung ein Produkt von Funktionen oder Differentialen kleinster Einheiten, die als erste Elemente alles Erkennens dumpfe Erlebnisse sind und zu solchen werden von Eindrücken her, die als passiv empfangene in ein Lebewesen eintreten, auf dieses bzw. auf einen Organismus wirken und dessen zunächst noch primitivste Reaktion, als Ausfluss seiner Spontanität, seiner Fähigkeit zur Assimilation und Dissimilation, hervorrufen. Mit dieser Definition der Empfindung glaube ich mich im Einklang zu finden sowohl mit der heutigen Naturwissenschaft als auch mit dem realistisch denkenden Kant; denn Kant kann mit seinem transzendentalem Idealismus durchaus realistisch verstanden und gedeutet werden, sofern man nur seinen Begriff des „Ding an sich" nicht ins Transzendente, Uebersinnliche, in eine jenseitige Welt verlegen zu müssen meint. Das „Ding an sich" kann dann als ein blosser Terminus, als eine verallgemeinernde Abkürzung für die Dinge aufgefasst werden, wie sie als transsubjektive an sich und noch nicht für uns sind. Allerdings sind die Dinge, wie sie an sich sind, für uns noch ein X, ein Unbekanntes; sie sind aber nicht unerkennbar, sondern erfahrbar, weil sie Komplexe von Kraftzentren darstellen, wie wir selber einen einheitlichen grossen Komplex von Kraftzentren bilden. Die Wirkungen jener Kraftzentren treffen auf unseren Kräftezentrenkomplex, der dadurch zur Reaktion und Aktion veranlasst und mittels der hierin in unzählbaren Generationsfolgen erlangten Uebung gerade dazu fähig geworden ist und ferner wird, aus den in ihm sich geltend machenden Wirkungen die Eigenschaften und Zustände jener Kraftzentren zu ermitteln. Diese Fähigkeit als eine Frucht des von diesen Kraftzentren auf unseren Organismus in seiner unzählige Jahrtausende alten Entwicklung geübten Einflusses, des damit in ihm aufgespeicherten Erfahrungsschatzes und des an diesem sich heranbildenden und erstarkenden Denkens führt schliesslich zu der Evidenz und zu dem Zwang, die uns sich fühlbar machen, wenn wir einen gewissen Urteilsinhalt anerkennen, ob wir wollen oder nicht. Einem Zwange, der für unser Erkennen das Kriterium der Wahrheit und mit stets neuen Erfahrungen auszustatten ist, um es wirklich zu besitzen. Die Dinge sind sonach empfindbar und erfahrbar. Als solcher Art können sie zu unseren Empfindungen werden. Die Empfindung kennzeichnet sich damit als einen aktiven und passiven seelischen Vorgang. Sie bezeichnet das Empfundene, den Reiz, den Inhalt eines Dinges oder Geschehens, das Ding und Ereignis und andererseits die Tätigkeit, die von einem lebenden Wesen ausgeübt wird und vermittelst deren sich das Ding zu einem Reiz, zu etwas Empfindbaren für dieses Wesen gestaltet. Jede Empfindung ist als die Antwort auf einen den Organismus



treffenden Reiz ein Bestandteil eines seelischen Aktes und, wie die seelischen Akte in ihrer Zusammenfassung zu einer Einheit, auch stets an einen physischen Träger gebunden. Die Empfindung ist sonach subjektiv und objektiv. Die subjektive oder Innenempfindung ist ein Gefühl, das auf periphere und zentrale Reize hin im Organismus ausgelöst wird. Die objektive oder Aussenempfindung schliesst einen Wahrnehmungsinhalt als einen Akt primitivster, gleichsam automatischer Erkenntnis ein, kann aber nie ohne eine sie mitbegleitende subjektive Empfindung, d. h. ohne ein Gefühl, und sei dieses auch nur ganz leise angedeutet, einhergehen. Hier befinden wir uns an der Schwelle, an welcher wir auf das Leiden stossen und es auch zu definieren vermögen. Die Empfindung als Reaktion und Aktion eines Lebewesens, das sie zu ihrem Träger hat, kann nur dann zustande kommen, wenn eine Hemmung, ein Widerstand, sei er nun peripherer oder zentraler Herkunft, irgendwo sich zeigt und geltend macht. Jeder Widerstand aber löst ein Leiden aus, das ein lebendes Wesen zum innerlichen oder äusserlich wirkenden Handeln zwingt, wenn es nicht daran zugrunde gehen, wenn es sich selbst behaupten soll. Ist aber jede Empfindung als eine vitale Funktion des Lebewesens bereits von einem primitiven Gefühlsakt begleitet, so kann auch das Erkennen nicht ohne eine Summe von Gefühlsakten einhergehen, die allerdings nicht die Schwelle des Bewusstseins zu übertreten und nicht bemerkt zu werden brauchen. Das Erkennen selber ist sonach letzthin ein „Erleiden". Ein reines oder völlig nacktes Denken, ein völlig von einem Träger losgelöstes Denken, das „transzendent", wie der Geist über den Wassern schwebte, ist daher als ein Unbegriff abzulehnen und steht ausserhalb aller Erfahrung und allem Naturgeschehen. Empfindung sc. Anschauung und Denken sind stets miteinander verknüpft; denn wie die Eindrücke, die passiv empfangen werden, durch die Reaktion und Spontaneität des sie aufnehmenden organischen Wesens zu Empfindungen sich wandeln, so gestalten diese wieder sich zu Anschauungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen, die in die bereits dem Lebewesen eignenden, in ihm vorhandenen eingehen, indem sie mittels des in ihm magazinierten, teils ererbten, teils während seines Lebens hinzuerworbenen Erfahrungs- oder Gedächtnisschatzes zu Urteilen, Wertungen und Begriffen verarbeitet oder je nachdem von ihm abgelehnt bzw. auch erst in einer späteren Zeit, in welcher sie als für das Lebewesen aneignungsfähiger sich gestaltet haben und erweisen, aufgenommen werden und zu einer Einheit mit und in ihm gelangen. Nichts liegt in all dem, was etwa den bekannten Naturgesetzen widerspricht. Im Grunde ist hier auch kein anderer Vorgang als der auch sonst im Naturgeschehen uns bekannte. Denn das Leben als Ganzes ist ein fortwährender Zusammenhang mit der Umgebung, ist Abgestimmtsein der im Innern eines organischen bzw. lebenden Systems ablaufenden Vorgänge auf äussere

gleichzeitig verlaufende. Anders ausgedrückt: das Leben ist das Erzeugnis von Reizbarkeit eines Lebewesens und Reizen, die diesem von der Umgebung her zukommen, die und der es sich anpasst. In dieser Fähigkeit liegt eben schon das Leiden eingeschlossen, das stets einen Widerstand, eine Hemmung zur Voraussetzung hat. Damit wird auch das Leiden selber zu einem Merkmal, mittels dessen man das Leben als solches vom Leblosen, vom Anorganischen zu unterscheiden vermag. Kant nennt bekanntlich die Empfindung eine Modifikation oder Affektion unserer Vorstellungsfähigkeit, die diese durch die Wirkung eines Gegenstandes auf sich erfährt. Affektion ist aber und heisst ein Erleiden. Salomon Maimon nennt die Empfindung auch geradezu ein „Leiden". Nach all' dem hier Erörterten wird und kann sie auch naturwissenschaftlich gar nicht anders gewertet werden. Die Tropismen der Einzelligen und der Pflanzen bilden und sind nur die kleinsten Einheiten und Ansätze von Akten, die uns, den höchstorganisierten Lebewesen, als unsere Empfindungen, als Leiden, als Reaktionen und Aktionen auf Widerstände und Wirkungen der Dinge und Begebenheiten inne werden. Das Leiden ist sonach ein subjektives Gefühl, das zu seinem Korrelate entweder periphere oder zentrale Reize hat, die auf das Ich oder Individuum, auf ihren Träger als die Summe und das Resultat aller ererbten und aller während seines Lebens erworbenen Erfahrungen wirken. Das Ich als der Inbegriff aller Geschehnisse, die es je erfahren, die es gebildet haben und daher seine Geschichte bilden, verleibt vermöge seiner Spontaneität jene Reize sich ein oder weist sie von sich ab; sie formen es aber auch ihrerseits je nachdem im gleichen oder auch entgegengesetzten Sinne.

Hierbei ist jedoch nicht etwa allein die Quantität der einwirkenden Reize ausschlaggebend und nicht allein deren Qualität, sondern es tritt ein scheinbar ganz Neues und Unerwartetes hinzu. Die Quantität der Reize nicht minder als deren Qualität wird verändert, schlägt um. Es kommt, wie dies W u n d t nennt, zu einer schöpferischen Synthesis, dem Hegelschen dialektischen Prozess, der aber nicht nur hier, sondern selbst in der nicht belebten Natur zur Beobachtung kommt. Ich erinnere nur an die schöpferische Synthese, die sich an den homologen Reihen der Kohlenstoffverbindungen zeigt und verstehen lässt.

Hier sehen wir eine ganze Reihe von qualitativ verschiedenen Körpern, gebildet durch einfachen quantitativen Zusatz der Elemente und zwar immer in dem gleichen Verhältnis. Bei den normalen Paraffinen $C_nH_{2n} + 2$ z. B. ändern alle Elemente der Verbindung ihre Quantität im gleichen Verhältnis. Hieraus ergibt sich als das unterste der Verbindungen, das Methan CH_4, ein Gas, und als das höchste, das Hekdekan $C_{16}H_{34}$, ein fester Körper, der farblose Kristalle bildet, bei 21° Wärme schmilzt und erst bei 278° siedet. Die quantitative Veränderung der

Molekularformel bringt jedesmal einen qualitativ verschiedenen Körper hervor. Die Quantität schlägt aber nicht nur hier in Qualität um; schon bei den verschiedenen Oxyden des Stickstoffs, in den verschiedenen Sauerstoffsäuren des Phosphors oder Schwefels kann man jenes Umschlagen oder jene schöpferische Synthese beobachten.

In ähnlicher oder analoger Art als Synthesen, wenngleich noch niederen Grades, lassen in unserem Organismus die aus den auf ihn einwirkenden Reizen entstehenden subjektiven Gefühle der Lust und Unlust sich auffassen. Sie entstehen, wenn auf den Organismus Reize wirken, die mit dessen aufgespeichertem Gedächtnisschatz im Einklange stehen oder im Widerstreit liegen, und werden dementsprechend von ihm als Lust oder Unlust gewertet. Sie können daher auch nichts Einheitliches für alle Individuen sein, sondern müssen in einem jeden Individuum ebenso mannigfaltig und verschieden von den in anderen gleichgearteten Individuen verlaufenden ähnlichen Qualitäten sich darstellen, wie die Gefühle für die verschiedenen Individualitäten; denn auch in diesen werden sie erst auf Grund der Zusammenfassungen jener mannigfachen und verschiedenen Arten von Stellungsnahmen oder Gefühlsempfindungen als Lust und Unlust gewertet. Von einer einfachen Bestimmtheit und Einheitlichkeit der beiden Gefühlsqualitäten der Lust und Unlust, angenehm oder unangenehm, kann sonach ebensowenig gesprochen werden, wie davon, dass die Lust nur etwas Negatives, die Abwesenheit von Unlust, das Endigen einer Pein oder das blosse Aufheben des Wunsches ist (Schopenhauer). Beide, Lust und Unlust, sind im Gegenteil sehr positive und zusammengesetzte seelische Akte; denn sie sind Synthesen von Gefühlserlebnissen, mehr oder weniger ausgesprochenen Akten von Stellungsnahmen oder von Gefühlselementen, die als der Ausdruck eines mit und in der psychophysischen Organisation entstehenden Dranges, einer Hemmung oder eines Widerstandes positiv sein müssen; umsomehr, als in ihrem Inhalt schon allein eine Bewertung der Gegenstände oder Vorgänge liegt, die auf uns wirken oder auf welche wir wirken. Wie für Lust und Unlust nur der Gesamtablauf der Vorstellungen, der aufgespeicherte Erfahrungsschatz des Ich als ihres Trägers und dessen gesamte darauf beruhende Gefühlslage als Richtschnur dient, d. h. etwas durchaus Positives, so ist auch das Gleiche auf ihre Entstehung wirksam und schon allein damit die Bewertung beider Qualitäten als positiver erfordert. Zur Freude bzw. zum Leiden gestalten sie sich, sobald die Intensität der Gefühle ein gewisses Mass überschritten hat und zugleich der Vorstellungsablauf, der magazinierte Erfahrungsschatz, in seiner Relation zu diesen eine bestimmte Proportion beibehalten hat. Lust und Unlust stehen stets zu der Existenz und dem Lauf des gesamten Erfahrungsschatzes ihres Trägers in zugeordneter Abhängigkeit und werden zum Leid und Schmerz, wenn diese Funktionalität gestört ist, wenn das Hemmnis des



Reizes von dem Lebewesen nicht abgelehnt, von ihm nicht überwunden werden kann, ohne dass die dadurch bei ihm hervorgerufenen Energien wieder in ihre vorherige Gleichgewichtslage wenigstens annähernd zurückkehren. Ein jedes Individuum ist aber ein „Eigener“ für sich, wie auch kein Blatt eines Baumes dem andern gleicht. Es stellt ferner als Individuum einen in seinen Zuständen selber wechselnden Faktor vor. Daraus resultiert, dass weder bei der Lust, noch bei der Unlust, weder bei dem Leiden oder Schmerz, noch bei der Freude die Teilungslinie dieser Phänomene in den Objekten oder Begebenheiten liegt, sondern in den wechselnden Zuständen des Individuums selber und in dessen Verschiedenheit von anderen Individuen. Das Phänomen der Lust und Unlust erlangt im Verhältnis zu dem allgemeinen Lebensgefühl des organischen Wesens erst eine gewisse Selbständigkeit. Dieses Lebensgefühl aber, das mit einem ganz bestimmten biologischen Phänomen, dem Rhythmus einhergeht, ist auch als der Nullpunkt oder die Indifferenzlage der Lust- und Unlustgefühle und ihrer Potenzierungen anzusehen. Ein in der Indifferenzlage befindliches Lebewesen weiss im allgemeinen weder von dem ihm eignenden Rhythmus, noch von den in ihm ablaufenden Phasen des Rhythmus; und zwar ebensowenig, wie der gesunde Mensch als Laie von seinen Organen, deren er sich erst bewusst wird durch eine sie befallende Krankheit. Das Lustgefühl im besonderen könnte sonach als das allgemeine Lebensgefühl gelten. Es ist indessen eher anzunehmen, dass das Allgemeingefühl bei Lebewesen, die mit Empfinden und Gedächtnis begabt sind, eine Mischung von Lust und Unlust ist und das Leben als Ganzes eine ähnliche graduell verschiedene und steigerungsfähige Mischung darstellt; denn die Biologie hat uns gezeigt, dass jedes Lebewesen eine aufsteigende und absteigende Phase des ihm eignenden Rhythmus hat, zugleich mit einer Klimax, so z. B. dass bereits bei den Protisten eine Mischung tatsächlich vorliegt, der als materieller Unterlage Annäherung und Flucht entspricht, automatische Bewegungen, die weiter aufwärts zu den Tropismen, den Reflexen, Instinkten usf. bis zu den den dynamischen Prozessen der Naturwirklichkeit zugeordneten Bewusstseinsrealitäten, dem Empfinden und Denken hinauf führen. Lust und Unlustgefühl für sich bleiben unbemerkbar für das Lebewesen, und zwar so lange, als nicht Unterschiede hervortreten, welche sie zur Beziehung und eventuell zur Vergleichung in ihm bringen. Beim Menschen treten hierbei die produktive und reproduktive Einbildungskraft, seine gemütliche Verfassung, seine Phantasie und der Verstand in Tätigkeit. Ihre harmonische Uebereinstimmung bringt je nach der Intensität des Aktes Lust oder Freude, gegenteilig aber Unlust oder Leiden hervor. Beim Ueberwiegen des einen oder des anderen dieser jene Qualitäten konstituierenden Faktoren, die in jedem Individuum je nach seiner Stammes- und Lebensgeschichte sich anders geartet und ihm



besonders eigen zeigen, wird aber trotz aller Gleichheit der auf den Menschen wirkenden, von Dingen und Begebenheiten her ausgehenden Reize die Reaktion in Gestalt von Lust, Unlust, Freude, Leid und Schmerz sich anders und verschieden äussern. Je nachdem in einem zu starken, mittleren oder zu schwachen Grade. Hierauf beruhen die sogenannten Temperamente, in deren Konstituierung wie bei allen Lebensakten das Gedächtnis stets das ausschlaggebende Moment bildet; sie haben es gleichsam zu ihrem Schwerpunkt. Wie sie als Relationen zu der Summe der Erfahrungen, die das Ich in sich magaziniert hat und die es auch relativ zu ändern vermögen, aufzufassen sind, so sind auch Lust und Unlust, Leid, Schmerz und Freude nur Vergleichswerte und Beziehungen relativer Art.

Die Rolle, die der Rhythmus in all diesen seelischen Vorgängen spielt, ist vorher kurz gestreift worden. Sie ist so wichtig, dass sie einer näheren Betrachtung gewürdigt werden muss, zumal wir mit dem Rhythmus an der Grenzscheide des Physiologischen und Psychologischen stehen. Der Rhythmus ist in der Welt derart verbreitet, dass Eugen Dühring sich darüber dahin auslässt, dass „das Dasein sogar in den letzten organischen, ja rein mechanischen Regungen in einem weiteren Sinne des Wortes rhythmisch ist". Wieder könnten die Kohlenstoffverbindungen hier als Beispiel dienen. Allen bekannt ist, dass ein Teil unserer körperlichen Bewegungen (Gang, Herz, Atmung usw. rhythmisch ist. Es findet sich an und in ihnen in einer Fortbewegung die regelmässige Wiederkehr bestimmter gleichartiger Momente, Phasen, Zustände. Weniger bekannt mag aber sein, dass jede Tierart ihren eigenen Rhythmus hat und er sich selbst bei den Protisten findet. So hat Paramaecium aurelia, eine Protistenart, ein einzelliges Lebewesen, dessen Differenzierung noch sehr minim ist, einen Rhythmus, d. h. eine regelmässige Wiederkehr der ihm eigenen Bewegungen in aufsteigender und absteigender Linie. Diese Phasenbewegungen beeinflussen die Anhäufung oder Ausscheidung der Schlacken des Stoffwechsels dieses Einzelligen und stehen mit der Reorganisation seines Kernapparates in Verbindung, woraus phylogenetisch aller Wahrscheinlichkeit nach die Konjugation erwachsen ist. In der aufsteigenden Phase werden die Schlacken entfernt, in der absteigenden häufen sie sich an. In jener ist die Bewegungsgeschwindigkeit vergrössert, in der absteigenden ist sie verringert. Der Rhythmus lässt sich durch äussere Faktoren bis zum völligen Schwinden, bis zum dadurch verursachten Tod des Einzelligen abändern, z. B. durch Temperaturveränderungen. Wie bei den Einzelligen verhält es sich mutatis mutandis auch bei den vielzelligen Lebewesen bis hinauf zum Menschen. Auch bei diesen zeigt sich der Rhythmus in wechselseitiger Wirkung und Abhängigkeit auf den und von dem Stoffwechsel, dessen Produkten und den mit ihm zusammenhängenden Erscheinungen der Zirkulation, Atmung, Fortpflanzung, Keimübertragung bzw. Vererbung, Kernerwei-

terung, Konjugation der Zellen u. ä. Hier sind die zwischen den Zellen strömenden flüssigen Teile des Organismus, sind schon die Körperflüssigkeiten äussere Faktoren, die als Fremdkörper wirken und den Rhythmus beeinflussen. Starke Ansammlung von Stoffwechselprodukten z. B. verlangsamt den Rhythmus dauernd, worauf auch u. a. das Altern der Gewebe und der Tod der Vielzelligen zurückgeführt wird. Die Forderung, dass einem jeden organischen Gewebe eine Funktion eignet und umgekehrt, sehen wir hier bis in das einfachste Lebewesen hinein erfüllt. Dieser Prozess, diese vitale Funktion, geht auch mit dem allgemeinen Lebensgefühl einher, das sonach in dem dem Individuum eigenen Rhythmus seine materielle Unterlage hat. Die Empfindung und das Gefühl als subjektive Empfindung gehen gleichfalls mit einer Bewegung einher, die von ihnen der ihrem Träger eignenden Phasenbewegung gleichsam aufgezwungen wird und diese abändert, womit zugleich der seelische Akt der Empfindung als ein seinem Träger und dessen gesamter Konstitution widerstreitender, gleichgültiger oder hiermit harmonischer Prozess, d. i. als eine Affektion, eine Lust, oder ein Leiden auch biologisch sich bezeugt. Der Prozess aller Gefühle steht in der Art und Weise seines Ablaufs in engem Zusammenhang mit dem Verlauf der rhythmischen Bewegungen in ihrem Träger als Ganzem. Die materielle Unterlage dieser Bewegungen ist in dem deren Träger eigenen Stoffwechsel in weitestem Sinne und vornehmlich in dem Nervensystem und sympathischen Nervengeflecht des Organismus gegeben und zu suchen. Die Beispiele hierfür sind ohne weiteres jedem zur Hand. Man braucht nur an die depressiven drückenden Gefühle der Trauer, an die Lähmung des Schreckens, an die erregenden Affekte des Zornes und der Freude zu erinnern. Wir erleben das Gefühl der Freude z. B. als ein lebhaftes Gefühl, das ein Merkmal für die gesteigerte Phase in der rhythmischen Bewegung ist; durch diese Steigerung wird der Stoffwechsel erhöht und dessen Schlacken werden entfernt, während wir die Trauer, das Leiden als einen Druck, eine Last empfinden, eine Folge des verminderten Stoffwechsels mit dessen Anhäufung von Schlacken im Organismus.

Wird der Rhythmus und der mit ihm eng verknüpfte Stoffwechsel wiederholt in der absteigenden Phase mit deren Geschwindigkeitsverringerung in Anspruch genommen oder dauernd darin erhalten, so werden die Affekte der Trauer, des Leidens, des Zorns und ebenso die in der aufsteigenden Phase auftretenden gegenseitigen Affekte zu Leidenschaften, die von den Affekten, als vorübergehenden seelischen Akten und intensiven Gefühlserregungen nur durch ihre dauernde eingewohnte Einstellung in den Organismus sich unterscheiden. Daher dann die häufig schon äusserlich erkennbare Beeinträchtigung des Organismus leidenschaftlicher Individuen, deren Stoffwechselvorgänge über das mittlere Mass hinaus nach der Lust- oder Unlustseite hin beansprucht worden



und in eine dem Individuum nachteilige und es gleich äusserlich kennzeichnende Richtung gebracht sind. Man könnte diese Vorgänge den arteriellen bzw. venösen Stauungen gleichsetzen, deren Schädlichkeit bekannt ist. Umgebung, Gewöhnung, Erziehung können als Gegenmittel dienen; das am meisten wirksame sind aber stets die Erkenntnisfähigkeit, die Erfahrungen und der Gemütszustand oder das Temperament des Individuums selber, die mit diesem variieren, weil sie es eigentlich und in Wirklichkeit selber sind und ausmachen. Der Erfahrungsschatz eines Individuums, der ihm überkommen, durch Umgebung, Gewöhnung und Erziehung neuerweckt und vermehrt ist und die Gemütsverfassung oder das Temperament dieses Individuums bilden zusammen das Mass für dessen grössere oder geringere Schnelligkeit in der Auslösbarkeit und Anschlussfähigkeit des in ihm spielenden Rhythmus mit dessen Phasenbewegungen und deren Einfluss auf den Stoffwechsel, die zugehörige Nervenspannung bzw. auf die damit einhergehenden Molekularbewegungen.

Wir wissen aus der Erfahrung und mittels experimenteller Forschung, dass schwache und zu starke Reize dem Protoplasma nicht förderlich sind und deren Mittelmass ihm am meisten zuträglich; es zeigt sich aber auch, dass nicht das Leiden, sondern ein mittlerer Widerstand das lebensteigernde Moment für das Individuum ist. Der Rhythmus der Körperzellen muss die Fähigkeit behalten, sich wieder relativ herstellen zu können; bei zu schwachen Reizen bleibt seine Erziehung aus, die nichts anderes als eine Auslese aus seinen ihm eigenen Gangphasen ist, bei zu starken wird er zu plötzlich aus seinen Phasen gerissen. Daher denn auch seelische Leiden, die gar zu plötzlich auftreten, selbst töten, ebenso wie zu lang anhaltende den gleichen Effekt herbeiführen können. „Herzeleid ist der Tod selbst," sagt uns der Menschenkenner Luther, und Homer in seiner einfachen Weise erklärt: „Im Unglück altern die Menschen früh."

Der Grund für das letztere liegt darin, dass das Lebensgefühl, der Rhythmus als dessen Begleiterscheinung verlangsamt ist, desgleichen die Stoffwechselvorgänge und zugleich mit ihnen die Reizleitungen durch Anhäufung von Schlacken; damit ist ein zu grosser Widerstand gesetzt, dem neu auftretende Reize nicht gewachsen sind. Indolenz gegen diese und Gleichgültigkeit mit Missmut und Krittlichkeit gegen alles Neue, das abgelehnt wird, sind die Folgen und Kennzeichen sowohl des Alters wie anhaltender chronischer seelischer Leiden, die ebenso abstumpfend wie jenes sind und dessen physiologischen Zustand gleichsam vorwegnehmen.

Während wir aber gegen das physiologische Altern noch nach Mitteln auf der Suche sind, sind die Mittel gegen die Leiden, die in ihrer Wirkung ihm analog zu setzen sind, längst in Anwendung. Das Ziel, das sie erstreben, ist die Befreiung des Gemüts, des Inneren des



Menschen von der auf ihm lastenden Bedrückung und Beengung durch das Leiden. Die Anwendung der Hypnose, Suggestion in allen ihren Formen gehören zu diesen Mitteln; auch die Wunderheilungen, von denen in alter Zeit und selbst in der neuesten berichtet wird. Jedenfalls sind die Mittel so mannigfaltig, dass sie hier nicht alle aufgezählt, sondern nur flüchtig gestreift werden können. Eins der ersten und hauptsächlichen Mittel bildet die Sprache, die allgemein jeden Ausdruck von Empfindungen, Vorstellungen, Urteilen, Begriffen in sich fasst. Mit dieser Fähigkeit ist sie das erste und nächstliegende Mittel, sich vom Leiden und dessen Einengung zu befreien. Der gemeine Mann wendet sie daher auch heute ebenso an wie in Urzeiten. Er schafft sich in Worten Luft. Das Schimpfen der Fischweiber, Fuhrknechte und ähnlicher Persönlichkeiten ist bekannt und sprichwörtlich. Es ist zwar ein untaugliches Mittel und etwa dem gleich zu stellen, wenn der Wilde seinen Fetisch zerschlägt, der ihn trotz aller Sühnen und Opfer im Stiche gelassen hat, aber es befreit beide von ihrem Drucke und ihrer Last mittels der Veränderung ihres Stoffwechsels und mittels der Beseitigung von dessen infolge der verlangsamten Gangphase des Rhythmus hervorgerufenen Stauung. Die Verstandestätigkeit ist allerdings in beiden Fällen noch sehr wenig beteiligt, die Einbildungskraft, die niederen Hirnzentren und die Tätigkeit der Reflexe überwiegen bei solchem Tun. Man darf indessen die Tätigkeit der Einbildungskraft, der Phantasie in ihrer produktiven und reproduktiven Gestalt nicht etwa niedrig schätzen wollen, zumal gerade die Synthese der Verstandestätigkeit mit der Phantasie, durch welche Synthese die Vernunft sich gestaltet, zu einer wirklichen Vorbeugung und Abwehr des Leidens werden kann, vorausgesetzt, dass sie sich in eine wirkliche und wirkende Tat umsetzt. Ist dies nicht der Fall, so wird die Last des Widerstandes zu gross und sucht auf anderen Wegen Erleichterung. Die Wünsche, das Begehren treten an die Stelle des festen Willens, der die Tat stets auslöst. Der Zwang, der das Individuum und häufig genug die Massen belastet, nimmt jedoch auch häufig seinen Ausweg in Liedern, in Dichtungen u. dgl. Bekannt ist, dass Goethe von seinen Gedichten berichtet, sie seien Gelegenheitsgedichte, d. h. sie sind entstanden, um ihn seelisch und geistig zu befreien, ihn von dem Leiden und Schmerzen zu erlösen, die ihn bedrängten und bedrückten. Tassos Worte: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide,“ bilden die beste Illustration für den Seelenzustand, in dem der mit künstlerischer Phantasie und Kraft Begabte zum Lied und zur Leier greift, damit seine gemütlichen und intellektuellen Kräfte und Energien zur Einigung bringt und sich befreit. Für die Massen ist das Volkslied von der gleichen Wirkung; seine Entstehung ist auf dem gleichen Grunde zu suchen. Es vermag der Bedrängnis der Massen, ihrem schweren



Herzen Luft zu schaffen und wirkt zugleich auf die befreiend, die in der gleichen Not sich finden; wie denn im letzten Grunde die Sprache an und für sich nicht etwa als eine blosse Assoziation zwischen Gedanken und Worten restlos aufzufassen ist, sondern einzig und allein dem Zweck einer Entlastung des mit Sprachfähigkeit ausgerüsteten Bewusstseins dient. Dies sogar häufig ohne Rücksicht auf Mitteilung an andere. Einen Beweis dafür können die Erfahrungen an geistig Erkrankten bieten (Logorrhöe usw.). Eine Befreiung anderer, höherer und erfreulicherer Art bietet jede wahrhaft künstlerische Betätigung und deren Erzeugnis in subjektiver wie objektiver Hinsicht. In dieser objektiven Hinsicht übt aber selbst die einfachste, ungekünstelte, fast formlose Sprache, sogar bereits deren Tonfall, auf ihren Hörer eine befreiende oder hemmende Wirkung (Zauber-, Segens-, Trostsprüche, Krankheitsbesprechungen, Flüche) (usw.) Mit dieser Wirkung erklärt sich auch die sonst fast unbegreifliche Gewalt und Schnelligkeit, mit der sich Volkslieder verbreiten. Daher bleiben auch ihre eigentlichen Verfasser unbekannt; denn sie haben mit ihren Liedern den Rhythmus getroffen, der im ganzen Volke spielt und daher in ihm sogleich, wenn nur angeschlagen, mittönt. Auf diesem Grunde ruhen die Wirkungen von Dichtungen, wie Faust, das hohe Lied, Hiob u. ä., die zur Weltpoesie zählen, weil sie nicht das Empfinden, die Stellungnahme, die Lust und Schmerzen nur eines Volkes, sondern der ganzen Menschheit, deren Weben und Streben zum Vorwurf und Inhalt haben und überall und jederzeit in ihr sich findende ähnliche und gleiche Saiten anschlagen. Der Lebensgang eines Volkes zeigt sich in seinen Liedern und Dichtungen. Die Innigkeit und Kraft des deutschen Volkes spiegelt sich ebenso in seinen Volksliedern, wie seine Gesundheit und sein biederer gerader Sinn in seinem Humor. Die Kriegs- und Soldatenlieder sind hierfür ein Beispiel. Die hebräischen und slavischen Melodien mit ihrer Schwermut, die Dichtungen der Propheten mit ihrer unverwüstlichen Hoffnung, die Kirchenlieder mit ihrer Inbrunst und ihrem Vertrauen auf Gott und seine stete Hilfe sind gleichfalls nur der Ausdruck und Widerhall der Leiden, Schmerzen und Qualen, die dem Menschen, gleichviel welcher Religion er sich auch zubekennt, widerfahren. Das jüdische Volk hat seine häufig gescholtene Ironie vornehmlich und ausschliesslich seinem Passionswege durch die Völker und Länder zu verdanken; denn in den Zeiten seiner Blüte, in seinem Heimatlande sucht man bei ihm diese Eigenschaft vergeblich; die Ironie stellt sich bei ihm erst ein als eine Korrektur und ein Ausfluss der Leiden, die es in der Fremde, im Exil und vornehmlich im Ghetto erfahren. Denn nur da tritt jene Gestaltung des Denkens und der Rede, die Ironie hervor, wo eine über ihre Umgebung innerlich überlegen sich dünkende Persönlichkeit, oder Summe von Persönlichkeiten bzw. eine wirklich überlegene Person der ihr von dieser Umgebung aufgedrun-



genen Rolle sich anpasst und aus dieser heraus redet und handelt. Das aus dieser Zwangslage entspringende Leid sucht das Individuum alsdann durch ein gewaltsames Zurückdrängen und Sichhinwegsetzen über sein eigenes Selbst, seine eigene Stimmung zu mildern und verfällt damit der Ironie, die durch ein Persiflieren der Umgebung, deren absichtliches Minderschätzen und Uebersehen bzw. Hinuntersehen auf sie und durch die gleiche Behandlung ihres Trägers selber diesen von dem ihn belastenden Widerstreit und Zwange wenigstens innerlich befreit bzw. zu befreien sucht. Das sich auserwählt dünkende Volk verspottet sich selber und seine Leiden, gerade weil es auserwählt ist, und wird und wurde damit zum Typus des Ironikers; denn es fühlte den Zwiespalt zwischen der ihm gewordenen Verheissung und seiner tatsächlichen Lage, mag es nun diese freiwillig sich auferlegt haben oder in sie gewaltsam gekommen sein. Die ihm in seiner Absperrung durch das Ghetto täglich erwachsenden Schmähungen und Leiden suchte es gerade durch weitere Selbsterniedrigung und eine scheinbare Anerkennung der Ueberlegenheit seiner Peiniger zu mildern, weil es sie durch ein kraftvolles Tun nicht zu tilgen vermochte. Daher kam es zu seiner Ironie. Auch die romantische Ironie mit ihrem freien Schweben über allem sonst Gewerteten, ihrem verächtlichen Hinwegsehen über alles Bedingte, ihrem spöttischen Spielen mit dem eigenen Ich, der eigenen Stimmung, eigener und fremder Tüchtigkeit und Kunst, mit ihrer Zerrissenheit quillt aus einer ähnlichen psychologischen Quelle. Mag jedoch diese Ironie auch noch so negierend erscheinen, ihrem jeweiligen Träger verleiht sie eine positive Kraft und hilft ihm die Zeitepoche, aus der heraus sie in ihm entstanden, ertragen und überwinden. E. T. A. Hoffmann, Jean Paul, Schlegel, Tieck, Heinrich Heine, Friedrich Wilhelm IV, den man den Romantiker auf dem Throne genannt, waren lebende Illustration des hier geschilderten, in den Zeitläuften, Verhältnissen und der Persönlichkeit selber sich gründenden und aus ihnen quellenden seelischen Prozesses der Ironie. Sie verglichen allesamt die Hoffnungen und Versprechungen der Freiheitskriege mit der aus ihnen hervorgegangenen Wirklichkeit und verfielen, mangels an kräftiger Tat, der Romantik und Ironie, teilweise sogar auf Kosten ihres Talents und Charakters, wie sich dies ganz sichtbar bei Heine zeigt, der allerdings zweifach belastet war, mit der Ungunst der Zeiten und wie er, sich selber verspottend, einmal sagt, mit seinem Judentum!

Das Leiden erweist sich hiernach einerseits als ein aktiver, anderseits als ein passiver, seelischer Vorgang. Aktiv und passiv zeigen sich in ihm als zusammengehöriges Element. Der aktive Prozess wird in dem ihn Uebenden stets einen Riss, einen Zwiespalt hervorrufen, dessen sich der Täter allerdings erst nach der Tat bewusst zu werden vermag, sobald seine Leidenschaft, sein Affekt, aus denen heraus und mit welchen das Leiden dem Widersacher zugefügt wurde, verflogen sind. Es folgt als-



dann die Reue der Tat auf dem Fusse, die indessen hierdurch nicht geändert werden kann; daher denn auch die Reue selber nicht zu billigen ist, die doch nie den Stachel, den die Tat an sich in dem Verletzten zurückgelassen, völlig zu tilgen vermag. Die Reue hat auch nicht etwa ein Läuterungsmoment in sich, sondern setzt eher ihren Träger herab, weil sie ein Ausfluss der Furcht und des Mitleids ist, die beide nicht ethischen Motiven entspringen, sondern nur auf die eigenen, inneren, selbstischen Zustände und Beweggründe des Menschen zurückführen. Daher denn auch Kant und Spinoza im Gegensatz zu Schopenhauer das Mitleid ablehnen, der es sogar zum Prinzip seiner Ethik erhoben hat. Hierin ganz konsequent seiner pessimistischen Lehre, die letzthin auf Autosuggestion, auf das Nirwana hinausläuft, gleich der buddhistischen und indischen, auf eine Identifikation unserer selbst mit dem Leidenden und damit auf schwächliche, blind treibende, die eigene liebe Persönlichkeit in letzter Instanz befriedigende innere, nicht von Erkenntnis und der gesetzgebenden Vernunft geleitete Regungen und Gründe.

Der gleichen Quelle, wie die Ironie, entspringt der Humor. Auch er ist imstande, das Gemüt und den Verstand von ihrer durch Leid und Schmerz verursachten Dissonanz zu lösen. Er erleichtert die Seele, bringt Verstand und Gemüt zur Einheit und Einigung und lässt sie bei allem tiefen Ernst der Sachlage sich als Ueberlegene fühlen, indem er sie das Heitere in ihm erblicken lässt, und dadurch den Ernst der Situation mildert und verklärt. Fritz Reuter mag hier zur Illustration dienen; durch seine ganze Veranlagung, seine besondere Individualität und deren Heranbildung war er vor einer Milderung seiner Leiden mittels der Ironie gefeit. Wie aber Individuen, so werden auch ganze Zeiten und Völker in anderer, gleichwohl analoger Art und durch andere der jeweiligen Zeitepoche gemässe Mittel von ihren Leiden befreit, oder suchen sich wenigstens von ihnen zu befreien; und wie das Individuum zu verschiedenen Zeiten seines Lebens die verschiedensten Gefühle als Lust und Leid wertet und ihnen dementsprechend begegnet, so hat auch die Menschheit auf ihrem Entwickelungsgange von ihrem Ursprung bis auf den heutigen Tag dies getan. Auf der ersten Stufe stand der Mensch noch gleichsam stumm und starr den Qualen gegenüber, die ihm die Naturmächte bereiteten; er empfand wohl das augenblickliche Leiden und die gegenwärtige Lust, aber gleich dem Tiere vergass er sie ebenso schnell; der Rhythmus seines Lebensgefühls hatte sich noch nicht eingelebt und einleben können in die häufig wechselnden Gangphasen, in die er durch die in seinem Träger von der Natur her mittelbar erregten Aktionen und Reaktionen versetzt wurde. Dazu waren auch das Gedächtnis oder die Quote der Erfahrungen, die der Mensch in seinen Anfängen hätte machen und sammeln können, noch zu gering. Daher war und blieb ihm als noch primitivem Geist auch der Blick in die Zukunft versagt. Vollends staunend und gänzlich betäubt stand er vor



den katastrophalen Mächten der Natur, dem Donner und Blitz, dem Erdbeben, dem Ausbruch feuerspeiender Berge, dem Hereinbrechen von Sturmfluten u. a. m. Auch heute noch sind diese Naturkatastrophen mit den Leiden, die sie über die Menschheit bringen, für den Menschen überwältigend, zumal sie wahllos den Schuldigen wie den Schuldlosen ebenso wie ehedem treffen. Er steht ihnen indessen nicht mehr stumm und starr gegenüber, er fragt nach ihren Ursachen und hat, weil er, wie man dies ausgedrückt hat, ein fragendes Tier ist, im ganzen Grossen auch die Mittel erfragt und erforscht, durch welche er selbst diese ihm heute noch unvermeidlichen katastrophalen Leiden zwar nicht abwenden, aber lindern, ihr Nahen voraussehen und vor ihnen sich schützen kann. Der Mensch erduldet diese katastrophalen Leiden nicht mehr als passiver Dulder. Er ergeht sich darüber auch nicht mehr in zwecklose Klage und Anschuldigungen gegen Mächte und Gebilde, die er selber mittels seiner Phantasie und spekulativen Denkens sich geschaffen. Er illusioniert und personifiziert nicht mehr die Naturmächte oder projiziert sie aus der Introjektion, die er an sich auf Grund seiner Umgebung und an der Natur auf Grund seiner Erlebnisse vollzogen hat, einerseits in die diesseitige Welt als kleinere gute oder böse Geister, andererseits in die jenseitige als eine Gottheit; denn diese ist doch nur das ins Groteske verzerrte und vergrösserte Ebenbild des menschlichen Wesens selber, seiner Seele und gleichsam eine in dem Weltganzen wohnende, übernatürliche Zentralseele. Sonach im letzten Grunde ein krasser Anthropomorphismus. Er sucht vielmehr den Ursachen der Leiden selber nachzugehen, die in der Natur und heute vornehmlich in den ökonomischen und sozialen Verhältnissen belegen sind; diese sucht er vielmehr zu erforschen, womit er zugleich die Mittel sie zu bekämpfen gewinnt. Die Stufen des passiven Erduldens, des Fetischismus, Totemismus, Animismus hat der Mensch im grossen Ganzen zwar überschritten und ebenso die Stufe, auf welcher er den mit seiner erst erwachenden Verstandestätigkeit und sie noch stark überwuchernden Einbildungskraft die von ihm geschaffenen Gebilde personifizierte, sie als drohende oder gütige Mächte anbetete und sogar ihnen sich selber zum Opfer zu bringen nicht scheute. Statt der Menschenopfer folgte jetzt die Stufe, auf der er seinen Gebilden Ströme von Blut unschuldiger Tiere weihte und mit ihm die Erde tränkte, indem er damit gleichsam sein eigenes Leiden auf das unschuldige Tier übertrug, das nicht gleich ihm fragen konnte: wozu, woher und warum? Je mehr die Verstandestätigkeit im Menschen rege wurde, um so stärker und lauter ertönte auch diese Frage, und dämmte nicht nur die allzustark hervortretende Phantasie, sondern zunächst wenigstens das Morden der unschuldigen Tiere ein. Schon die Propheten erheben Einspruch gegen die zahllosen Opfer und wollen den Menschen auf die Besserung durch ihn selbst, damit auf die Linderung seiner Leiden durch ihn selber verweisen und sein von



Angst und Not bedrängtes und gequältes Inneres befreien. Lag hierin bereits ein Fortschritt, so auch in dem Hinweise auf ein besseres Jenseits, der die vorhandenen und drohenden Uebel dadurch zu überwinden suchte und glaubte, wenn er die Leidenden dazu veranlasste vor ihnen die Augen zu schliessen und sich damit zu begnügen, dass als Ersatz in einer künftigen Welt die phantasiegeschmückten Freuden ihrer warten. Waren es vorerst auch nur Worte und Verheissungen, die des Menschen innere Qual und äussere Leiden zu mildern suchten, so sah er doch nicht mehr nur und allein überall böse und drohende Mächte; er sah auch die gütigen, ihm Glück verheissenden. Sein Lebensrhythmus wurde und war auf eine andere Gangphase eingestellt. Durch das „Erkenne dich selbst", die Mahnungen und frohen Botschaften, die ihm die Vermischung griechischer mit altindischer, altpersischer, asiatischer und jüdischer Weisheit bot, auf die von ihm selber anzubahnende und zu vollendende eigene Läuterung seines Inneren und Aeusseren hingewiesen, fand er schliesslich die Handhabe, seine innere Freiheit auch wieder zu gewinnen und vermochte es damit die Leiden seines inneren Wesens durch die Tat, die durch eine solche Läuterung stets gefordert wird, zu tilgen. Rudimente dieser Stufe sind noch zahlreich und waren zeitweise in recht starkem Grade wirksam vorhanden. Wir finden diese Rudimente z. B. im Asketismus, der den Gipfel der Verirrung und Abirrung von jenen den Menschen auf ihn selber hinweisenden Lehren eines Konfucius, Buddha, Jesus, Sokrates erstieg, indem er die Menschheit zum Kasteien, Peitschen, Fasten u. a. anhielt, zu einem im letzten Grunde doch nur recht rohen Ersatz für die Opferungen, die der Mensch vordem an sich selber und den unschuldigen Tieren vollzogen hatte.

Ein ähnliches Rudiment kann man in dem Fatalismus, dem Quietismus und der Resignation erblicken. Der Fatalismus und pessimistische Quietismus haben im Abendlande allerdings kein rechtes Gedeihen gezeigt. Je näher nach Westen, desto weniger fanden sie Anhang. Das ist unter anderem eine Folge der gemässigten Zone unseres Klimas, das die in ihr wohnenden Menschen gleichsam von selber zur Tat drängt. Dafür hat sich der optimistische Quietismus um so mehr hier verbreiten können. Er ist es, der uns vorspiegelt: Die Welt ist einmal eine Welt der Leiden, und daher muss sich der Mensch mit ihnen abfinden. Die Formen ändern sich zwar, aber nicht ihr Inhalt. „Nichts Neues unter der Sonne." Die Welt ist zwar schlimm und böse, aber sie ist die bestmögliche. Nie war es anders, unsere Vorahnen haben gelitten, also muss auch uns das Leiden als ein Naturgesetz, als starr und unabänderlich gelten und getragen werden. Mit all diesen das Leiden beschönigenden und selbst verherrlichenden Hinweisen, die aus der Not eine Tugend machen, wird der Mensch aber immer mehr der Sklave der ihn umgebenden ökonomischen und sozialen Verhältnisse; er wird von deren Erforschung abgelenkt und

damit auch von der Tat, die allein ihm helfen kann. Auf die aus diesen Verhältnissen fliessenden Leiden hat er jedoch heute mehr als je zu merken; denn die Naturkatastrophen mit ihren Lasten und die sonstigen aus der Natur ihm vordem entstandenen hat er zum grössten Teile bereits überwunden. Diese Letzteren engen sein inneres Wesen nicht mehr ein, seitdem ihm die Lehre Kants den Irrtum einer Vermischung zweier Welten, der diesseitigen und jenseitigen, auch klar und unbarmherzig blossgelegt und vornehmlich seitdem die naturwissenschaftliche Forschung präzis und exakt die Gesetzlichkeit und die Zusammenhänge allen Geschehens nachgewiesen hat und täglich nachzuweisen am Werke ist. Religiöses Empfinden und wissenschaftliche Forschung haben sich seitdem reinlich geschieden, wenn auch Rückschläge hier, wie stets, nicht ausgeblieben sind und ferner nicht ausbleiben werden. Unsere Erkenntnis und Forschungsmittel sind zu einer Höhe angewachsen, die Erfahrungen, die von der Menschheit als Ganzem angesammelt worden sind, derartig geworden, dass sie gleichsam aus sich selber heraus zur Tat und Verwendung drängen. Waren vordem Resignation, Quietismus, Quäkertum, Pietisterei die Mittel, so ist jetzt das einzig Wirksame das tätige Eingreifen. Denn gerade der Handelnde, der Tätige besitzt ein Gegengewicht gegen blosse Gefühle und gegen die Schwere einer Lage und ihre Pein. Er stellt alle seine Energien auf die Bewältigung der Hemmungen und Fährnisse ein, die ihm drohen, und begegnet ihnen durch seine Tätigkeit, die ihn von Sentimentalitäten und trüben Gedanken fernhält und seine eigene Persönlichkeit in den Hintergrund stellt. Der jetzige Weltkrieg mit seinen fast übermenschlichen Anforderungen an Geist und Körper bietet hierfür eine treffliche Illustration. Vor allem bei denen in der Front. In Erich Everths Schrift: „Von der Seele des Soldaten im Felde“, „Bemerkungen eines Kriegsteilnehmers“ (Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1915) lesen wir u. a. für unser Thema gerade Bemerkenswertem, dass z. B. in der Atmosphäre der Front auch der Kriegsklatsch nicht existiert. Erst in den „rückwärtigen Verbindungen, Etappen, Lazaretten fängt diese Seuche“ wieder an. „Die Mehrzahl wird draussen stiller“, mancher, weil er zum ersten Male so tiefe „Blicke in das Leben tat“ und mit der Verarbeitung grosser Erlebnisse innerlich noch lange, selbst wenn er wieder in der Heimat ist, beschäftigt wird. Allein dieses derart scheinbar abgeschlossene und seine Erfahrungen in sich verarbeitende Ich vermag andererseits ohne jede Ueberwindung sich den grossen ethischen Zusammenhängen, in die es gestellt ist, unverweilt anzuschliessen, für deren grossen Zwecke tätig zu sein und vielleicht gar zu fallen. Millionen tun dies gleichsam suggestioniert. Die psychologischen Faktoren, die dies erleichtern, werden dem Einzelnen zwar, nie aber der grossen Masse klar und kommen ihr nicht zur vollen Einsicht. Erst später gelangen selbst die Einsichtigen zu der Ueberlegung, zu der Ueberzeugung, dass der Zweck, für den sie sich



einsetzten, auch des Einsatzes wert war und sein musste, dass er ein höherer und grösserer ist als die einzelne Persönlichkeit, die aus ihrem blossen Gefühl heraus für jenes Ziel Tod und Gefahren auf sich nahm. Wahrhaft lebensfähig, lebenswert und der Opferung des Lebens für ihn würdig wird dieser Zweck aber erst dann, wenn er die Persönlichkeit als einen ihm organisch zugehörigen Bestandteil anzuerkennen und zu werten sich nicht sträubt, und in der Integrität und Wahrung der Würde der Persönlichkeit zugleich seine eigene, des Staates und des Ganzen, Würde und Unversehrtheit eingeschlossen sieht.

Allein selbst das tätige Eingreifen unterscheidet sich nur dem Grade nicht der Art nach von den in den vorhergegangenen Entwickelungsstufen gebrauchten Mitteln, die doch alle der gleichen Tendenz nach Befreiung von den auf der Menschheit lastenden und beengenden inneren und äusseren Leiden dienen sollten und dienten. Lust und Versöhnung mit dem Leben selber, mit dessen den Menschen bedrängenden und bedrohenden unbekannten Kräften und Mächten, das durch diese selber hervorgerufene Verlangen und Streben, die Rhythmen der Zeiten in eine andere Gangphase zu bringen und zu leiten, da die herrschende das Leben zu zerstören drohte, wenn ihr nicht der Ausgleich durch die niedergehaltene kam, das allein ist das Eigentliche, das sich in allen Entwicklungsphasen der Menschheit von ihrem Beginn an bis auf die heutige zur Geltung bringt. Ob die Entwickelungsstufe nur vorherrschend erst von der Phantasie erfüllt ist, ob von der erst erwachenden Verstandestätigkeit, mag diese jene, oder umgekehrt überwuchern und meistern, immer bleibt der Grundton erhalten, der in dem Widerstand gegen das Leiden und in dem hierdurch erforderten, der Entwickelungsphase gemäss gebrauchten, oft genug aber als untauglich sich erweisenden Mittel liegt. Phantasie, Phantasmen, Spekulationen, Gedanken und letzthin ernster Willen und wirkliche Tat kennzeichnen den bisherigen und zukünftigen Entwickelungsgang und Kampf der Menschheit gegen das Leiden. Die rechte Tat, der wir noch entgegenzusehen haben, liegt in der Synthese, in der Vereinigung, welche der Verstand mit der Phantasie in allen ihren Arten einzugehen hat, durch die er einheitlich durchdrungen, zur Vernunft und wahren Erkenntnis erweitert und emporgehoben werden kann. Hieraus wird erst die rechte Tat gezeugt, die aus Vernunft geboren, auch der ökonomischen, sozialen Verhältnisse Meister zu werden und deren Nöte im gesellschaftlichen, religiösen, sozialen und staatlichen Leben nicht nur zu mildern, sondern auch zu tilgen vermag. Wie volle Erkenntnis und tiefes Gemüt uns Leiden und Schmerzen erst bringen, so sind sie es, die sie völlig ausmerzen können, wenn sie sich nur in die durch sie befruchtete Tat umsetzen. Das liess sich psychologisch, physiologisch und soziologisch nachweisen und kann zugleich zu einem Beweise für die alles Leben und Dasein letzten Endes durchdringende Einheit dienen.



Das Resultat unserer Betrachtungen lässt sich kurz dahin zusammenfassen. Das Leben ist ein allgewaltiger Prozess, der in einem grossen alle Lebewesen umfassenden und einer jeden von deren Arten besonders eigenen Rhythmus verläuft, dessen auf- und absteigende Gangphasen mittlerer Reizwirkungen bedürfen, um ihn und damit das Leben selber zu erhalten. Diese auf- und absteigenden Geschwindigkeitsänderungen des Lebensrhythmus imponieren in höher organisierten, zum Empfinden und einem höheren Gedächtnis fähig gewordenen Lebewesen als eine Mischung von Lust und Unlust. Diese Mischung von Lust und Unlust, als den allgemeinen Grundgefühlen, mit denen sich andere Gefühle verbinden, macht psychologisch angeschaut das Leben dieser Lebewesen aus. Aus dem Kampf und Ausgleich von Lust und Unlust und den ihnen sich zugesellenden Komplexionen schälen sich beim höchstorganisierten Lebewesen, dem Menschen, Schmerz und Leiden, Freude und Wohlergehen heraus.

Wer den Sinn, den Zweck des Lebens allein im Leiden findet und sieht, hat seinen Lohn dahin. Dies entspricht seiner Individualität, seiner Eigenheit, seinem überkommenen durch Umgebung, Gewöhnung, Erziehung hinzuerworbenen Erfahrungsschatz, den ihm eignenden Gefühlszuständen, seinem Temperament und seiner Phantasie. Allein das Leben erhebt aus sich selber heraus energischen Protest gegen solche Einseitigkeit; denn es wurzelt im Kampf und Ausgleich, ist Kampf und Ausgleich. Es will sich selber behaupten und behauptet sich nur durch Abwehr von Schmerz und Leid, durch deren Milderung in irgend einer der geschilderten Formen. Die rechte und wirkliche Abwehr allen Leidens kann jedoch nur mittels der Vernunft-Tat dem Menschen werden, die durch verständige Einsicht und durch die dieser zur harmonischen Einigung und Einheit vermählte Phantasie gezeugt wird. Diese Entwickelungsphase des uralten Kampfes der Menschheit mit ihrem Leiden steigt herauf. Sieg verheisst in diesem Kampfe einzig und allein die vernunftgeborene Tat, der aus der Menschheit selber geborene „Logos“. Allerdings ein unendliches und unendlich fernes Ziel, mit dessen Verwirklichung das Leben selber seinen Gleichgewichtszustand und sein Ende fände. Zum Lehrer und Wegweiser auf dieser unendlichen Bahn kann wiederum Goethe mit seinen für alle Zeiten und Lagen beherzigenswerten Worten uns dienen:

„Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken
Führt Dich nicht aufwärts,
Macht Dich nicht frei!
Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.“



Die heilpädagogische Sprechstunde.

Von **Arno Fuchs**, Direktor der städt. Hilfsfortbildungsschule in Berlin.

Wie das Berliner Gemeindeblatt und die Tageszeitungen im Februar d. J. mitteilten, hat das Schulwesen Berlins durch die Einrichtung einer „heilpädagogischen Sprechstunde“, die der Verfasser dieser Mitteilung abhält[1]), eine Ergänzung erfahren. Es dürfte für manchen von Interesse sein, über die Entstehung und Aufgabe derselben etwas Näheres zu hören.

Es lag in der Natur der bisherigen und jetzigen Tätigkeit des Verfassers, dass er seit Jahren von Eltern geistig schwacher und eigentümlicher Kinder um pädagogischen Rat angegangen wurde. Die Menge der Anfragen und die Mannigfaltigkeit des Kindermaterials, das zur Begutachtung vorgestellt wurde, waren ein deutlicher Beweis dafür, dass in einem nicht unerheblichen Teil der Bevölkerung das Bedürfnis nach einer ständigen Auskunftsstelle für heilpädagogische Fragen bestand. Andererseits erschien es als eine selbstverständliche Notwendigkeit, in dem gewaltigen Schulorganismus Berlins, der etwa 2500 Hilfsschulkinder, 1000 Hilfsfortbildungsschüler und -schülerinnen, 200—300 geistesschwache und epileptische Anstaltszöglinge, eine Anzahl von der Schulpflicht befreite und im Elternhaus weilende schwer Schwachsinnige, mehrere auf städtische Kosten unterrichtlich versorgte schwer kranke Privatschüler, zahlreiche Fürsorgezöglinge und schliesslich die nicht kleine Gruppe der pathologischen Naturen in unseren höheren und niederen Normalschulen umfasst, eine Stelle geschaffen zu sehen, welche besorgten Eltern einen objektiven und fachmännischen Rat unentgeltlich erteilen könnte. Da die Eltern zu jeder Zeit mit Anfragen an den Verfasser herantraten, sah er sich im Hinblick auf seine Berufsarbeit veranlasst, die Raterteilung auf bestimmte Stunden in der Woche zu verlegen. Die städtische Schulbehörde (die Deputation für die Fortbildungsschulen und die Schuldeputation) hat diesem Vorhaben zugestimmt und die Einrichtung selbst gebilligt. Die heilpädagogische Sprechstunde ist also in gewissem Sinne eine städtische Einrichtung und gewinnt als solche sozialpädagogische Bedeutung.

Das Arbeitsgebiet der „heilpädagogischen Sprechstunde“ ist durch das bisher beobachtete Bedürfnis genau begrenzt. Es erstreckt sich auf alle die Kindesnaturen, die in ihrer Erscheinung oder im Urteil der Erzieher so erheblich von der Normalität abweichen, dass besondere Massnahmen zu ihrer erziehlichen Behandlung erforderlich erscheinen; es umfasst also die pädagogischen Fehler, die auf Begabungsunterschiede, Willensschwankungen, gesunde Eigenart innerhalb der normalen Sphäre

[1]) Jeden Donnerstag von 10—12 Uhr vormittags im Schulhause Bergstr. 58.

zurückzuführen sind, nicht, wohl aber die Grenzfälle. Im einzelnen kommen folgende 4 Formen in Betracht:

1. Kinder mit Intelligenzschwäche, also alle Grade der mangelhaften Begabung, von der schwachen Beanlagung bis zum schweren Schwachsinn und zur Bildungsunfähigkeit.

2. Kinder ohne Intelligenzschwäche, aber mit psychischen Eigentümlichkeiten, z. B. mit psychischen Schwankungen, Nervosität, Ueberempfindlichkeit, starker Reizbarkeit, Ermüdbarkeit, mit Zwangsvorstellungen, Schwermut, schweren psychischen Störungen, Jugendirresein usw.

3. Kinder mit schwererziehbarem Charakter, also alle Erscheinungen von der schwer zu behandelnden Ungezogenheit bis zu dem auf Abnormität zurückzuführenden Widerstand gegen die Erzieher, z. B. bei sittlicher Unempfindlichkeit.

4. Die Grenz- und Mischfälle von physischen Mängeln und Leiden und psychischen Abschwächungen, Eigentümlichkeiten und Störungen.

Da diese Erscheinungen alle Altersstufen und z. T. auch alle Intelligenzgrade der Jugend betreffen, so will die Neueinrichtung wirklich der gesamten pathologischen Jugend und allen Schulen dienen.

Die Aufgabe der heilpädagogischen Sprechstunde besteht in der richtigen Beurteilung jedes einzelnen Falles und in der Raterteilung über die zweckmässigste pädagogische Heilbehandlung. Die erstere wird erreicht werden durch genaue Feststellung der Erscheinungen, Erfassung der wesentlichen Fehler und Scheidung derselben von den begleitenden, sowie Klarstellung der Ursachen und Veranlassungen, soweit sie für die Behandlung oder Beurteilung des Falles Bedeutung haben könnten. Die zweckmässigste Heilbehandlung wird eine Wahl treffen unter den geeigneten Schulen, Anstalten und sonstigen Unterbringungs- und Bildungsgelegenheiten, unter den passenden Haupt- und Nebenbeschäftigungen und unter den pädagogischen Mitteln zur Vorbeugung, Begegnung, Ableitung und Verhinderung pädagogischer Fehler und psychischer Eigentümlichkeiten. Hierbei bieten das Berliner Schulwesen mit seinen gut differenzierten Ausbildungsgelegenheiten und die zahlreichen öffentlichen und privaten Sanitäts- und Wohlfahrtseinrichtungen der Großstadt eine reiche Auswahl für die Raterteilung, der sich natürlich auch ein Bescheid über die seitens der Eltern einzuschlagenden Wege anzuschliessen haben wird. Andererseits wird das zur Vorstellung kommende Schülermaterial die Lücken in den gegenwärtig vorhandenen Unterbringungsgelegenheiten deutlicher erkennen lassen und zu bestimmten Forderungen Anlass geben.

Die Eltern und Erziehungsverpflichteten pathologischer Kindesnaturen werden am Ende ihrer Selbsthilfe angelangt sein, sobald sie zu der Ueberzeugung kommen, dass sich die in der Belehrung, Erziehung und Behandlung des Kindes bemerkbar machenden Hemmnisse nicht durch die gewöhnlichen Mittel der Schule und des Hauses beheben lassen,

also sobald das Kind trotz aller Nachhilfe hinter Gleichaltrigen weit zurückbleibt oder sich in Eigenart und Charakter auffallend von der Gesellschaft der Normalen abhebt und entfernt. In den allermeisten Fällen sind die Eltern zuerst nicht in der Lage gewesen, die Erscheinung richtig zu beurteilen. Die angewandten Mittel (Nachhilfe, körperliche Pflege, Ueberredung, jede Form der Strafe) haben sämtlich versagt, wenn nicht sogar schlimmere Erscheinungen hervorgerufen. Meist wird die gesteigerte Sorge um das Wohl des Kindes die Veranlassung sein, dass die Eltern die Sprechstunde aufsuchen.

In der Regel wird der pädagogische Rat erst nach dem ärztlichen (psychiatrischen) eingeholt werden. Da die „Sprechstunde" kein anderes Ziel verfolgt als das Wohl des zur Begutachtung vorgestellten Kindes und die Bedeutung der ärztlichen Behandlung pathologischer Naturen für jeden Einsichtigen klar liegt, ist es eine Selbstverständlichkeit, dass die „Sprechstunde" einer Vernachlässigung des ärztlichen Rates und der ärztlichen Behandlung entgegenarbeiten wird. Ebenso selbstverständlich ist die Ueberweisung aller nicht in das Arbeitsgebiet der „Sprechstunde" gehörenden Fälle an die zuständigen pädagogischen und medizinischen Einrichtungen.

Ueber den Ausbau der „heilpädagogischen Sprechstunde" kann zur Zeit nichts Bestimmtes gesagt werden. Er wird sich in der Hauptsache nach innen zu vollziehen haben, d. h. hinsichtlich der Vervollkommnung der Beurteilung und Raterteilung. Die Ergebnisse der modernen Psychologie und die zahlreichen praktischen Bestrebungen auf dem Gebiet der Heilpädagogik werden diesem Ausbau zu Hilfe kommen. Eine besondere Teilaufgabe wird sich im Laufe der Zeit in der Sichtung und wissenschaftlichen Verwertung des reichen und mannigfaltigen Beobachtungsmaterials ergeben.

Der ausserordentlich starke Zuspruch, den die „heilpädagogische Sprechstunde" während der ersten Wochen ihres Bestehens erfahren, und die Teilnahme, die sie seitens verwandter Erziehungsbestrebungen gefunden hat, lassen den Schluss zu, dass sich der Interessentenkreis der Eltern und Erziehungsverpflichteten bald um die besonderen öffentlichen und privaten Erziehungseinrichtungen erweitern wird, insofern sich auch staatliche und private Anstalten, die Fürsorgeerziehung und die Vormundschaft der „Sprechstunde" zwecks Erlangung eines pädagogischen Gutachtens bedienen werden. In dieser Richtung dürfte sich also ihr äusserer Ausbau bewegen.



Wandlungen der Libido.

An C. G. Jungs Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie aufgezeigt.

(Jahrb. f. psychoanalytische und psychopathologische Forschung. V. Bd., 1. Hälfte, 1913).

Von Dr. **Alexander Neuer** (Wien).

„Es war mein Bestreben, gewisse von den Freudschen Hypothesen abweichende Ansichten nicht als kontradiktorische Behauptungen aufzustellen, sondern als organische Weiterentwicklung der von Freud eingeführten Grundgedanken darzustellen.“ So schreibt Jung in diesem Versuche, den er in Form von Vorträgen in New-York September 1912 gehalten hat. — Wir bestreiten beides: wir wollen erweisen, dass seine Behauptungen zu denen Freuds im kontradiktorischen Gegensatze stehen und dass seine Erweiterungen nicht organisch aus Freud, auch nicht, wie er jeder Kritik zuvorkommend betont, „aus der blauen Luft heruntergeholt“ — sondern ganz unorganisch aus einem Gedankensystem geflossen sind, das den Psychoanalytikern aller Schattierungen, ja selbst Jung bekannt sein dürfte. Die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft geht aber keinesfalls soweit, auch in Neulingen Adepten zu sehen und ein fremdes Gedankensystem — wohlgemerkt ein System — als Gemeingut zu betrachten. Wenn, auf Seite 416, Maeder, nur so nebenbei und in Paranthese, als Quelle dieser „organischen Weiterentwicklung“ erwähnt wird, geschah es in der deutlichen Absicht, Alfred Adler als Vater dieses Systems zu nennen, da ja ein Blick in dasselbe Jahrbuch genügt hätte, die ganz belanglose Verteidigung der Autorschaft Maeders zu lesen, die offenkundig die Priorität Adlers zugibt.

Doch alles wird sich am besten im Zusammenhang der Darstellung des Jungschen Versuches ergeben. Unser Autor geht also zunächst von den Wandlungen der Freudschen Theorien aus, denen er scheinbar als getreuester Anhänger durch dick und dünn nachfolgt und die er gegen jedweden böswilligen Angriff der Gegner verteidigt, welche er, wie es scheint, für moralisch und intellektuell minderwertig hält. Doch folgen wir ihm auf diesem Weg, der wahrlich ein Passionsweg ist. Da ist es zunächst die Traumatheorie, die Jung höher wertet als die Theorie von der blossen Psychogeneität Charcots und die „abgesehen von den puncto Gründlichkeit wahrhaft vorbildlichen Symptomanalysen (S. 309) den Begriff der Autosuggestion zu ersetzen berufen war. Aber „obschon die tatsächlichen Entdeckungen von Breuer und Freud unzweifelhaft richtig sind“ (! S. 310), so müsse man doch gewisse Einwände erheben: die Traumatheorie erweist sich als Dispositionstheorie und wird, weil zu extrem, verworfen. Das wäre kontradiktorisch — deshalb liegt schon der Keim zur Ueberwindung dieser Dispositionstheorie in Freud



selbst und muss nicht erst von aussen herangebracht werden: dieser Keim ist die Lehre von der Verdrängung, die einer Milieutheorie besser entspricht; denn „der Verdrängungsbegriff enthält Ansätze zu einer Milieutheorie, während der Traumabegriff Dispositionstheorie ist" (S. 313). Nur weil Freud dies übersehen hatte, konnte er seine Theorie vom sexuellen Kindheitstrauma begründen. Ihr wurde „in Deutschland der Kredit überhaupt abgeschnitten", und zwar, ruft Jung voller Empörung gegen die wissenschaftlichen Banausen, aus moralischen Gründen. Und fügt hinzu: „Man kann die Beobachtungen meinetwegen unwahrscheinlich finden, aber es ist unmöglich, dass sie apriori als falsch angesehen werden". Wir antworten: Solange die Tatsachen der Freud-Schule nicht eben Tatsachen, sondern immer schon im Sinne der Theorie konstruierte (und au coin du sexe gesehene) Tatsachen sind, solange werden es sich die „Freudianer" gefallen lassen müssen, nicht in ihren Tatsachen, sondern in ihrer Theorie, d. h. apriori bekämpft zu werden. Ausserdem nimmt die Zahl der einseitigen Kritiker, d. h. im Jungschen Sinne solcher, die der Stimme ihrer Moral bei derartigen Untersuchungen Schweigen gebieten, von Jahr zu Jahr zu, und ich meine, das ewige Klagelied der Freud-Schule gegen die vorurteilsvollen Kritiker sollte bereits ein Ende genommen haben. Doch wozu regen wir uns denn auf — wer da meinen sollte, jetzt trete Jung für Freud und gegen die Opposition auf, irrt. Das war nur Schein, nur der Mantel, in den gehüllt er für Freud sprechen, aber gegen ihn kämpfen konnte; denn in Wirklichkeit nimmt er sich selbst die Moralpredigt der Banausen zu Herzen und — desexualisiert das Sexuelle. Uns erscheint dies natürlich als „kontradiktorische" Absage an Freud, ihm selbst als Weiterentwicklung der Lehren seines Meisters. Interessant ist nun die Art und Weise dieser Kastration: man spanne den Begriff der Sexualität so lange, bis alle Triebe und Funktionen der Selbst- und Arterhaltung in ihm Platz finden, bis er schliesslich zum Begriffe des Lebens wird, und man gewinnt eine Vorstellung von dem, was Libido für Jung wird. Nun, eine Nomenklatur mag konventionell sein, dagegen kann man nichts einwenden; sie ist weder falsch, noch wahr, — aber sie muss praktisch sein und darf nicht im Verlaufe der Untersuchung erfüllt werden von jener Bedeutung, die man dem Worte sonst zu geben gewohnt ist. Deshalb ist Libido ebenso unpraktisch wie Sexualität. Denn wenn für die erweiterte Bedeutung das Wort Sexualität nicht reicht, wie Jung gegen Freud (wir betonen, mit Recht!) einwendet, dann darf man nicht in denselben Fehler verfallen und das Wort Libido einführen, weil Cicero, Sallust u. a. das Wort im Sinne „leidenschaftliches Begehren" gebraucht haben. Jedenfalls erscheint es ganz eigenartig, gegen die Opposition entrüstet aufzutreten und dann schliesslich mit den Mitteln der Opposition (diese Einwände wurden wiederholt von Freud-



gegnern geäussert, siehe Isserlin, Kronfeld, Mittenzwey u. a.) seinen Meister anzugreifen, während man im Herzen bereits der geschmähten Opposition angehört. Es erscheint eigenartig und wenig bequem, weil man, wie Hinrichsen jüngst äusserte, in der Theorie besser auf einem Beine, dem Ichtrieb-Beine, als auf zwei steht (gemeint ist das Sexualtrieb-Bein). Doch das nur nebenbei. Folgen wir dem Eskamotieren: denn jetzt verschwinden die Spezifika Freudscher Theorie; nichts ist es mehr mit der Sexualität des Säuglingssaugens und -lutschens, nichts mehr mit der des Nägelkauens, Nasen- und Ohrenbohrens, und kein Oppositioneller hätte es besser ausdrücken können, als Jung selbst, wie nichtssagend die Sexualität wird (leider sieht er es nicht bei seiner Libido), wenn er auf Seite 325 sagt: „Stellte man sich aber auf den Standpunkt, das Streben nach Lustgewinnung als sexuell aufzufassen, so müsste man paradoxerweise auch den Hunger als ein sexuelles Streben auffassen; denn er strebt nach Lust in der Befriedigung." Aber Jung glaubt Freud zu retten oder gibt sich wenigstens den Schein, wenn er bald darauf sagt: „Damit soll kein Tadel ausgesprochen sein: wir müssen im Gegenteil froh sein, dass es Männer gibt, die den Mut der Masslosigkeit und Einseitigkeit haben." Und so zerfasert er nach und nach und alles, was wir gewohnt waren, als Freuds „tiefste" Intuitionen anzusehen: die polymorph-perverse Sexualität des Kindes, seinen Autoërotismus, die Lehre von den erogenen Zonen — und schliesslich kann aus diesem Hexenkessel der Sexualität bloss — Robert Mayer retten. Man lache nicht, denn diese Ungeheuerlichkeit hat ihren Sinn. Ich will ihn zu deuten versuchen.

Die vielgeschmähte Opposition hatte der Freudschen Theorie vorgeworfen, sie arbeite mit einem metaphysischen Begriff vom Unbewussten. Wie überall, steht auch hier Jung in beiden Lagern. Und so ist er gleich bereit, dem Kritiker entgegen zu kommen, im Unbewussten einen „lediglich negativen Grenzbegriff" im Sinne Kants zu sehen. Für ihn ist, wie er versichert, das Unbewusste keine Entität, sondern bloss „Terminus, über dessen metaphysische Wesenheit er sich keinerlei Vorstellungen zu machen gestattet" (S. 357), was ihn aber trotz dieser Versicherung nicht hindert, ein naiver und dogmatischer Vitalist zu sein. Man denke nicht, ich konstruierte das in ihn hinein. „Ich kann nicht umhin zu bemerken, dass die Analogie mit dem Gesetze der Erhaltung der Energie sehr nahe liegt, indem man hier wie dort, wenn man sieht, dass ein Energieeffekt erlischt, fragen muss, wo die Energie unterdessen wieder aufgetaucht ist. Wenden wir diesen Gesichtspunkt als ein heuristisches Prinzip" (eine heutzutage beliebte Ausrede aller derer, die durch ein Hinterpförtchen in die Metaphysik eindringen wollen, weil der Positivismus den Eintritt durchs Haupttor verbietet) „auf die Psychologie eines Menschenlebens an, so werden wir überraschende Ent-



deckungen machen. Wir werden dann sehen, wie die heterogensten Phasen psychologischer Entwicklung eines Individuums in energetischer Wechselbeziehung stehen. Wenn immer wir sehen, dass ein Mensch irgendeinen Spleen, eine krankhafte Ueberzeugung oder irgendeine übertriebene Psyche hat, so wissen wir: hier ist zuviel Libido, also ist das, was zu viel ist, irgendwo anders weggenommen, wo infolge dessen zu wenig ist" (S. 330). — Und da höhnen die Herren Empiriker die Philosophen und treiben solche Kindereien! Jung dürfte sich zwar auf die Lehren von Ostwald und Wentscher berufen können: auch diese wollten zur Rettung des Konstanzprinzips der Energie und Ostwald ausserdem wegen seines Monismus, im Psychischen bloss eine unter den vielen Modifikationen der alleinigen Weltenergie sehen. Und so stehen wir jetzt nach Ueberwindung des psychosexuellen Materialismus Freuds auf dem „empirischen" Boden eines psycholibidinuosen Energetismus Jungs. Nur mag sich Jung nicht als Entdecker dieses psychischen Energetismus gerieren; denn schon Breuer erwägt in den Studien über Hysterie, ob es sich um eine physische oder psychische Energie handelt, die bald vergrössert, bald verringert wird. Jedenfalls wird man sich für die Zukunft zur besseren Würdigung der Wandlungen der Libido bei Jung folgende Gleichungen merken: Libido ist psychische Energie, ist weiter gleich Schopenhauers Wille, ist schliesslich gleich Lebenskraft, denn „es kann uns nicht stören, wenn man uns Vitalismus vorwirft", sagt Jung auf Seite 342. Das ist zwar kein Schimpfwort, aber zwei Zeilen weiter empfindet es Jung doch als solches: „Wir sind von dem Glauben an eine spezifische Lebenskraft ebenso weit entfernt wie von anderer Metaphysik. Libido soll der Name sein für die Energie, die sich im Lebensprozess manifestiert und die subjektiv als Streben und Begehren wahrgenommen wird. Es wird wohl kaum nötig sein, diese Auffassung zu verteidigen" (s. 342). Nein, es wird wohl kaum nötig sein! Noch dazu, wenn man den Grund hört: „Wir schliessen uns damit bloss einer mächtigen Zeitströmung an, welche die Welt der Erscheinungen energetisch begreifen möchte!" So wird auch der Schwache stark: Wahrlich, dann hat man es wirklich nicht mehr nötig, diese Auffassung zu verteidigen. Dann mag ruhig die Urlibido Wachstumsenergie sein, dann mag sich ruhig diese Urlibido differenzieren und desexualisieren, dann mag sie sich zunehmend aufzehren, fortpflanzen und entwickeln — denn dann wird man auch verstehen, wie sie plötzlich Fonction du réel wird; denn jetzt ist alles möglich! Ich weiss nicht, ob man sich, wenn man die Wahl zwischen Freudscher und Jungscher Metaphysik hätte, nicht doch lieber für die des Lehrers entschlösse. Aber im tiefsten Grunde ist eigentlich Jung unschuldig. Sein Wille war gut; er wollte, wie Adler dies als erster der Schule getan hat, „dem Libido-Begriff Luft schaffen und ihn aus der engen



Umschnürung in seiner sexuellen Fassung herausholen." Aber statt sich auf den Ichtrieb zu berufen — Adler gebrauchte früher Nietzsches „Wille zur Macht", wählt aber heute den ganz neutralen Begriff der Expansionstendenz — drückt sich Jung an diesem ihm bekannten Begriff vorbei, muss so beiläufig gesprächsweise von Claparède hören, man könnte statt Libido ebensogut „Intérêt" sagen, folgt aber dieser warnenden Stimme nicht und gerät in diese vorempedokleïsche Libidotheorie. Das sinkende Schiff hat er verlassen — aber das Ufer hat er nicht erreicht. Kritik und Apologie, beides missglückt ihm. Selbst unter den heftigsten Angriffen gegen Freud sah ich noch keinen, der so die Schwäche des Meisters entblösste, wie dieser: „Wir müssen froh und dankbar sein, dass Freud den Mut hatte, diesen Weg (gemeint ist der irrtümliche Weg der Psychoanalyse, der „durch die irreführende Tendenz des Kranken" gewiesen wurde) sich führen zu lassen. Nicht solche Dinge hindern den Fortschritt der Wissenschaft, sondern das konservative Festhalten an einmaligen Einsichten, der typische Konservativismus der Autorität, die kindische Eitelkeit des Gelehrten auf sein Rechthaben und seine Angst, sich zu irren" (S. 350). Wer anders, als Freud ist hier gemeint? Gegen diesen Vorwurf müssen selbst Gegner ihn in Schutz nehmen. Wenn man auch alle die sogenannten Tatsachen bestreiten kann und wird, zweierlei wird man anerkennen müssen: Die Tendenz und die Theorie. Freud hat der Tendenz nach eine Individualpsychologie begründen wollen, wenn auch nicht von Anfang an, und dies tut der Gegenwart not — und seine Theorie ist zum mindesten vom ästhetischen Gesichtspunkt ein einheitliches Ganzes, das, wenn auch kühn konstruiert, weitaus die verworrenen Halbheiten der Jungschen Hypothek überragt. Schon deshalb können wir es nicht als Rettung Freuds betrachten, wenn man ihm das einzige nimmt, worin er der Freud ist, von dem Gegner und Anhänger reden. Und das tut Jung auf Seite 339: „Um unserer Opposition (sc. gegen die Metaphysik) aber kein Unrecht zu tun, muss auch hervorgehoben werden, dass die psychoanalytische Schule selber, wenn auch unschuldigerweise, reichlich Anlass zu Missverständnissen gegeben hat. Eine Hauptquelle dafür ist die Verworrenheit auf theoretischem Gebiete. Wir haben leider keine sehr präsentable Theorie... Im Gegensatze zu der Meinung fast aller Kritiker ist Freud nichts weniger als ein Theoretiker. Er ist Empiriker..." Um aber Freud ganz zu entthronen, bleibt Jung noch eine Aufgabe übrig; er muss die Haltlosigkeit der psychoanalytischen Methode erweisen. Und das besorgt er wiederum gründlich und kontradiktorisch, wobei er die von ihm selbst früher aufgestellten Theorien negieren muss, so u. a. seine Imagotheorie, auch Kernkomplex- oder Elternkomplex- oder Inzestkomplex- oder Oedipuskomplex- oder auch Elektrakomplextheorie genannt. Aber hier ist die Kampfweise doch



anders; denn weil er sich dabei selbst angreifen muss, tut er dies nicht immer mit jener Deutlichkeit, die notwendig wäre, um das, was Freud treffen soll, von dem zu scheiden, was die Lehre überhaupt, also auch seine eigene trifft. So hat man den Eindruck, dass er auf der einen Seite verteidigt, was er auf der anderen angreift. Um nur ein Beispiel zu bringen: bei der Traumanalyse habe man sich „gewisser Vorurteile im höchsten Grade zu entschlagen" (S. 362), aber noch auf derselben Seite: „Wagt man sich schon einmal daran, ein Traummaterial zu sichten, so hat man vor keinem Vergleich zurückzuschrecken." Man höre aber weiter Seite 364: „An den Träumen herumraten und direkte Uebersetzungsversuche machen, halte ich für absolut verwerflich und wissenschaftlich unzulässig." Soll man das noch ernst nehmen? Schrick vor keinem Vergleich zurück, aber rate nicht herum! Wie dies Jung in seinen Traumdeutungen trifft, müsste er uns verraten, und nicht bloss versichern, er sei ein Mann von Fach, der über die Mittel verfüge, „die gröberen Fehler mit Sicherheit und die feineren mit Wahrscheinlichkeit zu vermeiden" (S. 365). „Vollends sind schwindelhafte Angaben erstens für die Versuchsperson sehr bezeichnend und zweitens in der Regel als Schwindel leicht erklärbar" (S. 366). Wenn das nicht blosse Behauptung sein soll, müsste hier gezeigt werden, wie man den Schwindel erkennt und — fast wollte ich vorgreifen und fragen, welchen Zweck der Schwindel bei der Versuchsperson hat, aber das beantwortet Jung erst, indem er sich die Deutungen Adlers zu eigen macht, ohne ihn zu nennen. Wie ja auch die ganze Freudsche „Uebertragungstheorie" im Adlerschen Sinne umgekrempelt ist. Aber das grandioseste der Jungschen gleichzeitigen Angriffs- und Verteidigungsstellung findet man auf der Seite 382 und der folgenden. Die Stelle ist zu lang, um sie hier wörtlich zu zitieren, aber sie ist sicherlich das Beste, was ein Psychoanalytiker je gegen die Psychoanalyse vorgebracht hat.

So haben wir nun Jungs Bestreben gewürdigt, gewisse von den Freudschen Hypothesen abweichende Ansichten nicht als kontradiktorische Behauptungen aufzustellen, es erübrigt noch, die „organische Weiterentwicklung" der Freudschen Grundgedanken zu betrachten. Wir sind dieser Weiterentwicklung bereits auf einzelnen Stationen begegnet, wo sich gezeigt hat, dass bloss Kontradiktion und nicht organische Weiterentwicklung die Jungsche Position am besten charakterisiere. Dann bleibt aber nur noch eine Lehre zurück, die Jung als organische Weiterbildung bezeichnen könnte: die Lehre von der Regression der Libido. Er entwickelt diese Lehre an der Analyse eines Traums sozusagen negativ, d. h. indirekt dadurch, dass er zeigt, wie wenig die Freudsche Methode geeignet ist, diesen Traum aufzulösen, und gewinnt als theoretische Konsequenz die Erkenntnis, „dass eine unbewusste Absicht" — Adlers Terminus lautet Arrangement oder Tendenz



— vorhanden sein müsste. Die Krankheit, um die es sich in dem untersuchten Falle handelt, erscheint nun Jung wie der Schlußstein eines mit Vorbedacht aufgeführten Gebäudes, die einzelnen Symptome sieht er jetzt als „inszeniert, aber in jener für die Hysterie charakteristischen Weise, dass das Inszenierte fast genau so ist, wie eine Wirklichkeit" (S. 377), ein Umstand, der Adler veranlasst hat, das bezeichnende Als-Ob Vaihingers zu gebrauchen. Diese Erkenntnis hebt im weitesten Masse die ätiologische Bedeutung der Kindheitserlebnisse auf. Kurz, von Seite 384 wartet man ungeduldig, aber vergeblich, dass Adlers Name wenigstens in einer Anmerkung auftauche; denn von hier ab erscheint dem Kenner der Adlerschriften oft sogar der Ausdruck der Gedanken bekannt. So wird jetzt die Regression als Anpassungsmodus des kindlichen Geistes hingestellt; sobald die Libido, das Schibolet Jungs, ein Hindernis trifft, das sie nicht überwinden kann, kehrt sie um und ersetzt wirkliches Handeln durch eine Illusion — Adler spricht hier von Fiktion; auf S. 395 fragt Jung, welche teleologische Bedeutung der Regression beigemessen werden darf und beantwortet seine Frage: „Es sieht auch häufig so aus, als ob der Kranke seine Vorgeschichte recht eigentlich dazu benutzte, um zu beweisen, dass er nicht vernünftig handeln könne." Den Phantasien will Jung jetzt einen doppelten Charakter zuerkennen: nämlich einerseits die krankhafte, widerstrebende Tendenz und andererseits die fördernde und vorübende Tendenz — Adlers Sicherungs- und Regressionstendenz drängen sich hier von selbst auf. Jetzt wäre es für Jung im allgemeinen sehr unrichtig, den anscheinend krankhaften Phantasien der Neurotiker jeden teleologischen Wert abzusprechen. Die Rückkehr zum Infantilen bedeutet Jung nicht nur Regression und Steckenbleiben, sondern auch die Möglichkeit der Auffindung eines neuen Lebensplanes. Die Neurose ist ihm jetzt Reaktion auf einen Aktualkonflikt, jetzt wird die wahrhaft erklärende Problemstellung die prospektive, jetzt muss der Arzt fragen: welche Aufgabe will der Patient nicht erfüllen, welcher Schwierigkeit des Lebens sucht er auszuweichen? Jetzt erscheint die bisherige Erklärungsweise, welche den Widerstand des Neurotischen auf seine Gebundenheit an die Phantasie reduzieren wollte, als unrichtig, und jetzt spricht Jung von Patienten, die sich ihrer Neurose als Ausrede bedienen, um sich um alle Lebenspflichten herumzudrücken. Und dass folgender Satz unrichtig ist, musste Jung als Psychoanalytiker wissen: „Man ist in der ganzen bisherigen Nervenheilkunde nicht auf den Gedanken gekommen, in der Neurose auch einen Heilungsversuch zu sehen und deshalb den neurotischen Bildungen auch einen ganz besonders teleologischen Sinn zuzutrauen." Denn erstens findet sich dieser Gedanke, wenn auch nur nebenbei, bei Freud, und zweitens zieht sich



diese Teleologie wie ein roter Faden durch die Werke Alfred Adlers.

Man könnte die Belegstellen beliebig vermehren. In diesem zweiten Teil hat es sich uns um zweierlei gehandelt: zu zeigen, dass diese Neuerungen Jungs keine organischen Weiterbildungen Freudscher Lehren sind — denn auch für Adler sind sie es nicht — und weiter zu zeigen, dass Parallelen zwischen den Lehren Jungs und Adlers bestehen, die von Jung an keiner Stelle angeführt wurden. Diese Parallelität ist bezeichnenderweise dort bloss zu finden, wo man von Weiterbildung und nicht bloss Kontradiktion zu Freuds Ideen sprechen darf.

Aber wir tun Jung Unrecht. Einmal schon deshalb, weil er diese Weiterbildung doch nicht als sein Eigentum, sondern als das Maeders anerkennt, wenn auch nur in einer Klammer. Sapienti sat. Ich will die Stelle hier anführen. Seite 416: „... darf man sich nicht ausschliesslich auf diesen Standpunkt (sc. der Freudschen Psychoanalyse) stellen, indem die einseitig historische Auffassung der (besonders von Maeder hervorgehobenen) teleologischen Bedeutung der Träume nicht genügend Rechnung trägt.“ Wir aber hören Adler heraus, wo andere Maeder sagen. Und wir tun schliesslich noch aus einem anderen Grunde Jung Unrecht: So wie Maeder Adler missverstanden hat, so musste es auch Jung; dem Kenner der Adlerschen „Leitlinie“ wird es leicht fallen, Jungs Analysen zu korrigieren. Und wie sollte es auch anders sein? Wie kann ein teleologischer Gesichtspunkt einem mechanistisch-energetischen Denker konform sein? Wem trotz alles Sträubens die Eierschalen Freudscher Analyse anhaften, der kann wohl äusserlich eine wesensfremde Methode annehmen, — verarbeiten, verstehen aber kann er sie nicht — es müsste denn sein, dass er offen die unpassende Hülle abwirft und ins Lager der Opposition übertritt, wohin es ihn meines Erachtens zieht.

Streifzüge durch die neurologisch-psychiatrische Literatur der letzten Jahre.

Von **Kurt Boas**, Rostock i. M.

Anton[1]) führt aus, dass die richtige Erkenntnis falsch angewendet ist, welche dahin geht, dass die Trunksucht nicht nur Ursache, sondern auch die Folge einer erblichen Anlage ist. Weiterhin geht Verf. ein auf jene Schädigungen des Alkohols, welche an und für sich geeignet sind, vorhandene Kon-

[1]) Anton, Verschlechterung der Erblichkeit bei Trinkern. Die Alkoholfrage, XI, 1915, Heft 3, S. 242.



stitutionen zu untergraben und eine Verschlechterung der Erblichkeit zu setzen, welche aber bei richtiger Aufklärung vermieden werden können. Der Alkohol gefährdet zweifellos Konstitution und Schicksal der kommenden Generation in vielfacher Weise. Man muss sich dies klar vor Augen halten; denn das Schicksal und die menschliche Freiheit werden nicht von aussen, sondern von innen entschieden. — **Bárány**[1]) gibt eine kurze Darstellung seiner bekannten Untersuchungen über den kalorischen Nystagmus, durch welche er wichtige Aufschlüsse über die Funktion des Bogengangsapparates erhielt. Neues bringt der vorliegende Aufsatz nicht. — **Bausch**[2]) untersuchte den Ausfall der Ninhydrinreaktion bei Extrakten verschiedener Teile des Kaninchengehirns und fand, dass die verschiedenen Einzelextrakte von Gehirnrinde, Gehirnmarksubstanz und von Kleinhirn der Kaninchen durchaus nicht gleichmässig auf Ninhydrin reagieren, daher biochemisch nicht gleich zu achten sind. — **Blüwsteins**[3]) Untersuchungen scheinen nicht dafür zu sprechen, dass zwischen Epithelkörperchen und Paralysis agitans eine Beziehung in dem Sinne existiert, dass morphologische Alterationen der Epithelkörperchen den Boden für die Genese einer Paralysis agitans abgeben. — **Boas**[4]) führt zunächst das vorliegende kasuistische Material — 4 Fälle von de Clérambault (Archives d'anthropologie criminelle et de médecine légale. Jahrgänge 1908—1910) und einen Fall von Langlois (Thesè de Montpellier 1912) — an und versieht sie mit Epikrisen, in denen z. T. zu den Auffassungen der genannten Autoren kritisch Stellung genommen wird. Der feminine Typus des Fetischismus unterliegt denselben Kriterien wie der maskuline Typus: d. h. wir haben die völlige Loslösung vom anderen Geschlechte in sexueller Beziehung als obligatorische Forderung aufzustellen. Aus der Kritik der Fälle de Clérambaults ergibt sich, dass darauf die Diagnose „Fetischismus" nicht anwendbar ist. Es bestand weder eine vollständige Loslösung vom anderen Geschlecht, noch bestand ein Ausschluss onanistischer oder anderer sexueller Aequivalente an Stelle des normalen Koitus. — In einem von **Bönheim**[5]) beobachteten Falle von schweren Störungen des stereognostischen Sinnes bei Erhaltung des Temperatursinnes war die Schusswunde unmittelbar vor dem Sulcus centralis Rolandi gelegen. — Die Untersuchungen **de Boers**[6]) ergaben im wesentlichen folgende Resultate: Ein mit Veratrin vergifteter Muskel kann eine typische Veratrinkontraktion zeigen, wenn man das Nervensystem zentral von einer Lücke in den autonomen Fasern reizt, so dass da gewiss die Erregung nur von den spinalen Fasern übermittelt wird. Die Möglichkeit, dass unter normalen Umständen dergleichen Impulse auch noch längs dem sympathischen System verlaufen können, möchte Verfasser nicht

[1]) Bárány, Zur Entwicklung der Lehre vom Bogengangapparat. (Eine kurze historische Skizze.) Medizin. Klinik, 1914, Nr. 12, S. 506.

[2]) Bausch, Ueber den Ausfall der Ninhydrinreaktion bei Extrakten verschiedener Teile des Kaninchengehirnes. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten, 1914, Bd. IX, Heft 2, S. 176 und Inaug.-Dissert. Giessen 1914.

[3]) Blüwstein, Zur Frage der Beziehungen der Epithelkörperchen zur Paralysis agitans. Inaug.-Dissert. Basel 1914 und Wiener klin. Rundschau 1914, Nr. 27, S. 399.

[4]) Boas, Ueber Hephephilie. Eine angebliche Form des Fetischismus. Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik, LXI, Heft 1/2, S. 1, 1915.

[5]) Bönheim, Zur Lokalisation des Tastsinnes. Deutsche med. Wochenschrift, 1915, Nr. 9, S. 216.

[6]) de Boer, Die langsame Muskelverkürzung nach Vergiftung mit Veratrin in Beziehung zur tonischen Innervation. Folia neuro-biologica, 1914, Bd. 7, Heft 1, S. 29.

ganz ausschliessen. — **Brettschneider**[1]) berichtet über nachstehenden Fall: Der Patient erlitt nach einem heftigen Schreck infolge einer Explosion eine 10 Minuten währende Bewusstlosigkeit. Die Sprache setzte für zwei Stunden aus. Am folgenden Tage begannen die Haare am ganzen Körper auszufallen. Am nächsten Tage waren sie ganz verschwunden. Auch die Schweisssekretion versiegte. Patient leidet seither an starken Kopfschmerzen, Blutandrang, Schmerzen in der Herzgegend, Schwindelgefühl. Die sexuellen Funktionen blieben intakt. Wegen seiner Alopezie, die Verf. als eine traumatisch-neurotische auffasst, ist Patient stellungslos geworden. — Nach einseitiger Resektion des inneren Astes des N. laryngeus superior wird die entsprechende Larynxhälfte in der subglottischen Gegend in recht erheblichem Maße hypäthestisch. Die andere Hälfte ist für gewöhnlich weniger empfindlich nur in einem Falle beobachtete **F. Brunetti**[2]) eine sehr ausgesprochene Hypästhesie der operierten Seite bei gleichzeitiger vollständiger Sensibilität der anderen Seite. Dies stimmt im wesentlichen mit den Untersuchungen von Onodi, Rethi und Gignoux überein. Genauere Rückschlüsse auf die sensible Innervation des Larynx lassen sich aus diesen vom Verf. referierten Untersuchungen zurzeit nicht ableiten. — **Dieckmann**[3]): Bericht über einen Fall von Tetanus. Die Serumbehandlung erwies sich von wenig Nutzen, dagegen hatte Magnesiumsulfat eine günstige symptomatische Wirkung. Zu wirklich ausgesprochenen Krämpfen kam es nicht. Pat. erhielt intralumbal am 1. Tag 1,05 g $MgSO_4$, am 2. Tag 4,2 g, am 3. Tag 6,0 g, am 4. Tag 1,8 g. Trotzdem kam der Fall ad exitum, allein nicht durch Atemstillstand, sondern durch plötzlichen Herztod. Verf. bezweifelt, ob diese Erklärung den Umständen entspricht, zumal die Sektion lückenhaft ist. Verf. schliesst, dass das Magnesiumsulfat zwar niemals einen Tetanus direkt heilen, wohl aber seinen Verlauf ausserordentlich günstig beeinflussen kann. Er versagt allerdings vollständig gegenüber dem Krampf der Atemmuskulatur, woraus man zwischen den Zeilen lesen kann, dass Pat. wohl doch an Atemstillstand zugrunde gegangen ist. — **Diller** und **Rosenbloom**[4]) berichten über Stoffwechseluntersuchungen in einem Falle von Myasthenia gravis. Die wichtigsten Ergebnisse sind folgende: Die Harnsäure- und Kreatininausscheidung ist wesentlich geringer als in der Norm, was als Ausdruck des gestörten Muskelstoffwechsels aufzufassen ist. Ferner beobachtet man eine Herabsetzung der Werte für den Neutralschwefel. Es besteht mithin ein niedriger „endogener" Stoffwechsel. Mithin ist die Myasthenia gravis eine Stoffwechselstörung. Verf. fand ferner eine leichte Retention des Magnesiums und einen Kalziumverlust durch die Gewebe. Magnesium- und Kalziumoxyd wurden im Harn und in den Fäzes in normalen Mengen gefunden. — **Disqué**[5]) führt folgendes aus: Die Differentialdiagnose zwischen organischer und funktioneller Achylie ist nicht immer leicht. Heranzuziehen sind differentialdiagnostisch die Anamnese,

---

[1]) Bretschneider, Ein weiterer Beitrag zur Alopecia neurotica traumatica universalis. Aerztl. Sachverständigen-Zeitung, 1915, Nr. 3.

[2]) Brunetti, F., L'alcoolisation et la névrotomie du rameau interne du nerf laryngé supérieur. Arch. internat. de laryngologie, 1914, Mars—Avril.

[3]) Dieckmann, Max, Zur Behandlung des Tetanus. Inaug.-Dissert., Berlin 1915.

[4]) Diller und Rosenbloom, Metabolism studies in a case of myasthenia gravis. American Journal of medical Sciences, Bd. CXLVIII. Nr. 1. p. 65. 1914.

[5]) Disqué, Organische und funktionelle Achylia gastrica. Arch. für Verdauungskrankheiten, XX, H. 3 u. 4.

Aetiologie und Untersuchung. Die funktionelle Achylie ist häufiger als die organische. Ihre Prognose ist erheblich besser. Bei der funktionellen Achylie kommt eine stimulierende Therapie in Betracht. Neben entsprechender derber Kost empfiehlt Verf. vor allem elektrische und hydrotherapeutische Massnahmen, eventuell auch psychische Behandlung. — **Dubs**[1]) stellt die Forderung auf, dass die prophylaktische Tetanusseruminjektion während eines Zeitraumes von bis zu fünf Wochen in kürzeren Intervallen, z. B. alle sieben bis zwölf Tage wiederholt werden müsse. Die Menge des zu injizierenden Serums ist dabei höher, als man es bisher tat, zu bemessen. Bei der Lokalbehandlung dürfen die regionären Lymphdrüsen nicht ausser acht gelassen werden. Wenn man genötigt ist, zur Amputation zu schreiten, so sind die regionären Lymphdrüsen mit zu entfernen. — An Hand von drei ausführlich mitgeteilten Fällen von Korsakoff — sämtlich Frauen betreffend — gibt **H. Dufour**[2]) eine eingehende Darstellung des Syndroms. Die Prognose ist sehr verschieden. Sie wird schlechter, wenn enzephalitische Prozesse, die Krämpfe machen, vorliegen. Ist der Vagus mit ergriffen, so besteht Gefahr für das Herz. In ätiologischer Hinsicht lag in den ersten beiden Fällen Alkoholismus vor. Interessant war der dritte Fall: es handelte sich um eine 24jährige Schneiderin im dritten Monat der Schwangerschaft mit unstillbarem Erbrechen. Pat. hatte einen Abort bereits durchgemacht. Wassermann war im Blut negativ, im Liquor positiv. Verf. schliesst trotzdem wegen der normalen Beschaffenheit des Liquors Syphilis aus und nimmt die Gravidität als ätiologisches Moment zu Hilfe im Sinne einer Graviditätstoxikose. Die auslösende Ursache war hier ein kurz vorher erlittener Strassenbahnunfall, im ersten Fall eine Bronchitis, im zweiten Fall eine Lungentuberkulose. Die Behandlung besteht in Ruhe und Kalmantien. Im übrigen in Elektrizität- und Massagebehandlung. Man gebrauche galvanische Ströme von 5—6 Milliampère und steigere diese Dosis, aber langsam. Später appliziere man den faradischen Strom. Hand in Hand damit soll die Massagebehandlung gehen. Die psychischen Symptome werden rein symptomatisch behandelt. Die beiden letzten Fälle befinden sich auf dem Wege der Besserung, dagegen hat sich der Zustand der ersten verschlechtert. — **E. D. Fisher**[3]) beschreibt einen Fall von Landryscher Paralyse bei einem 15jährigen Knaben. Die schlaffe Lähmung begann bei dem Pat. an den unteren Extremitäten. Sensibilität war intakt. Es bestand Leukozytose, leichte Eiweissvermehrung im Liquor, die Wassermannsche Reaktion war negativ. Allmähliches Auftreten und Zunahme von Schmerzen in den ergriffenen Gebieten. Dann Doppeltsehen, Lähmung des linken Rektus. Schmerzen in der Schulter links und im Kopf. Erbrechen nach dem Essen. Pat. hatte weiterhin noch zu klagen über Kraftlosigkeit in den Händen und Armen, Schluckbeschwerden, Lähmung des linken Obliquus superior und der rechten Augenmuskeln, Abnahme der Empfindung für feine Berührung und Temperatur, Lähmung beider Arme und Hände, Schmerzen in der Herzgegend, Atemnot. Deutliche Atrophie der Muskulatur der unteren, leichte der oberen Extremität. Fehlen der faradischen Erregbarkeit in der unteren, Herabsetzung in der oberen Extremität. Tod 6 Wochen nach Beginn infolge von Atemstillstand. Der pathologisch-anatomische Befund war typisch sowohl am zentralen wie am

[1]) Dubs, Zur Serumprophylaxis bei Tetanus traumaticus. Korrespondenzblatt für Schweizer Aerzte. 1915. Nr. 20.

[2]) Dufour, H., Trois cas de psychose polynévritique ou maladie de Khorsakoff. Journ. de méd. de Paris 1914, Nr. 23.

[3]) Fisher, E. D., Amer. Journ. of med. Sciences, December 1915.

peripheren Nervensystem. — **Fröhlich**[1]) berichtet über folgenden bemerkenswerten Fall: Nach einem Fall auf beide Hände entwickelte sich angeblich bei einem 55jährigen Patienten ein Schreibkrampf. Da der Verletzte jedoch einige Jahre zuvor eine Fraktur des rechten Handgelenks erlitten hatte und hernach erst Schreiber geworden war, da ferner noch Syphilis, Alkoholismus, sowie Arteriosklerose in ätiologischer Hinsicht in Betracht kamen, lehnt Verf. den Zusammenhang zwischen dem Unfall und dem Schreibkrampf ab. — **Gennerich**[2]) fasst seine interessanten und neuartigen Ausführungen über die Ursachen der Tabes und Paralyse in folgenden Schlußsätzen zusammen: 1. Die Metalues ist ein Spätrezidiv des syphilitischen Krankheitsprozesses, bedingt durch den Rückgang der Allgemeininfektion unter dem Einfluss von einschränkenden Abwehrvorgängen des Organismus und durch die konsekutiv zunehmende Expansionstendenz restlicher Spirochätenherde. 2. Die Haftung und Fortentwicklung der ursprünglich in allen Syphilisfällen vorhandenen Liquorinfektion steht in innigstem Zusammenhang mit den Ausbreitungsverhältnissen (Spannung) des syphilitischen Virus im Gesamtorganismus, insofern vorzeitiger Schwund der Allgemeininfektion ohne gleichzeitigen Rückgang der meningealen Infektion diese in den Vordergrund des weiteren Krankheitsverlaufes drängt. 3. Bei dem Rückgange der Allgemeininfektion, wie der Liquorinfektion spielen Immunvorgänge, deren Grad von individueller Empfänglichkeit, die von der verschiedenen Virulenz des Virus abhängig ist, eine ausschlaggebende Rolle. 4. Die erste Lokalisation des Virus bei Metasyphilis ist den hydrodynamischen Verhältnissen im Lumbalsack entsprechend. 5. Beim milden Verlauf der Lues, der einer schwächlichen Abwehrreaktion des Organismus entspricht, liegen die Aussichten für die sekundär-syphilitische Fortentwicklung des meningealen Virus und einen schleichenden Zerstörungsprozess der Pia mater besonders günstig. 6. Der funktionelle Zustand der Pia ist von entscheidender Bedeutung, ob es zu gummösen Prozessen am Zentralnervensystem oder zur Metalues kommt. Ist sie ihrer Aufgabe, das Nervengewebe vor der Diffusion mit dem Liquor zu schützen, noch gewachsen, so etablieren sich die lokalen Abwehrvorgänge entsprechend dem Eintritt der Umstimmung des Gewebes im Sinne einer gummösen Zerebrospinallues. Ist die Pia funktionell, wenn auch nur stellenweise erschöpft, so diffundieren die Reaktionserscheinungen des Nervengewebes in den Liquor — wir erhalten dann das charakteristische Nebeneinander von entzündlichen Veränderungen und primärer Nekrose entsprechend dem Zustande der deckenden Häute. 7. Die Systemerkrankung der Metalues erklärt sich daraus, dass die Spirochäten der Bahn des Liquors, der durch seine Auslaugung die Widerstandsfähigkeit des Nervengewebes bricht, natürlich an denjenigen Stellen folgen, wo sich die Liquorinfektion unter dem Einfluss der angegebenen hydrodynamischen Verhältnisse zuerst festsetzte und in jahrelang schleichendem Verlauf auch die stärkste Piaveränderung erzeugte. 8. Wie nach Durchbruch der Pia die Selbstheilungsvorgänge des Nervengewebes versagen, so ist es auch mit der gewöhnlichen chemotherapeutischen Allgemeinbehandlung. Sie diffundieren durch die Pia ebenso in den Liquor, wie auch die gesamten Stoffwechselvorgänge zwischen Blutkreislauf und Nervenzellen (Hammelblut — Normalhämolysine, Reagine,

---

[1]) Fröhlich, Ueber einen Fall von Schreibkrampf bei einem Hysterischen. Aerztliche Sachverständigen-Zeitung, 1915, Nr. 14.

[2]) Gennerich, Die Ursachen von Tabes und Paralyse. Dermatolog. Zeitschr. XXII, 1915, H. 12, 706; ferner Dermatolog. Wochenschrift u. Monatsschrift f. Psychiatrie u. Neurologie, 1915, H. 12.

Komplement und andere E.-Produkte). 9. Die Zerstörung der Pia dokumentiert sich auch in der Verwundbarkeit der noch erhaltenen spinalen Leitungsbahnen zur endolumbalen Behandlung, die bei Metalues zwölffach stärker ist, als bei gummöser Zerebrospinallues. — Nach den Untersuchungen von **Geusler**[1]) besitzt von allen Körpergeweben das Gehirn die relativ grösste Adsorptionsfähigkeit für die Hypnotika der Fettreihe. Dagegen sind die absoluten Mengen, die vom Gehirn aufgenommen werden und die Narkose bedingen, sehr gering. Sie betragen im Durchschnitt nur 1,4% der resorbierten Menge des betreffenden Schlafmittels. Bei der Einwirkung auf das Gehirn findet keine Zerstörung der Substanzen statt. Die Menge der in verschiedenen Gehirnen gefundenen Hypnotika geht dem Hirngewichte parallel. Auf 100 g Gehirn berechnet sind die Zahlenwerte annähernd gleichbleibend. Von dem schwächer wirkenden Hypnotikum, das in grösserer Menge verabreicht werden muss, um die nämliche Schlaftiefe zu erzielen, findet sich ein entsprechend grösserer Prozentsatz im Gehirne vor. — Nach den Experimenten **Geuslers**[2]) ist bei einmaliger Magnesiumnarkose weder bei Kaninchen, noch bei Hunden eine Vermehrung des normalen Magnesiumgehaltes im Gehirn bei kombinierter Magnesiumneuronalhypnose nachweisbar. Das Gehirn enthält dabei fast genau denselben Neuronalprozentgehalt wie bei einfachem Neuronalschlaf. Nach vorangehender Magnesiuminjektion wird weder ein schnellerer Eintritt, noch eine wesentliche Vertiefung des Neuronalschlafes beobachtet. Jedoch sind andere Symptome verstärkt. Nach Ansicht des Verf. scheint es sich dabei um eine Additionswirkung zu handeln. — **Geyer**[3]) hat 27 Fälle mit Phenoval behandelt, auf Grund welcher er zu folgenden Schlüssen gelangt ist: 1. Phenoval ist ein Schlafmittel, das ebenso wie andere gute Brompräparate auch bei längerer Verabreichung nicht die geringste Gewöhnung zeigt, das im Gegenteil die Disposition des Grosshirns zu einem Schlafzustand ohne Hypnotika zu steigern vermag. 2. Es ist ein harmloses Mittel gegen Kopfschmerzen. 3. Bei nervösen und neurasthenischen Zuständen gegeben, beeinflusst Phenoval diese Fälle äusserst günstig. Phenoval ist chemisch α-Brom-Isovalenyl-Paraphenezithin. Es ist ein antineuralgisches Hypnotikum, das nicht mehr antipyretisch wirkt, wohl aber die subjektiven Fieberbeschwerden lindert. Ein Vorzug des Präparates ist seine völlige Geschmacklosigkeit. Die Einzeldosis beträgt 1 g, die Tagesdosis 3 g. — **Glaser**[4]) berichtet über chronischen Veronalismus. Bei chronischem Gebrauch selbst kleiner Dosen von Veronal können Symptome einer Schädigung des Kleinhirns und des Vestibularapparates auftreten, wie Ohrensausen, Schwindel, ataktische Gehstörung, Reflexanomalien. Digestionstraktus und Gehörsapparat bleiben in der Regel verschont. Auch psychische Anomalien leichterer Art können vorkommen. — Der Arbeit von **Gratzl**[5]) liegen insgesamt 15 von Gebele operierte und von Spielmeyer neurologisch und histologisch

[1]) Geusler, Ueber die Wirkung des Neuronals, Bromurals und Adalens im Organismus. Arch. f. experimentelle Pathologie u. Pharmakologie, Bd. 79, Heft, 1915.

[2]) Geusler, Analytische Untersuchungen bei kombinierter Magnesiumneuronalhypnose. Arch. f. experimentelle Pathologie u. Pharmakologie 1915, Bd. LXXVIII, H. 5—6, S. 317.

[3]) Geyer, Klinische Erfahrungen mit Phenoval. Therapeutische Monatshefte, 1915, Nr. 5.

[4]) Glaser, Ueber chronischen Veronalismus. Wiener klinische Wochenschrift 1914, Nr. 44.

[5]) Gratzl, Schussverletzungen peripherer Nerven. Inaug.-Dissert., München 1915.

untersuchte Fälle von Schussverletzungen peripherer Nerven zugrunde. In den meisten Fällen wurde die Vereinigung mittels Nervenplastik vorgenommen, indem der allzugrosse Defekt durch Halbierung eines oder beider Nervenenden und Umschlagen gedeckt wurde. Die dadurch erzielten Heilungserfolge werden vom Verfasser auf 73% beziffert. — Die Arbeit von **Haberland**[1]) berichtet über 3 Fälle von ausgedehnter Fazialislähmung, bei denen in 7 bis 12 Wochen nach Einlagerung der Hypoglossusendausbreitungen an die Gesichtsmuskeln ein günstiges Ergebnis festgestellt wurde. Nach Ganglionanästhesie oder Narkose Aufsuchen des Nerven im Hypoglossusdreieck unter der Glandula submaxillaris und Herauspräparieren eines möglichst langen Stückes. Darauf Freilegung der Muskeln in der Nasolabialfalte, wohin subkutan der Nerv geleitet wird. Die Nervenendigungen werden in die kleinen in die Muskelbündel gebohrten Kanäle hineingeleitet. Im entnervten Hypoglossusgebiet sah Verf. eine nach 8 Tagen abgelaufene Schlucklähmung auftreten. — Wiederholt hat man bei wiederbelebten Erhängten eine auffällige Besserung vorhanden gewesener Depressionszustände beobachtet. **Hirschmann**[2]) gelangt zu der Anschauung, dass diese psychische Umstimmung auf Rechnung der reaktiven funktionellen Hyperämie des Gehirns zu setzen sei. — Ueber einen Vergiftungsversuch mit Adalin berichtet **v. Hirsch Gereuth**[3]): Eine Hysterische nahm 17—18 g Adalin, ohne dass danach bedenkliche Erscheinungen irgendwelcher Art eintraten. Der Schlaf dauerte 3 Tage, nachher bestand noch Schwächegefühl. Die vollständige Heilung trat nach 5 Tagen ein. — **Höbers**[4]) Versuche an roten Blutkörperchen ergaben, dass kleine Narkotikumskonzentration die Effusion der Elektrolyten der Zelle hemmt, grosse Konzentration sie steigert; ferner dass die Narkose im wesentlichen als eine Hemmung der die normale Erregung kennzeichnenden Permeabilitätssteigerung aufzufassen ist. — **A. H. Hopkins**[5]) untersuchte mit Hilfe der Bangschen Methode den Zuckergehalt im Blute und Liquor cerebrospinalis. In der Norm ist die Konzentration im Liquor etwas geringer als im Blut. Bei Meningitis und Diabetes findet man eine Steigerung des Zuckergehaltes im Liquor, ferner bei Pneumonie, ganz besonders hohe Werte hat man bei Urämie, eine geringe Steigerung besteht bei manchen Fällen von Epilepsie und einigen nervösen Störungen. Herabgesetzt ist der Zuckergehalt des Liquors bei Lues. Die Untersuchung des Liquors ist frühdiagnostisch von Wichtigkeit, namentlich bei der Meningitis. — Auffallend war an dem Materiale **Hultgren**[6]) das hohe Alter der Mütter bei der Konzeption, indem 83% derselben über 35 Jahre und fast 49% über 40 Jahre alt waren. Das Alter der Mütter stellt daher einen nicht

---

[1]) Haberland, Die direkte Einpflanzung des Nervus hypoglossus in die Gesichtsmuskulatur bei Fazialislähmung. Zentralbl. f. Chirurgie 1916, Nr. 4. 1916, Nr. 4.

[2]) Hirschmann, Beitrag zur Lehre von den psychischen Veränderungen bei wiederbelebten Erhängten. Wiener klinische Wochenschrift 1914, Nr. 44.

[3]) v. Hirsch-Gereuth, Vergiftungsversuche mit Adalin. (Ein Beitrag zur relativen Unschädlichkeit übermässiger Dosen.) Therapie d. Gegenwart, 1915, Nr. 1

[4]) Höber, Neue Versuche zur Theorie der Narkose. Deutsche medizin. Wochenschrift, 1915, Nr. 10.

[5]) Hopkins, A. H., Amer. Journ. of med. Sciences, December 1915.

[6]) Hultgren, Studien über die Häufigkeit der mongoloiden Idiotie in schwedischen Anstalten für Schwachsinnige und über die Aetiologie dieser Krankheit. Nordisk medizinsk Arkiv 1914/1915, Festschrift für Prof. Dr. I. J. Edgren.

ausser Acht zu lassenden Faktor in der Aetiologie der mongoloiden Idiotie dar. Oftmals sah Verf. die mongoloide Idiotie bei dem jüngsten Kinde in der Geschwistergruppe auftreten. — **H. Hunziker-Schild** [1]) führt aus, dass der Kropf durch andauernde Jodarmut der Nahrung zustande kommt. Er kann durch regelmässige Zufuhr minimaler Jodmengen aufgehalten werden. Tierexperimente nach dieser Richtung hin wären sehr erwünscht. — Der Einfluss des Nervensystems auf die Wärmeregulation und den Stoffwechsel ist Gegenstand einer Arbeit von **Isenschmid** [2]) der folgende Angaben entnommen seien: Die Rolle der Muskeln in der Wärmeregulation ist noch nicht genügend festgestellt; es spricht manches dafür, dass sie an der chemischen Wärmeregulation stark beteiligt sind, es ist aber unwahrscheinlich, dass die motorischen Nerven von der mechanischen Muskelaktion unabhängige, wärmeregulierende Impulse vermitteln. Fest steht dagegen, dass die Verdauungsorgane, wahrscheinlich besonders das Pankreas und die Leber, vielleicht auch der Darmtraktus selbst, in der chemischen Wärmeregulation direkt eine wichtige Rolle spielen. Diese Annahme gewinnt dadurch besonders an Wahrscheinlichkeit, dass die Wärmeregulation durch das vegetative Nervensystem vermittelt wird. — **Joachim** [3]) behandelte 10 Paralytiker mit Tuberkulin. Alle wurden nach 6—8 Monaten wieder arbeitsfähig und blieben es etwa 3¹/₂ Jahre. In 6 Fällen wurde die Wassermannsche Reaktion, die vor dem positiv war, wieder negativ. — **Jolly** [4]) führt in seiner Arbeit über Menstruation und Psychose folgendes aus: Eine eigene Menstruationspsychose als klinische Einheit, gibt es nicht, ebensowenig wie eine eigene Graviditäts-, Puerperal- oder Laktationspsychose. Es gibt aber Fälle, die eigenartige Beziehungen zur Menstruation darbieten, indem sie in ursächlichem Zusammenhang mit der Menstruation und zwar meist prämenstruell auftreten. Manchmal handelt es sich nur um einen Anfall einer geistigen Störung, meist um mehrere. Der Zusammenhang mit den Menses ist in der Regel wechselnd; in der grossen Mehrzahl der Fälle verliert sich derselbe später. In seltenen Fällen fanden wir derartige Psychosen schon vor der ersten Menstruation. Dieselben scheinen an vierwöchentliche Termine gebunden zu sein und endigen meist mit dem Eintritt der ersten Menses. Die mit Eintritt der ersten Menses beginnenden Psychosen bieten den auch sonst in der Pubertätszeit vorkommenden Geistesstörungen gegenüber nichts Besonderes. Auch nach Eintritt des Klimakteriums sind einige wenige den Menstruationspsychosen an die Seite gestellten Fälle beschrieben worden, doch kann die Analogie zu diesen nicht anerkannt werden. Es handelt sich bei den Menstruationspsychosen um die auch sonst vorkommenden geistigen Störungen und zwar häufig um Manien, um in einzelnen Anfällen verlaufende hebephrenische und katatonische Psychosen, um Fälle von Amentia, von Hysterie, seltener um melancholische Geistesstörungen. Auch die Diplomanie kann deutliche Beziehungen zu den Menses zeigen. Die Häufigkeit der Menstruationspsychosen wird öfters übertrieben. Bei genauerem Zusehen ist in vielen der mitgeteilten Fälle der Zusammenhang mit der Menstruation ziemlich gesucht, besonders da auch öfter nur die Angaben der Angehörigen oder

---

[1]) Hunziker-Schild, H., Der Kropf, eine Anpassung an jodarme Nahrung. Bern 1915, Verlagsbuchhandlung A. Francke.

[2]) Isenschmid, Ueber den Einfluss des Nervensystems auf die Wärmeregulation und den Stoffwechesl. Medizin. Klinik, 1914, Nr. 7, S. 287.

[3]) Joachim, Ueber 10 Fälle von geheilter Paralysis progressiva nach Behandlung mit Tuberkulin, Wiener klin. Wochenschrift 1914, Nr. 44.

[4]) Jolly, Ph., Menstruation und Psychose. Habilitationsschrift. Halle a. S. 1915 und Arch. für Psychiatrie und Nervenkrankheiten 1915.

der Patientinnen selbst dem angenommenen Zusammenhang zugrunde liegen. Vor allem bei forensischen Fällen ist deshalb Vorsicht geboten. Die als sogenannte epochale Menstruationspsychose beschriebenen Beobachtungen können als besondere Form nicht anerkannt werden. Es ist Burger sehr darin zuzustimmen, dass man nicht von Menstruationspsychosen schlechthin sprechen soll, sondern zu der Grunddiagnose in den betreffenden Fällen die Angabe hinzusetzt, dass es sich um einen menstruellen Typus handelt. Bei unseren heutigen Anschauungen über das Wesen der Menstruation erscheint es wünschenswert, bei Fällen, in denen die Psychose einen Zusammenhang mit den Menses zeigt, Untersuchungen auf Abwehrfermente vorzunehmen. Verfasser bestätigt die Ergebnisse der Häckerschen Untersuchungen über den Einfluss der Menstruation auf chronische Psychosen, indem der Einfluss derselben, d. h. die Verschlimmerung in der prämenstruellen oder menstruellen Zeit nicht so häufig war, wie vielfach angenommen wurde. Ein mindestens zweimaliges Ausbleiben der Menses fand sich besonders bei akuten bzw. akut beginnenden Psychosen, kam aber auch im Beginn und später im Verlauf chronischer Psychosen vor. Wenn auch in prognostischer Beziehung die alte Erfahrung bestätigt werden kann, dass im allgemeinen Wiedereintritt der Menses mit gleichzeitiger psychischer Besserung günstig ist, dagegen ohne Besserung einen ungünstigen Einfluss befürchten lässt, muss man im einzelnen Fall doch vorsichtig sein, da die Menses sich sehr verschieden verhalten können, z. B. der Wiedereintritt der Menses der Besserung um Monate vorausgehen kann. Häufig fand sich Amenorrhoe, in Uebereinstimmung mit den spärlichen Angaben der Literatur, bei Paralyse und besonders bei Taboparalyse. Auf letzteren Punkt wurde bisher nicht hingewiesen, er bedürfte der Bestätigung an einem grösseren Material. Sehr oft (in $^4/_5$ der Fälle) fand sich Amenorrhoe bei Amentia, ein Umstand, der bei dem akuten, oft stürmischen Verlauf dieser Psychosen und der häufig schweren Beeinträchtigung des Organismus nicht auffallen kann. Nächst häufig, etwa in der Hälfte der Beobachtungen, sah Verfasser das Zessieren der Menses bei den katatonen und hebephrenen Psychosen. Selten dagegen war dasselbe bei den paranoiden Psychosen, trat überhaupt nicht ein bei der chronischen Paranoia, was sich mit den Angaben der Autoren völlig deckt. Bei Melancholie fand sich Amenorrhoe etwa in der Hälfte, bei Manie etwa in einem Drittel der Fälle. Die Annahme von Pilcz, dass bei den periodischen Psychosen Amenorrhoe seltener sei als bei den sonstigen Fällen von Manie und Melancholie, konnte nicht bestätigt werden. Imbezillität, Hysterie und Epilepsie zeigten gar nicht oder sehr selten Zessieren der Menses. Bemerkenswert ist, dass das Symptom der Amenorrhoe nicht nur bei solchen Psychosen beobachtet wird, die wie Paralyse auf einer schweren Vergiftung des Körpers beruhen, oder wie die katatonen und hebephrenen Geistesstörungen — das deuten besonders auch die mit der Abderhaldenschen Methode gewonnenen Resultate an — mit Störungen der inneren Sekretion in Zusammenhang stehen, oder wie Amentia meist auf eingreifende Stoffwechselstörungen zurückzuführen sind, sondern auch bei Manie und Melancholie, die doch als rein funktionelle Psychosen betrachtet zu werden pflegen. Da eine länger andauernde Amenorrhoe bei vorher regelmässiger Menstruation wohl als auf irgend einer direkten oder indirekten Störung der Funktion der Ovarien und der in denselben erzeugten Hormone beruhend anzusehen ist, auf jeden Fall Veränderungen des inneren Chemismus anzeigt, so sind auch in den Fällen von Manie und Melancholie, in denen Amennorrhoe eintritt, derartige Veränderungen anzunehmen. Es ist



das Symptom der Amenorrhoe anzureihen den auch bei diesen Psychosen häufig sehr weitgehenden Störungen der Ernährung, des Schlafs usw. und unterstützt im Verein mit denselben die Annahme, dass auch bei diesen Geisteskrankheiten einmal eine organische Grundlage sich feststellen lassen wird. Warum, und zwar bei allen davon betroffenen Psychosen, nur in einem Teil der Fälle die Menses ausbleiben, darüber lässt sich zurzeit, abgesehen von der Tatsache, dass vorwiegend, aber keineswegs ausschliesslich akute Fälle amenorrhoisch werden, noch nichts aussagen. Verfasser versuchte, einzelne Fälle mit Amenorrhoe der Manie-Melancholiegruppe und der Katatoniegruppe, darüber Aufschluss geben werden. — **H. Kahler**[1]) fand, dass bei der sog. hypoplastischen Konstitution und beim Morbus Basedowii der Blutzuckergehalt auf 100 g Dextrose weit höher als bei normalen Individuen ansteigt. — **Kredel**[2]) hatte einen Nervus tibialis, der oberhalb der Kniekehle infolge einer Schussverletzung narbig verändert war, mit einem Faszienfettmantel lose umhüllt und 24 Tage später bei der Resektion dieses Stückes gefunden, dass der Mantel eng dem Nerven anlag und erheblich geschrumpft war. Angesichts dieser starken Faszienschrumpfung hält Verf. einen derartigen Schutz des Nerven nur bei Lagerung am Knochen für angezeigt und hier auch nur durch platt ausgebreitete. — **Kienböck**[3]) führt in seiner Arbeit folgendes aus: Bei Röntgenbehandlung der einfachen Strumen und Basedowkranken können „Vorreaktionen" auftreten, wie bei Bestrahlungen anderer Organe. Die Ursache der genannten Erscheinungen ist in einer vorübergehenden Steigerung der innersekretorischen Drüsenorgane gegeben. Die Erscheinungen bestehen im Gefühl von Brennen, Schwellung, Schluckbeschwerden, Thyreoidismus und verschwinden meist in kurzer Zeit. Die Technik soll auf diese Möglichkeit Rücksicht nehmen, die Bestrahlung daher zu Anfang in kleinen Dosen und an auseinanderliegenden Tagen ausgeführt werden. Die Erfolge der Therapie sind so gut, dass dieselbe stets versucht werden sollte. — Nach den Untersuchungen **Klestadts**[4]) hat die Injektion von Karmin, ölsaurem Natron und Glykogen in die Hirnventrikel regelmässig eine reichliche Einlagerung von Farbstoff-, Fett- und Glykogenkörnchen in das Gebiet des Plexus chorioideus zur Folge, das demnach die genannten Substanzen aus dem Liquor cerebrospinalis resorbiert. Bei Anwendung von chinesischer Tusche bleibt das Plexusepithel frei. Dem Plexus chorioideus ist demnach ausser seinem sezernierenden Vermögen auch noch ein resorptives Vermögen zu eigen. — **Knauer** und **Maloney**[5]) geben eine ausführliche Beschreibung eines Apparates, der es ermöglicht, die Kopfbewegungen zu registrieren und zu kontrollieren. Die mit mehreren Text- und Tafelfiguren versehene Beschreibung ist im Original nach-

---

[1]) Kahler, H., Ueber das Verhalten des Blutzuckers bei der sog. hypoplastischen Konstitution und bei Morbus Basedowii. Zeitschr. f. angewandte Anatomie, I, 1914, S. 432.

[2]) Kredel, L., Ueber das Verhalten der auf operierte schussverletzte Nerven überpflanzten Faszienlappen. Zentralbl. f. Chirurgie 1915, Nr. 13.

[3]) Kienböck, Reizwirkung bei Röntgenbehandlung von Struma und Basedowscher Krankheit. Fortschritte auf dem Gebiete der Röntgenstrahlen. Bd. XXII, Heft 6, 1914.

[4]) Klestadt, Experimentelle Untersuchungen über die resorptive Funktion des Epithels des Plexus chorioideus und des Ependyms des Seitenventrikels. Zentralbl. für patholog. Anatomie und allgem. Pathologie, Bd. 26, Heft 6, 1915.

[5]) Knauer und Maloney, The cephalograph, a new instrument for recording and controlling head movements. Journal of nervous and mental diseases. Vol. XLI, 1914, Nr. 2, p. 75.

zulesen. — **Kräuter**[1]) berichet über folgenden Fall: 7jähriger Knabe. Klinisch: Beginn der Erkrankung vor ca. 5 Wochen mit Kopfschmerzen und Erbrechen. Dazu trat später Zittern am ganzen Körper. Keine Temperaturen. Vorübergehende Besserungen, danach neuerlich wieder Kopfschmerzen und Erbrechen. Pat. war dann im Gehen behindert und schwankte stark beim Gehen. Der Zustand wurde immer schlechter, das Sehvermögen nahm rapide zu, das Erbrechen wurde immer stärker. Das Kind wurde morobund eingeliefert und kam einige Stunden danach ad exitum, ohne das Bewusstsein wieder erlangt zu haben. Bei der Sektion fanden sich multiple glioblastische Sarkome des Gehirns und Rückenmarkes bei im übrigen normalem Organbefund. Der histologische Befund ergab im wesentlichen folgendes: Die in ihrer Lage im Sektionsprotokoll genauer beschriebenen multiplen, geschwulstmässigen Bildungen im Ependym der Seitenventrikel waren aufgebaut aus einem Gewebe vom Charakter teilweise zellreicher, faserarmer Gliome, teilweise glioblastische Sarkome. Auch innerhalb derjenigen Geschwülstchen, wo der histologische Typus des Glioms der vorherrschende war, fand sich jugendliches Geschwulstbildungsmaterial in Form von kernreichen Proliferationszentren. Der Tumor des Kleinhirns zeigte teilweise den Charakter des zellreichen, faserarmen Glioms, hier fanden sich neben diesen höher entwickelten und weiter differenzierten Teilen in der Geschwulst Partien, innerhalb derer das Gewebe weniger weitgehende Differenzierung aufwies, vorherrschend war jedoch der Charakter des glioblastischen Sarkoms. Auch die Geschwulst im Subarachnoidealraum an der Basis der rechten Hälfte des Pons erwies sich mikroskopisch als glioblostisches Sarkom. Einen äusserst interessanten Befund bot die multiple Tumorbildung im Bereich des Rückenmarkes dar; es handelte sich hier um einen blastomatösen Prozess, welcher an verschiedenen Stellen in verschieden hohem Grade die weichen Häute des Marks infiltriert hatte und zum Teil auch in die Markmasse hineingewuchert war. Die histologische Formation der Geschwulst war die eines indifferenten Rundzellensarkoms, teilweise die eines glioblastischen Sarkoms. Auffallend in den Schnitten von Hals- und Brustmark war das Vorhandensein grösserer und kleinerer zystischer Hohlräume innerhalb der Geschwulst und Rückenmarksubstanz. Die letztere war teilweise von Geschwulstgewebe umscheidet, und es war hier der interessante Befund einer Auskleidung durch Geschwulstzellen nach Art eines Epithels zu erheben. Auch sonst konnte man kleinere, durch konzentrische Stellung der Geschwulstzellkerne zustande gekommene drüsenähnliche Lumina hier und da in der Geschwulst des Rückenmarks beobachten. Die Genese der Hohlräume schien eine verschiedene. Teilweise handelte es sich um die in glioblastischen Sarkomen häufig zu beobachtenden „Rosettenbildungen", d. h. Formationen, wie sie durch eine den Geschwulstzellen innewohnende Tendenz, nach Art der Neuroepithelien im embryonalen Leben sich konzentrisch zu gruppieren, zustande kamen, teilweise waren sie dadurch entstanden, dass präexistente ödematöse Gliamaschen von Geschwulstzellen in kontinuierlicher Schicht ausgekleidet wurden; endlich waren es durch Oedem bedingte Lücken innerhalb der Geschwulstmassen. Es ergab somit das Studium der Rückenmarkspräparate, dass die Geschwulstzellen sich repräsentierten teilweise als Glioblasten, mit der Tendenz, faserige gliöse Substanz zu produzieren, teilweise in ihnen vorhandene Potenzen nach Art jugendlicher Neuroepithelien zur

[1]) Kräuter, Johanna, Ueber ein glioblastisches Sarkom des Kleinhirns mit Metastasenbildung im Hirn und Rückenmark. Inaug.-Dissert. München, 1915.



Entwicklung gelangen liessen. Besondere Erwähnung verdient das Vorhandensein des aus Rundzellen sowie Kernen mit fibrillärer Zwischensubstanz bestehenden Gewebes im Lumen des Zentralkanals des Halsmarks und in der Umgebung desselben. Dieses Gewebe stimmte in seiner histologischen Formation vollkommen mit auch sonst an verschiedenen Stellen in der Geschwulst zur Beobachtung kommenden überein, so dass sich anlässlich dieses Befundes die Frage erheben musste: handelte es sich hier um eine intramedulläre, im Zentralkanal zur Entwicklung gekommene Siedelung von Geschwulstgewebe oder hatte man nur den Befund einer unregelmässigen Ausbildung des Zentralkanals und des ihn auskleidenden Zellmaterials vor sich? Verf. glaubt, in dem Falle den Befund des zellig fibrillären Materials in und um den Zentralkanal nicht mit einer Anomalie in der Ausbildung desselben in Beziehung bringen zu sollen, sondern ist der Meinung, dass es sich hier um eine im Innern des Kanals zustande gekommene Lokalisierung von Geschwulstmaterial handelt. Eine Reihe histologischer Befunde werden zur Stützung dieser Annahme von der Verfasserin angeführt. Des weiteren wird die Frage aufgeworfen: Handelt es sich um eine primäre Multiplizität von Geschwülsten, welche in letzter Linie einer an multiplen Stellen des Zentralnervensystems vorhandenen fehlerhaften Differenzierung und Gliederung des architektonischen Aufbaues ihren Grund hat, oder stehen die multiplen, zur Beobachtung gekommenen geschwulstmässigen Bildungen in gegenseitigem kausalem Zusammenhang — so dass die eine in Abhängigkeit zur anderen entstanden ist —, dass also hier eine echte multiple Metastasenbildung vorliegt? Es bestand hier ein grosser, auf Grund seiner Histologie sowie seiner Ausbreitung als primär aufzufassender Tumor im Kleinhirn, dessen infiltratives Wachstum deutlich war an der Durchwachsung der Kleinhirnrinde und dem Vordringen in den Subarachnoidealraum der Kleinhirnbasis. Diese Geschwulst war breit in den vierten Ventrikel eingebrochen und hatte zu einer Lichtungsverlegung des grössten Teils des vierten Ventrikels geführt. Mit dieser Lichtungsverlegung muss einhergegangen sein eine Aenderung der normalen Zirkulationsverhältnisse des Liquor cerebrospinalis, und es spricht nichts gegen die Annahme, dass von der Geschwulst im vierten Ventrikel aus Geschwulstelemente in die apikalwärts gelegenen Hirnhöhlen hineingelangt, daselbst im Ependym zur Lokalisation gekommen sind und hier zur Entstehung von sekundären Geschwülsten Veranlassung gegeben haben. Für diese Auffassung spricht auch der objektive Befund in einem der Geschwülstchen im Ependym des linken Seitenventrikels. Hier fand sich noch ein Teil der Geschwulst deutlich von dem subependymären Gliafilz unterschichtet, auch war unterhalb der Geschwulst an einer Stelle noch ein Stück Ependymepithelbelag erhalten. Diese Befunde sprechen dafür, dass die Geschwulst in der Nähe der freien Ventrikeloberfläche zur Entwicklung gekommen ist. Für die Annahme einer metastatischen Entstehung der multiplen Geschwülste in den Seitenventrikeln spricht auch der Wechsel der histologischen Formationen. Würde es sich um primäre multiple Gliome handeln, so wäre dies wohl nicht der Fall, insofern als wir die Annahme machen dürfen, dass primär multiple Geschwülste als alle gleichzeitig auf dem Boden von Entwicklungsanomalien entstanden, auch alle ungefähr eine gleich weitgehende Differenzierungstendenz zeigen und dieselbe auch in der gleichen Weise verwirklichen. Mit dieser Annahme steht in Uebereinstimmung der tatsächliche Befund einer weitgehenden, nach der Seite der faserreichen Gliome fortschreitende Differenzierung der unter dem Namen der primären multiplen ependymären Neubildungen. Mit der Annahme einer metastatischen



Entstehung der Geschwülste von einem glioblastischen Sarkom aus ist der Wechsel der histologischen Formationen in den einzelnen Ependymgeschwülsten viel weniger zu vereinigen, indem es sich hier um die Einnistung eines jugendlichen Geschwulstmaterials handelt, welches teilweise den indifferenzierten Geschwulstcharakter beibehalten, teilweise die in ihm vorhandenen Differenzierungs- und Entwicklungsqualitäten in verschiedener Weise realisiert hat. Einem Abhängigkeitsverhältnis des Tumors im Subarachnoidealraum an der Basis des Pons, sowie der diffusen Geschwulstinfiltration der weichen Häute des Rückenmarks von dem Kleinhirntumor dürften keine Bedenken entgegenstehen. Der Kleinhirntumor war in den Subarachnoidealraum der Hirnbasis eingebrochen. Von hier aus sind Geschwulstkerne in den Subarachnoidealraum der Ponsbasis sowie des Rückenmarks hineingekommen; im Rückenmark haben sich in diffuser Weise in allen Höhen der Cauda equina und des Rückenmarks ausgebreitet und sind sekundär in die Markmasse eingedrungen. Auf Grund des Angeführten scheint die Deutung des Falles dahin gegeben, dass von einem primär in der Substanz des Kleinhirns zur Entwicklung gekommenen glioblastischen Sarkoms multiple metastatische Geschwülste in den Ventrikeln, im Subarachnoidealraum der Pons und des ganzen Rückenmarks sowie im Zentralkanal des Halsmarkes entstanden ist. Durch diese Art von echter Metastasenbildung ist der Fall exzeptionell. — Die Arbeit von **Kubitz** und **Stämmler**[1]) bringt eine ausführliche Darstellung der Leberveränderungen in zwei Fällen von Westphal-Strümpellscher Pseudosklerose und progressiver Linsenkerndegeneration (Wilsonsche Krankheit). Der Befund ergab in beiden Fällen übereinstimmend eine chronisch-entzündliche Zirrhose der Leber. Ein Fall ergab eine positive Wassermannsche Reaktion. — **Marcus**[2]) macht besonders auf das Vorkommen von Plasmazellen in der Hirnrinde der Paralytiker aufmerksam, in denen die Spirochaete pallida nachgewiesen worden ist. Vielleicht sind die Plasmazellen Träger der Spirochäten in den Ganglienzellen oder Zerstörer der Spirochäten. In dem Vorkommen von Spirochäten in den Plasmazellen ist eine wichtige Stütze für die Anschauung zu erblicken, dass die syphilitische Noxe zuerst die Gefässe und erst später die Nervensubstanz angreift. — Nach den Untersuchungen von **Martin**, **Biegelow** und **Wilbur**[3]) sinkt die Erregbarkeit des Nervensystems, gemessen nach dem sensorischen Verhalten gegenüber dem faradischen Strome, in den frühen Abendstunden bis zu einem gewissen Tiefpunkt gegen Mitternacht. In den folgenden Stunden steigt sie wieder etwas an, um vier Stunden nach dem ersten Minimalwert einen zweiten Minimalwert zu erreichen. Nach diesem erfolgt ein allmähliches Ansteigen bis zum Erreichen des Normalwertes. Diese Schwankungen hängen, wie die Verfasser annehmen, von der Tiefe des Schlafes ab, namentlich davon, ob die Nacht in wachem oder schlafendem Zustand verbracht wird. — **Marx**[4]) berichtet über den Fall einer 28jährigen Puella publica, die ein hysterisches

[1]) Kubitz und Stämmler, Ueber die Leberveränderungen bei Pseudosklerose (Westphal-Strümpell) und progressiver Linsenkerndegeneration (Wilsonscher Krankheit). Zieglers Beiträge zur patholog. Anatomie und allgemeinen Pathologie. Bd. 60, Heft 1, 1915.

[2]) Marcus, Die Veränderungen in der Hirnrinde bei der progressiven Paralyse. Nordisk medizinsk Arkiv 1914/1915, Festschrift für Prof. Dr. I. J. Edgren.

[3]) Martin, G., Bigelow, G. H. und Wilbur, G. B., Variations in the sensory herbold for faradic stimulation in normal human subjects. II The nocturnal variation. Americ. Journ. of Physiolog., XXXIII, Nr. 3, p. 415.

[4]) Marx, Ein Simulationsfall von Gesichtsulkus bei einer Hysterischen. Dermatologische Wochenschrift, 1915, Nr. 38.



Artefakt auf der linken Wange aufwies. — Wie die Untersuchungen **Mattissons**[1]) zeigen, wird Veronal selbst in grösseren Einzelgaben eingenommen, zum grössten Teile (selbst bis zu 90%) im Harn wieder zur Ausscheidung gebracht. Diese Ausscheidung kann sich über längere Zeit, die zwischen 8 und 12 Tagen nach Einnahme des Veronals schwankt, erstrecken. — **Mayer**[2]) möchte Sedobrol bei der Behandlung nervöser Krankheitszustände nicht mehr missen und glaubt, dass uns in dem Sedobrol ein Heilmittel beschert ist, das seiner handlichen, originellen und wirksamen Verwendungsform wegen noch viele schöne Erfolge verspricht. — **Meyer**[3]) glaubt nicht, dass schwere Psychosen chronischen Charakters infolge des Krieges besonders zahlreich zur Beobachtung gelangen; ebensowenig ist eine besondere Färbung derselben erkennbar. Dagegen geben unzweifelhaft die kriegerischen Ereignisse häufig den Anstoss zu akuten Psychosen auf alkoholischer Basis und epileptischer Basis, wirken verschlechternd auf die Epilepsie und führen besonders oft — vielfach bei einer gewissen Disposition — zu psychisch-nervösen Störungen psychogener Natur. — **Möckel**[4]) bespricht zunächst die verschiedenen chirurgischen Methoden der Epilepsiebehandlung mit besonderer Berücksichtigung der Dauerresultate. Hingewiesen wird besonders auf die Duradrainage nach Wilms, die Verf. auch experimentell an Tieren studiert hat. Was die Dauererfolge der chirurgischen Epilepsiebehandlung an der Heidelberger chirurgischen Universitätsklinik betrifft, so beläuft sich das Material innerhalb 3 Jahre auf 20 Fälle, von denen 12 nachuntersucht werden konnten. Von diesen gehörten 5 zur traumatischen allgemeinen, 3 zur traumatischen Jacksonschen und 4 zur genuinen Form. Es wurden nach dem Vorgange von F. Krause Fragebogen mit 8 Fragen an die Patienten zur Ausfüllung versandt. Die betreffenden Krankengeschichten sind im Original einzusehen. Die Resultate waren folgende: 3 Patienten = 25% sind geheilt, 3 = 25% gebessert, und bei 6 = 50% war die Operation erfolglos. Da bei 4 genuinen einmal, bei 8 traumatischen zweimal Heilung eintrat, so sind die Erfolge bei beiden Formen gleich. Todesfälle im Anschluss an die Operation wurden nicht beobachtet. Bei einem geheilten Falle liegt die Operation 3 Jahre zurück, bei einem 2 Jahre, bei einem dritten 1½ Jahre. Gemeinsam haben alle drei geheilten Fälle das jugendliche Alter (Knaben von 6, 7 und 12 Jahren). Es wurde verhältnismässig frühzeitig nach Ausbruch der Epilepsie operiert. Zwei der Fälle gehörten der traumatischen, einer der genuinen Form an. Es traten noch kürzere oder längere Zeit nach der Operation Anfälle auf, die dann von selbst verschwanden. Geistig sind die Kinder nicht zurückgegangen. Von den drei gebesserten Fällen wurde übereinstimmend gutes Allgemeinbefinden und seltene Anfälle gemeldet. Möglicherweise geht auch hier noch ein Fall in Dauerheilung über. Von den übrigen durch die Operation nicht gebesserten Fällen gehören zwei der traumatischen, drei der genuinen Form an. Bei drei davon waren psychische Störungen vorhanden; drei nichtgeheilte Patien-

[1]) Mattisson, Beitrag zur Kenntnis der akuten Vergiftung mit Veronal, mit besonderer Bezugnahme auf die Ausscheidung dieses Stoffes mit dem Harn. Nordisk medizinsk Arkiv 1914/1915, Festschrift für Prof. Dr. I. J. Edgren.

[2]) Mayer, Sedobrol in der neurologischen Praxis. Berliner klinische Wochenschrift, 1915, Nr. 6.

[3]) Meyer, Psychosen und Neurosen in der Armee während des Krieges. Deutsche medizinische Wochenschrift, 1914, Nr. 51.

[4]) Möckel, Wilhelm, Epilepsie und Dauerresultate. (Aus der chirurgischen Klinik der Universität in Heidelberg.) Inaug.-Dissert., Heidelberg, 1915.

ten sind bereits an den Folgen ihrer Krankheit gestorben; zwei davon unter zunehmenden Anfällen im Status epileptica. Hier war also die Operation völlig ergebnislos, obwohl in allen drei Fällen die Anfälle nach der Operation für kurze Zeit schwächer und seltener wurden, dann aber um so heftiger wiederkehrten. In einem Falle handelte es sich um eine schwere traumatische Epilepsie, in den anderen beiden um genuine Formen, bei denen die ersten Anfälle 9 und 11 Jahre zurückliegen. Beide waren psychisch dement. Schliesslich bei den letzten nicht gebesserten Fällen liegt der Beginn der Epilepsie auch 4 bzw. 6 Jahre zurück, und auch hiervon ist einer dement. Aus dem Ergebnis der nachuntersuchten Fälle kann man folgende Schlüsse ziehen: Die Aussicht auf Heilung ist am grössten, wenn es sich um jugendliche Patienten handelt und wenn zwischen dem Ausbruch der Epilepsie und der Operation eine nicht zu lange Zeit liegt. Bei Kindern soll man auch operieren, wenn die geistigen Fähigkeiten schon im Rückgang begriffen sind, da sich das kindliche Gehirn wieder erholen kann. Bei Patienten mit Seelenstörungen, besonders bei solchen, bei denen die Epilepsie schon jahrelang besteht, ist die Operation aussichtslos. Anfälle, die nach der Operation weiter bestehen, können nach Monaten von selbst verschwinden. Ebenso können Lähmungen vorübergehend nach der Operation auftreten (wie in 2 Fällen des Verf.s). Es ist vorteilhafter, die Trepanationsöffnung an der Schädelbasis anzulegen, weil ein sonst leicht auftretender Hirnprolaps und der Knochendefekt schon an sich den Patienten einer beständigen Gefahr durch Traumen aussetzen. Mit dem Ergebnis der Nachuntersuchung: 25% Heilung und 25% Besserungen kann man sehr zufrieden sein, denn bei jedem zweiten Patienten war also die Operation von Erfolg begleitet und man kann deshalb die chirurgische Behandlung aller Epilepsieformen mit Ausnahme der mit Demenz einhergehenden als wohlberechtigte Massnahme empfehlen. — **B. Müller** [1]) berichtet über eine Reihe von Verletzungen des Gehirns infolge Gewehrschuss, Granatschuss und Einwirkung stumpfer Gewalt (Schlag) aus der Lothringer Schlacht (August 1914). Verf. bekam die Fälle schon nach 24 bis 36 Stunden zu Gesicht. Zusammenfassend ist zu sagen, dass die Verletzungen des Gehirns infolge Tangentialschusses die besten Aussichten auf Heilung ergeben und dass die Zentralschüsse bei weitem schlechtere Prognose bieten. Ferner ist der Schluss erlaubt, dass eine weitgehende chirurgische Behandlung in allen Fällen indiziert ist und nur durch dieselbe Aussicht vorhanden ist, die Gefahren der Gehirnverletzungen zu verringern. Ein grosser oder vielmehr der grösste Teil der Gehirnschüsse und Gehirnverletzungen durch stumpfe Gewalt wird schon auf dem Schlachtfeld ad exitum kommen, die Fälle aber, die noch lebend in unsere Lazarette kommen, werden durch eine chirurgische Behandlung zum grossen Teil zu retten sein. Es soll bei der Behandlung die Meningitis nicht gefürchtet, und es soll vor allem durch Entfernung von Knochensplittern oder Projektilen der Bildung von Erweichungsherden vorgebeugt werden, und es soll dort, wo Erweichungsherde oder Abszesse im Gehirn vorhanden sind, durch frühzeitige Drainage nach obigen Gesichtspunkten der Ausbreitung der Erweichungsherde Einhalt getan werden. Verf. hat im ganzen 25 Tangentialschüsse mit Knochen- und Gehirnverletzungen behandelt, von denen 2 gestorben sind = 8%. Von diesen ist ein Fall an akuter Meningitis gestorben. Bei demselben war die Infektion eine sehr schwere; schon vor der Operation waren meningitische Zeichen vorhanden, mehrmals Krämpfe. In dem zweiten Falle war durch das Zurück-

[1]) Müller, B., Verletzungen des Gehirns und deren chirurgische Behandlung. Arch. f. klin. Chirurgie 1915, Bd. 107, Heft 1, S. 138.



bleiben von zwei Knochensplittern im Gehirn ein Erweichungsherd entstanden, der dann einen Abszess bildete, der in den Seitenventrikel durchbrach und eine Vereiterung desselben hervorrief, welcher der Patient erlag. Dieser Fall ist ein Beispiel dafür, dass die im Gehirn zurückbleibenden Knochensplitter zu ernsten Folgezuständen führen und dass man nach Möglichkeit jeden Splitter entfernen soll. Es ist nicht anzunehmen, dass solche Knochensplitter reaktionslos einheilen, sondern es treten meist Erweichungsherde um solche Fremdkörper herum auf. Die übrigen Fälle von Tangentialschüssen mit Gehirnverletzungen sind ohne Komplikation geheilt. Die Folgezustände, die sich einstellten, waren nur die aus der jeweiligen Verletzung der betreffenden Gehirnzentren entstehenden Lähmungen, die z. T. schon nach wenigen Wochen fast ganz zurückgingen. Daneben bestanden bei den meisten Patienten zeitweise Kopfschmerzen, Flimmern vor den Augen und eine allgemeine nervöse Schwäche. Diese rein neurasthenischen Symptome besserten sich mit der Zeit wesentlich. 6 Fälle wurden ohne Beschwerden nach 3—4 Monaten entlassen. Dienstfähigkeit tritt nur in seltenen Fällen wieder ein. Bei den übrigen 17 Verletzten waren teilweise Lähmungen zurückgeblieben. Diese sind dienstunfähig, für ihren bürgerlichen Beruf aber völlig geeignet. Bei einem Teil der Verletzten war eine geringe Verminderung der psychischen Leistungen, besonders der raschen Denkfähigkeit, des Gedächtnisses und der Urteilskraft zu konstatieren. Schwerere psychische Ausfälle fehlten. J a c k s o n epilepsien sah Verf. nicht, doch ist mit diesen für die Zukunft zu rechnen. 4 Fälle betrafen Zentral- (Steck)schüsse des Gehirns, die sämtlich zugrunde gingen. Sämtliche waren durch Granatsplitter zustande gekommen. Das chirurgische Vorgehen hat in solchen Fällen darin zu bestehen, den Zugang zu dem Erweichungsherd zu erweitern und diesen ausgiebig zu drainieren. Die Gefahren dieser Therapie bestehen darin, dass man die Meningen an der Gehirnbasis von dem infizierten Schusskanal her infiziert, ganz abgesehen von der Schwierigkeit, den Sitz des Projektils ohne Röntgenaufnahme zu bestimmen. Transversalschüsse hat Verf. dreimal gesehen. Es wurde bis auf teilweise Lähmung ein günstiger Ausgang erzielt. Im allgemeinen muss man die günstig verlaufenden Fälle als Ausnahme ansehen, muss aber doch mit der Möglichkeit einer Heilung immerhin rechnen. Die beiden ersten Fälle betrafen hauptsächlich die Region der Gehirnbasis und zeigten da die geringsten dauernden Schädigungen, während der dritte infolge der starken Zerstörung im linken Stirnhirn schwere dauernde Schädigung hervorrief. Immerhin finden sich bei den doch zweifellos bestandenen starken Verletzungen der Gehirnmasse keine Erweichungsherde. Es ist wohl anzunehmen, dass bei der schrägen Richtung des Schusskanals im Gehirn die Möglichkeit des Abflusses des Blutes aus dem Schusskanal bestand. Verf. bezeichnet die Transversalschüsse keineswegs als günstig und hält den Ausgang seiner Fälle für immerhin seltene Ausnahmen. In einem Falle bestand weit abseits von dem Orte der Verletzung ein Erweichungsherd infolge Kontrekoupwirkung. Verf. berichtet weiter über zwei Fälle von Verletzungen des Schädels und Gehirns durch stumpfe Gewalt. Es handelte sich beidemal um sehr ausgedehnte Verletzungen. Diese betrafen in Fall I das rechte Stirnhirn. Die motorischen Zentren waren unverletzt geblieben. Es wurden die Knochensplitter entfernt, drainiert und die Weichteile über dem Knochendefekt bis auf eine kleine Oeffnung für den Tampon fest vernäht. In Fall II handelte es sich um eine schwere indirekte Verletzung des Gehirns, welche mit einem Erweichungsherde, der zweifellos aus einer infolge des Schlages gegen den Schädel und die Depression desselben entstandenen Hämorrhagie in die



Markssubstanz entstanden ist, begonnen hatte. Dieser Erweichungsherd wurde eröffnet und drainiert. Da aber trotz ausgiebigster Eröffnung die Drainage nicht genügte, so entstand ein progredientes Fortschreiten des Erweichungsherdes, der, da im Schädel nicht genug Raum vorhanden war, zu einem grossen Prolaps durch die Schädelöffnung führte und so bei der langen Dauer sich infolge Infektion von aussen in einen Abszess umwandeln musste. Die ausgiebigste chirurgische Behandlung, die im Entfernen des ganzen Herdes mit Kapsel bestand, konnte einem Fortschreiten und Durchbruch in den Seitenventrikel nicht Einhalt gebieten, so dass ein Fortschreiten bis in das Stirnhirn eintrat. Die eitrige Basalmeningitis rief dann ein rasches Ende hervor. Aus diesen beiden Gehirnverletzungen durch stumpfe Gewalt und deren verschiedenartigem Verlauf ersieht man deutlich, dass dabei wieder die allgemeinen für alle Abszesse in anderen Körpergegenden gültigen chirurgischen Grundsätze auch für die Erweichungsherde und Abszesse im Gehirn Geltung behalten, nämlich von Anfang der Verletzung oder Eröffnung des Herdes an für einen leichten Abfluss des Wundsekretes zu sorgen. Die Prognose solcher Erweichungsherde und Abszesse ist eine sehr schlechte. Man soll trotzdem chirurgisch intervenieren, da der Verlauf der Erweichungsherde ein recht langsamer und die Gefahr der Meningitis verhältnismässig gering ist. — **Müller-Schürch**[1]) fand in drei Fällen von Dementia paralytica eine ausserordentlich gesteigerte Empfindlichkeit im Gebiet des N. peronaeus und über der Achillessehne, die mittels der Zirkelprüfung nachweisbar war. Der Patellarreflex war sehr lebhaft, breitete sich nach wenigen Wiederholungen auf die Bauchmuskulatur und dann (bei ca. 30 Schlägen in der Minute) auf den ganzen Körper aus, so dass derselbe bei jedem Schlage vom Bette aufgeworfen wurde. Verf. betont die Möglichkeit eines diagnostischen Wertes der genannten Symptome in zweifelhaften Fällen von progressiver Paralyse. — **Franz Nagelschmidt**[2]) berichtet über Licht, Radium, Elektrorhythmik, Diathermie zur Nachbehandlung von Kriegsverletzungen und Kriegskrankheiten des Bewegungsapparates. Ist die Nervennaht oder Transplantation erfolglos, so dient die Elektrorhythmik zur vorläufigen Erhaltung der Muskelfasern, bis ein neuer Versuch der Naht möglich ist, oder bis eine spontane Reproduktion der verletzten Nervenstränge erfolgt ist. Ist der motorische Nerv in Kallusmassen eingebettet, so kommt neben der Elektrorhythmik vor allem die diathermische Erweichung und Resorption der den Nerven komprimierenden Narbenmasse in Frage. Hierbei darf man die Geduld nicht verlieren. Selbst nach Monaten noch sah Verf. vollkommene Radialis- und andere Lähmungen sich bessern. Schwere Neuralgien, sowie sich weit über das Verletzungsgebiet erstreckende periphere Parästhesien, Hyper-, Hypo- und Anästhesien sind der Diathermie zugängig. Die entzündlichen Vorgänge in der Tiefe, sowie die Narbenbildung um den Nerven herum sind dieser Behandlung durchaus zugänglich. Es empfiehlt sich die Behandlung nicht auf den mutmasslichen Schusskanal und die betreffenden Nervenpartien zu beschränken, sondern die Wurzelgegend und das Ausbreitungsgebiet des Nerven mit in die Behandlung einzubegreifen. Bei den peripheren Empfindungsstörungen bewährt sich hervorragend die ebenfalls mit

[1]) Müller-Schürch, Beobachtungen über die Sensibiltät und die Reflexe bei Paralyse. Prager medizin. Wochenschrift, 1914, Nr. 52.

[2]) Nagelschmidt, Franz, Licht, Radium, Elektrorhythmik, Diathermie zur Nachbehandlung von Kriegsverletzungen und Kriegskrankheiten des Bewegungsapparates. Zeitschrift für ärztliche Fortbildung, XII, 1915, Nr. 10, S. 300.

dem Diathermieapparat ausführbare Kondensatorelektrodenbehandlung. Am schnellsten reagieren Hyperästhesien und Parästhesien, am langsamsten die bekannten „tauben Bezirke“, bei denen mitunter Faradisation, Hochfrequenzduschen usw. herangezogen werden müssen. Ein ebenso wichtiges und häufiges Anwendungsgebiet stellen die zahlreichen Neuralgien im Gefolge von Durchnässungen und Durchkältungen dar. Auch hier kombiniert Verf. gern die reine Wärmewirkung der Diathermie mit der oberflächlichen Hautreizung durch Kondensatorelektrode und der mechanischen Lösung der Schmerzkontrakturen durch diese bei gleichzeitigem Druck. — Der Arbeit **Nitzsches**[1]) über traumatische Epilepsie ist folgendes zu entnehmen: Von 446 Fällen von Epilepsie bei Männern aus der Kieler Klinik aus den Jahren 1901 bis 1911 fand sich in 33 Fällen eine traumatische Aetiologie, bei den Frauen bezeichnenderweise von 134 Fällen in keinem Falle. 11 Fälle von zum Teil rein traumatischer Epilepsie werden vom Verf. kurz geschildert. Im übrigen behandelt die Arbeit die Definition und Geschichte, Statistik, Kasuistik, pathologische Physiologie, Aetiologie und Pathogenese, Symptome und klinischen Verlauf, Diagnose, Prognose, Therapie, pathologische Anatomie und die Bedeutung der traumatischen Epilepsie für die soziale und gerichtliche Medizin auf Grund der einschlägigen Literatur, ohne dass dabei eigene Erfahrungen des Verf. zu Worte kommen. — **Nonne**[2]) fasst seine Ausführungen in folgenden Schlußsätzen zusammen: 1. Eine jahrelang fortlaufende Beobachtung zeigt, dass bei isolierten Pupillenstörungen der weitere Verlauf des Falles sich sehr verschieden gestalten kann, dass sie nämlich einerseits isoliert bleiben, dass andererseits sich weitergehende syphilogene Nervenleiden anschliessen können. 2. Die Kontrolle des Liquor spinalis ist für die Beurteilung der Dignität der Pupillenanomalien von Wichtigkeit. Sie zeigt: a) dass diese Störungen bei normalem Liquor Reste eines ausgeheilten oder stets rudimentär gewesenen Prozesses am Zentralnervensystem darstellen, aber andererseits, b) dass sie auch bei pathologischen Reaktionen im Liquor dauernd unverändert bleiben können. 3. Daraus ergibt sich, dass die Prognose bei isolierten Pupillenanomalien auf luetischer Basis nicht lediglich nach dem Ausfall der „4 Reaktionen“ gestellt werden darf und dass man sich deshalb hüten muss, den prognostischen Wert positiver Liquorreaktionen im ungünstigen Sinne zu überschätzen. — **Nussbaum**[3]) beobachtete experimentell nach Vornahme der Albeeschen Operation eine Lordosierung der Wirbelsäule und ein Kleinerbleiben der Versuchstiere. In einem Falle hatte das gehemmte Wachstum von 5 Wirbeln auf das ganze Tier so eingewirkt, dass es kleiner geblieben ist. Die Lordosierung als Folge der Albeeschen Operation scheint für den Pottschen Buckel nur von Vorteil zu sein. Ob diese Verbiegung der Wirbelsäule jedoch in der Tat zustande kommt, ist noch mehr als fraglich. Von Nachteil ist ferner die Beschränkung des allgemeinen Wachstums durch die Operation und die Versteifung der Wirbelsäule. Es überwiegen jedoch die Vorteile: das schnelle Ausserbettbringen (besonders bei Kindern von Wert!),

---

[1]) Nitzsche, Zur Lehre von der traumatischen Epilepsie. Inaug.-Dissert. Kiel 1913.

[2]) Nonne, Ueber die Bedeutung der Liquoruntersuchung für die Prognose von isolierten syphilogenen Pupillenstörungen. Deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde, 1914, Nr. 51, S. 155.

[3]) Nussbaum, A., Ueber Gefahren der Albeeschen Operation bei Pottschem Buckel der Kinder. Aus d. Chirurgischen Universitätsklinik in Bonn). Beiträge zur klin. Chirurgie, Bd. 99, Heft 1, 1916, S. 123.

ohne dass schwere und hinderliche Stützapparate nötig wären, und das dadurch bedingte rapide Emporblühen des Allgemeinbefindens. Inwieweit schädliche Spätfolgen ernsterer Art zu befürchten sind, lässt sich erst nach Jahren übersehen. Ein Uebergreifen des tuberkulösen Prozesses auf die Gegend des Spans ist erfahrungsgemäss unwahrscheinlich und mithin auch von dieser Seite keine allzu grosse Gefahr zu befürchten. — **Ernst Petzsch**[1]) berichtet über 4 einschlägige Fälle. Fall I: Beginn der Paralyse mit 22 Jahren. Dauer 8 Monate. Demente Form. Nach dem ersten paralytischen Status galoppierender Verlauf, zunächst motorisch aptiert, kurz darauf neben der Demenz leicht depressive Phase, zum Schluss ein zweiter paralytischer Status. Schwachsinnige Grössenideen und Euphorie fehlten völlig, rudimentär und durch demente Deutung von Halluzinationen bedingt waren die Beeinträchtigungsvorstellungen. Lues fehlte in der Anamnese. Die Sektion ergab jedoch neben metaluischen Veränderungen luetische Veränderungen der Nieren, der Leber und des Zentralnervensystems. Es bestand also eine Superposition der Paralyse auf einer Lues cerebri. Für hereditäre Lues verdächtig waren die Epilepsie des Vaters, das Vorkommen gewisser Degenerationszeichen und Infantilismus. Pat. ist nicht antiluetisch geworden, auch blieben keine Zeichen der hereditären Lues zurück. Die Sektion ergab typische paralytische Veränderungen des Gehirns und Rückenmarks. Fall II: Beginn mit 16 Jahren. Dauer fast 3 Jahre. Lues hereditaria erwiesen: Lues des Vaters, mehrere Früh- und Totgeburten. Komatische Zeichen der Erbsyphilis bestanden nicht, wohl aber Degenerationszeichen und Infantilismus. Das Bild der Erkrankung entsprach dem der klassischen Paralyse: neurasthenisches Vorstadium, expansives Hauptstadium. — **Pickhan**[2]) gibt einen Bericht über 4 Fälle von manisch-depressivem Irresein post trauma mit ausführlicher Mitteilung der betreffenden Krankengeschichten und Gutachten. In den beiden ersten Fällen lag ein direktes somatisches Trauma, davon eines den Kopf betreffend, vor. Im dritten Falle lag ein psychisches, im vierten ein toxisches Trauma vor. Begehrungsvorstellungen der Kranken oder ihrer Angehörigen, sowie ätiologische Momente in der Aszendenz waren mit hoher Wahrscheinlichkeit auszuschliessen. Ursächlich kamen die Unfälle in keinem Falle in Betracht. Der Boden für den Ausbruch der Geisteskrankheit war bereits vorbereitet. Das manisch-depressive Irresein ist eine vorwiegend endogene Erkrankung, bei welcher ein Unfall wohl als auslösendes Moment für die bereits bestehende Erkrankung in Betracht kommt, nicht aber als die eigentliche Ursache für die Geisteskrankheit angesprochen werden kann. — Die Arbeit von **Pighini**[3]) gibt eine zusammenfassende Darstellung der chemischen Befunde am Kleinhirn, wie sie der Verfasser in Gemeinschaft mit einer Reihe von Mitarbeitern in den letzten Jahren erhoben hat. Ein Teil derselben ist uns bereits aus den in deutscher Sprache erschienenen Veröffentlichungen in den letzten Jahrgängen der „Biochemischen Zeitschrift" und der „Zeitschrift für physiologische Chemie" bekannt. Es wäre sehr zu begrüssen, wenn auch die vorliegende Monographie in deutscher Sprache vorliegen würde. Referent steht nicht an, diese Untersuchungen mit als die wichtigsten der Hirnphysiologie aus den letzten Jahren zu bezeichnen. —

---

[1]) Petzsch, Ernst, Ueber juvenile Paralyse. Inaug-Dissert., Greifswald 194.

[2]) Pickhan, Artur, Unfall und manisch-depressives Irresein. Inaug.-Dissert., Bonn 1914.

[3]) Pighini, G., La biochimica del cervello. Torino 1915, Verlagsbuchhandlung Rosenberg u. Sellier.



Porter und **Pratt**[1]) untersuchten das Verhalten des vasomotorischen Zentrums bei Diphtherie und fanden, dass die experimentelle Wahrscheinlichkeit beweist, dass das vasomotorische Zentrum bei schwerer Diphtherie verschont bleibt. — **Preisig**[2]) bespricht zunächst die Familienpflege ruhiger Geisteskranker in den schweizer Kantonen Bern, Schaffhausen und Genf, um alsdann die einschlägigen Verhältnisse im Kanton Waadt zu schildern. Im ganzen kamen 246 ruhige Geisteskranke aus der kantonalen Irrenanstalt in Cery (Waadt) in Familienpflege. Es werden die betreffenden Angaben ausführlich mitgeteilt und die innere Organisation eingehend geschildert. Bezüglich der Indikationen zur Familienpflege steht Verfasser durchaus auf dem Boden der bekannten und bewährten Grundsätze. — Von den beiden Formen des angeborenen Schwachsinns verhindert nach Ansicht von **Richter**[3]) die erethische (erregte, variable) Form in jedem Falle die Ausbildung und die Ausübung des militärischen Dienstes im Sinne der Anlage 1 U 15. Für die torpide (stumpfe, apathische, anergetische) Form stellt Verf. anheim zu bedenken, dass diese einmal, wenn auch selten, in die erethische übergehen kann. Bei bestehender Erkenntnis der Strafbarkeit einer Handlung muss selbst bei dem Vorhandensein einer gewissen Urteilsschwäche die Zurechnungsfähigkeit beim angeborenen Schwachsinn angenommen werden. Im Interesse der militärischen Disziplin muss die Grenze der Unzurechnungsfähigkeit im Gegensatz zur Grenze der Dienstunbrauchbarkeit beim angeborenen Schwachsinn, speziell bei den moralisch minderwertigen erethischen Schwachsinnigen, durchaus eng gehalten werden. Selbstverständlich soll bei berechtigtem Zweifel die Frage der Zurechnungsfähigkeit zugunsten des Angeklagten entschieden werden. — Brailfort **Robertson** und **Burnett**[4]) untersuchten den Einfluss des vorderen Zirbeldrüsenlappens auf das Wachstum von Karzinomen und kamen dabei zu folgenden Resultaten: 1. Die Verabreichung von Emulsionen des vorderen Lappens der Glandula pituitaria des Ochsen steigert in ausgesprochenem Maße den Wachstumprozess des primären Tumors von Ratten mit Impfkarzinomen. Das Wachstum von kleinen Tumoren wird verhältnismässig schneller beschleunigt als dasjenige grosser Tumoren. 2. Diese Beschleunigung tritt jedoch erst in einem gewissen Wachstumsstadium des Tumors zutage, 20 Tage nach der Impfung. Die Verabfolgung hebt die Tendenz der Tumoren zu Metastasenbildung nicht auf. 3. Leberemulsion hat neue Wachstumsbeschleunigung der Rattenkarzinome zur Folge. — **Roederer**[5]) gibt ausführliche Darstellung der orthopädischen Behandlungsweisen der Pottschen Krankheit, die im einzelnen im Original nachzulesen ist. Zu kurzer Besprechung an dieser Stelle nicht geeignet. — **Rohleder**[6]) gibt sehr anschauliche Schilderungen des

[1]) Porter und Pratt, The state of the vasomotor centre in diphtheria intoxication. Americ. Journ. of Physiology, Vol. XXXIII, Nr. 3, p. 431, 1914.

[2]) Preisig, S., Le placement familial d'aliénés tranquilles dans le canton de Vaud de 1904 à 1913. Schweizerische Rundschau f. Medizin, 1914. Nr. 21.

[3]) Richter, Die Frage der Dienstfähigkeit und Zurechnungsfähigkeit bei der erethischen Form des angeborenen Schwachsinns. Deutsche militärärztliche Zeitschrift, 1915, Heft 1 und 2.

[4]) Robertson, T., Brailsford und Burnett, Th. C., The influence of the anterior lobe of the pituitary body upon the growth of carcinomata. Journ. of. exper. Medic., XXI, 3, p. 280, 1915.

[5]) Roederer, Le traitement du mal de Pott. Journ. de médecine de Paris, 1914, Nr. 25—28.

[6]) Rohleder, H., Zur Prostitution in Südspanien, besonders bei den spanischen Zigeunerinnen. Zeitschrift für Sexualwissenschaft, 1. Band, 6. Heft, 1914.



spanischen Dirnenwesens auf Grund des Besuches mehrerer südspanischer Städte. Die Schilderungen müssen, als zu kurzer Wiedergabe an dieser Stelle nicht geeignet, im Original nachgelesen werden. — Eine Arbeit **Rohleders** [1]) stellt einen kurzen Auszug aus der ausführlichen Monographie des Verfassers: „Die künstliche Zeugung" dar, weswegen sich eine Besprechung an dieser Stelle erübrigt. — **Rosenbloom** und **Andrews** [2]) untersuchten den Kaliumgehalt des Liquor cerebrospinalis bei verschiedenen Krankheiten. Die Verf. gelangen in ihrer Arbeit zu folgenden Schlussergebnissen: 1. Der Kaliumgehalt der unzentrifugierten Zerebrospinalflüssigkeit ist höher als derjenige der zentrifugierten Flüssigkeit. 2. Es wurde keine Beziehung ermittelt zwischen der Anzahl der Zellen in der Flüssigkeit und deren Gehalt an Kalium. 3. Es wurde keine Beziehung gefunden zwischen dem Gehalt an Kalium und der Globulinreaktion. 4. Die Verfasser sind nicht des Glaubens, dass es möglich sei, auf der Basis des Gehaltes an Kalium irgendwelche Schlussfolgerungen zu ziehen, was den Charakter des gegenwärtigen Zustandes in dem Zerebrospinalsystem anbelangt. 5. Der Gehalt der Zerebrospinalflüssigkeit an Kalium wurde in 31 Fällen ermittelt. Einer dieser Fälle mit einem sehr hohen Gehalt an Kalium (18,3 mg) war ausserordentlich akut, und dieser eine Fall scheint Salkowskis Angabe zu bekräftigen, dass der Kaliumgehalt in den akuten Fällen ein hoher ist. 6. Der Gehalt der Zerebrospinalflüssigkeit an Kalium ist bei degenerativen Erkrankungen des Zerebrospinalsystems nicht vermehrt. — **Rupprecht** [3]) gibt an Hand mehrerer Tabellen einen statistischen Beitrag zu der wichtigen Frage der Alkoholkriminalität. In Tabelle I ist die Alkoholkriminalität der bayerischen Bevölkerung im Jahre 1913 zusammengestellt. Tabelle II und III behandeln Stand und Beruf der wegen Trunkheitsdelikte verurteilten Personen. Tabelle IV betrachtet die Alkoholkriminalität und Bevölkerungsgruppen im Jahre 1913. Tabelle V bringt den Wohnsitz der verurteilten Trinker, Tabelle VI die in der Trunkenheit verübten strafbaren Handlungen, Tabelle VII die wegen Rauschhandlungen zuerkannten Strafen und Tabelle VIII die Dauer der Gefängnisstrafen. Die einzelnen Statistiken nebst den dazugehörigen Kommentaren sind im Original nachzulesen. Verf. geht dann noch kurz auf den Modus der Bestrafung der Alkoholverbrecher ein. Recht zweckmässig ist es, ausser der eigentlichen Strafe ein Wirtshausverbot oder eine zwangsweise Internierung in einer Trinkerheilstätte zu verhängen. Auch der bedingte Strafaufschub, der bereits in einzelnen Bundesstaaten zur Einführung gelangt ist, ist zu empfehlen, wenn der Betreffende sich der Schutzaufsicht eines Fürsorgevereins oder einer Trinkerfürsorgestelle freiwillig unterwirft. — **Scharlau** [4]) gelangt in seiner Arbeit zu folgender Zusammenfassung: 1. Der Nervus infraorbitalis und die Nerven am Tuber versorgen die bukkale Alveolarschleimhaut. 2. Das Gebiet des Nervus incisivus ist sehr klein. 3. Die anästhetische Zone des Nervus palatinus anterior erstreckt sich nach vorn bis zur Gegend des Eckzahnes, nach medial bis zur Mittellinie und nach distal in den weichen Gaumen hinein. 4. Der Alveolaris inferior

[1]) Rohleder, H., Artificial fecundation in man. The Urologic and Cutaneous Review. Technical Supplement. Vol. VI, Nr. 4. October 1914.

[2]) Rosenbloom, I. und Andrews, V. L., The potassium content of cerebrospinal fluid in various diseases. Archives of internal Medicine, XLV, 1914 October, p. 536.

[3]) Rupprecht, Alkohol und Verbrechen. Die Alkoholfrage, XI, Nr. 2, S. 109, 1915.

[4]) Scharlau, G., Ueber Nervenzonen am Kieferapparat. Ergebnisse der gesamten Zahnheilkunde, IV, 3. S. 299, 1914.



und der Ligualis werden in der Regel zusammen anästhesiert. 5. Der Alveolaris inferior zeigt bei seiner Anästhesierung zwei anästhesierte Zonen, die durch ein dem Bukkalis zugehörendes Gebiet getrennt sind. 6. Der Alveolaris inferior versorgt in erster Linie die bukkale Schleimhaut. 7. Der Lingualis versorgt die ganze Innenfläche des Unterkiefers. 8. Da die Geschmacksempfindung herabgesetzt war, kann man vielleicht annehmen, dass im Lingualis sensorische Fasern verlaufen. — **Schlicht**[1]) gibt die ausführlichen Krankengeschichten von 14 Fällen von juveniler Paralyse wieder, von denen 12 bereits ad exitum gekommen sind. Davon waren 8 männlich, 7 weiblich. Es erkrankten:

bestimmt			wahrscheinlich		
im Lebensjahr	Fälle	Geschlecht	im Lebensjahr	Fälle	Geschlecht
7	1	männlich	4	1	weiblich
8	1	männlich	13	1	weiblich
9	2	1 weibl., 1 männl.	16	1	weiblich
11	3	2 männl., 1 weibl.			
13	1	männlich			
15	1	weiblich			
16	1	weiblich			
17	1	männlich			

Es dauerten:

bestimmt		wahrscheinlich	
Jahre	Fälle	Jahre	Fälle
3	3	4	2
7	2	6	1
8	1	9	1
11	1	11	1

In einem Falle, der noch am Leben ist, betrug die Krankheitsdauer bisher 5 Jahre. Im allgemeinen verläuft die Paralyse im Kindesalter viel langsamer als bei Erwachsenen. Sie dauert bei ersteren ca. 6 Jahre gegenüber 2—3 Jahren bei Erwachsenen. Ueber die Aetiologie der Erkrankung ermittelte Verf. folgendes: In 2 Fällen Geisteskrankheiten in der Familie. In 3 Fällen Alkoholismus des Vaters. In einem Fall „Kopftyphus" des Vaters, in je einem Fall Tabes bzw. Paralyse des Vaters, in einem Fall Paralyse der Mutter. Die Heredität im weiteren Sinne betrug demnach ca. 45%. In allen Fällen liess sich Lues nachweisen. In 8 Fällen (60%) hatten die Mütter Tot- und Fehlgeburten durchgemacht. In 7 Fällen wurden beiden Eltern die Wassermannsche Reaktion im Blute gemacht, wobei sich 7mal (50%) ein positiver

[1]) Schlicht, J., Kasuistische Beiträge zur Lehre von der juvenilen Paralyse. Inaug.-Dissert., München 1915.



Ausfall bei den Müttern ergab. Zwei dieser Fälle ergaben auch beim Vater positive Luesreaktion im Blut. Die grosse Mehrzahl der Kinder erschien körperlich oder geistig oder auf beiden Gebieten geschädigt. Aeussere Zeichen der Erbsyphilis fand Verf. 9mal (ca. 65%). In 6 Fällen fand Verf. Drüsenschwellungen oder Hautausschläge in frühester Jugend. In 4 Fällen zeigte sich eine deutliche Alopezie. In 4 Fällen fanden sich ausgesprochene luetische Veränderungen der Hornhaut, Chorioidea, Retina oder Atrophie des II. Optikus. 13 Fälle zeigten ausgesprochene Hutchinsonsche Zähne. Die Wassermannsche Reaktion war in allen Fällen im Blute, in 13 Fällen auch in der Spinalflüssigkeit positiv. Der Verlauf der Erkrankung bot im allgemeinen nichts Bemerkenswertes. In fast ³/₄ der Fälle machte sich vor Ausbruch der Erkrankung eine gewisse körperliche oder geistige Schwäche bemerkbar. In je einem Falle bestanden Beeinträchtigungsideen resp. Sinnestäuschungen (Visionen). Der Verlauf der juvenilen Paralyse stimmt auch nach den Beobachtungen des Verf.s mit der der Erwachsenen im wesentlichen überein. Störungen der Lichtreaktion fanden sich in allen Fällen mit Ausnahme eines nicht verwertbaren. Im einzelnen bestand: reflektorische Pupillenstarre in 4 Fällen (30%), absolute Pupillenstarre in 9 Fällen (70%), Ungleichheit der Pupillen in 9 Fällen, auffallende Werte der Pupillen in 4 Fällen. Augenhintergrundsveränderungen fand Verf. 7mal, nämlich: Chorioretinitis luetica und Optikusatrophie in 2 Fällen, Optikusatrophie in 1 Fall, Chorioretinitis luetica in 1 Fall. Die Augenbewegungen waren in sämtlichen Fällen frei. Zweimal bestand horizontaler Nystagmus convergens bzw. divergens. In einem Falle bestand Exophthalmus. Die Patellarreflexe waren in allen Fällen mit Ausnahme eines Falles, in dem sie völlig fehlten, lebhaft oder gesteigert; ebenso die übrigen Reflexe. Babinski war 8mal positiv. Bei 3 Patienten befand sich die grosse Zehe in vorübergehender oder in andauernder Babinskistellung. In einem Falle konnte bisweilen kontralateraler Babinski (Monakow) beobachtet werden. In 4 Fällen war Oppenheim positiv, ebenso Fuss- und Patellarklonus vorhanden. Störungen der Sensibilität fanden sich 7mal und zwar 4mal Hyperalgesie und 2mal Hypalgesie. Einmal bestand Hypalgesie an den Unterarmen und Unterschenkeln bei gleichzeitiger Hyperalgesie am Rumpf. In 9 Fällen entwickelten sich im Laufe der Zeit mehr oder weniger hochgradige Muskelspannungen. In 5 Fällen führten sie zu (Beuge-) Kontrakturen, die meist zunächst in den Beinen, dann auch in den Armen sich geltend machten. Bei 2 Kranken waren die Füsse in dauernder Spitzfuss-, bei einem Kranken in Rumpfußstellung fixiert. In 5 Fällen war Tremor der Hände nachweisbar. In 2 Fällen fanden sich reflektorische Kau- und Saugbewegungen (Dobrochansky) bei Berührung der Lippen, in einem Fall spontane schmatzende Bewegungen, in 3 Fällen ziellose Greif- und Armbewegungen, in einem Fall eigentümliche Mitbewegungen. Die Zunge zeigte in ³/₄ der Fälle starkes Zittern und Abweichen nach rechts oder links. Bei ¹/₄ der Fälle fanden sich Störungen der Hörfähigkeit. Fazialisstörungen kamen in 4 Fällen vor. Andauerndes Speicheln wurde in 2 Fällen beobachtet. Blasen- und Mastdarmstörungen kamen in 10 Fällen (etwa 71%) zur Beobachtung. In allen Fällen bestanden Sprachstörungen. 7mal fand sich eine typische artikulatorische Störung. In einzelnen Fällen liessen sich aphasische und paraphasische Erscheinungen nachweisen. In allen Fällen und zwar meist schon frühzeitig fanden sich Lese- und Schriftstörungen. Von den 14 Patienten hatten 12 = ca. 86% Anfälle. Ein Patient hatte im Laufe des letzten Monats ca. 1000 Anfälle, am letzten



Lebenstage hatte er 411 Anfälle. Manche Kranke hatten jeden Tag Anfälle, bei anderen waren regelmässige Schwankungen der Häufigkeit zu verzeichnen. Die Anfälle an sich gleichen denen der erwachsenen Paralytiker, nur dass sie kürzere Zeit dauerten, leichterer Art waren und von sehr geringen Nachwehen begleitet waren. In manchen Fällen bestand eine auffallende Häufung der Anfälle. An manche Anfälle schlossen sich allmählich zunehmende Kontrakturen an. In einigen Fällen fanden sich vasomotorische Störungen (Zyanose, Oedeme, stärkere Nachrötung der Haut). Von trophischen Störungen und deren Folgeerscheinungen sah Verf. in einigen Fällen Dekubitus, Blasenbildung am ganzen Körper und in einem Falle eine Spontanfraktur (Schrägfraktur des rechten Oberarmes), welche in einem Anfalle zustande kam; in einem anderen Falle trat ausserhalb der Anfälle eine rechtsseitige Radius-Querfraktur auf. In mehreren Fällen fanden während der Krankheit Steigerungen der Körpertemperatur statt ohne objektiv nachweisbare Veränderungen. Das Körpergewicht war bei der Aufnahme meist sehr niedrig, dann stieg es in manchen Fällen rasch, in anderen allmählich an, um sich längere Zeit auf einer gewissen Höhe zu halten. Hin und wieder traten stärkere Schwankungen auf, namentlich im Anschluss an Anfälle. Gegen Ende der Krankheit fiel das Körpergewicht sehr rasch und tief. In allen auf ihren Zellgehalt untersuchten Fällen fand sich eine starke Pleozytose. Diese betrug in manchen Fällen bis 115 und 175, in einem Fall sogar bis 273 Zellen. Therapeutisch wurde weder durch Salvarsan, noch durch Nuklein, noch durch Tuberkulin irgend etwas erreicht. Die Krankheit nahm ihren Fortgang und zeigte keine Tendenz zu Remissionen. Der Exitus erfolgte meist unter dem Bilde eines allgemeinen Marasmus; in 4 Fällen waren Lungenkrankheiten (Lungengangrän, Lugenentzündung) die Todesursache. Der Sektionsbefund bestätigte in allen Fällen die Diagnose der Paralyse. Die Unterschiede der juvenilen Paralyse gegenüber der progressiven Paralyse des Erwachsenen sind in folgendem gegeben: 1. In einer Reihe Fälle fanden sich ausgeprägte syphilitische Krankheitszeichen und im Zusammenhang damit ein Zurückbleiben oder ein Stillstand der körperlichen Entwicklung. 2. Bisweilen trat Hirnlues schon als Vorläufer der juvenilen Paralyse auf, wodurch es zu einem Rückgang oder Stillstand der geistigen Entwicklung kam; auch die „Fraisen", von denen wir in einigen Fällen hören, konnten durch eine syphilitische Erkrankung des Gehirns bedingt sein. Bei der Paralyse der Erwachsenen dagegen beobachteten wir bis zum Ausbruch der Krankheit meist normale körperliche und geistige Entwicklung. Immerhin kommt voraufgehende Hirnlues vielleicht auch bei der Paralyse der Erwachsenen gelegentlich vor. Die Inkubationszeit dürfte unter Berücksichtigung der angeführten Fehlerquelle bei der Paralyse der Erwachsenen und der juvenilen Form wohl ziemlich die gleiche sein. 3. Während wir bei der juvenilen Paralyse gleiche Beteiligung der beiden Geschlechter finden, erkranken bei den Erwachsenen an Paralyse 2—5mal soviel Männer als Frauen, welch letzteres Verhältnis sich durch die häufigere Erwerbung der Lues von erwachsenen Männern und vielleicht auch noch durch andere begünstigende Ursachen, wie Alkoholmissbrauch, erklären lässt. 4. Das klinische Bild ist bei der juvenilen Form der Paralyse wesentlich farbloser; es fehlen Grössen- und Kleinheitsideen. Wir beobachten grösstenteils eine einfache Verblödung bei den juvenilen Paralytikern. Vielleicht dürfte dieser Unterschied gegenüber der Paralyse der Erwachsenen auf das noch unentwickelte Seelenleben bei Kindern zurückzuführen sein. 5. Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Paralyse der Erwachsenen und der



juvenilen Form ergibt sich uns bei Beobachtung der Anfälle. Bei der juvenilen Form fällt uns die in manchen Fällen ausserordentlich grosse Anzahl von Anfällen auf, die besonders häufig rasch verlaufen und leichter Natur sind. Sie haben meist rindenepileptisches Gepräge, ohne von nachfolgenden Lähmungserscheinungen begleitet zu sein. Die Anfälle der erwachsenen Paralytiker sind meist schwerer, treten weniger häufig auf und gehen gewöhnlich mit Lähmungserscheinungen einher. Bemerkenswert ist ferner das relativ häufige Vorkommen von Optikusatrophie ohne tabische Symptome und der in der Mehrzahl der Fälle positive Ausfall des Babinskischen Zeichens bei juveniler Paralyse, Erscheinungen, die wir bei der Paralyse der Erwachsenen weit seltener beobachten können. 6. Weiterhin können wir im Gegensatz zu der Paralyse der Erwachsenen bei unseren Fällen eine wesentlich grössere Häufigkeit der absoluten Pupillenstarre gegenüber der reflektorischen (ähnlich wie bei der Hirnlues) feststellen. 7. Während wir bei der Paralyse der Erwachsenen öfters länger dauernde Remissionen (stationäre Paralyse?) wahrnehmen, kann von solchen bei der jugendlichen Form kaum die Rede sein, entsprechend etwa der dementen Form der Paralyse der Erwachsenen. 8. Ein weitgehender Unterschied zwischen der Paralyse der Erwachsenen und der Kinder macht sich endlich hinsichtlich der Dauer geltend. Wir haben bei der jugendlichen Paralyse eine verhältnismässig lange Dauer; sie dauert im Durchschnitt doppelt so lange wie die Dementia paralytica der Erwachsenen. Es drängt sich hier die Frage auf, ob die längere Dauer der juvenilen Paralyse vielleicht mit der geringeren Heftigkeit der hereditären Lues in Zusammenhang gebracht werden könnte. Dagegen spricht aber die perniziöse Wirkung der Erbsyphilis auf anderen Gebieten (Absterben der Kinder, schwere Enzephalitisformen, Meningitiden, Hydrozephalien, Mikrozephalien, zahlreicher Spirochätenbefund bei abgestorbenen Früchten). Oder wird die längere Dauer der jugendlichen Form eventuell durch grössere Widerstandsfähigkeit des kindlichen Organismus bedingt? Bei Beantwortung dieser Frage kommen wir zu einem geradezu gegensätzlichen Verhalten der hereditären Lues und der juvenilen Paralyse. Dort ist der Verlauf ein schwerer, hier ein leichterer. Diese Tatsache weist auf grundlegende Unterschiede beider Krankheiten; gegen erstere ist der jugendliche Organismus weniger, gegen letztere mehr widerstandsfähig. — **Sebhardt**[1]) fasst seine Ausführungen über Alkohol und Epilepsie in folgenden Schlußsätzen zusammen: 1. Epilepsia alcoholica ist eine völlig typische Krankheit, gut abgegrenzt von der Epilepsia idiopathica dadurch, dass die Anfälle aufhören, sobald der Patient sich konsequent des Missbrauches alkoholischer Getränke enthält. 2. Sind bei einem chronischen Alkoholisten epileptische Anfälle vorgekommen, die fortdauern, nachdem der Patient einige Zeit abstinent gewesen ist, so ist man nicht berechtigt, von einer Alkoholepilepsie zu reden. 3. Epilepsia alcoholica und Delirium tremens sind zwei ganz voneinander verschiedene Krankheiten. 4. Epilepsia alcoholica muss als eine sehr schwere Komplikation des chronischen Alkoholismus angesehen werden. Die Prognose hinsichtlich der Abstinenz des Alkohols nach einer durchgemachten Kur ist eine viel ungünstigere als bei Alkoholismus ohne Epilepsie. — **Sehn**[2]) teilt sechs ausführlich mit Epikrisen versehene Krankheitsgeschichten von Psychosen mit vorwiegend religiösem Einschlag mit, die z. T. mit forensischen

---

[1]) Sebhardt, Alkohol und Epilepsie. Nordisk medizinsk Arkiv, 1914/1915, Festschrift für Prof. Dr. I. J. Edgren.

[2]) Sehn, Ueber Vorkommen religiöser Wahnbildung bei Psychosen, besonders bei Paranoia. Inaug.-Dissert., Kiel, 1914.



Komplikationen einhergingen. Letztere werden zum Schlusse einer kurzen Besprechung unterzogen. Ueber dem Rahmen des Kasuistischen hinaus kommt der Arbeit keine Bedeutung zu. — Das Diogenal hat sich nach **Serejski** als Sedativum sehr gut bewährt und ist auch als leichtes Hypnotikum (0,5—1 g) verwendbar. Am besten reagieren leicht erregte Psychopathen und Hysterische und mässig Deprimierte. — **F. J. Stuurman**[1]) bespricht zunächst die Technik der Nisslschen Methode und zwar folgende Punkte: Fixieren, Einbetten, Aufkleben, Färben, Aufheben der Präparate und Zubereitung der Gelatinegallerte. Kurz besprochen und warm empfohlen wird die Färbung nach Unna-Pappenheim. Es folgen die Besprechung der Färbung nach Weigert-van Gieson und die Neurofibrillenfärbung. Der letzte Abschnitt behandelt ausführlich die Markscheidenfärbung, für welche Verf. eine neue Methode angibt. Dieselbe ist in bezug auf die Einzelheiten hinsichtlich der Fixierung, Einbettung, Aufkleben der Schnittbänder, Herstellung der Zelloidinfilme, Färbung, Differenzierung und Aufheben im Original nachzulesen. Eine Nachfärbung erfolgt bei der Methode des Verf.s nicht. Das Referat muss sich begnügen, in groben Umrissen den Inhalt der vorliegenden Arbeit anzudeuten. Die technischen Einzelheiten sind im Original einzusehen. — Die vorliegende, 124 Druckseiten umfassende Arbeit **Thöles**[2]) möchte Ref. als die grundlegendste der bisherigen einschlägigen Literatur bezeichnen. Sie bedarf daher einer ausführlichen Besprechung an dieser Stelle, die allerdings auch nur die wichtigsten Punkte berühren kann. Im ganzen berichtet Verf. über 42 Fälle von Nervenverletzungen hinter der Front und 4 Fälle an der Front. Der Zeit nach verteilen sich die Fälle von 21 Tagen bis zu 10 Monaten. Von den 46 Fällen waren 44 Gewehrschüsse. Auf 36 Gewehrschüsse kommen 1 Revolver-, 1 Maschinengewehr-, 5 Schrapnellschüsse, 3 Granatsplitterverletzungen. Einmal lag Radialislähmung durch Einklemmung des Nerven zwischen die Fragmente des subkutan gebrochenen Humerus vor; einmal Plexuslähmung durch stumpfe Kontusion. 11 Fälle waren durch (10mal schon geheilte) Knochenfraktur kompliziert. Es waren gebrochen 7mal der Humerus bei 5 Radialisschädigungen (1mal subkutan) bei 1 Medianusschädigung, 1 Radialis- und Ulnarisschädigung; 2mal die Ulna bei Ulnarisschädigung; 1mal der Tremor bei Ischiadikusschädigung; nur 1mal das Schlüsselbein bei 4 Flexusschädigungen. Bei 34 dieser 46 Verletzten war jedesmal nur ein Nerv beschädigt, bei 12 Verletzten waren durch einen Schuss (1mal durch stumpfe Kontusion des Plexus) mehrere Nerven beschädigt. 2 von diesen 12 Verletzten hatten ausserdem durch einen zweiten Schuss noch eine weitere Nervenverletzung an anderer Körperstelle davongetragen: 1 Mann mit Medianus-Ulnarisschädigung noch eine Ischiadikusverletzung, 1 Mann mit Akzessorius-Skalenusnervenschädigung noch eine Radialisverletzung. Im ganzen waren bei den 46 Verletzten über 70 Nerven beschädigt: 22mal der Radialis, 14mal der Medianus, 14mal der Ulnaris, 8mal der Ischiadikus, 3mal der Axillaris, 2mal der Akzessorius zusammen mit den R. musc. plex. cervic. zu den Mus. scaleni, 2mal der Musculo-cutaneus (bei Plexusverletzungen), 1mal der Peronaeus, 1mal der Fazialis, 1mal die Nn. supra- und subscapularis, Thoracodorsalis, Thoracicus longus (bei Plexuskontusion). Verf. führt aus, dass gleich-

[1]) Stuurman, F., J., Die Herstellung und Färbung von Serienpräparaten der Gehirne kleiner Tiere. Zeitschr. f. wissenschaftl. Mikroskopie und mikroskop. Technik. XXXII, Heft 27, 1916, S. 152.

[2]) Thöle, Kriegsverletzungen peripherer Nerven. Beiträge zur klin. Chirurgie, Bd. 98, Heft 2, 1915. (11. Kriegschirurgisches Heft, S. 131.)

zeitige Humerusfraktur nicht die Hauptsache der Häufigkeit der Radialisverletzungen — unter 22 Radialisverletzungen hatte Verf. nur 6mal Humerusfrakturen — ist, sondern der spiralige Verlauf des Radialis. Durch ihn ist er länger als der Medianus und Ulnaris. Wegen dieses spiralen Verlaufes kann er in zahlreichen sagittalen und frontalen Ebenen getroffen werden im Vergleich zu den geradlinig in der Längsachse des Armes verlaufenden zwei anderen Stämmen. Verf. sah nur 4 Verletzungen des Plexus supraclavicularis. Im einzelnen handelte es sich bei den 22 Radialisschädigungen um: a) 13 isolierte Verletzungen mit 12 Lähmungen (11 vollständige, 1 unvollständige und 1 Parese aller Tensoren am Unterarm; b) 9 komplizierte Verletzungen mit 7 Lähmungen (alles vollständige) und 2 Paresen. Es handelte sich bei den 9 komplizierten Radialisschädigungen 4mal um Plexusverletzung (1 Kontusion), 2mal um gleichzeitige Ulnarislähmung und Medianusparese bei Schuss durch die Achsel bzw. den Oberarm, 1mal um gleichzeitige Ulnarislähmung bei Schuss durch den Oberarm, 1mal um gleichzeitige Ulnarisparese bei Schuss durch die Achsel 1mal um gleichzeitige Axillarislähmung bei Schuss in die Fossa supraclavicularis (anfangs vollständige Plexuslähmung). Der in der Achsel und oben am Oberarm dem Radialis zunächst verlaufende Ulnaris wird also am leichtesten zusammen mit dem Radialis von demselben Geschoss getroffen. In 6 von diesen 9 komplizierten Fällen waren alle 3 grossen Armnerven beteiligt. Bei 14 Medianusschädigungen handelte es sich 7mal um isolierte Verletzungen mit 4 Lähmungen (2 unvollständigen) und 3 Paresen (1 unvollständigen). Von den 7 komplizierten Medianusschädigungen betrafen 4 Plexusverletzungen (mit 2 Medianuslähmungen und 2 Medianusparesen) und 2 Radialis-Ulnarislähmung mit Medianusparese durch Achsel- bzw. Oberarmschuss. Im 7. Fall waren Medianus und Ulnaris durch Oberarmschuss verletzt; der Medianus war teilweise gelähmt und teilweise paretisch, der Ulnaris war vollständig gelähmt. In 6 dieser 7 komplizierten Medianusfälle waren alle 3 grossen Armnerven betroffen. Von 14 Ulnarisschädigungen waren nur 5 isolierte Verletzungen mit 4 Lähmungen und 1mal nur Schmerzen und Lähmung des M. interosseus volaris III. Von 9 komplizierten Verletzungen sind 8 in der Zahl der komplizierten Radialislähmungen enthalten (häufige Kombination!), 1 in der Zahl der komplizierten Medianusverletzungen. In 6 dieser 9 Fälle waren alle 3 grossen Armnerven betroffen. Es handelte sich 6mal um Lähmung, 3mal um Parese des Ulnaris. Bei 7 Ischiadikusverletzungen handelte es sich 6mal um vollständige Lähmung, 1mal um teilweise Lähmung, teilweise Parese (gelähmt M. tib. anticus u. Ext. dig. longus — Bahnen im lateralen Rande des N. peroneus profundus —, die übrigen Muskeln paretisch). 4mal war der Schuss dicht hinter dem Femur, besonders durch die Weichteile des Oberschenkels des liegenden, 1mal knienden Schützen gegangen, eine typische Kriegsverletzung. 1mal hatte eine Revolverkugel von vorn den Femur durchschlagen und die V. poplitea mitverletzt. In einem Falle war eine Schrapnellkugel vom nicht gebrochenen Femur zurückgeprallt und zum Einschuss heraus ins Hosenbein gefallen. 1mal handelte es sich um Steckschuss: Einschuss lateral zwischen mittlerem und oberem Drittel des Oberschenkels. Bei einem 2 Monate alten Fall von Peroneusschädigung durch schrägen Durchschuss der Kniekehle bestanden beim Fehlen von Sensibilitätsstörungen nur noch heftige Schmerzen auf dem Fussrücken und an der Aussenseite des Unterschenkels (N. cutanei dorsi medialis et intermedius, N. cut. surae lateralis). Es soll nur 3 Wochen lang eine Strecklähmung des Fusses bestanden haben. Verf. fand den Nerven in der Kniekehle nur von Scheiden-

narbe umklammert, die einfache Neurolyse brachte in 2 Monaten die Schmerzen auch nicht zum Verschwinden. Verf. unterscheidet nach den makroskopischen Operationsbefunden: 1. Abschuss, und zwar vollständigen, nahezu vollständigen und teilweisen (durch Rinnen- oder Streifschuss). 2. Spindelförmige Verdickung durch Durchschuss oder Quetschung, auch durch Steckschuss (d. h. Steckenbleiben eines kleinen Fremdkörpers im Nerven). 3. Umklammerung und Kompression durch Narben, besonders durch Nervenscheidennarben. 4. Kommotion ohne makroskopischen Befund. Von den 36 Fällen, in denen nur ein Nervenstamm verletzt war, betrafen 21 Abschüsse, und zwar 14 vollständige, 3 nahezu vollständige, 4 teilweise. Abgeschossen waren: 9mal der Radialis (unter 13 einfachen Radialisschädigungen), 7mal vollständig, 2mal teilweise; 5mal der Ischiadikus (unter 7 einfachen Ischiadikusschädigungen), 2mal vollständig, 1mal nahezu, 1mal teilweise. — **Thomas**[1]) injizierte Hunden Aleuronataufschwemmungen in die Seitenventrikel des Gehirns und bekam danach entzündliche Veränderungen des Ependyms und des Plexus chorioideus, dagegen zunächst noch keine Erweiterung der Ventrikel mit Hydrozephalus. Dieser, sowie die Stauungspapille entstanden erst nach mehreren Wochen, wenn Verklebungen am Foramen Monroi und Magendie stattgefunden haben. Verf. konnte diese Verklebungen durch Injektion von Tusche in die Ventrikel nachweisen, die sich bei gesunden Tieren gleichmässig über die ganze Gehirnhemisphäre auszubreiten pflegt. — **Timme**[2]) bringt die Mitteilung eines neuen Verfahrens zur qualitativen Bestimmung der Hautsensibilität. Zu beziehen von Dressler in New York. — Der 21jährige Patient **Tischbeins**[3]) wies neben einer Imbezillität, einer Gaumenspalte, die von Geburt an vorhanden gewesen ist, und einer sehr undeutlichen Sprache eine Missbildung des linken Ohres in Gestalt einer deutlichen Entwicklungsstörung, insofern anstelle der normalen Ohrmuschel nur ein kleiner Hautwulst angedeutet war, und die nähere operative Untersuchung einen äusseren Gehörgang überhaupt nicht konstatieren konnte, so dass die gesamte Ohranlage der linken Seite als rudimentär zu bezeichnen war. Verf. geht näher auf die verschiedenen Formen der verschiedenen Degenerationsmerkmale auf Grund der einschlägigen Literatur ein. Eine besondere Aehnlichkeit bestand in seinem Falle mit demjenigen von Kerr, in welchem beinahe die gleiche rudimentäre Anlage des einen Ohres vorhanden war, nur mit dem Unterschiede, dass in dem von dem Verf. mitgeteilten Falle überhaupt keine Andeutung eines Gehörganges vorhanden war und zugleich mit dem Hinzukommen der Gaumenspalte eine noch tiefere Stufe der Degeneration erreicht zu sein schien. — **Tuch**[4]) hält das Diogenal (Brom und Veronal) in gewisser Hinsicht dem Veronal überlegen. Es verursacht tiefen Schlaf in einer Dosis, die 0,25 g Veronal entspricht. — Nach **E. Vasticar**[5]) endigen die Fasern des N. acusticus in kleinen olivenartigen Anschwellungen, die einfach in Kontakt mit

[1]) Thomas, Experimenteller Hydrozephalus. Journ. of exper. Medecine, XIX, Nr. 1, 1914.

[2]) Timme, W., The nature of cutancous sensation, with an instrument for its measurment. Journ. of nerv. and ment diseases. Vol. XLI, Nr. 4, p. 226, 1914.

[3]) Tischbein, Ueber die Bedeutung der Degenerationszeichen, besonders der Ohrmissbildungen bei Geisteskranken. Inaug.-Dissert., Kiel, 1915.

[4]) Tuch, Erfahrungen mit Diogenal. Münchener medizin. Wochenschrift, 1915, Nr. 22.

[5]) Vastican, E., Sur les terminaisons du nerf acoustique. Comptes rendus hebdomad. des Séances de l'Académie des Sciences, CLXI, Nr. 21, p. 649, 1915.

der Aussenfläche der tiefen Extremität der Hörzelle gelangen. Dies ist jedoch nur eine Art von scheinbarer Endigung des Akustikus. Der Weg der Nervenfaser bleibt nicht auf die äussere Oberfläche der Zelle beschränkt, er setzt sich vielmehr durch die Kanälchen des exoplasmatischen Körpers fort und erreicht den Kern entweder direkt oder durch Vermittlung besonderer korpuskulärer Elemente, die in dem subnukleären Raum gelegen ist. Diese letzte Art von Endigung bietet verschiedene Varietäten dar: 1. Das intrazelluläre Korpuskulum ist einfach. a) Es ist sphärisch (enigmatisch) und isoliert in dem Raum zwischen Kern und exoplasmatischem Körper, dessen Ausdehnung verschieden ist. Die nähere Beschreibung der einschlägigen Verhältnisse muss an Hand der Abbildungen im Original eingesehen werden. Hier sei nur bemerkt, dass das sphärische Korpuskulum oft gleichseitig Tangente des Kerns und des exoplasmatischen Körpers zugleich ist, in anderen Fällen nur Tangente des Kerns ist. b) Es ist ovoid. Es hat seinen Sitz in der Wandung des sehr stark entwickelten exoplasmatischen Körpers, dessen vergrösserten Zentralkanal es einnimmt. — **E. Vasticar**[1]) betrachtet in seiner zweiten Mitteilung die Vielfältigkeit der intrazellulären Korpuskeln. Sie haben die Gestalt kleiner sphärischer Körner, sie sind voneinander getrennt und transversal angeordnet in dem halbkreisförmigen Raume zwischen Kern und exoplasmatischem Körper. Die einschlägigen Verhältnisse werden durch die beigegebenen Abbildungen illustriert. Es gibt dann noch eine andere Art von Nervenendigung. Sie ist konisch, ist mit ihrer Basis an die tiefe Extremität der Zelle verbunden und gestützt durch 3 oder 4 Bindegewebszüge, die sich unten in einem einzigen grösseren vertikal sich senkenden Netz vereinigen. Verf. beschreibt noch eine ganze Art von Varietäten dieser Endigungsart, die ohne Figuren nicht recht verständlich sind. — **Vogt**[2]) berichtet über eine Patientin, die sich der Brandstiftung zur Zeit der Menstruation unter dem Einflusse des Alkohols schuldig machte. Die nähere Exploration ergab, dass es sich um eine psychopathische Konstitution handelte, die die erwähnte Tat in einem unter den § 51 St.-G.-B. fallenden Zustand beging. Es wurde dementsprechend ein Verwirrtheitszustand unter dem Eindruck eines starken Affektes (Streitigkeiten mit dem Ehemann) in der prämenstruellen Zeit unter der kumulativen Einwirkung alkoholischer Getränke angenommen und die Patientin daraufhin exkulpiert. — In einem von **L. W. Weber**[3]) mitgeteilten Falle bestand die Dementia paralytica schon vor dem Unfall. Trotzdem gibt Verf. in seinem Gutachten die Möglichkeit zu, dass Schmerzen und Fieber der Wundinfektion den Verlauf vielleicht etwas beschleunigt haben. Der Anteil, welchen der Unfall auf die durch die Paralyse bedingte Erwerbsunfähigkeit hat, wird vom Verf. auf 10% des Einkommens geschätzt. — In der Arbeit von **Woltär**[4]) wird kurz über folgende neurologisch-psychiatrische Fälle berichtet: Fall 1. Traumatische Neurose ohne Ersatzansprüche. Fall 2. Traumatische Hysterie ohne Ersatzansprüche. Fall 3. Lues spinalis (Tabes dorsalis spastica?) und mehrfache Unfälle. Zusammenhang mit Unfällen

---

[1]) Vasticar, E., Sur les terminaisons du nerf acoustique Comptes rendus hebdomadaires des Séances de l'Académie des Sciences, CCXI, Nr. 24, p. 748, 1915.

[2]) Vogt, Ueber hysterische Psychosen und ihre Bedeutung. Inaug.-Dissert., Kiel, 1915.

[3]) Weber, L. W., Wundinfektion als Unfall und progressive Paralyse. Aerztliche Sachverständigen-Zeitung, 1915, Nr. 13.

[4]) Woltär, Aus der Unfallpraxis. Prager medizin. Wochenschrift. 1914, Nr. 26.

fraglich, höchstens 25°/o des 100proz. Verlustes an Erwerbsfähigkeit. Fall 4. Paralyse und Unfall. Der Verletzte war wohl schon vor dem Unfall paralytisch, der Unfall selbst vielleicht schon Folge paralytischer Unbeholfenheit oder zerebralen Schwindels. Fall 5. Unfall und progressive Paralyse. Zusammenhang mit Unfall abgelehnt. Fall 6. Unfall und Epilepsie. Zusammenhang mit dem Unfall abgelehnt. Fall 7. Zusammenhang behaupteter Folgen mit lange vorhergegangenen Anfällen. Zusammenhang mit Unfall abgelehnt, und zwar ohne Verklausulierung. Im Hinblick auf die mehrfachen Attacken von Influenza, Rheumatismus 1908—1913 ist die Möglichkeit eines Zusammenhanges mit dem Unfall eine so geringe, dass sie zu vernachlässigen ist. Sensibilitätsstörung kann durch rheumatische Neuritis erklärt werden, ist aber vielleicht auch nur eine Reminiszenz an die seinerzeit vorhandenen Erscheinungen (auffallend lange Heilungsdauer bei relativ unbedeutendem Unfall, Hysterie?). — **H. J. Zafita** [1]) gibt ein System der Verbrechertypen an, die im folgenden schematisch dargestellt werden:

I.

(Unmittelbare Realisierung der verbrecherischen Absicht)

a) bei emotionalem Affekte

Der Affektverbrecher

b) bei intellektuellem Defekte

Der intellektuelle abnormale Verbrecher.

II.

(Der verbrecherischen Absicht treten Bedenken hinsichtlich Verbot und Strafe entgegen)

c) Der Gedanke an das Verbot verursacht den konträren Wollungsgedanken

Der uneigentliche Verbrecher
(mit Ueberlegung)
(wenn er die kriminelle Absicht nicht verdrängt).

d) Der Gedanke an die Strafe und nur er verursacht eine der Absicht konträre Strebung

Der eigentliche Verbrecher.

e) Die Bedenken verursachen überhaupt keine konträre Wollung

Der moralisch-irre Verbrecher.

[1]) Zafita, Das System der Verbrechertypen. Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik, 1916, Bd. 65, Heft 1 u. 2, S. 169.

Referate.

Max Hirsch. Fruchtabtreibung und Präventivverkehr im Zusammenhang mit dem Geburtenrückgang. Würzburg 1914. Kurt Kabitzsch. 267 Seiten.

Das Buch zerfällt in drei Teile. Der erste behandelt die Fruchtabtreibung, der zweite den Geburtenrückgang, der dritte die Mittel im Kampfe gegen Fruchtabtreibung und Geburtenrückgang. Uns interessieren hier am ehesten einige Kapitel des dritten Teiles, besonders das neunte und zehnte. Jenes behandelt die eugenische Indikation in Geburtshilfe und Gynäkologie. Die Eugenik bezweckt die Ausschaltung der nach den Gesetzen der Vererbung als zur Fortpflanzung untauglich erkannten Bevölkerungselemente von der Vermehrung. Zu den Indikationen, die hier in Betracht kommen, rechnet der Verfasser die Krankheiten und Zustände, die mit Sicherheit als das Keimplasma schädigend und als von den Eltern auf die Deszendenz in irgend einer Form vererbbar erkannt sind. Pflicht des Arztes sei es aber, ihre Verbreitung auf die kommenden Generationen zu verhüten, die Erzeugung einer kranken und minderwertigen Nachkommenschaft zu verhindern. Epilepsie, chronische Geisteskrankheiten, Imbezillität, Hysterie, Neurasthenie und moralischer Schwachsinn, letztere drei in ihren schwereren Formen, gewisse Fälle von Chorea, besonders die Huntingtonsche und die Basedowsche Krankheit seien Zustände, deren Wiederkehr in irgend einer Gestalt bei der Deszendenz fast ausnahmslos beobachtet wurden. Chronische Vergiftungen mit Stoffen, die das Keimplasma schädigen, wie Alkohol, Morphium, Kokain, indischer Hanf, das Syphilisgift, die Blei- und Malariagifte übten ebenfalls eine verhängnisvolle Wirkung auf die Nachkommenschaft aus, desgleichen gewisse Arten von Tuberkulose, bösartige Anämien und Hämophilie. „Die Erwartung einer durch diese Krankheiten der Aszendenz gefährdeten Nachkommenschaft macht es dem Arzt zur Pflicht, von der eugenischen Indikation Gebrauch zu machen.“ Die Angaben des Verfassers sind aber doch zu apodiktisch und durchaus nicht mit hinreichendem Beweismaterial belegt. Es ist gar kein Zweifel, dass wir über die Indikationen noch viel zu wenig wissen, um sie bereits heute in dieser Ausdehnung, wie es M. Hirsch wünscht, in die ärztliche Praxis einzuführen. Was wissen wir in Wirklichkeit über die Schädigung des Keimplasmas bei Hysterie und Neurasthenie, ganz abgesehen davon, dass wir auch hier nicht einmal voraussehen können, ob nicht die Nachkommenschaft, selbst wenn sie ebenfalls hysterisch oder neurasthenisch wird, so viele hervorragende Geisteseigenschaften zeigt, dass wir selbst eine Hysterie oder Neurasthenie ruhig in Kauf nehmen können. Man möge auch das Umgekehrte einmal berücksichtigen und fragen, wie viele gesunde, mindestens aber wie viele hervorragende, ja geniale Menschen von schwer nervösen, vielleicht sogar trunksüchtigen Vätern abstammen. Man wird nur eines im wesentlichen als berechtigt anerkennen dürfen: nämlich, dass man sich bemüht, das Material nach jeder Richtung weiter zu sammeln, vielleicht auch in dem einen oder anderen Falle von der Ehe abzuraten; aber so allgemeine Indikationen heute schon aufzustellen, wie es M. Hirsch tut, muss als bedenklich zurückgewiesen werden.

Ein zweites Kapitel, das für uns Interesse bietet, ist die schmerzlose Geburt. Auch hier scheint mir der Verfasser etwas zu extrem zu sein. Er fordert, dass der schmerzlosen Geburt in den Kreisen der Aerzte eine grössere Aufmerksamkeit und Pflege gewidmet wird. Er nimmt allerdings an, dass bei den Kulturvölkern die Schmerzhaftigkeit der Geburt zugenommen habe, und zwar gegenüber den sogenannten wilden Völkern. Er fürchtet nicht, die religiösen Gefühle mancher Bevölkerungsklassen zu verletzen, die sich an das Wort der Heiligen Schrift: „Unter Schmerzen sollst du gebären“, halten. da ein solches Wort nicht die Jahrtausende überdauernde Kraft der



zehn Gebote habe. Vielleicht unterschätzt der Verfasser aber doch das ethische Moment und betrachtet die Sache zu sehr vom rationalistischen Standpunkt. Ich erwähne, dass gute Frauenkenner der Ansicht sind, das Weib liebe die Kinder viel mehr, die es mit Schmerzen geboren hat.

Wenn ich auch in vielen Punkten sachlich mit dem Verfasser nicht übereinstimme, so sei doch sehr ernst auf dieses Buch hingewiesen. Es bringt eine Menge Material, dieses ist auch gut gesichtet, und wenn auch der Verfasser in seinen Forderungen viel zu weit geht, so ist dies nicht ohne weiteres so sehr bedenklich. Werden doch oft gerade dadurch Fragen geklärt und zu einer alle befriedigenden Lösung gebracht, dass die extremen Anschauungen zunächst vertreten werden, dann aber eine allmähliche Annäherung stattfindet und auf diese Weise schliesslich etwas Gutes und allgemein Gebilligtes gewonnen wird. Nur einen kleinen äusseren Mangel des Buches möchte ich noch hervorheben: nämlich das Fehlen von Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis. Es wird hoffentlich bald eine neue Auflage des Buches erscheinen, und es würde dessen Benutzung, da man solche Bücher doch nicht hintereinander zu lesen pflegt, sehr erleichtert werden.

Dr. Albert Moll.

Cesare Lombroso. Studien über Genie und Entartung. Autorisierte Uebersetzung von Ernst Jentsch, Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jr. 256 Seiten.

Die Arbeiten von Lombroso über die Beziehungen des Genies zur Entartung und zum Irrsinn sind bekannt. Ich will das Büchlein deshalb nicht ausführlich besprechen. Nur kurz erwähnt sei, dass man gut tut, bei Lombroso nicht allzuviel Kritik im einzelnen vorauszusetzen. Das hat sich fast bei allen seinen Arbeiten gezeigt, ob er über den Verbrecher, über das Genie, über den Spiritismus oder andere Themata schrieb. Und trotzdem hat er wie ein Ferment gewirkt. Er hat die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf gewisse Beziehungen zwischen Entartung und Irrsinn einerseits und Genie andererseits hingelenkt. Dabei kommt es in der Tat nicht so darauf an, ob jeder einzelne Fall der Kritik standhält. Dies ist gewiss nicht der Fall. Ich erwähne das vorliegende Buch im Anschluss an das vorher besprochene Werk von Max Hirsch, weil Lombroso unter den Beiträgen zur Frage der Abnormitäten des Genies die erbliche Belastung des Genies selbst erwähnt. Es sei z. B. darauf hingewiesen, dass Haveloc Ellis bei 5 % der englischen Genies eine Belastung von seiten des Vaters fand. Der Vater war wunderlich, energielos, träge, Alkoholist oder brutal. Im übrigen will ich auf das interessante kleine Buch, in dem jeder Interessantes, manches vielleicht auch, das wunderlich erscheint, finden wird, nochmals hinweisen. Als kleines Beispiel erwähne ich nur, dass Columbus hier als Paranoiker hingestellt wird.

Dr. Albert Moll.



ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOTHERAPIE
UND MEDIZINISCHE
PSYCHOLOGIE
MIT EINSCHLUSS
DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON
DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VII. BAND, 2./3. HEFT



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1917

Preis für den Band von 6 Heften M. 14.—, jährlich ein Band
Ausgegeben am 2. Juni 1917.

A. g. XIII.





Inhalt.

Adresse der Redaktion: **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45



Suggestion und Phrase im Weltkrieg.[1])

Von Dr. phil. **Richard Hennig**, Berlin-Friedenau.

„Dieser ganze Krieg und was mit ihm zusammenhängt, stellt denen, die sich für Massenpsychologie interessieren, eine unerschöpfliche Anzahl von Problemen."
Prof. Steinmetz, Amsterdam, in „De Toekomst" v. 18. Sept. 1915.

Der Weltkrieg liefert der psychologischen Wissenschaft, wie so vielen anderen, Anregungen und Tatsachenmaterial in reichster Fülle, wie es kein früherer Krieg in gleichem Umfang vermocht hat. Ja, zu den militärischen und wirtschaftlichen Waffen, mit denen der gewaltige Kampf ausgekämpft wird, gesellen sich als kaum minder bedeutungsvolle Siegbringer zahlreiche seelische und moralische Hilfsmittel, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf und deren ausschlaggebender Wert für die kriegerischen Geschehnisse heut greifbar deutlich zutage tritt. Unser Feldmarschall Hindenburg hat im November 1914 das gedankenreiche und ungemein treffende Wort gesprochen, dass dieser Krieg in erster Linie ein Nervenkrieg sei und dass derjenige Teil siegen werde, der über die besseren Nerven verfüge. Das ist unzweifelhaft richtig und trifft um so mehr zu, wenn man in den Begriff der „besseren Nerven" alle jene seelischen Triebkräfte einschliesst, die freudigen Herzens zum „Durchhalten" um jeden Preis bereit und entschlossen sind, nicht nur körperliche, sondern auch seelische Anstrengungen bis zur letzten Anspannung aller Kräfte willig zu dulden.

Zu den mannigfachen gröblichen Irrtümern, mit denen unsere Feinde rechneten, als sie den lange geplanten Vernichtungsfeldzug gegen Deutschland auf Geheiss der englischen Regierung begannen, zählt als einer der schwerstwiegenden die Unterschätzung des seelischen Elements und die Ueberschätzung der zahlenmässigen Ueberlegenheit. Obwohl jeder Kenner der Geschichte schon aus dem siebenjährigen Krieg die Lehre entnehmen konnte, dass ein einziger genialer Feldherr und ein an ihn glaubendes, begeistertes Heer auch die grössten zahlenmässigen Ungleichheiten aufzuwiegen vermag, erhielt sich der alte zynische Irrtum, dass der liebe Gott stets mit den stärkeren Bataillonen sei, während des grossen Weltkriegs selbst noch in einem Augenblick, als es für jeden nüchternen Beurteiler längst feststand, dass Deutschland in dem gewaltigen Völkerringen zum

[1]) Nach einem am 14. Januar 1915 in der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag.



mindesten nicht besiegt werden könne. Englische und französische Zeitungen wurden nicht müde auszurechnen, wie gross die vereinte Kopfzahl des englischen, französischen und russischen Weltreichs sei und wie gering im Verhältnis dazu die Gesamtbevölkerung Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Türkei. Mit diesem Rechenexempel war die Frage, wer den Krieg gewinnen werde, entschieden, und auch die Russen gaben sich diesem groben Irrtum hin, der sie glauben liess, zur Lösung einer Aufgabe mit mehreren Unbekannten genüge die Inrechnungstellung der bekannten Grössen, unter Missachtung der unbekannten. Sonst hätte niemals ein russischer General vor dem Kriege das törichte Wort sprechen können: „Wir sind des Sieges sicher; wir werden durch Ueberschwemmung siegen, selbst wenn wir einen Napoleon gegen uns hätten. Wir werden mit unserer Zahl alles erdrücken."

Nun ist der Glaube an die alleinseligmachende Zahl abermals eines besseren belehrt worden. Der Weltkrieg 1914/16 predigt die gleiche Erkenntnis wie der Siebenjährige Krieg, in dem das kleine, 5 Millionen zählende Preußen sich siegreich gegen drei Grossmächte und mehrere kleine Staaten einer Gesamtbevölkerung von 100 Millionen behauptete, und die Russen, die in ihren Kriegen gegen die Weltmächte zumeist das Unglück hatten, einen Heerführer ersten Ranges sich gegenüber zu sehen, dürften nach ihren früheren Erfahrungen mit dem Alten Fritz und dem ersten Napoleon nun an Hindenburg gleichfalls erkannt haben, dass auch im Kriege das Individuum ungleich mehr wert ist als die Masse, der Gedanke mehr als rohe Körperkraft, das psychologische Element mehr als die kalte Zahl. Diese Erkenntnis ist um so höher einzuschätzen, als die russische Kriegführung sonst überraschend gut vorbereitet und der russische Soldat vielfach sehr tüchtig war, so dass das russische Heer wegen seiner ungeheuer zahlenmässigen Ueberlegenheit unter einem Oberbefehlshaber von mehr als durchschnittlicher Begabung sicher bedeutende Erfolge hätte erringen können.

Im Kriege besteht nur das Gediegene, und alle Scheinwerte verschwinden. Auch das haben wir in den letzten Jahren mit geradezu erdrückender Wucht erfahren. Kriegerische Werte, die nur in der Einbildung bestehen, nur imaginären, suggestiven Charakter haben, werden schonungslos durch den ehernen Gang der Tatsachen in ihrer Hohlheit aufgedeckt. Zwei grosse Nationen haben dies während des Weltkriegs erfahren und eine schwerlich je wieder einzubringende Einbusse an Nimbus infolgedessen erlitten: England, das sich rühmte, die denkbar vollkommenste Flotte der Welt zu besitzen, das die Wogen aller Meere zu beherrschen meinte, und dem alle Welt diese Ueberlegenheit ohne weiteres glaubte, obwohl seit Trafalgar nicht e i n kriegerisches Ruhmesblatt dem Lorbeerkranz der britischen Flotte mehr einverleibt worden war, es ver-



steckte seine Kriegsschiffe sorglich in den Häfen der Heimat, es verleugnete seine stolze Handelsflagge, als die U-Boot-Gefahr drohte, und zwei Seeschlachten zum mindesten, die von Coronel (1. Nov. 1914) und in den Dardanellen (18. März 1915), zerstörten das Dogma von der Unbesiegbarkeit britischer Flotten in so gründlicher Weise, dass auch nach der Beendigung des Krieges die Erinnerung an diese Schlappen wohl für immer der Wiederkehr des einstigen Nimbus wehren wird, ebenso wie die Namen Gallipoli und Kut el Amara die Schwäche des britischen Heerwesens offenbarten. Und wie hier eine jahrzehntelange Suggestion schwand, die sich der ganzen Menschheit mitgeteilt hatte, so ist auch die aufgebauschte Suggestivgrösse auf ihren wahren Wert zurückgeführt worden, die sich dereinst die Macht der Vereinigten Staaten nannte. Obwohl die stolze Union vom Kriege nicht betroffen wurde, der man ehedem zutraute, sie wisse ihren Willen gegen jedermann durchzusetzen, hat sie infolge ihrer kläglich schlappen Haltung gegenüber englischen Uebergriffen und Beleidigungen und infolge ihrer durch das Bewusstsein militärischer und maritimer Schwäche bedingten Unfähigkeit, den japanischen Anmassungen im fernen Osten und den „Frozzeleien“ des mexikanischen Nachbarn gegenüberzutreten, von ihrem „Prestige“ kaum weniger verloren als das meerbeherrschende Britannien.

Es ist eine der beachtenswertesten Erscheinungen des Weltkrieges, dass das alte Wort von dem „Koloss auf tönernen Füssen“, das man auf Russland anzuwenden geneigt war, auf das Zarenreich, dessen Widerstandskraft sich unerwartet gross gezeigt hat, durchaus nicht in dem Maße Anwendung finden kann wie auf England und die Vereinigten Staaten, bei denen ganz unerwartet die tönernen Füsse in erschreckender Deutlichkeit zum Vorschein gekommen sind. Demgegenüber hat sich Deutschlands militärische, nationale, wirtschaftliche und finanzielle Stärke in einem Maße geoffenbart, wie es die grössten Optimisten nicht zu hoffen wagten. Das junge Deutsche Reich ist nicht auf den Lorbeeren von 1870/71 eingeschlafen, wie England auf den Lorbeeren Nelsons, es hatte es nicht nötig, bewusst einen Nimbus um sich zu verbreiten, der der tatsächlichen Leistungsfähigkeit nicht entsprach, und einen suggestiven Dunst an die Stelle wirklicher Stärke treten zu lassen, sondern es durfte mit freudigem Staunen feststellen, dass es, dem jungen Riesen gleich, Kräfte an und in sich entdeckte, von deren Vorhandensein es keine Ahnung gehabt hatte.

Das Aufflammen des deutschen Nationalgefühls und Einheitswillens, wie es die wunderbaren Augusttage des Jahres 1914 mit ihrer himmelstürmenden Begeisterung gebracht haben, wird stets nicht nur zu den ehrenvollsten Erinnerungen deutscher Geschichte, sondern auch zu den erhabensten seelischen Erlebnissen gehören, die die psychologische Wissenschaft als Beispiel grossartiger und begeisterter Massensuggestion in der Weltgeschichte zu finden vermag. Wohl hatte Bismarck es schon in seiner berühmten Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 prophetisch



verkündet, dass im Falle der Gefahr ganz Deutschland vom Bodensee bis zur Memel wie eine einzige Pulvermine aufflammen werde, aber dieser Einheitlichkeit des Fühlens, Wollens und Denkens von 67 Millionen Herzen, ja, von 120 Millionen, wenn man auch Oesterreich-Ungarn hinzurechnet, war an Grösse und Umfang bisher nichts Aehnliches in der Geschichte an die Seite zu stellen. Die grössten Suggestivwunder einer Massenwirkung begeisternder Ideen, welche die Historie bisher verzeichnete, der erste Kreuzzug mit seinem erhebenden und doch auch wieder etwas krankhaft anmutendem Massenfanatismus, der wundervolle Völkerfrühling von 1813, der schliesslich zunächst nur auf das kleine Preussen beschränkt blieb, ja, selbst das Erwachen des deutschen Einheitswillens im Hochsommer 1870, das freilich Deutsch-Oesterreich noch schmollend zur Seite stehen sah, sie kamen an imponierender Wucht und Grösse nicht der nationalen Erhebung gleich, die sich im August 1914 in All-Deutschland kundgab, als die Zeit den eisernen Taktstock hob zum Beginn der grossen Kriegssinfonie.

Mag aber auch der Umfang der nationalen Bewegung, die wie eine gewaltige Sturmflut alles sonst Trennende aus dem Empfinden des deutschen Volkes hinwegspülte, seinesgleichen in der Menschheitsgeschichte noch nicht gesehen haben, die Erscheinung einer begeisternden Massensuggestion als solche bietet der psychologischen Betrachtung nichts grundsätzlich Neues. Wohl aber ist es für die objektiv urteilende Wissenschaft von hohem Reiz festzustellen, wie bei Deutschlands Gegnern die dort naturgemäss meist nur sehr geringe Begeisterung für den Krieg künstlich mit allerhand stimulierenden Surrogatmitteln zu züchten versucht wurde, freilich nur mit geringem Erfolg. Weder in Frankreich noch in Russland oder gar in England stand „das Volk" hinter dem Beschluss der wenigen ehrgeizigen Politiker, deren Schuld den grossen Krieg heraufbeschworen hat, und da die seelische Anteilnahme eines politisch reifen Volkes bei den heutigen Kriegen zwischen Kulturvölkern eine Grösse von nicht zu unterschätzendem Einfluss ist, (nicht zum wenigsten um den Ansprüchen der finanziellen Kriegsrüstung gewachsen zu sein), so musste man notwendig mit Suggestivmitteln eine lebendigere Anteilnahme der Volksmassen erzeugen. Ein Krieg, „von dem die Kronen wissen", ist zwar in unsern Tagen kaum noch möglich, aber die heutigen Angriffskriege, von denen die Kabinette wissen, werden auch nur in den seltensten Fällen (so allerdings bei Oesterreichs Abrechnung mit Serbien) von einem einmütigen Volkswillen getragen, und da dieser Volkswille für eine kriegführende Regierung die denkbar kräftigste Rückenstütze ist, so muss ein kluger Minister eben bestrebt sein, künstlich irgend eine willenaufpeitschende Suggestion ins Volk zu werfen, um die Kriegsbegeisterung zu entfachen, die sich von selbst nicht einstellen will. So erfuhren denn plötzlich die kriegführenden Nationen und die von den englischen Kabeln abhängigen



neutralen Staaten zu ihrem Erstaunen ganz neuartige, nie gehörte Dinge in Form von selbstverständlichen, allgemein bekannten Behauptungen: dass Deutschland ein Barbarenstaat sei, dessen Vernichtung ein gutes, kulturdienliches Werk sei, dass der deutsche „Militarismus" eine dauernde Gefahr für den Weltfrieden und die deutsche Regierung samt dem „Friedenskaiser" kriegslüstern von jeher gewesen sei, die deutsche Regierung, die seit 44 Jahren allein unter allen Großstaaten stets Frieden gehalten hatte, manchmal sogar einen Frieden um jeden Preis, der vielleicht nicht immer ganz ehrenvoll war! So erlebte die Welt das groteske Schauspiel, über das sie in weniger ernster Zeit sicher herzlich gelacht hätte, dass halb und ganz wilde Völker aufgeboten wurden, um für die Zivilisation zu fechten, ja, dass sogar in Russland verkündet wurde, das Heer des Zaren streite für die „russische Kultur" gegen „deutsche Barbarei". Dass überdies in Frankreich der alte, zu drei Vierteln bereits abgestorbene „Revanche"-Gedanke zu neuem, kurzem Scheinleben galvanisiert wurde und zur Entflammung der Kriegsbegeisterung herhalten musste, dass man sich in Frankreich vielfach während der ganzen Kriegsdauer ehrlich einbildete, das Elsass und Lothringen sehnten sich — ungeachtet der 150 000 elsässischen Kriegsfreiwilligen im deutschen Heere — nach der Wiedervereinigung mit dem angeblichen „Mutterlande" Frankreich, versteht sich von selbst, denn eine Regierung, die der Wahrheit die Ehre gegeben und gesagt hätte: „Wir müssen den Krieg führen, weil wir Vasallen Russlands sind und weil wir mit 20 Milliarden Franks an der Erhaltung des russischen Reichs interessiert sind", wäre vom Volk nicht geduldet worden. So musste lieber ein zerschlissenes idealistisches Mäntelchen herhalten, um die Blösse des gewissenlosen Ehrgeizes einiger weniger Politiker und das Fehlen eines eigentlichen Grundes für den neuen deutsch-französischen Krieg zu verdecken: die Suggestion musste da eintreten, wo Frau Wahrheit nicht beherbergt werden konnte und durfte! —

Nun, und England? England hat noch bei keinem seiner zahllosen Kriege, die es innerhalb und außerhalb Europas führte, zugegeben, dass es selbstsüchtige Interessen damit verfolge, vielmehr hat es stets betont, dass es völlig uneigennützig für Zivilisation und Recht, für kleine und schwache Nationen zu Felde ziehe. Dass diese Spekulation auf den moralischen Instinkt in Verbindung mit einer ungemein geschickten Kunst der Suggestion ein einträgliches Geschäft war und noch ist, zeigt die englische Geschichte des letzten halben Jahrtausends an ungezählten Beispielen. So war es denn eine Selbstverständlichkeit, dass man in England nirgends den wahren Grund der Beteiligung am Kriege gegen Deutschland offen zugab, den wahren Grund, den im August 1914 Engländer unter sich im vertrauten Gespräch oft genug ausgesprochen haben: „We have never hed a better chance to wipe the Germans, and we would have been fools, if we hat not taken it." Statt dessen ersann man auch hier ein



idealistisches Suggestivmittel, um das teilweise vom Kriege recht wenig entzückte niedere Volk, um die weissen, schwarzen und gelben Bundesgenossen für den Plan der englischen Regierung zu erwärmen und die Sympathien vieler neutraler Staaten auf Englands Seite zu ziehen: zu Märchen vom Kampf gegen den friedenstörenden „preussischen Militarismus", das — selbstverständlich! — in England ersonnen worden war, gesellte sich der Vorwand, dass Albion lediglich zum Schutz der freventlich verletzten „belgischen Neutralität" das Schwert gezogen habe. Wenn sich bei näherer Nachprüfung ergab, dass die deutsche Verletzung der belgischen Neutralität erst in der Nacht zum 4. August erfolgte, dass die englischen Truppensendungen nach dem Festland jedoch schon am 1. August begonnen und die englischen Botschafter in Berlin und Wien gar bereits am 15. Juli ihrem gesamten Hauspersonal zum 1. August gekündigt hatten, so konnte diese Tatsachenfeststellung die offizielle englische Darstellung durchaus nicht entkräften. Unbeirrte Kritik ist stets nur Sache Weniger gewesen, und England hatte in seiner Politik schon oft die psychologische Weisheit erprobt und sich zunutze gemacht, dass in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung Suggestionen mehr vermögen als handgreifliche Wahrheiten. Aus dieser vielleicht unbewusst gebliebenen psychologischen Erkenntnis heraus hat England seit Jahrzehnten so ungeheuren Eifer und so reiche Geldmittel darauf verwendet, die Telegraphenlinien und den Nachrichtendienst der ganzen Welt in Abhängigkeit von sich zu bringen; die willkommenen Früchte dieses Verhaltens hat es jetzt während des Krieges in der Tat geerntet, denn der grösste Teil der neutralen Welt glaubte der englischen Heuchelphrase, dass England, uneigennützig wie immer, lediglich zum Schutze des verletzten Völkerrechts und im Interesse Belgiens in den Krieg gegen Deutschland eingetreten sei. Wie sehr die englische Regierung sich der Macht der Suggestion bewusst war, wie wenig sie befürchtete, dass selbständiges Urteil und klare Logik weniger nachdenklicher Geister den Nebel der Suggestion zerstreuen könnte, das zeigt der Umstand, dass die englische Regierung sich lediglich für die Interessen des Pufferstaates Belgien so uneigennützig ins Zeug legte, während sie für die gleichfalls durch Deutschland verletzte Neutralität des nirgends an die Küste angrenzenden Staates Luxemburg kein Wort des Tadels oder des Bedauerns gefunden hat. Die Saloniki-Groteske hat in der Folge freilich Englands Kriegsvorwand auch in den Augen der Neutralen höchst fadenscheinig werden lassen.

Die Suggestion war Englands stärkste Waffe im Weltkrieg, und wenn Deutschland weniger militärische Erfolge errungen hätte, so wäre gelungen, was England ersehnte und erstrebte: in hoc signo vinces. England war nie ein Freund davon, selber militärisch mit starken Kräften in einen Krieg einzugreifen; es hat stets meisterhaft verstanden, andere

Nationen vor seinen Wagen zu spannen und für sich kämpfen und bluten zu lassen. So war es auch diesmal geplant gewesen, und erst der sehr unerwartete Siegeszug der Deutschen nach Belgien und Nordfrankreich hinein zwang England, diesmal zur Abwendung einer Katastrophe so starke Truppenmengen auf den Landkriegsschauplatz zu werfen, wie es in keinem seiner früheren Kriege auch nur annähernd jemals geschehen war. Um sich aber selbst nach Möglichkeit zu entlasten, liess man sämtliche Minen springen, um alle möglichen anderen Nationen in den Krieg gegen Deutschland hineinzuziehen und sie die allzu heissen Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Bei Italien, Holland, Dänemark, Japan, Portugal, Rumänien, Bulgarien, Griechenland, den Vereinigten Staaten versuchte man sein Heil bald mit mehr, meist aber weniger Glück, und je mehr England selbst wider all sein Erwarten in die Wirren des Krieges verstrickt wurde, um so dringlicher wurden seine Bemühungen, Bundesgenossen mit Versprechungen, Geld und Suggestionen zu erkaufen. Die Kunst, Kräfte vorzutäuschen, die man gar nicht besitzt, um dadurch andere zu „bluffen" und zu Handlungen anzuregen, die dem andern schädlich sind, dem Bluffer hingegen nützen, hat England, das Heimatland des Pokerspiels, in diesem Kriege zu einer Vollendung entwickelt, wie sie bisher selbst im diplomatischen Betriebe wohl noch nie erhört war. Auch der Bluff ist nichts anderes als Suggestion, als ein Versuch, die Tatsachen in ganz anderem Lichte sehen zu machen, als es der Wirklichkeit entspricht. Und in wie grosszügigem Masse England die im Pokerspiel gewonnene Routine verwendete, um in kritischen Lagen aus der Schwäche und Unüberlegtheit der Spielpartner für sich Nutzen zu ziehen, das wurde niemals klarer, als bei Gelegenheit des an sich ganz aussichtslosen und doch mit gewaltigen Opfern an Menschen und Schiffen immer wieder erneuerten Angriffs auf die Dardanellen, mit dem man keine militärischen, sondern ausschliesslich politische Ziele verfolgte. Die monatelange, ergebnislose militärische Aktion vor den Dardanellen war ein Bluff allergrössten Stiles, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Greifbaren Erfolg *konnte* die Beschiessung der Dardanellenforts unmöglich haben, wenn nicht eine sehr starke Landarmee gleichzeitig gegen die Befestigungen und gegen die türkische Hauptstadt vorging. Da Englands eigene Truppen ebenso wie die des verbündeten Frankreich auf dem nordfranzösischen und flandrischen Kriegsschauplatz gefesselt waren und die russische Hilfe beim Vorgehen gegen die Meerengen nichts weniger als erwünscht war, so sollten unter allen Umständen neutrale Mächte, vor allem Rumänien, Griechenland und Italien, durch den Angriff auf die Dardanellen in den Wahn versetzt werden, dass es mit der Türkei zu Ende gehe und dass hier reiche Beute zu holen sei, damit sie ihrerseits eingriffen und den Verbündeten bis zum Verbluten die nötigen Landtruppen lieferten, die ihnen selbst abgingen. So wurde der Riesenbluff



des Dardanellenangriffs inszeniert und, unter möglichster Voranschickung der französischen Kriegsschiffe, wochenlang mit gewaltigem Tamtam fortgesetzt. Der Versuch ist bekanntlich misslungen: die Neutralen merkten die Absicht und hielten sich verstimmt zurück. Nur bei Griechenland hätte der Bluff beinahe verfangen; der sonst so kluge Venizelos war bereit, das Land an die Seite der Verbündeten drängen zu lassen, und lediglich König Konstantins Eingreifen bewahrte Hellas vor einer grossen Katastrophe, wie sie ein Erfolg des englischen Bluffs aller Wahrscheinlichkeit nach heraufbeschworen hätte — neben des Königs Klugheit freilich auch Sasonows vorzeitiges Aufdecken der russischen Karten in der Dumasitzung vom 9. Febr. 1915, wobei amtlich klipp und klar gesagt war, dass der Besitz Konstantinopels für Russland der vornehmste Siegespreis bei der Entfesselung des Weltkrieges war, und in einem Lande, wo man mit dem Traum eines griechischen Konstantinopel spielte, konnte der Plan eines russischen Konstantinopel unmöglich Sympathien wecken.

So misslang denn der keckste und grossartigste Bluff, den die englische Politik jemals gewagt hat, misslang, obwohl auch hier schliesslich England, als der Fehlschlag merkbar wurde, zur Wahrung des Prestiges schliesslich viel mehr Kräfte, Geld- und Machtmittel einsetzen musste, als es jemals beabsichtigt hatte. Dass es trotzdem reichlich auf seine Kosten kam, indem es die Insel Lemnos, Saloniki, die Suola-Bai usw. besetzte, um freiwillig sicher niemals diese Pfänder wieder herauszugeben, und indem es unter allerhand Vorwänden eine starke französische Truppe unter General d'Amade nach Aegypten lockte, um hier ein geschultes Heer zur Verteidigung des Suezkanals zur Hand zu haben, ist eine Sache für sich — die englische Politik weiss ja aus jeder Haut Riemen für sich zu schneiden — uns interessiert hier nur die psychologische Seite der mit dem Dardanellenangriff verbundenen politischen Probleme.

Wie naiv die Mittel waren, mit denen man die grosse Menge zu bluffen suchte, deren Urteilsfähigkeit ja allerdings bedenklich gering ist und die daher auf jede geschickte Suggestion blind hereinfällt, das zeigten die vollständig aus der Luft gegriffenen Siegesberichte der Engländer, Russen und Franzosen, die ganz genaue Einzelheiten über irgend welche angeblich errungenen Siege und Erfolge mitteilten, ohne dass im geringsten ein tatsächlicher Hintergrund hierfür zu entdecken war. Man denke etwa an den großen „englischen Sieg bei La Bassée" um Mitte Januar 1915, der mit Wissen und Willen der militärischen Behörden mehrere Tage lang als „eine der herrlichsten Waffentaten der englischen Geschichte" in den Zeitungen gepriesen wurde, bis sich schliesslich herausstellte, dass an den fraglichen Tagen überhaupt kein Gefecht bei La Bassée stattgefunden hatte. Der einzige Zweck des Märchens war — Suggestion: das englische und auch das französische Volk sollte bei guter Laune erhalten bleiben und seine Aufmerksamkeit von der empfindlichen französischen



Schlappe von Soissons (12.—14. Januar) abgelenkt werden. Man denke ferner an den „glorreichen Rückzug von Gallipoli", den die englische Darstellungskunst aller Welt mit solchem Erfolg als eine der herrlichsten Waffentaten der Weltgeschichte hinstellte, daß der Tag der Räumung in Australien zum — Nationalfeiertag erklärt worden ist! — Typisch für die englische amtliche und nichtamtliche Berichterstattung war ferner auch die unverfrorene, runde Ablehnung offensichtlicher feindlicher Erfolge; und konnte man sie nicht ableugnen, so kam unweigerlich alsbald das moralische Mäntelchen zum Vorschein, das den Feind jedesmal, wenn England einen Schlag erlitt, eines Verstosses gegen das Völkerrecht bezichtigte. Wenn die Deutschen Luftschiffangriffe auf London unternahmen und einwandfrei und genau feststellten, welche Art von Schäden angerichtet worden waren, leugnete man in England, daß die Zeppeline über London gewesen seien und behauptete, sie hätten nur über den östlichen Grafschaften geschwebt und offenbar irgend einen kleineren Ort mit London verwechselt! In typischster Weise wurde diese absonderliche Taktik bei dem grossen Angriff in der Nacht zum 1. April 1916 angewandt. Obwohl jeder in London weilende Ausländer sich auf Schritt und Tritt von den durch das Zeppelin-Geschwader angerichteten Verheerungen überzeugen konnte, beharrte die englische Regierung bei ihrer Suggestiv-Behauptung, nach London sei kein feindliches Luftschiff vorgedrungen. — Als aber der deutsche Flottenangriff auf Scarborough am Morgen des 16. Dezember 1914 wohl oder übel zugegeben werden mußte, schlug die moraliche Entrüstung hohe Wellen, und in einem Atem wurde versichert, der Angriff sei völkerrechtswidrig gewesen, da er sich gegen eine offene und unverteidigte Stadt gerichtet habe, und überdies sei er militärisch bedeutungslos gewesen, da den Strandbatterien keinerlei Schaden zugefügt worden sei.

Je aussichtsloser der Krieg für den Dreiverband wurde, um so krampfhafter wurden die Versuche der Stimmungsmache, um so geschwollener die Phrasen, die dem eigenen Volk und der übrigen Welt den „sicheren" Glauben der leitenden Kreise an den baldigen entscheidenden Sieg vortäuschen sollten. Je schlechter sich die Lage auf dem westlichen und östlichen Kriegsschauplatz für Deutschlands Gegner gestaltete, um so riesenhafter wurden die Zahlen der Truppenmengen, die Lord Kitchener — — übers Jahr zu senden versprach. Auch den Türken versuchte man nach dem unerwartet gründlichen Fehlschlag der grossen Dardanellenaktion vom Februar und März 1915 mit den riesigen Landungsheeren Angst einzujagen, die man nunmehr an den Dardanellen ans Land setzen werde. Und wenn den Türken mit derartigen Drohungen nicht imponiert werden konnte, die ihre eigene Stärke genügend kannten, um sich durch die Errechnung papierener Zahlen nicht erschrecken zu lassen, so sollten die grossen Zahlen doch auch gleichzeitig, vielleicht sogar



in erster Linie, dazu dienen, den einen oder anderen Neutralen suggestiv zu beeinflussen, dass er mit dem Dreiverband, im Hinblick auf dessen baldigen überwältigenden Sieg, gemeinsame Sache mache. Auf diesen Zweck ganz allein war ja auch der schon ins Gebiet des Humoristischen streifende Bluff berechnet, den sich England im April 1915 leistete, zu einem Zeitpunkt, wo das Gebäude des Dreiverbands bereits bedenklich in seinen Fugen bebte: damals wurden in London die Mittel bewilligt, um die Stadt aus Anlass der grossen Siegesfeier würdig zu schmücken.

In Europa haben die auf neutrale Gemüter bezeichneten Suggestionen, wie ausdrücklich festgestellt sei, nirgends in der Weise verfangen, wie es gewünscht wurde. Kein neutraler Staat hat sich durch erdichtete Siege und mehr oder weniger erheuchelte Siegeszuversicht der Wortführer des Dreiverbandes verlocken lassen, der hilfsbedürftigen Triple-Entente beizuspringen, wenn auch Italien und Portugal gezwungenermassen unter Englands finanziellem und wirtschaftlichem Druck gemeinsame Sache mit dem Dreiverband machten und Griechenland freiwillig (da Venizelos auf die Suggestion der Dardanellen-Beschiessung „eingeschnappt“ hatte) zeitweise drauf und dran war, dem Locken der englischen Regierung nachzugeben. In Europa war eben jede besonnene neutrale Regierung in der Lage, nach den von *beiden* kriegführenden Parteien vorliegenden Berichten sich ein objektives Bild von dem wahren Stand der Dinge zu machen und die Suggestiv-Meldungen nach ihrem ungefähren wahren Wert und Unwert einzuschätzen. Wäre es anders gewesen, so wären schon in den ersten Kriegsmonaten Italien, sowie Rumänien ganz unweigerlich ebenfalls gegen den Zweibund zu Felde gezogen.

Im Auslande hatte das englische Nachrichtenmonopol, das durch die Zerstörung der deutschen Seekabel gleich am ersten Kriegstage zu einem fast unbegrenzten wurde, die Folge, dass eine wohltuende Nachprüfung der eingehenden Suggestiv-Meldungen vielfach unmöglich gemacht wurde. Hier wirkten denn auch die suggestiven Beeinflussungen in einem geradezu erschreckenden Umfang. In Ländern, die von den Deutschen und von Deutschland selbst bis dahin nur Gutes erfahren und nie eine politische Reibungsfläche mit der deutschen Regierung gehabt hatten, wurde durch tägliche Phantasiemeldungen über deutsche Greuel, deutsche Verletzungen des Völkerrechts, deutsche Niederlagen künstlich ein Deutschenhass verderblichster Art grossgezüchtet, und wenn auch nur der Plebs, die gedankenlose Herde, die gerade wegen ihrer Masse jeder Suggestion leichter als das einzelne Individuum zum Opfer fällt, so plumpen und grobgeschlachten Beeinflussungen unterlag, so konnten doch auch die verantwortlichen Regierungen sich nicht überall dem psychologischen Köder entziehen, den die Lügenmeldungen des Reuter- und Havasbureaus auswarfen. So weit sich die Dinge heute beurteilen lassen, hat es ziemlich sicher den Anschein,



dass Japans Eingreifen in den Weltkrieg als Gegner Deutschlands weniger durch „Bündnispflichten“ bedingt wurde — rein moralische und völkerrechtliche „Pflichten“ gibt es ja seit 1914 nicht mehr! — als durch die englischen Kabeldepeschen, die zerschmetternde Niederlagen des deutschen Landheeres vor Lüttich und der deutschen Flotte in der Nordsee nach Japan meldeten, so dass sich schon nach vierzehntägiger Kriegsdauer im fernen Osten die Meinung festsetzen konnte, Deutschland liege in den letzten Zügen. Hier konnte der verderblichen Suggestion anfangs nicht durch wahre Nachrichten von der Gegenseite entgegengearbeitet werden, und Japan beteiligte sich an dem leichten Raubzug gegen einen anscheinend schon wehrlos gemachten Staat. Die Suggestion wirkte. Das japanische Ultimatum wurde nach Deutschland abgeschickt! Als wenige Tage später, dank der emsigen Aufklärungsarbeit des deutschen Botschafters in Washington, auch in Japan bekannt wurde, wie die Dinge in Wahrheit vor Lüttich standen, erkannten weitschauende Köpfe unter den Japanern, was für Unheil die leichte suggestive Beeinflussung der Regierung heraufbeschworen hatte, und ein hochgestellter japanischer Diplomat äusserte sich in China schon Mitte August 1914, Japan habe eine Dummheit begangen, die es in Jahrhunderten nicht wieder gut machen könne, da es sich die künftige europäische Vormacht für immer entfremdet habe.

Wie im übrigen die beiden oben genannten, weltbeherrschenden Telegraphenbureaus die bewusste Lügennachricht in einer nie für möglich gehaltenen Weise zum System entwickelt haben, lediglich in der Absicht, Stimmung zu machen und suggestiv zu wirken, das weiss heute die urteilsfähige Menschheit seit langem. An dieser Stelle braucht auf das unerquickliche Thema nur flüchtig hingewiesen zu werden. Die hysterischen Ueberschwenglichkeiten des Hass- und Verleumdungsfeldzugs der neuen Reuterschen „Läuschen un Rimels“ wirkten freilich, wie der Freund menschlicher Gesittung mit tiefem Bedauern feststellen muss, auf das Sensationsbedürfnis der geistig Unmündigen um so sicherer, je abgeschmackter und handgreiflicher der gemeldete Unsinn war.

Es bleibe dahingestellt, ob es eine im g a n z e n Umfang objektive, von jeder Suggestivabsicht freie Berichterstattung im Kriege in einer kriegführenden Nation überhaupt jemals geben kann. Es ist ja ganz natürlich, dass die Volksstimmung ein wichtiges Element ist, das den verantwortlichen Regierungskreisen sowohl den Rücken steifen als auch sehr erhebliche Schwierigkeiten machen kann, und diese Stimmung muss sehr zart und sorgsam behandelt werden. So ist es ganz naturgemäss, dass gewisse ungünstige Kriegsereignisse überhaupt nicht oder in gemilderter Form gemeldet, günstige leicht übertrieben werden. Auch die Berichte der deutschen obersten Heeresleitung, obwohl sie an Objektivität schlechthin das Vollendetste darstellen, was im Kriege überhaupt erreichbar sein dürfte, entbehrten nicht ganz einer leichten suggestiven Färbung und



verschwiegen manches, wie ja auch von Anfang an rundweg zugegeben wurde. Aber sie hatten den weit wichtigeren, ganz unschätzbaren Vorzug, für den das deutsche Volk gar nicht genug dankbar sein kann, dass das, was sie meldeten, unbedingt glaubhaft und den Tatsachen entsprechend war. Eine amtliche oder halbamtliche Nachricht, die das Zeichen W.T.B. (Wolffsches Telegraphenbureau) trug, konnte allenthalben in der deutschen Welt mit einer gläubigen Zuversicht ohnegleichen aufgenommen werden und wurde auch sehr bald überall so aufgenommen. Die deutsche Wahrhaftigkeit hat vielleicht nie einen grossartigeren Triumph gefeiert, als er in der durch nichts zu erschütternden, dogmengleichen Gläubigkeit des deutschen Volkes in jede mit dem Wundermale W.T.B. gezeichnete Nachricht dargestellt wurde. Die deutsche Regierung und die deutschen Heeresleitungen haben mit diesem noch gar nicht genug gewürdigten Verhalten einen moralischen Sieg errungen, der sich den militärischen und finanziellen gleichwertig zur Seite stellt. Allerhand Kriegsgerüchte, bald wahre, bald falsche, bald mögliche, bald ganz unsinnige, schwirrten zwar trotzdem dauernd neben den amtlichen Nachrichten umher. Das Bewusstsein, dass nicht alle Kriegsereignisse bekannt gegeben würden, worauf man durch die amtlichen Bekanntmachungen der allerersten Tage schon vorbereitet war, erklärte diese Tatsache, dazu die Erkenntnis, dass seitens unserer Bundesgenossen in der Tat einige sehr weittragende Vorkommnisse ungünstiger Art nicht mitgeteilt oder in ihren wahren Ursachen nur sehr mangelhaft klargelegt wurden wie die schwere österreichische Dezemberniederlage in Serbien mit der nachfolgenden, erzwungenen Räumung des kurz zuvor eroberten Belgrad oder die wenig rühmlichen Ursachen des Falles von Przemysl, der bei ausreichender Proviantierung der wichtigen Festung unschwer vermeidbar gewesen wäre, die grosse Niederlage der türkischen Kaukasusarmee bei Sarykamisch, der längere Zeit hindurch verheimlichte Fall von Erzerum usw. Solche Wahrnehmungen mussten notwendig unsicher machen und auch allerhand Gerüchten über Vorgänge im deutschen Heer ebenfalls Nahrung verleihen. Um so erquickender wirkte dann aber auch die felsenfeste Zuversicht in die Darstellung des grossen Hauptquartiers oder des Wolffschen Bureaus, wenn diese sich einmal veranlasst sahen, herumschwirrende Gerüchte oder auch allzu grobe Lügen der Berichte der feindlichen Heeresleitungen auf ihren wahren Kern zurückzuführen oder ganz abzulehnen.

Nicht lückenlos, aber restlos glaubhaft — das war das Kennzeichen der deutschen amtlichen und halbamtlichen Kriegsberichte; so hat sie auch das deutsche Volk fast seit den ersten Tagen des Krieges schätzen und lieben gelernt. Die Berichte, welche die deutsche Presse brachte, ja, auch die fachmännische Beleuchtung der militärischen Lage, wie sie die Mehrzahl der deutschen Zeitungen, selbst der ganz grossen, regelmässig zu veröffentlichen pflegte, konnten nur in den seltensten Fällen den gleichen



Ruhmestitel für sich in Anspruch nehmen, wie die amtlichen Bekanntmachungen: sich freizuhalten von bewusster Suggestion und unbedingt verlässlich zu sein. Manche sehr verbreiteten deutschen Zeitungen und manche Militärkritiker waren mit ihrem täglichen Nachweis, dass alles „ausserordentlich günstig" stehe und dass alle feindlichen Handlungen töricht, böswillig oder gemein seien, dem Ernst und der Grösse der eisernen Zeit ganz gewiss nicht gewachsen. Das braucht uns aber die Freude und den grossen Stolz über die Haltung der amtlichen Berichterstattung und über das von keinem Vorbehalt erschütterte Ansehen, das sie sich allenthalben zu erringen und dauernd zu behaupten wusste, wahrlich nicht zu trüben. Die deutsche oberste Heeresleitung hat das überhaupt erreichbare Minimum an Suggestion bei der Verbreitung ihrer Nachrichten zu Hilfe genommen. Es ist dies ein glänzender Beweis nicht nur für die tatsächlichen Leistungen der Truppen, sondern auch für das felsenfeste Vertrauen, das das ganze Volk zu seinem Heer hegte.

Blicken wir demgegenüber auf die amtlichen Kundgebungen des Dreiverbandes — von der sattsam gekennzeichneten Berichterstattung der Presse und der Nachrichtenagenturen ganz zu schweigen — so erkennen wir, dass die verantwortlichen Stellen mit der immer nur für wenige Tage vorhaltenden Suggestivwirkung erdichteter Siege und verschwiegener Unglücksfälle in einer Weise arbeiteten, die über das politisch Kluge und Zulässige recht erheblich hinausging. Beispiele hierfür wurden in den vorausgegangenen Abschnitten schon in grösserer Zahl gegeben; sie liessen sich vermehren. Typisch war z. B. das dauernde Verschweigen des am 27. Oktober durch eine Mine oder Torpedo bewirkten Untergangs des Dreadnought „Audacious" durch die britische Admiralität. Die ganze Welt wusste bereits um das Ereignis, von dem photographische Aufnahmen vorlagen und in amerikanischen und auch in deutschen Zeitschriften zahlreich veröffentlicht worden waren — aber in London wurde das unangenehme Ereignis amtlich nicht nur für kurze Zeit, sondern dauernd ignoriert, ebenso wie der Untergang des ersten „Warrior" vor Messina, der ersten „Glasgow" in der Schlacht bei Coronel, des „Tiger" in der Nordseeschlacht am 24. Januar 1915. Die ganze Welt sprach von diesen Ereignissen, auch in London wusste man darum — aber Churchill gefiel sich in der Rolle des Vogel Strauss, für den ein unerfreuliches Ereignis nicht vorhanden ist, wenn er den Kopf in den Sand steckt, und lebte des Wahnes, dass für die Welt ein feststehendes Ereignis nicht vorhanden sei, so lange er es nicht bestätigt habe. Noch nach Neujahr 1915 wusste man in London auch nichts von der schon Ende August erfolgten furchtbaren Katastrophe der russischen Narew-Armee bei Tannenberg; so lange die englischen Zeitungen und die englischen Kabel von dem Geschehnis nichts meldeten, war eine der grössten Kriegstaten der Weltgeschichte, so hoffte man, als nicht wirklich vorhanden anzu-



sehen. Ob heut in England offiziell zugegeben ist, daß die Deutschen alle Forts von Lüttich erobert haben, darf gleichfalls bezweifelt werden. Daß für die Engländer die Aufrechterhaltung von Suggestionen wichtiger war als die Schaffung günstiger Tatsachen, ging aus ihrem Verhalten gegen sämtliche überseeischen Depeschen hervor, aus der systematischen Unterschlagung oder Fälschung solcher Telegramme, die für den Gegner günstige oder für den Dreiverband ungünstige Tatsachen ins neutrale Ausland melden wollten, aus dem Umstand, daß Englands erste Kriegshandlung in der Zerschneidung der vier deutschen Seekabellinien über den atlantischen Ozean bestand, und aus dem bis zu einem Attentat sich verdichtenden Hass, mit dem sie den — — amerikanischen Funkenturm in Sayville beehrten, weil er die Keckheit hatte, die drahtlosen deutschen und österreichischen Kriegsnachrichten, die die Nauener Station täglich über den Ozean sandte, in Empfang zu nehmen, ohne dass der britische Zensor die Möglichkeit hatte, die Nachrichten abzuschneiden oder in britischem Sinne „richtig zu stellen." — Ebenso erfuhr Russland infolge einer rücksichtslos strengen Zensur lange Zeit nichts von den dreimaligen zerschmetternden Niederlagen seiner Heere in Masuren, oder die katastrophalen Ereignisse wurden in der offiziellen Darstellung zu weisen strategischen „Umgruppierungen" durchaus freiwilliger Art umgedichtet.

In Frankreich liessen sich die eigenen grossen Niederlagen des letzten Augustdrittels 1914, trotz redlichen Willens, nicht verschweigen, zumal da Anfang September die deutschen Heere schon vor den Toren von Paris bis Meaux und Lagny streiften. Hier musste man daher zu anderen Mitteln greifen, um künstlich eine vertrauensvolle Stimmung aufrecht zu erhalten, die durch den Gang der Ereignisse selbst sehr wenig gerechtfertigt war. Als die Gefahr bestand, daß Paris im ersten deutschen Ansturm über den Haufen gerannt werde, als die französische Regierung voreilig in einer „vorsichtigen" Gefühlsanwandlung am 3. September von Paris nach Bordeaux übersiedelte und gleichzeitig dem betrogenen Volk heroisches Ausharren anempfahl, bis der geheiligte Boden Frankreichs von den Eindringlingen befreit sei, da suchte Präsident Poincaré den wankenden Mut der Pariser durch jenes berüchtigte Abschiedsmanifest zu stützen und neu zu beleben, dessen dröhnendes Phrasengeklingel im umgekehrten Verhältnis zur Richtigkeit der darin behaupteten Tatsachen stand. Es war ein echt französisches Trunkenmachen mit Worten, eine wahre Verlegenheitssuggestion, wenn die französische Regierung im selben Augenblick, wo sie der Tapferkeit besseren Teil für sich erwählte, dem Volke kund und zu wissen tat, dass gleichzeitig die verbündeten Heere des Zaren den „Stoss ins Herz des Feindes" führten — obwohl die verantwortlichen Stellen genau den (dem Volk sorgfältig verheimlichten) Umstand kennen mussten, dass die russische Dampfwalze fünf Tage zuvor in die masu-



rischen Seen geraten war und auf absehbare Zeit nicht wieder für kriegerische Taten in Betracht kam.

Die Phrase war schon 1870 Frankreichs letztes Aufgebot, auch noch in den Tagen, als die letzten Hoffnungsstrahlen zu verblassen begannen, und je geringer der eigene Glaube an den endlichen Erfolg wurde, um so geschraubter wurden, um so zuversichtlicher lauteten die Phrasen. Die Phrase ist stets ein Zeichen der Schwäche. Ein starkes Volk, das sich seiner Stärke bewusst ist, und das seine Pflicht kennt, bedarf des Phrasennebels so wenig wie die unverbrauchte Manneskraft des Kantharidin.

Nur eine Regierung und eine Heeresleitung, die am militärischen Erfolg verzagt und die da weiss, dass die Erkenntnis der Wahrheit die Nation zu ungeheurem Zorn gegen ihre Verführer aufflammen lassen und den jeweiligen Machthabern ihre Stellung kosten wird, greift zur Phrase und zur Lüge, um der eigenen Herrlichkeit noch eine Galgenfrist kurzen Daseins zu erwirken und das „débacle" um einige Wochen oder Monate hinauszuschieben. Auch in dieser Hinsicht konnte man während des Weltkriegs an Deutschlands drei Hauptgegnern bemerkenswerte psychologische Studien machen. In Russland, wo der Krieg ohnehin am wenigsten volkstümlich war, da er ja nur das Werk einer kleinen, politisch oder finanziell daran interessierten Gruppe war, erfolgte das Erwachen zur Wirklichkeit zuerst; trotz der eisernen Strenge der Zensur und des Verschweigesystems des Generalissimus sickerte die Wahrheit über die drei ungeheuren Niederlagen in Ostpreussen, über die fürchterlichen Menschenverluste bei Tannenberg, vor Przemysl, während der Osterschlacht in den Karpathen doch allmählich durch hundert kleine Kanäle ins Bewusstsein des Volkes, und man war sich in weitesten Kreisen längst bewusst, dass man das Spiel verloren hatte, während die Presse noch immer, auf einen Wink von oben, Triumphgesänge anstimmte und der oberste Leiter der russischen Politik am 9. Februar 1915, in denselben Tagen, da in der masurischen Winterschlacht die 10. Armee vernichtet wurde, das stolze Wort sprach, die russischen Heere marschierten unentwegt auf ihr Ziel los, und Konstantinopel sei der sichere Siegespreis. In England begann die Ernüchterung um Mitte April 1915: die sehr maulkorblose Presse schlug nach dem schmachvollen Ausgang der Dardanellenbeschiessung, dem Scheitern des russischen Ansturms gegen die Karpathen und dem Bekanntwerden der furchtbar umfangreichen Verlustlisten von Neuve Chapelle gegen die verantwortlichen Männer der Regierung Töne an, wie man sie in den leitenden englischen Zeitungen seit undenkbarer Zeit nicht mehr vernommen hatte, und führten dadurch, schneller als alle andren warnenden Symptome, auch beim urteilsfähigen Publikum und dazu bei den nüchtern beobachtenden Neutralen eine langsame Erkenntnis vom wahren Stande der Dinge und ein Zerreissen der



künstlich erzeugten Nebelschleier einer unverantwortlichen Suggestion herbei. In Frankreich freilich, wo von jeher die Königin Phrase am liebsten residiert, verstand man sich wieder am schwersten und spätesten dazu, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich waren. Das alte traurige Spiel von 1870/71 wiederholte sich fast Wort für Wort. Wie man damals Siegesgesänge anstimmte, als Paris schon längst vom eisernen Ring der Belagerer umschnürt war, wie man jeden Strohhalm begierig ergriff, um seine Hoffnungen daran zu klammern, in ehrlichster Ueberzeugung, daß sich nun alles, alles wenden werde, bis schliesslich die Deutschen in Paris einzogen und das nun erst erwachende Volk in den Greueln des Kommuneaufstandes seine Vergeltung an der verantwortlichen Regierung übte, so war man auch im Jahre 1915 und selbst noch 1916 fast überall in Frankreich von rosigster Zuversicht und unverwüstlichem Glauben an den baldigen und vollständigen Sieg erfüllt, zu einer Zeit, als bereits die grossen Offensiven Joffres gegen die unzerbrechliche deutsche Front unter furchtbaren Menschenopfern gescheitert waren, als die nüchtern beobachtenden Zuschauer in den neutralen Ländern, in England und Deutschland bereits Frankreichs nahen Zusammenbruch als Grossmacht mit einem gewissen Gefühl von Mitleid deutlich erkannten. Im selben Monat April 1915, wo einer der autoritativsten und objektivsten neutralen Kritiker schon die Meinung aussprach, der Dreiverband schiene vor einer verlorenen Partie zu stehen, wo englische Blätter, die vordem zu den übelsten Rufern im Streit gehört und Deutschlands nahe Vernichtung fast täglich verkündigt hatten, resigniert bekannten, bisher sei Deutschland der Sieger, und auch wirtschaftlich stehe das Deutsche Reich nicht minder kräftig als England da. in diesem selben Monat war man in Frankreich noch immer dermassen ins Lügengewebe der schönen Phrasen verstrickt, dass man in einem Zeitpunkt, wo man bereits die Siebzehnjährigen und die Krüppel zum Heeresdienst einbeziehen musste, noch grosse Diskussionen pflegte, welche Friedensbedingungen man dem völlig besiegten und vernichteten Deutschland aufzuerlegen habe; Onésime Reclus konnte in eben diesen Tagen, da die Unmöglichkeit, die Deutschen aus Nordfrankreich mit Gewalt zu vertreiben, nahezu allenthalben ausserhalb Frankreichs (und Belgiens) eingesehen wurde, noch eine Schrift veröffentlichen, worin er Deutschlands vollständige Zerstückelung und eine Kriegsentschädigung von 101 Milliarden neben mancherlei anderen grotesken Torheiten verlangte, ohne bei den eigenen Landsleuten einen Protest gegen solche unzeitgemässen Scherze und ein resigniertes Lachen hervorzurufen! Auch in Belgien freilich hatte man noch mehrere Monate später keinen klareren Blick für die Sachlage. Im Oktober 1915, als ganz Belgien bis auf einen winzigen Rest von 40 qkm bereits seit mehr als Jahresfrist in deutschen Händen war, konnte der „König ohne Land" Albert mit seinen Ministern in La Panne darüber beraten, welche Kriegskosten und welche terri-

torialen Entschädigungen man dem besiegten — — Deutschland auferlegen solle, wobei man sich beiläufig auf eine Summe von 8 Milliarden einigte, die Deutschland an Belgien zu zahlen haben werde! Der Nebel eines von eigener Selbstbeweihräucherung narkotisierten Suggestionsrausches war während der Dauer des Krieges in Frankreich und Belgien durch keine Sprache der Tatsachen zu zerteilen. Jede unentschiedene Kriegshandlung wurde in Frankreich amtlich und nichtamtlich als grosser Sieg gefeiert, um dem „gloire"-Durst des Volkes zu schmeicheln; jeder bedeutende feindliche Sieg hingegen wurde als „letzte Kraftanstrengung" eines „verzweifelten und besiegten Feindes" hingestellt. Auch in Italien stand man der phrasenseligen lateinischen Schwester kaum nach. Als das italienische Heer sich ein volles Jahr lang in geradezu tragischer Ergebnislosigkeit an den österreichischen Stellungen die Köpfe eingerannt hatte, beglückwünschte König Viktor Emanuel in einer Proklamation zum Jahrestag der Kriegserklärung seine Truppen zu ihren — — „hundert Siegen"! Wann wird man den unsagbar grotesken Humor solcher dröhnenden Kundgebungen einmal unbefangenen Herzens geniessen können? — Frankreichs Erwachen soll, wie 44 Jahre zuvor, erst erfolgen, wenn der Friedensschluss unmittelbar bevorsteht und das Ende des Rausches mit dem nachfolgenden Katzenjammer nicht mehr länger hinausgeschoben werden kann. Das ist der Fluch der Phrase, deren verderbliche Wirkung kaum je zuvor gleich klar zu erkennen war!

Es war für Deutschlands Gegner unbedingt verhängnisvoll, dass sie selbst ihre strategischen Massnahmen nicht nur von den allein zulässigen strategischen Gesichtspunkten diktieren liessen, sondern daneben auch von politischen, wobei die fast ins Krankhafte gesteigerte Sucht, eine Suggestion um jeden Preis auszuüben, die verhängnisvollsten und folgenschwersten Missgriffe heraufbeschwor. Typisch hierfür war ja die Wahl des Termins für die grösste der vergeblichen Joffreschen Offensiven, die am 25. September 1915 begann. Wie durchaus glaubhaft gemeldet wurde, wünschte Joffre noch einige Zeit mit diesem Angriff zu warten, der Frankreichs gewaltigste, entscheidende Kraftanstrengung bringen sollte, aber das Bedürfnis, schleunigst durch einen grossen kriegerischen Erfolg Eindruck auf die Balkanstaaten zu machen und sie dadurch zum Anschluss an den Vierverband zu bewegen, überwog schliesslich alle anderen Rücksichten und drängte selbst die rein militärischen Erwägungen in den Hintergrund. Am 19. Sept. hatten gegenüber Semendria deutsche Kanonen gegen die serbischen Stellungen gedonnert und der aufhorchenden Welt angekündigt, dass Deutschland den für die Entscheidung des Weltkrieges voraussichtlich entscheidenden Durchstoss durch Serbien nach der Türkei plane, am 22. September hatte Bulgarien die Mobilmachung angeordnet, die offensichtlich auf den nahen militärischen Anschluss an die Zentralmächte hinzielte. Diese beiden „schlechten Ein-



drücke“ galt es zu paralysieren, und gleichzeitig sollten mindestens Griechenland und Rumänien, wenn möglich auch Bulgarien, für das Zusammengehen mit dem Vierverband gewonnen werden. Ein schnelles Handeln, ein rascher, blendend grossartiger Sieg war nötig, um ein solches Ziel zu erreichen — und die Folge davon war der verfrühte Angriff am 25. September. Dass die rund 200 000 Mann Verluste, die dieser verzweifelte Ansturm auf die eiserne deutsche Mauer die verbündeten Franzosen und Engländer kostete, in der Tat zu Suggestivzwecken geopfert wurden, vermöchte man nicht zu glauben — der Gedanke allein mutet unfassbar frivol an — wenn nicht Joffres berühmter Armeebefehl vom 14. September selbst diesen Zweck des Angriffs ausgesprochen hätte, indem er sagte: „Ausserdem wird ein glänzender Sieg über die Deutschen die neutralen Völker bestimmen, sich zu unseren Gunsten zu entscheiden!

Dass gelegentlich auch strategische Massnahmen zu Suggestivzwecken durchaus angebracht sein und sogar einen klugen Schachzug darstellen können — wer wollte es leugnen? Aber das Verhältnis zwischen der Grösse des Suggestivmittels und des anzustrebenden Zwecks muss den rechten Maßstab aufweisen. Wenn die deutsche Heeresleitung am 19. Sept. 1915 ein paar Kanonenschüsse vom ungarischen aufs serbische Donauufer hinübersenden liess und diese an sich belanglose Handlung ausdrücklich alsbald bekannt gab, so war auch dieses Vorgehen dazu bestimmt, Suggestionen auszuüben, den Balkanstaaten zu zeigen, wohin die Reise ging, und dadurch ihre Haltung zu beeinflussen. Aber lediglich dasselbe, was die Deutschen mit ein paar Kanonenschlägen ohne Menschenopfer erreichten, strebten die Franzosen und Engländer mit ihrem Opfer von 200 000 Mann und ihren wahnsinnigen Durchbruchsversuchen vom 25.—27. September an! Dort ein Arbeiten mit lächerlich geringfügigen Mitteln, um bei anderen Nationen Entscheidungen von weltgeschichtlicher Bedeutung heraufzubeschwören; hier eine unverantwortliche Verschwendung von kostbaren Menschenleben, um — genau dasselbe in entgegengesetztem Sinne zu erreichen! So unterscheidet sich die deutsche von der französischen Suggestivmethode! Der Unterschied wird noch frappanter, wenn man die Ergebnisse der beiden Suggestivversuche vergleicht. Die Kanonenschüsse von Semendria kosteten ein paar tausend Mark, und ihr Erfolg war die Entscheidung Rumäniens und Griechenlands für die Neutralität und Bulgariens zielbewusster militärischer Anschluss an den Dreibund, der gewissermassen die Ueberschreitung der höchsten Spannung im grossen, weltgeschichtlichen Kriegsdrama und den Anfang vom guten Ende darstellte; die Schlachten in der Champagne, im Artois und in Flandern verfehlten dagegen, weil sie nicht den erhofften „glänzenden Sieg“ brachten, ihren suggestiven Zweck durchaus: Bulgarien wartete noch einige Tage und stellte sich dann, als der Misserfolg der Joffreschen Offensive nicht mehr zu verkennen war, mit kühnem Entschluss auf die Seite



der Feinde Frankreichs und Englands, während die anderen Balkanstaaten, die man mitzureissen gedachte, wider Erwarten sich für die Neutralität und weiteres vorsichtiges Abwarten entschieden.

Der riesige Dardanellenbluff, der schliesslich so kläglich und ruhmlos endete, war schon im Frühjahr 1915, wie wir hörten, von den unglücklichen Vätern des Gedankens in London und Paris durchaus nicht so sehr als ein Mittel gedacht gewesen, Konstantinopel wirklich zu erobern oder gar dem russischen Bundesgenossen den Weg dahin zu bahnen, als vielmehr als Ermunterung für die noch neutralen Balkanstaaten, die Sache des Vierverbands zu der ihrigen zu machen. Nachdem diese erste Absicht gescheitert war, sollte die Riesenschlacht vom 25.—27. September demselben Ziel gelten, und als auch hier der Fehlschlag nicht länger zu verkennen war, sollte die Landung von französischen und englischen Truppen im griechischen Saloniki unter dem Protest der griechischen Regierung den letzten und grössten Trumpf darstellen, um die zaudernden Neutralen mitzureissen und das ungebärdig werdende Bulgarien einzuschüchtern. Glückte der kecke Streich, schloss sich Griechenland der Entente an, so war man die quälende Sorge los, konnte grosse Truppenmassen den in Serbien eindringenden Deutschen und Oesterreichern entgegenwerfen und Bulgarien von der Kriegserklärung zurückhalten. Verpuffte jedoch auch diese überraschende Suggestion ohne Wirkung, bewahrte Griechenland seine besonnene Neutralität, so konnte die unter schroffer Verletzung der griechischen Staatshoheit vollzogene Truppenlandung in Saloniki nur mit einer militärischen Katastrophe oder einer ungeheuren Blamage enden, deren Lächerlichkeit tödlich für den letzten Rest des diplomatischen Ansehens der Entente werden konnte. Bekanntlich hat in der Tat auch dies Suggestivmittel versagt. Ein Jahr früher hätte England damit wohl noch den gewünschten Erfolg voll erzielt, da der (auch überwiegend auf geschickter Suggestion beruhende) Respekt vor ihm bei den kleinen Staaten ausserordentlich gross war. 14 Monate Kriegführung hatten jedoch so oft gezeigt, dass Englands vermeintliche Macht und Stärke nicht auf Wirklichkeit, sondern auf Schein beruhte, hatten so oft der Welt vor Augen geführt, dass die Phrase die fehlende Kraft vortäuschen musste, dass jetzt der Griechenkönig Konstantin das Spiel durchschaute und es wagen konnte, mit der Entlassung seines Ministerpräsidenten Venizelos zum zweitenmal gegen Englands und Frankreichs Willen und Wunsch aufzutrumpfen. So zerriss abermals das Netz der Suggestion, in dem sich Griechenland fangen sollte; die Lösung des Balkanproblems liess sich nun nicht mehr durch grosse Worte und berauschende Versprechungen, sondern nur noch durch Leistungen und Tatsachen herbeiführen — und dabei mussten bekanntlich diejenigen den kürzeren ziehen, die vordem, um andere zu bluffen, die selbstgefälligste Miene gezeigt, die hochtrabendsten Reden im Munde geführt hatten! — Hoffentlich wird es

eine der grossen Segnungen des Krieges sein, dass er die internationalen Beziehungen der Völker ein wenig vom Fluch der Phrase erlöst und allgemein den Blick für wahre und für falsche Werte geschärft hat. Trifft diese Vermutung zu, so wird sich freilich künftig zeigen, dass der Respekt vor den kriegführenden zwei Grossmächten England und Frankreich und vor Deutschlands „neutralem Feind“ Amerika in ungefähr gleich starkem Maße geschwunden ist!

Dass Diplomaten und Politiker mit Phrasen arbeiten, gehört schliesslich zu ihrem Handwerk, wenngleich die deutschen Staatsmänner und vor allem der in unbedingter Sachlichkeit und Ehrlichkeit schlechterdings nicht zu überbietende Reichskanzler gezeigt haben dürften, dass man mit nüchternen Worten, die nicht mehr und nicht weniger bedeuten sollen, als sie besagen, viel stärkere und nachhaltigere Wirkungen zu erzielen vermag, als mit schönen oratorischen Leistungen, in denen die Redner etwa versicherten, die „devoir tragique et simple“ liege klar vor Augen, ohne jedoch anzudeuten, was man sich unter dieser schönen Redensarten vorstellte oder auch nicht vorstellte! Auch das italienische Volk ist ja von seiner Regierung und bezahlten agents provocateurs mit Phrasen in den Krieg gehetzt worden, mit der klingenden Schelle des „sacro egoismo“ und der Versicherung, dass ein Krieg gegen Oesterreich nur „Fahnen, Blumen und flatternde Bänder“ bescheren werde — bis die grausige Wirklichkeit den furchtbaren Unterschied zwischen Verheissung und Erfüllung zeigte! Immerhin im politischen Leben wird man die Phrase niemals entbehren können oder wollen. Dagegen ist die Phrase und die gewollte Suggestion im Munde von Heerführern ein sehr zweischneidiges Mittel. Dass der Feldherr mit Hilfe glücklich erfundener Suggestionen vorzügliche Augenblicks-Wirkungen zu erzielen vermag, haben uns manche geniale Feldherren, in erster Linie Napoleon I., gelehrt. Sobald aber der Heerführer suggestive Wirkungen von Dauer mit Hilfe schöner Redensarten oder gar mit Hilfe von bewussten Lügen ausüben will, schiesst er einen Pfeil ab, der nur allzu leicht auf den Schützen zurückprallt — gemäss dem Wort, dass man dem, der einmal lügt, nicht glaubt, auch wenn er die Wahrheit spricht. Auch hier wieder lassen sich die beiden entgegengesetzten Pole deutschen und französischen Empfindens studieren, indem man etwa das Verhalten Hindenburgs und Joffres vergleicht. Man stelle sich einen Hindenburg vor, der vor der Schlacht dröhnende Bekanntmachungen dessen, was er leisten will, an sein Heer und an die Oeffentlichkeit erlässt! Moltke hat uns Deutsche gelehrt, wie man schweigend siegt, und diese seine unschätzbare Lehre haben die Erben seines Geistes glücklicherweise mitübernommen. Der französische Generalissimus hingegen konnte es sich nicht versagen, seine ersten Offensiven vorher in der Presse ankündigen zu lassen und, nachdem er das Unzweckmässige einer solchen von den Tatsachen



stets Lügen gestraften Großsprecherei eingesehen hatte, musste er wenigstens in Geheimbefehlen seine Truppen in seine Absichten und verlockenden Zukunftshoffnungen einweihen und sie, wie seinen Armeebefehl vom 14. Sept. 1915, ausklingen lassen in einen Suggestivversuch: „Die Bekanntgabe dieser Mitteilungen an die Truppen wird nicht verfehlen, den Geist der Truppen zu der Höhe der Opfer zu erheben, die von ihr gefordert werden.“ Die Bekanntmachungen der deutschen Obersten Heeresleitung waren durchweg auf den Ton gestimmt: „Wir haben erreicht,“ die der französischen dagegen auf „Wir werden erreichen.“ Um den unsicheren Wechsel auf die Zukunft einzulösen, scheuten die französischen Heerführer selbst nicht vor bewussten Lügen und Irreführungen ihrer eigenen Truppen zurück, da sie den Mut der Verzweiflung und die äusserste Hingabe in ihren Soldaten zu entflammen wünschten — coûte que coûte! So wurde mit Billigung der leitenden Stellen massenhaft das Märchen verbreitet, dass die Deutschen ihre Gefangenen marterten und töteten oder mindestens arg hungern liessen, so wurde bei einem der vergeblichen Angriffe auf den sonderbaren Vorsprung der deutschen Front bei St. Mihiel den französischen Soldaten weisgemacht, die Kanonen, die sie im Rücken der feindlichen Front aufblitzen sehen würden, seien französische Geschütze, die den in die „Zange“ genommenen Feind auch von hinten her beschössen. Dass sich mit derartigen armseligen Suggestivmitteln keine Erfolge von Dauer und von wahrem Wert erzielen lassen, ist für jeden Psychologen von vornherein klar. Ach, Napoleon I. war doch nicht nur ein unvergleichlich viel grösserer Feldherr als die heutigen französischen Heerführer, sondern er wusste auch auf dem Instrument der Soldatenseele mit ganz anderer Meisterschaft zu spielen: seine genialen Suggestivmittel berauschten und begeisterten das Heer und befähigten es somit zu den grössten Taten; seine Nachfolger der Jetztzeit aber täuschen die Truppen über die wahre Sachlage, schildern sie günstiger, als sie wirklich ist, oder suchen durch Grausen und Wut über erdichtete Unmenschlichkeiten des Feindes in ihnen Abscheu zu wecken — ähnlich wie psychologisch unerfahrene Priester früherer Jahrhunderte durch Schilderung der Höllenschrecken die Seelen auf den Weg des Guten zu weisen vermeinten! Die Begeisterung, der ideale Schwung, sie können allerdings Schlachten gewinnen und selbst die Niederlage noch in einen Sieg verwandeln, wie es etwa bei Marengo geschah; mit Ueberhebung aber ist das Schlachtenglück ebensowenig zu zwingen wie durch das ganze kindliche Mittel künstlicher Erregung von Furcht und Abscheu.

Eine erfolgreiche suggestive Beeinflussung eines Heers im Kampf oder unmittelbar davor hat die Kriegsgeschichte durchaus nicht selten zu verzeichnen gehabt, aber die dabei zur Anwendung gelangten psychologischen Methoden unterschieden sich regelmässig ganz gewaltig von dem krankhaften Aufpeitschen des Gefühlslebens, wie es Herr Joffre vergeb-



lich anstrebte, um den Sieg an seine Fahnen zu heften, und setzten stets irgend etwas Greifbares voraus, an dem sich die Begeisterung entflammen und zur Höchstleistung anspornen konnte. Das hinreissend schöne Phrasengeklingel, in den Falten der Fahnen flatterten die „magischen" Namen Recht und Freiheit („dans les plis de leur drapeau sont inscrit les noms magiques de droit et de liberté"), mit dem Joffre im August 1914 die Ueberschreitung der elsässischen Grenze begleitete, war ein Zeichen der Dekadenz, eine Aeusserung des insgeheimen Bewusstseins, dass man mit rednerischem Pathos und grossen Worten ersetzen müsse, was einem an Vertrauen in die eigene Kraft und an gutem Gewissen, einen gerechten Kampf zu kämpfen, abging. Der wahrhaft Starke bedarf keiner dröhnenden Ansprachen und Kundgebungen vor vollbrachter Tat, und ein deutscher Feldherr, der vor Beginn der Schlacht mit oratorischen Glanzleistungen um sich wirft und seine schillernden Stilblüten allsogleich in alle Welt telegraphieren lässt, bevor er einen entscheidenden Schritt zur Erreichung seines Zieles getan hat, ist glattweg eine Unmöglichkeit! Nur in einem Falle wird der wahrhaft grosse Feldherr sich schon vor dem Entscheidungskampf dazu verstehen, zu seinen Truppen zu reden: wenn es sich um Sein und Nichtsein handelt, wenn die Soldaten begreifen müssen, dass sie nur den Sieg zu gewinnen oder alles zu verlieren haben. Ein Cortez, der die Schiffe hinter sich verbrannt und nur noch zwischen der Eroberung Mexikos und dem Untergang zu wählen hatte, durfte vor dem Kampf sein Heer mit Worten entflammen und ihm zeigen, wie die Dinge lagen; auch der grosse Friedrich durfte vor Leuthen und vor Liegnitz im Bewusstsein, dass der Fortbestand Preussens auf dem Spiele stand, den Mund zur Rede öffnen — zur soldatisch knappen, eindringlich-nüchternen Ansprache, nicht zum schwülstigen Phrasengedresch von Freiheit, Zivilisation und ähnlichen schönen Augenblendern und Tatsurrogaten. Ein „Betrunkenmachen mit Worten" liegt ja zwar dem französischen Nationalcharakter ungleich mehr als dem deutschen — aber eben der Mann, der, gleichzeitig ein Franzose, einer der genialsten Feldherren aller Zeiten und ein unerreichter Meister in der Kunst der Suggestion war, der Kaiser Napoleon, er hat sich, wenn er zu seinem Heere sprach, nie zum phrasenkäuenden Volksredner erniedrigt. Dass auch er den Phrasenweihrauch wundervoll zu handhaben verstand, wo er am Platze war, hat er oft genug bewiesen (es sei nur erinnert an die auf den orientalischen Geschmack zugeschnittene Proklamation an die ägyptische Bevölkerung von 1798, über deren schwülstig-mystischen Stil er sich selbst später weidlich lustig machte) — auf seine Truppen aber suchte er nur zu wirken durch einen einzigen knappen Satz, den er im günstigsten Augenblick in die Masse warf, um in dem entscheidenden Zeitpunkt ihre Begeisterung zu wecken und zur höchsten Kraftleistung anzuspornen. „Vier Jahrtausende sehen auf euch herab" — das war das Stimulans, das



am 21. Juli 1798 vor der Pyramidenschlacht den Willen zum Sieg entflammte; „Erinnert euch, dass ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfeld zu übernachten," lautete das Zauberwort, das die bei Marengo weichenden französischen Truppen zum Stehen brachte und zum Sieg zurückführte; und mit dem Ruf: „Seht da, die Sonne von Austerlitz" wurde in schwerer Stunde am 7. September 1812 bei Moshaisk das Glück des Krieges an die französischen Fahnen geheftet. Das waren Meistersuggestionen, glücklich erfunden, einprägsam und trefflichst geeignet für eine kurzdauernde, anspornende Wirkung im entscheidenden Augenblick.

Diese Meisterschaft in der psychologischen Beurteilung und Behandlung haben die heutigen kleinen Nachfolger des grossen Napoleon von ihm ebensowenig gelernt wie sein strategisches Geschick. Wohl haben sie das Bestreben übernommen, durch stolze Worte zu Taten anzuspornen, aber ihnen fehlt der sichere Blick für die erreichbaren Wirkungen und ihre Dauer, für den rechten Ort, den rechten Zeitpunkt, wo Suggestionen am Platze sind. Sie legen den Schwerpunkt auf die schöne Prägung klangvoller Schlagworte und meinen die gewünschte Leistung müsste sich ganz von selbst einstellen, wenn die benebelnde Phrase erfunden oder die heroische Geste öffentlich ausgeführt ist. Diese Neigung des französischen Nationalcharakters zur schönen Geste wurde ja schon vor 45 Jahren in dem bekannten Liede: „König Wilhelm sass ganz heiter" in ungemein treffender Weise verspottet:

„Als Napoleon dies vernommen,
Liess er gleich die Stiebeln kommen,
Die vordem sein Onkel trug."

An derartigen bramarbasierenden Handlungen war die französische und auch die italienische Politik während des Weltkrieges überreich. Was war denn der Don Quixotezug der Alliierten nach Saloniki anderes als eine schöne Geste, die Sicherheit und Siegeszuversicht vortäuschte, um — — andere Nationen zur Tat fortzureissen? Oder man denke an die „symbolischen" Handlungen in den ersten Kriegswochen, die auf den Pariser Bahnhöfen als Endziel die Namen Belfort und Nancy durch Mulhouse und Strasbourg ersetzten, um damit kundzutun, dass das Elsass bereits als erobert zu betrachten und demgemäss der französische Endpunkt der Bahnlinien ostwärts vorgeschoben sei. In dieselbe Rubrik gehörte die Tatsache, dass die französische Regierung, nachdem ihre Truppen einige Kilometer ins Elsass eingedrungen waren, einen Präfekten für Altkirch ernannte, der dann aber, da Altkirch noch in deutschem Besitz war und dauernd verblieb, seinen Sitz in Dammerkirch aufschlagen musste. Die italienische Regierung erwies sich in diesem etwas kindlich anmutenden Vergnügen als gelehriger Schüler der französischen, wenn sie ihrerseits schon bald nach ihrem Eintritt in den Krieg Barzilai zum Minister der eroberten Gebiete ernannte, obwohl ihre Truppen in vielmonatigem,



blutigem Ringen nicht einen einzigen wichtigen Ort den Oesterreichern zu entreissen und zu „erlösen“ vermochten. Auch des Umstandes sei gedacht, dass im italienischen Parlament für die künftigen Volksvertreter von Triest, Trient und einigen andren zunächst nur mit dem Mundwerk eroberten österreichischen Städten eigene Sitze angefertigt wurden, um damit „unwiderleglich“ zu bekunden, dass jene Gebiete fortan zu Italien gehörten.

Solche Mätzchen mögen den Romanen zusagen, — in Deutschland wären sie schlankweg undenkbar. Dass sie weder von Kraft noch von Selbstbewusstsein zeugen, liegt auf der Hand; sie sind eben Suggestionen, Bluffs, und sollen etwas vortäuschen, was nicht da ist. Die deutsche Regierung lud das Volk zur Zeichnung der Kriegsanleihen ein und erzielte ohne Phrasengeklingel erst $4^1/_2$, dann 9, dann $12^1/_2$, schliesslich $10^3/_4$ Milliarden Mark; als die französische Regierung sich nach langem Zaudern zur Aufnahme ihrer Anleihen im eigenen Lande entschloss, prägte sie zunächst einmal einen zugkräftigen Namen. Sie erfand für die erste Anleihe die Bezeichnung „Anleihe der nationalen Verteidigung“, für die zweite gar die schöne Bezeichnung „Siegesanleihe“ und hatte damit nach ihrer Ansicht gleichzeitig den Erfolg der Anleihe und den siegreichen Ausgang des Krieges gewährleistet. Selbst ein leidlich klarer Kopf wie Gustave Hervé glaubte zum triumphierenden Siege Frankreichs nicht besser beitragen zu können, als indem er sein Organ „La guerre sociale“ umtaufte in „La victoire“. „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.“

England hat im Kriege zweifellos nicht annähernd so wie Frankreich den Blick für die Wirklichkeit verloren. Man verschmähte dort Kindereien nach Art der eben genannten. England wandte ungleich geriebenere und besser überlegte Suggestionen an als Frankreich; man wollte dort ja auch weniger das eigene Volk über seine Stärke täuschen als den Feind und die Neutralen, die man einzufangen hoffte, wenn man möglichst geräuschvoll den starken Mann und Sieger markierte. Dass Englands Spiel mit der Suggestion aber auch von solchen, auf deren Dupierung es zumeist berechnet war, gar bald durchschaut wurde, das zeigte ein neutrales Urteil, wie es die schwedische Zeitung „Vidi“ am 10. Oktober 1915 fällte:

„Im Laufe der fünfzehn Monate, die der Krieg jetzt währt, hat sich Schritt für Schritt gezeigt, mit welch gewaltigem Bluff England sein Spiel treibt. Es bietet hoch und tut so, als ob es lauter hochfeine Karten hätte. Werden die Karten auf den Tisch gelegt, dann zeigt es sich, über welch elendes Zeug es verfügte. Und man staunt über die Frechheit.

Beispiele? Genug!

Wie wollte England Antwerpen — ganz Belgien retten! — Nichts als Bluff! Dann sollte England die Deutschen aus Frankreich werfen, die Flotte aus ihren Rattenlöchern graben, vernichten — nichts als Bluff! Dann die Dardanellen — Bluff! Jetzt, nachdem England von Kriegsbeginn an behauptet



hatte, die ganze Balkanpolitik zu beherrschen, sein furchtbares Fiasko mit Bulgarien und Griechenland! — Bluff von Anfang an. England ist enthüllt! Es ist der schlimmste Bluffer. Niederlage auf Niederlage. Kein einziger Gewinn von Wert, der auf den Ausgang einwirken könnte, ist zu verzeichnen.

Aber England wird nicht müde, es blufft ruhig weiter."

Das war — notabene! — noch vor Gallipoli und Kut el Amara! Englands Neigung, durch grosse Worte zu bluffen, zeigte sich schon seit vielen Jahren in der Wahl von Namen und Bezeichnungen für die Kriegsschiffe. Wie man im Altertum wohl auf Schilden eine Abbildung des Gorgonenhauptes anbrachte und im Mittelalter den Schiffsschnäbeln Drachengestalt gab, um einem leicht schreckhaften und abergläubischen Feind Furcht einzuflössen, so taufte das britische Volk seine „men of war" Formidable und Invincible, Dreadnought, Audacious, Triumph usw., mit dem Resultat, dass die Misserfolge der mit so hochtrabenden Namen gezierten Schiffe das Peinliche ihrer Ohnmacht nur um so fühlbarer in die Erscheinung treten liessen.

Es war Englands Verhängnis, dass es, vielleicht zum erstenmal in seiner Geschichte, im Weltkrieg mit einem Feinde zu tun hatte, der sich auch durch die geschicktesten Bluffs und die anmaßendsten grossen Worte nicht einschüchtern und imponieren liess, der den Wert der Phrase gering achtete und nur die Tat gelten liess. Es ist kein Zufall, dass es in Gestalt des Goethischen Faust ein Deutscher war, der in seiner Uebersetzung der Bibel sich nicht begnügte mit der von alters her gebräuchlichen Deutung des griechischen Textes: „ἐν ἀχρῇ ἦν ὁ λόγος", sondern der sich von der bequemen Wiedergabe „Im Anfang war das Wort" hindurchrang zu der tieferen Auffassung „Im Anfang war die Tat." Nur ein deutscher Faust war hierzu imstande; ein englischer Faust, ein Landsmann des Churchill und des Bureaus Reuter, wäre unbedingt beim Begriff „Wort" stehen geblieben, und ein französischer Faust hätte voraussichtlich keine treffendere Wiedergabe gefunden als „Im Anfang war die Geste." —

Der Weltkrieg 1914/16 hat in einer schonungslosen Weise, wie kein Ereignis je zuvor, die wahre Stärke von der vorgetäuschten geschieden. Das echte Gold bewährte sich im Feuer des ungeheuren Weltenbrandes, die Talmiware aber wurde rücksichtslos in ihrem wirklichen Werte enthüllt. Ueber 100 Jahre hatte England sich mit Hilfe eines Nimbus die Rolle eines arbiter mundi zu verschaffen und zu behaupten gewusst; von 1805 bis 1914, von Trafalgar bis Coronel, hatte die englische Flotte nicht ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, sich in einer irgendwie namhaften Aktion zur See zu betätigen (ausser in den risikolosen Bombardements von Kopenhagen, Navarin, Bomarsund, Alexandria usw.), und dennoch beherrschte sie die Meere, beherrschte sie die Länder durch ihr blosses Vorhandensein. Jetzt zum ersten Male sollte und konnte sie zeigen, ob die alten Lorbeeren von Hogue, Abukir und Trafalgar noch grün seien, und —



sie kroch ins Mauseloch, erlitt überraschend empfindliche Teilschlappen bei Coronel, in der Nordsee, in den Dardanellen, und ihren einzigen grossen Erfolg bei den Falklandsinseln errang sie lediglich durch vielfache zahlenmässige Ueberlegenheit und durch — japanische Hilfe! Und ein ähnliches Fiasko war manchem anderen alten, sorgsam gepflegten Nimbus beschieden, als die harte Wirklichkeit zwang zu zeigen, was für ein Tatsachenkern in dem dicken Weihrauchdunst steckte. Das stolze England, das seit Jahrzehnten nur die Faust hatte zu ballen brauchen, um jeden Wiederstand zu brechen, konnte im Bunde mit dem glorienumworbenen Frankreich und mit dem Russland, das mit seinen Menschenmassen wie eine Dampfwalze zu wirken gedachte, nicht einmal „den kranken Mann am Bosporus" niederzwingen, ja, holte sich in fast elfmonatigen Kämpfen auf Gallipoli, in den Dardanellen, bei Ktesiphon und Kut el Amara Niederlagen, die zu den bedeutendsten und verlustreichsten der ganzen englischen Geschichte gehörten. Empfindlicher noch als die unmittelbaren, riesigen Verluste an Geld und Menschenleben war dabei der Verlust des Prestige, das Zerreissen eines sorgsam gehüteten, aber vorher nie ernstlich auf die Probe gestellten Nimbus.

Der Verlust des Nimbus erscheint vielleicht manchem geringfügig und in unserer materiell rechnenden Zeit ziemlich belanglos, und dennoch ist dieser rein seelische Faktor gelegentlich von weltgeschichtlicher Bedeutung. Man denke an den ersten Napoleon, der für unbesieglich gehalten und erst niedergezwungen wurde, nachdem die Schlacht von Aspern gezeigt hatte, dass auch ihm die Siegesgöttin keine Sklavin war, und der Feldzug von 1812, dass er einen Krieg verlieren konnte. Ohne den Verlust des Nimbus der Unbesiegbarkeit wäre es wohl ausgeschlossen gewesen, dass nach 1813 Napoleon gelegentlich selbst einem Schwarzenberg unterlag!

Der Verlust des Nimbus der Unwiderstehlichkeit wird nun auch für Englands Stellung in der Welt, selbst wenn sonst der Krieg glimpflich für England ablaufen sollte, von schwerwiegenden Folgen sein und zumal in der Welt des Islam den Respekt vor Englands Machtfülle unheilbar untergraben. In England ahnte man deutlicher als anderswo, was der Verlust des Nimbus für eine Nation, die bewusst ihre ungeheure Macht zum Teil auf schönen Schein und auf Suggestion gegründet hatte, bedeutete; daher das sonderbare, eifrige Bestreben des englichen Premierministers, die nach endlosen Blutopfern und $8^1/_2$ monatlichen, furchtbaren Kämpfen ausgeführte, halb freiwillige, halb vom Feinde erzwungene Räumung von Sedd-ul-Bahr in der Nacht zum 9. Januar 1916, die den Schlußstrich unter ein völlig ergebnisloses, mit entsetzlichen Opfern verbundenes Unternehmen zog, als eine der „glänzendsten Ruhmestaten der englischen Geschichte" hinzustellen. Eine Rückzugskanonade mit Worten — nichts weiter!

Die französische Methode, mit Phantasiesiegen zu prunken, galt in

erster Linie der Täuschung oder richtiger der Narkotisierung des *eigenen* Volks, dieselbe englische Methode hingegen der Dupierung der Neutralen. Indem man nach vollständigen militärischen Misserfolgen und Fehlschlägen die Dinge regelmässig so darstellte, als ob nunmehr der Endsieg gesichert, ja, eigentlich schon errungen sei, konnte man lange Monate hindurch der neutralen und pseudoneutralen Welt Sand in die Augen streuen. Man vergass nur, dass man auf diese Weise gerade den nicht täuschen und unschädlich machen konnte, auf dessen Niederzwingung es doch schliesslich in erster Linie ankam: den Feind! Durch blosses Zureden, dass er längst tot sei, ist bisher eben noch niemand zu Tode gebracht worden!

Englands bekannte Scheu, selber seine Kriege auszufechten, und seine Neigung, andere Völker durch anfeuernde Worte, das Heil der Welt und die Zivilisation ständen auf dem Spiel, anzutreiben, dass sie im englischen Interesse Blutopfer bringen, hat sich gleichfalls nie zuvor in so krasser, fast möchte man sagen, in so naiver Weise geoffenbart, als im gegenwärtigen Krieg. Das systematische Geschrei, das sich stets erhob, sobald England einen Schlag erhalten hatte: „Was wird Amerika, Holland, Dänemark, Griechenland, Rumänien zu diesem „Völkerrechtsbruch", zu dieser „Herausforderung der Menschheit" sagen?", hätte unter weniger ernsten Begleitumständen belustigend gewirkt. Den Höhepunkt erreichte diese sonderbare Bekundung nationaler Stärke in den zeitweilig typisch gewordenen Reuterberichten: Das Schiff N. N. ist versenkt worden; es befanden sich so und so viele Amerikaner an Bord! Der Leser solcher Berichte, deren einziger Zweck es war, irgend einen Neutralen scharf zu machen, musste oft genug an den von einem Stärkeren verprügelten Jungen denken, der jenem mit seinem „grossen Bruder" droht, um sich für die erlittene Unbill zu entschädigen und dem Gegner das Gefühl des Behagens zu rauben. Gleichzeitig aber stellten die systematischen Aufreizungsversuche der Neutralen auch eine bewusste Anwendung der Suggestion dar, um leidenschaftliche Gemütserregungen in einem England genehmen Sinne zu entfalten, zu lenken und zum eigenen Besten auszunutzen.

In dem reichen Ruhmeskranz, den sich das deutsche Volk während des Weltkriegs 1914/16 geflochten hat, wird das Fehlen jeder Phrase, jeder wahrheitverschleiernden Verdrehung der Tatsachen in den amtlichen Bekanntmachungen dereinst eines der grünsten Lorbeerblätter sein. Die schlichte Sprache der Wahrheit und der Tat hat vielleicht der Welt da draussen nicht immer so imponiert wie die grossen Reden, stolzen Gesten und prunkvollen Schlagworte, mit denen Deutschlands Feinde ihre glänzendsten Siege erfochten, aber auf die Dauer hat die fast nüchtern zu nennende Objektivität und Sachlichkeit der deutschen Darstellung doch den Sieg davongetragen über die Phalanx der Phrasen und Sug-



gestionen und schillernden Hoffnungsseifenblasen, mit denen die Urheber des grossen Weltbrandes den Krieg zu gewinnen gedachten. Wenn Objektivität eine spezifisch männliche, Subjektivität eine weibliche Eigenschaft ist, so haben die Deutschen in diesem heissen Ringen bewiesen, dass sie es verdienen, die männlichste Nation des Erdballs zu heissen. — Möge Deutschlands Betätigung in der Welt nun auch weiterhin im Zeichen der Goethischen Uebersetzung des „*Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος*" kämpfen und siegen: **Im Anfang war die Tat!**

Ueber Farbenhören.[1])

Von **Kati Lotz,** Oranienburg-Eden bei Berlin.

Es sind nun 2 Jahre her, seitdem ich in der Berliner Psychologischen Gesellschaft zu dieser Frage gesprochen habe, und wenn auch in der dazwischen liegenden Zeit unsere Gedanken überwiegend vom Krieg und dem Kriegsgeschehen in Anspruch genommen waren, so haben trotz alledem doch auch die psychologischen Beobachtungen ihren Fortgang genommen und zu einer Ergänzung der damaligen Folgerungen geführt. Ich erlaube mir daher, jenen Vortrag vom Januar 1914 entsprechend den fortgeführten Beobachtungen zu ergänzen und ihm eine teilweise neue Form zu geben.

Im Jahre 1912 erschienen in der von der psychoanalytischen Schule neugegründeten Zeitschrift Imago zwei Aufsätze über Farbenhören, der eine von Pfister-Zürich, der andere von Hug-Hellmuth, die beide betreffs dieser Erscheinung zu bestimmten, unter sich übereinstimmenden Erklärungen kamen.

Da ich selbst farbenhörend bin und diese Erscheinung seit meiner Kindheit an mir beobachtet habe, die dort gegebenen Erklärungen zu meinen Erfahrungen in Widerspruch standen, veranlasste mich dies, mich meinerseits mit dieser Sache zu beschäftigen und eine Erklärung zu versuchen. Ich werde im folgenden versuchen, Ihnen meine Auffassung darzulegen:

Es handelt sich um die Eigentümlichkeit vieler Personen, nach der sie, sobald sie einen Gehöreindruck erhalten oder einen solchen aus der Erinnerung wiedererzeugen, ein Licht oder eine Farbe sehen. Diese Licht- oder Farbenerscheinung verbindet sich untrennbar mit dem Laut oder Klang, sodass sie unfehlbar jedesmal auftaucht, sobald das Geräusch, der Laut oder Klang tatsächlich oder geistig vernommen oder physisch gebildet wird.

---

[1]) Im Anschluss an einen Vortrag, gehalten in der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin am 22. Januar 1914. Ergänzt im Januar 1916.



Der Ausdruck Farbenhören bezeichnet die Erscheinung ungenau, ich habe ihn aus der Literatur übernommen und behalte ihn zunächst bei, weil die Erscheinung unter dieser Bezeichnung bereits bekannt ist.

Jedoch handelt es sich nicht um ein Hören von Farben, sondern um ein Hören von Tönen unter gleichzeitigem Sehen eines Licht- oder Farbenscheines. Anstelle des Ausdruckes Farbenhören sollte die Bezeichnung Hören mit Farbenbegleitung treten. Der Ausdruck Farbenhören entstammt einer ungenauen Uebersetzung der französischen Bezeichnung „audition colorée“, die genau betrachtet etwas anderes sagt, audition ist nicht das physiche Hören, sondern die Gehörwahrnehmung als solche, die gesamte geistige Kraft, durch die wir hören, die Gehörauffassung; die genaue Uebersetzung wäre: gefärbtes Hören, richtiger deutsch, färbendes Hören, d. h.: die zum Zustandekommen eines Eindrucks notwendige eigene Tätigkeit, die aufnehmende, assimilierende Geistestätigkeit färbt.

Die Erscheinung ist ausser durch Fechner vor allem durch die Bekanntgabe von Beobachtungen an der eigenen Person durch Bleuler und Lehmann in den 80er Jahren bekannt geworden, hat dann im Jahre 1893 von Flournoy eine eingehende, und in den letzten Jahren durch Hennig, Wehofer u. a. mehrfache Behandlung erfahren.

Bei einigen Personen beschränkt sich dieses Farbensehen beim physischen oder geistigen Hören auf einige ganz bestimmte Klänge, bei anderen ist unweigerlich jede Gehörempfindung mit einer Licht- oder Farbenerscheinung verbunden. Bei einigen werden vor allem die Vokale mit Farbenscheinen verbunden und die Worte, die den Vokal enthalten, bei anderen die musikalischen Töne.

Wir unterscheiden danach Laut-, Geräusch- und Klangscheine. Jede Art der Scheine kommt für sich allein vor. Die verbreitetste und einfachste Art ist die, dass die Sprachlaute, vor allem die Vokale die Träger der Farbenerscheinung sind, so dass z. B. o rot, a grau, u schwarz oder braun erscheint.

So teilt z. B. von Hug-Hellmuth mit, dass ihr

a blau,
e verschwommen gelb,
i grün bis grüngelb,
o rot bis schwarz,
u braun,
ä grau wie Nebel,
ö fast schwarz mit rötlichem Untergrund,
ü dunkelbraun,
ai hellgelb mit stark blauem Hintergrund,
ei hellgelb,
au blaugrau,
eu und äu dunkelrotbraun,

Die französischen Sprachlaute

oi blaugrün,
oui braungrün,
Nasallaute an, en, em mattgrün, un, um mattbraun erscheine.

Oder wie es bei mir selbst der Fall ist:

Zu i erscheint helles Licht,
Zu e ein unreines Gelb,
Zu a ein blasses Graublau,
Zu ö erscheint ein rötliches Lila,
Zu ei ein Weiss mit gelb gestreift,
Zu au ein Schwarzgrau,



Zu o ein kräftiges Blau, wie Kornblumenblau,
Zu u ein Braunschwarz,
Zu ä schwankt der Farbenschein zwischen dunkelgelb und grau,
Zu eu ein Braun mit schwarzen Streifen, das Braun ist dem Braun für ü verwandt.

Diese Lautscheine sind zugleich die Träger der Wortfarben, zu den Worten erscheinen silbenmässig Farben, entsprechend dem Vokal, der der Silbe den Klang gibt, beispielsweise sind bei mir die Wörter Licht, Milch, Bier, Tier hell wie stark beleuchtet. Schnell erscheint, wenn ich das Wort ohne Rücksicht auf die Bedeutung rein als Klang auffasse, hell gelblich, Glas, Hahn, Hase blass blaugrau, Brot, Ohr rot kräftig blau, Nuss, Fuss, Schuh schwarzbraun.

Für Ofen erscheint ein kornblumenblauer Farbfleck mit nachfolgendem hellen Lila für die Silbe mit dem tonlosen e usf. Die zu den Worten erscheinende Farbe ist nach den Konsonanten etwas abgeändert.

Auch die Geräusche sind vielfach von Licht oder Farbenerscheinungen begleitet, so berichtet von Hug-Hellmuth, dass ihr bei allen Geräuschen gelbliche oder graue Farbentöne erscheinen. Ich selbst habe beim Anhören von Geräuschen jeder Art Farbenbegleitung, die jedoch im Unterschied von den Sprachlauten nur von gelblich zu bräunlich und schwärzlich abgestuft oder grau sind, in Uebereinstimmung mit dem unbestimmten Toncharaker keinerlei ausgesprochene Farben zeigen. Beim Klang einer schrill tönenden Klingel sehe ich ein helles Licht, den Klang einer Trommel empfinde ich nicht nur gehörmässig als dumpf; ich sehe gleichzeitig eine schwarze Farbmasse; das Rauschen des Wassers beim Einlaufen in die Badewanne erzeugt eine grauschwarz gemischte Farbvorstellung; irgend ein Schrei oder sonst ein vereinzelt zu mir dringendes Geräusch erzeugt, je nachdem es sich um einen hohen oder tiefen Klang handelt, hellgelbliche, bräunliche oder schwärzliche Farbentöne.

So sehr die Erscheinungen bei den verschiedenen Personen im einzelnen wechseln, so ist doch ganz allgemein als Regel massgebend, dass die hohen Töne hell, die tiefen dunkel erscheinen. Das gilt durchweg von allen Photismen, die für Geräusche bisher beobachtet wurden. Alle schrillen, hoch klingenden Geräusche erwecken helles, grelles Licht, die dumpfen Geräusche braune oder schwarze Farbe; ebenso zeigen die Laut- und Wortphotismen durchweg hellere Scheine für hohe, dunkle für die tiefen Töne. Bei einigen Personen erscheinen sämtliche Laute oder Worte, sobald sie ohne Rücksicht auf die Sachbedeutung, rein nach ihrem Klang aufgefasst werden, farbig, bei andern nur einzelne. Im letzteren Fall sind es vor allem Eigennamen, die Namen für die Wochentage und Monate oder ähnliche abstrakte Bezeichnungen, die Farbenscheine auslösen. Auch die menschliche Stimme wird vielfach in Farben gewertet, und ebenso der Klang von Musikinstrumenten.



Mit dieser letzteren Feststellung kommen wir zu den musikalischen Klängen überhaupt, zu denen Wehofer ausführliche Mitteilungen aus seiner eigenen Erfahrung macht. Er empfindet den Klang der Klarinette als grün, die Oboe scharf chromgelb, die Flöte mild azurblau, eine bestimmte Art von Blechmusik, die er tief und weich nennt, dunkelblau[1]).

Bei derselben Gelegenheit berichtet Wehofer über das Anhören der G-Moll Symphonie von Mozart: „Kaum hatten mich die ersten vollen Akkorde begrüsst und in Mozartstimmung versetzt, so begann sich vor mir ein Schauspiel zu entwickeln, dem ich mit Staunen und Entzücken folgte. Im Saale wurde es lebendig; ein silberweisser Himmel schien sich zu bilden, an dem bewegte Wolken schwebten, — rosige und blaue, manchmal goldigrote, dann smaragdgrün schimmernde. An einer sanften, schmeichelnden Stelle zogen Silberfäden durch den Kranz von Schäfchenwolken; als die Töne schwollen, wuchs zugleich das Farbenlicht an zu gigantischen Gebilden voll Bewegung und voll Leben; ein Farbenspiel, das unvergleichlich schöner und reicher war als in dem kunstvollsten Kaleidoskop."

Derselbe Autor berichtet über seine Empfindungen beim Anhören der Eroica von Beethoven: „An den wuchtigen Stellen der Symphonie schien es sich wie Gewitterwolken zusammenzuballen, drohende breite Blitze schossen durch den Saal, während überm Orchester der Groll und die Trauer des Helden sich in grauvioletten, düsteren Massen wälzte, die ab und zu von einem Zickzackstreifen durchrissen wurden."

Jedoch erübrigt es sich, für die Entstehung derartiger Farbengebilde durch Musik noch mehr Beispiele zu geben, hat doch hier in der Psychologischen Gesellschaft Herr Dr. Hennig im Herbst 1911 bereits über derartige Gesichtsbilder beim Anhören von Musik gesprochen und eine Reihe von Beispielen dafür gegeben. (Veröffentlicht in der Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie, IV. Band, 1. Heft, R. Hennig „Ueber visuelle Musikempfindungen".) Ich erinnere aus diesen Mitteilungen besonders an ein Bruchstück aus Gerstäckers Roman „Der Kunstreiter". N. N. erzählt:

„Die Grasmücke singt rot, aber kein brennend schmerzendes Rot wie der Kanarienvogel, sondern sanft und doch leuchtend, wie ich nur einmal in meinem Leben am nördlichen gestirnten Himmel habe Strahlen aufschiessen sehen. Die Nachtigall singt dunkelblau, dunkelblau wie der Nachthimmel selber, dass man die beiden kaum unterscheiden kann. Die Lerche singt jenes wundervolle reife Korngelb der reifen Aehren, das Rotschwänzchen ein allerliebstes bläuliches Grau, die Schwalbe weiss, der Nusshäher, der spöttische Gesell, ein tiefes Schwarz, die Drossel singt dunkelgrün."

Hiermit schliesse ich die Reihe der Beispiele und will nun versuchen, der Erscheinung als solcher näher zu kommen, d. h., sie mehr mit unsern Gesamterfahrungen auf psychologischem Gebiet in Einklang zu bringen.

[1]) „Ueber Farbenhören", Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung, Band 7, Heft 1.



Sehen wir zunächst, welche Erklärungen bisher versucht worden sind: Die erste und einfachste war die, dass man die damit Behafteten für pathologisch und früher oder später einsetzendem Wahnsinn verfallen erklärte. Diese Ansicht musste schon deshalb nach der ersten ernsthaften Prüfung aufgegeben werden, weil die Zahl der Menschen, die daraufhin auf einen Platz im Irrenhaus hätten Anspruch machen müssen, zu gross geworden wäre. Es hat sich vielmehr ergeben, dass das Farbenhören nichts weniger als pathologisch, vielmehr für einen grossen Teil der zum visuellen Typ gehörenden Menschen normal ist. Eine andere mehrfach geäusserte Ansicht ist die, dass die Leitbahnen für Gehör- und Gesichtseindrücke bei den mit Farbenbegleitung hörenden Personen in einer eigentümlichen Weise untereinander verwachsen seien, sodass also jeder Gehöreindruck nicht nur zum Gehör-, sondern von der Vergabelungsstelle an ausserdem zum Gesichtszentrum laufe und daher tatsächlich sowohl als Gehörs- wie als Gesichtsempfindung wahrgenommen werde. Diese Annahme hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich; denn da es ebensowohl Geruchs-, wie Geschmacks- und Gefühlsphotismen gibt, und da diese alle, wie es bei mir selbst der Fall ist, bei derselben Person vorkommen, müssten bei einem solchen Menschen die sämtlichen Sinnesnervenbahnen mit dem Gesichtsnerven verwachsen sein, eine Annahme, die sich sofort als unmöglich erweist.

Bleuler dagegen hält dafür, dass die Farbenscheine mit dem Auge überhaupt nichts zu tun hätten, weder unmittelbar, noch auch mittelbar als Erinnerung an frühere Empfindungen. Ich glaube kaum, dass sich dies aufrecht erhalten lässt. Bleuler[1]), der selbst mit Farbenbegleitung hört und sehr eingehende Untersuchungen zu dieser Sache unternommen hat, begründet seine Meinung vor allem damit, dass die Photismen nicht ins Gesichtsfeld, sondern in das Feld des jeweils tatsächlich erregten Sinnes verlegt würden; wenn also der Laut a wahrgenommen werde, so werde das zugehörige Licht nicht beim Auge oder ausserhalb, sondern im Gehörfeld empfunden.

Ich kann dem aus meinen Erfahrungen das Folgende hinzufügen: Die Stelle, an der die Licht- oder Farbenscheine bei mir auftauchen, ist verschieden, je nachdem, ob ich mich hörend verhalte, zu sprechen beabsichtige oder Klänge oder Laute aus der Erinnerung geistig zurückrufe.

Verhalte ich mich hörend, so verlege ich den Farben- oder Lichtschein annähernd in das innere Ohr, beabsichtige ich zu sprechen, so erscheint er im Kehlkopf, erinnere ich mich an Klänge, so sehe ich den Schein vor mir in der Stirn. Dieses Verhältnis scheint wohl auch sonst das massgebende zu sein, berichten doch

[1]) Bleuler: „Zur Theorie der Sekundärempfindungen." Zeitschr. für Psychologie, Bd. 65, Heft 1.



auch andere Beobachter sowohl von Personen, die solche Farben *vor* sich sehen, wie von solchen, die sie im Gehörfeld sehen. Es liegt nahe anzunehmen, dass die Verschiedenheit der Ergebnisse von der Verschiedenheit der Befragung herrührt; bei *schriftlichen* Umfragen handelt es sich mehr um Erinnerungsbilder, die dann in oder vor der Stirn erscheinen, bei *mündlichen* Umfragen um vorgesprochene Laute, zu denen die Farben im Gehörfeld erscheinen. — Die Bleulerschen Mitteilungen würden dieser Folgerung entsprechen; denn *Bleuler* hebt ausdrücklich hervor, dass er Wert darauf gelegt habe, seine Befragungen auf *vorgesprochene* Laute zu gründen. Es stimmt also durchaus mit meinen Beobachtungen an mir selbst überein, wenn die so befragten Personen den Farbenschein ins Gehör verlegen; ich würde das im gleichen Fall ebenso tun. Jedoch sehe ich in dieser Verlegung des Licht- oder Farbenscheins in das Ohr oder bei Geräuschen in die Nasengegend, bei Körperempfindungen an die in Betracht kommenden Körperstellen kein Hindernis, die Photismen als *Gesichts*bilder aufzufassen, wir verlegen doch auch sonst Gesichtseindrücke niemals in das Auge selbst, vielmehr an die Stelle, der sie entstammen. Im Gegensatz zu *Bleuler* habe ich bei meinen, an Lebhaftigkeit den Bleulerschen sicher nicht nachstehenden Photismen durchaus die Empfindung, *dass sie optisch sind.*

Die Erklärungen, die sonst noch gegeben worden sind, lassen sich in 2 Gruppen unterscheiden, solche bei denen die Farbenbegleitung bei Gehöreindrücken auf Reste aus Sachassoziationen zurückgeführt wird, und solche, nach denen die Anregung des zweiten Sinneszentrums auf Aehnlichkeiten in der Wertung der Gehör- und Gesichtseindrücke zurückzuführen sei. Die Wahrheit liegt wohl so, dass die Photismen ihre Entstehung mehreren Ursachen verdanken. Zunächst zu den Sachassoziationen:

Blut ist rot, die Verbindung der roten Farbe erfolgt mit dem *Sachbegriff* „Blut", aber auch mit dem *Laut*begriff „Blut", so dass unter keiner Bedingung mehr der Lautklang Blut gehört oder gesprochen werden kann, ohne dass der blutrote Farbenschein vor dem inneren Auge auftaucht, von dieser Verbindung mit dem Lautbegriff „*Blut*" geht er über auf den Lautbegriff „u". Oder der Begriff „rot" überträgt sich von der Farbenbezeichnung auf das o, das dem Wort den Klang gibt, ebenso die Vorstellung „grün" auf ü, die Farbenvorstellung „schwarz" auf das a. Bei dieser Art der Zusammenordnung trägt zu dem einen Laut diejenige den Sieg davon, die unter den zur Verfügung stehenden den stärksten Eindruck macht. Solche Art der Uebertragung wird durch die Art unseres Lesenlernens in der Schule begünstigt; denn der Leseunterricht wird ja durchweg so verteilt, dass jeder zu erlernende Laut aus einem —Wort abgelöst wird. Hat

das in Betracht kommende Wort eine sehr eindrucksvolle Farbe, so wird diese bei den besonders farbenempfänglichen Kindern, so oft das Wort genannt wird, deutlich erscheinen, der Laut wird aus dem Wort einmal und immer wieder von neuem hervorgeholt, und die Farbenbegleitung überträgt sich nun auch auf den Laut, der ja bei dieser Methode geradezu als Vertreter des Wortes aufgefasst wird, z. B. die Kinder erkennen den Laut an dem Wort Maus, das Grau der Sachvorstellung Maus geht über in die Lautvorstellung au; in derselben Weise verbindet sich das Weissgelb der Sachvorstellung Ei mit der Lautvorstellung ei. Da nun aber die Deutlichkeit der Farbenvorstellung auch in den Sachbildern bei den verschiedenen Menschen ganz ausserordentlich verschieden ist, so ist es nicht zu verwundern, dass solche Farbenübertragung nicht allgemein von allen Menschen vollzogen wird. Es können ja dafür von vornherein nur solche in Betracht kommen, die auch die Sachvorstellungen stark farbig sehen. Es lässt sich jedoch andererseits kaum von der Hand weisen, dass insbesondere die sehr häufig angegebene Verbindung des „ei"-Lautes mit der weissgelben Farbe ihren Ursprung aus der Sachvorstellung in der den Kindern besonders geläufigen Form vom gekochten Hühnerei hat. Da sich zugleich der weissgelbe Farbenschein für den „ei"-Laut in seiner Wesensart durchaus nicht von denen für die andern Laute unterscheidet, so liegt die Vermutung nahe, dass auch unter den andern mehr Sachassoziationen versteckt liegen, als man vorab annimmt.

Aehnliche Assoziationen lassen sich für Geräuschphotismen feststellen. Jemand erklärt z. B., das Surren der Propeller eines Luftschiffes erscheine ihm lichtgrau, es ergibt sich, dass es sich dabei um die sonnenbeschienene Farbe des Aluminiums der Zeppelinschen Luftschiffe handelt; oder das Rauschen des Wassers, das in die Badewanne läuft, erscheine ihm hellgrau, so ergibt sich, dass grau die Wasserfarbe versinnbildlicht.

Ebenso handelt es sich um Sachassoziationen, wenn jemand erklärt, das Klavier klinge schwarz-weiss, die Geige hell gelb oder die Viola violett. Auch ein Teil der vorhin angegebenen Gesichte zu musikalischen Eindrücken legt die Vermutung nahe, dass es sich dabei um Sachassoziationen handle, dies gilt z. B. für die Mitteilung in dem Bruchstück aus Gerstäcker, dass die Nachtigall dunkelblau singe wie der Nachthimmel selber, und dass der Lerchenschlag gelb sei wie reifes Korn. In diesen beiden Fällen ist die Zusammenordnung das zeitliche Zusammentreffen der Auffassung vom Nachtigallenschlag und dem Nachthimmel, vom Lerchengetriller und dem reifen Korn so zweifellos, dass die Verbindung der beiden Vogelstimmen mit den angegebenen Farben offensichtlich aus solchem tatsächlichen Erleben herrührt. In d i e s e r und ähnlicher Weise kommen ganz bestimmt eine Reihe von Verbindungen zwischen Tönen



oder Lauten und Farben zustande. Zu dieser Art gehören auch die von Pfister in seiner eingangs erwähnten Arbeit mitgeteilten beiden Fälle von Farbenbegleitung. Es handelte sich bei einer bestimmten Person um einzelne Worte oder Laute und Buchstabenformen, die Farbenbegleitung hatten; in der Analyse konnten diese Begleitfarben auf Zuordnungen aus Erfahrungen geschlechtlicher Art zurückgeführt werden. Es ist selbstverständlich, dass Erlebnisse dieser Art ebenso gut wie jedes andere eindurcksvolle Erlebnis derlei Zusammenordnungen veranlassen können. Wenn jedoch sämtliche Photismen einzig auf Erlebnisse geschlechtlicher Art zurückgeführt werden, wie v. Hug-Hellmuth dies in ihrer ebenfalls schon erwähnten Arbeit tut und gar ausführt, dass nur geschlechtlich sinnliche Erlebnisse in der Kindheit stark genug seien, um zur Verbindung von Empfindungen aus verschiedenen Sinnesgebieten zu führen, so steht diese Behauptung in krassem Widerspruch zu den Erfahrungen des täglichen Lebens, die ständig die Entstehung untrennbarer Verbindungen von Vorstellungen aus andrer Ursache lehren.

Es ist sicher, dass eine Reihe von Photismen als Reste von Sachvorstellungen anzusehen sind; als alleinige Ursache aber kommen wir mit der Annahme dieser Art der Entstehung nicht aus. Es ist ganz unmöglich, die Entstehung lückenloser Photismenreihen rein aus dieser Ursache zu erklären; denn wenn sich auf diese Weise dem A und dem I Farben zugestellt hätten, so gingen noch immer das O und das U leer aus, und eine ständige Farbenbegleitung zu allem und jedem Hören, zu jedem Geräusch, jedem Sprachlaut und jedem Wort lässt sich niemals auf diese Weise erklären. Wir müssen eine zweite Ursache annehmen. Es gibt einen zweiten Weg. Ausser der Verbindung der Töne mit Gesichtsbildern auf Grund von äusseren Erfahrungen (Sachassoziationen), gibt es eine solche von innen heraus. Es gibt Personen, die unter allen Umständen jedes geistige Erleben mit Gesichtsbildern verbinden; wo die äussere Erfahrung nicht ihrerseits sofort Sachbilder hinzuliefert, schaffen sie selbst solche, aus dem früher Erlebten schöpfend. Jede Abstraktion, jede Bewegung, jede Empfindung ist ihnen erst dann zum inneren Besitz geworden, wenn sie ihr Gesichtsbild bekommen hat. Jedoch nicht willkürlich geschieht diese Zuordnung, sondern regelmässig, bestimmten Gesetzen folgend. Das Gesetz dieser Zuordnung möchte ich für die Verbindung von Tönen und Gesichten jetzt näher untersuchen. Um dies zu erreichen, werde ich nun nicht mehr ausschliesslich von der Verbindung von Tönen mit Farben, sondern zunächst allgemein von der Verbindung der Töne mit Gesichtsbildern jeder Art sprechen.

Wie kommen Klänge als solche zu Gesichtsbildern? — Vorab scheinen Laute an und für sich, seien sie nun gehört oder gesprochen, durchaus nichts Sichtbares aber gesichtsmässig Vorstellbares an sich zu haben, es sei denn, dass man an die Zeichen für die Laute, die Buch-

staben denkt, und gerade diese sind es nicht, die in unserm Fall das Gesichtsbild bestimmen.

Wenn man in der Ferne einen Hund bellen hört, und es taucht dabei schattenhaft angedeutet eine geöffnete Hundeschnauze in unsrer Vorstellung auf, so ist das nicht weiter verwunderlich; — wenn wir Pferdegetrappel von der Strasse hereinschallen hören, und wir sehen dann geistig sofort Pferdehufe auf Pflaster aufschlagen, so ist das in der sachlichen Zusammengehörigkeit begründet. — Warum aber erscheinen mir zum Schlag der Rohrdommel zwei Spiralen und dann ein spitz aufgerichteter Winkel? — Ich beabsichtigte, mir den Schlag der Rohrdommel zu merken und tat dies, indem ich nachahmte „karre, karre, ki — i“; während ich dies mit leisem Sprechen tat, tauchte das soeben beschriebene Gesichtsbild auf. Wie komme ich zu diesem absurden Gebilde? — Ueber meine eigene Sprechbewegung. Die fühlbare Bewegung der Sprachmuskeln wird als Bewegungsempfindung jeder anderen äusseren Bewegung gleichgesetzt und wie diese in Gesichtsbildern gewertet; selbstverständlich ist dies nicht bei allen Menschen in dieser Weise der Fall, sondern nur bei den Angehörigen eines ganz bestimmten Typs; soweit meine Beobachtungen bis jetzt reichen, ist es der visuell-sprachmotorische, der hierfür allein in Frage kommt.

Unsere gesamten Formvorstellungen beruhen auf Bewegungsempfindungen. In der Urauffassung entstehen die Formvorstellungen aus den Tastversuchen des Kindes. In der Fortentwicklung übernimmt mehr und mehr das Auge die Vorausschätzung, Abmessung, *geistige* Abtastung der Form anstelle der Hand. Aber immer behalten das Auge und die Gesichtsvorstellung ihren Zusammenhang mit den Tastempfindungen, wie sie aus den Bewegungen hervorgehen. Gesichtsvorstellungen und Bewegungen gehören zusammen nach der Urerfahrung jedes Menschen; aber auch Bewegungen und Geräusche gehören zusammen nach der Urerfahrung jedes Menschen. Geräusche entstehen aus Bewegungen, und Bewegungen verursachen Geräusche.

Ein Ball fällt; der Aufschlag erzeugt Geräusch, die Hand schlägt auf den Tisch; die fallende abwärts gerichtete Bewegung erzeugt ein dumpfes Geräusch, die aufwärts gerichtete eine geringe, kaum merkbare Luftbewegung, leichten schwachen Zischlaut. Das Geräusch ist verschieden je nach der Art der Bewegung, aber auch je nach dem Gegenstand, der bewegt wird. Metall klingt anders als Holz oder Stein. Die Stärke des Geräusches ist abhängig von der Schwere des Gegenstandes und von der Kraft, mit der die Bewegung ausgeführt wird. Diese Erfahrungen spielen auch dann ihre Rolle, wenn zu den Geräuschen scheinbar wesenlose Formgebilde erscheinen, zum Beispiel: Ich höre ein dumpfes Geräusch, wie wenn eine schwere Türe zufällt; ich



höre und ahme unwillkürlich den Laut nach, gleichzeitig sehe ich ein schwarzbraunes, nach unten abgerundetes Etwas, das schwer und langsam niederzufallen scheint. — Sicherlich steckt hinter diesem fallenden Etwas eine Sacherinnerung, vermutlich ist es ein grosser, schwerer Ball, der hinter diesem Bilde steckt, jedoch stark stenotypisch verkürzt, wie alle Vorstellungen, die uns im täglichen Gebrauch immer nur die jeweils wesentliche Seite zukehren.

Neben den Sachassoziationen selbst spielen auch die Wertungen eine Rolle, die sich auf die Richtung und die Kraft einer Bewegung beziehen, und zwar eben auch diese nicht begriffsmässig in Worten gedacht, sondern gesichtsmässig geschaut. Dass und wie solche Beziehungen für uns Augenmenschen gesichtsmässigen Ausdruck erhalten, das sollen im weiteren folgende Beispiele zeigen. Wir finden da neben Assoziationen sachlicher Art solche rein funktioneller, die trotzdem gesichtsmässig erscheinen. Und endlich wecken Geräusche Formgebilde folgendermassen: Geräusche entstehen aus Bewegungen, dieselben Bewegungen sind aber auch geeignet, bestimmte Formgebilde zu erzeugen, und ich sehe zum Geräusch nun nicht die Bewegung selbst, sondern das von ihr erzeugte Gebilde, so z. B. sehe ich zu einem Stossgeräusch einen spitzen Winkel, gewissermaßen die Luftbahn, die meine Hand beschreiben würde, wenn ich den Stoss, der das Geräusch erzeugt mit der Hand von mir weg in die Luft hinein ausführte und die Hand dann wieder zurückführte. In ähnlicher Weise werden ruhig gleichmässige Geräusche gesichtsmässig als Linien gewertet. Aus der Art des Geräusches wird gewissermaßen auf ein gleichzeitig entstehendes Formgebilde geschlossen. Wenn ich hier den Ausdruck „schliessen" gebrauche, so meine ich damit selbstverständlich nicht, dass an der Entstehung solcher Vorstellungsgebilde unsere bewusste Geistestätigkeit beteiligt sei; der Vorgang selbst, die Auswahl des betr. Gesichtsbildes vollzieht sich vollkommen unwillkürlich und unbewusst mit blitzartiger Schnelligkeit, so dass überhaupt kein irgendwie messbarer oder dem Bewusstsein auffassbarer Zwischenraum zwischen Gehöreindruck und gesichtsmässiger Wertung verläuft; doch aber lassen sich analysierend, rückwärts verfolgend, Elemente alle der gekennzeichneten Arten in den Gesichten nachweisen.

Ich höre die Kirchenuhr schlagen, es ist dunkel, ich passe auf, um festzustellen, wieviel Uhr es ist. 5 Schläge! Bei jedem Schlag ist es mir, als sähe ich etwas fallen wie einen Streifen von grauweisser Farbe, der von grosser Höhe langsam niedersinkt. Diesem Gebilde liegt gleichsam eine doppelte Folgerung zugrunde: 1. Folgerung: Der Glockschlag entsteht durch das Aufschlagen eines Hammers, daher die grauweisse metallische Farbe: das Auge folgt der Bahn des Hammers und setzt die Bahn in den Pausen zwischen den



Hammerschlägen fort, so entsteht die zweite Folgerung, die Bahn des Hammers müsste einem Streifen entsprechen. Diese Bahn, in die der Hammerschlag fortgesetzt gedacht ist, ist ein Beispiel für die Ueberleitung von Geräuschen in Formgebilde, die aus der das Geräusch erzeugenden Bewegung entstehend angenommen werden. Das gleiche ist der Fall, wenn ich einen vereinzelt zu mir dringenden schrillen Ton als Stoss in die Luft hineinempfinde und als spitz in die Luft hineingebohrten Winkel sehe.

Die Gesichtsgebilde, die durch Geräusche in uns erzeugt werden, sind einesteils sachliche Assoziationen oder Teile daraus, andernteils Erinnerungen an Geräusch verursachende Bewegungen oder Teile davon, oder 3. Schlussfolgerungen auf die Form, die durch eine so oder so geartete Bewegung erzeugt werden mussten, bzw. die Bahn der Bewegung. Alle erscheinen blitzartig schnell und nur schattenhaft angedeutet, in so erheblichem Maße stenotypisch verkürzt, dass ihre Herkunft sehr häufig unmittelbar nicht zu erkennen ist. Sie werden bei der Erstaufnahme eines Lautes erstmalig gebildet, bleiben dann dauernd damit verbunden, und sind genau in demselben Maße Assoziation oder Nichtassoziation, wie es jede andere Zusammenordnung gleichzeitig aufgefasster zusammengehöriger Eindrücke aus verschiedenen Sinnesgebieten sonst sind.

Von den äusseren Geräuschen kommen wir nun zur Wertung der Sprachlaute; den Uebergang hierzu bildet die gesichtsmässige Wertung des Vogelschlages. Wenn ich zum Schwalbengezwitscher kleine Spiralen und steigende Linien sehe, so geht der Weg hierzu wie beim Rohrdommelschlag über die eigene Nachbildung, mit der ich jeden derartigen Gehöreindruck begleite, sobald ich aufmerksam darauf lausche mit dem Bestreben, ihn mir einzuprägen. Die fühlbare Bewegung der Sprachmuskeln wird als Bewegung jeder äusseren gleichgesetzt und wie diese in Gesichtsbildern gewertet. So gut wir fähig sind, im Dunkeln auf Grund des Abtastens Formen zu erkennen und sie dabei geistig zu sehen, so gut uns Gesichtsbilder durch Bewegungs- oder Druckempfindungen an jeder beliebigen Körperstelle unter Ausschaltung des physischen Sehens vermittelt werden, so gut können wir auch diese Sprachmuskelbewegungen gesichtsmässig auffassen, und wir Augenmenschen tun dies unbewusst in den Formgebilden zu den Sprachlauten.

Fasse ich in der Dunkelheit an meine Schulter, so sehe ich als Ergebnis im Vorstellungsbild rundliche Eindrücke in die Schulter. Stosse ich mit meiner Zunge gegen den Gaumen, so vermag ich nicht nur diese Zungenbewegung an sich gesichtsmässig vorzustellen, sondern ich sehe zugleich auch als Ergebnis der Zungenbewegung einen farblosen Kreis auf meinem inneren Gaumen. Dieses leztere, die Fähigkeit, nicht nur den Vorgang an und für sich, also die Hand- oder Zungenbewegung als solche gesichtsmässig vorzustellen, sondern auch das Ergebnis der Be-

wegung als Formgebilde zu folgern, ist das in unserm Fall wichtige und ist zugleich das, was diese Vorgänge in eine Reihe mit den Formgesichten bei Klängen bringt. So erklären sich die Formgebilde zu den Vogelstimmen, z. B. die Spiralen zum Rohrdommelschlag. Spreche ich das „karre“, so geht die Sprechbewegung vom Rachen zum vorderen Gaumen, verweilt dort gleichsam rückläufig im r und geht erst zuletzt noch einmal ein wenig vorwärts, es folgen sich zwei gleichgeformte Spiralen, und den Schluss macht eine vorwärts gestossene längere Linie, entsprechend dem ki i, in dem wiederum die Sprechbewegung vom Rachen zum vorderen Mund gerichtet ist. — Zum Schwalbengezwitscher sind die Spiralen viel kleiner und heller und die Linien viel stärker aufwärts gerichtet, entsprechend der kürzeren, aber schnelleren und stärkeren Bewegung, mit der die Nachahmung im Kehlkopf von der anfänglich tieferen Einstellung zu einer möglichst stark zugespitzten Hocheinstellung geht.

In ähnlicher Weise erklären sich die Formgebilde zu den Sprachlauten. Zum r erscheint eine in sich zurückkehrende Linie, eine Spirale, zum b erscheint ein etwas breiter dunkler Punkt zwischen den Lippen, zum t ein spitzer Winkel, der gleichsam aus dem Mund herausgestossen wird, zum g eine Ellipse im Rachen. Die angegebenen Linien sind augenscheinlich teilweise Umschreibungen für die bei der Hervorbringung am Gaumen, an den Lippen oder im Rachen beteiligten Mundstellen in bezug auf ihre Ausdehnung, der Winkel, der das t versinnbildlicht, entspricht der aus dem Mund hinaus- und dann wieder zurückgehenden Stossbewegung; in diesem Fall stimmt das Sinnbild für t mit der Form des Buchstabens überein. — Ausgesprochene Farbe haben nur die stimmhaften Laute (Vokale), die übrigen sind teils durchscheinend, teils mehr oder weniger körperhaft grau oder schwarz. Es ist für mich kein Zweifel, dass die grössere oder geringere Dunkelheit der Gebilde in dem grösseren oder geringeren Druck begründet ist, den die Sprachwerkzeuge bei ihrer Hervorbringung anwenden, und der in einer stärkeren oder schwächeren Körperlichkeit der erzeugten Gebilde versinnbildlicht wird. Damit kommen wir zu unserem Ausgangspunkt, dem eigentlichen Farbig-Hören zurück.

Farbig gehört werden die Stimmlaute. Sie unterscheiden sich von allen andern Lauten durch die Ruhe, in der die Sprachwerkzeuge bei ihnen verharren. Wo eine Bewegung zur Ruhe kommt, erscheint die Fläche. Wenn einmal angenommen ist, dass bei bestimmten Menschen jede Sprachmuskelbewegung mit Gesichtsbildern verknüpft ist, so muss notwendigerweise der Augenblick, in dem die Bewegung zur Ruhe kommt, die Fläche erzeugen. Die Stimmlaute erscheinen daher der Form noch flächenhaft. Sie erscheinen gleichartig, weil sie im Gegensatz zu allen übrigen Lauten den Einsatz der Stimme erfordern. Alle gleichartig



erscheinende Flächen können nur durch die Farbe voneinander unterschieden werden. Das Bedürfnis nach gesichtsmässiger Wertung der Laute einmal angenommen, bleibt theoretisch betrachtet gar keine andere Möglichkeit, als sie nach Farben zu sortieren, gerade wie man im praktischen Leben gleichartige Erkennungszeichen unter sich durch verschiedene Farben kenntlich macht. Nach solchen theoretischen Erwägungen, willkürlich arbeitet unser Vorstellungsleben nicht, sondern unmittelbar der Empfindung folgend. Da haben wir für die Farbenbegleitung ein Doppeltes zu unterscheiden, einmal die Unterschiede von Hell und Dunkel, und zweitens die Zugesellung einer bestimmten Farbe zu jedem Stimmlaut. Für die Abstufung von Hell zu Dunkel wird zunächst die Einstellung der Stimmbänder für hoch und tief entsprechend dem vorhin schon Ausgeführten gewertet. Starker Druck auf die Stimmbänder, Tiefeinstellung erzeugt schwere dunkle Massen, leichter Druck Hocheinstellung erzeugt eine leichte, lichte Fläche. Je stärker der Druck, desto schwerer und dunkler das Erzeugnis. Es ist wohl eine allen Menschen gemeinsame Assoziation, dass alles nach unten Gehende schwer, fallend, ins Dunkle führend, alles nach oben Gerichtete leicht, steigend, ins Helle führend ist; und dieser Wertung entsprechend sehen wir tiefe Laute dunkel, hohe Laute hell. Für die eigentliche Farbengebung aber ist wohl ausschlaggebend die Tatsache, dass die vernehmbare Aussprache der Stimmlaute eine regelrecht physische Ueberwirkung auf das Auge zur Folge hat. Es ist unmöglich, die Stimmlaute auszusprechen, ohne dass ausser den Mundmuskeln auch die Gesichtsmuskeln mit in Bewegung gesetzt werden, und dass auch das Auge selbst mehr oder weniger durch die etwa mitbewegten Augenlider in Teilhaberschaft gesetzt wird, und zwar ist dies bei den Stimmlauten in ganz erheblich stärkerem Maße der Fall, als bei den stimmlosen Lauten, den Konsonanten. Aller Wahrscheinlichkeit nach setzen wir zu jedem Stimmlaut diejenige Farbe ein, die der Augenlidöffnung entspricht, zu der wir bei Aussprache der einzelnen Laute automatisch veranlasst werden. Dass nicht alle Menschen dies empfinden, hat seinen Grund in dem verschiedenen Mass von Aufmerksamkeit, die von den einzelnen Personen sowohl den Lauten als solchen wie auch den Gesichts-, insbesondere Farbeneindrücken überhaupt zugewendet wird. Um diese Verbindungen überhaupt zu schaffen, muss gute Empfänglichkeit wenn nicht für die Laut-, so doch für die lautmotorischen Eindrücke sowohl wie für Gesichtseindrücke vorhanden sein, und es ist erklärlich, dass man das Farbig-Hören sehr oft bei Erblindeten, niemals aber bei Taubstummen vorgefunden hat.

Wenn wir in solcher Weise die Zugesellung der Formen und Farben zu Gehöreindrücken einheitlich auf empfundene oder vorausgesetzte Bewegungen zurückführen, so haben nun auch die verwickeltsten Farben- und Formgebilde zu Musikstücken nichts Unerklärliches mehr.



Der Zuhörer folgt der Musik, die er, d. h. dieser motorisch mitempfindende Mensch in Bewegungen auflöst. Das tatsächliche Ausführen von Bewegungen beim Anhören von Musik ist ja etwas alltäglich Bekanntes. Für das Zustandekommen der Gesichte jedoch ist durchaus nicht notwendig, dass der Betreffende die einzelnen Bewegungen tatsächlich mitmacht, es genügt, dass er die starken Töne als gross und fallend, die feineren als leicht und steigend empfindet, und er braucht nur diesem als Bewegung verstandenen musikalischen Geschehen innerlich zu folgen, so müssen ihm, da er ein Augenmensch ist, auf- und niedersteigende Linien, hin- und herwogende Flächen erscheinen; aus solchen Einzelgebilden entsteht dann der Stern, das Wolkengewoge oder was sonst zur Musik gesehen wird. Ruhige gezogene Töne entsprechen einem Aussetzen der Bewegung — einer Fläche. — Mit einer raschen Emporbewegung, die zugleich etwa ein Mitemporgehen des Auges voraussetzt, ist von Uranfang aller Kindererfahrung das Licht, mit Abwärtsbewegung (Niederblicken) das Dunkel verbunden. So erscheinen auch hier Abstufungen zwischen Licht und Dunkel, entsprechend dem Auf und Ab der Töne. — Starke Töne, die mit stärkerer Wellenbewegung auf uns zukommen, veranlassen andere Einstellungen der Augen als schwache; so veranlassen die Töne auch auf dem Wege über die Luft Augenbewegungen, Erschütterungen, leichte Oeffnungs- und Schliessbewegungen der Lider, und es entstehen aus der Musik selbst ähnliche Empfindungen in der Augeneinstellung wie bei Aufnahme von Farbeneindrücken, und es können auf diese Weise auf Grund der Augenbewegungen Farbenempfindungen zustande kommen.

Und auf dem Wege über die Assoziation führt die Musik auf zweifache Weise zur Farbe, einmal in der Erinnerung an Sachassoziationen, die gleichzeitig mit bestimmten Tönen aufgefasst wurden, wie in dem Beispiel vom Nachtigallenschlag und dem Nachthimmel, oder an Stoffe oder Gegenstände, mit denen diese bestimmten Töne hervorgerufen werden; diese gehen dann häufig als blosse Farbenscheine in die Bewegung über, wie in dem Beispiel vom grauweissen fallenden Band, das durch den Glockenschlag erzeugt wurde; und schliesslich kann eine solche Farbenerinnerung auch durch die Bewegung an und für sich hervorgerufen werden. Bestimmte Eigentümlichkeiten, die wir an Gegenständen mit eindrucksvollen Farben bemerken, können ihrerseits die Erinnerung an die stets in Verbindung mit ihnen gesehenen Farben aufleben lassen. Eine ganz bestimmte Bewegung weckt die Erinnerung an den Gegenstand, dem sie eigen ist, oder im abgekürzten Verfahren auch nur an die Farbe, die an ihm das zum Wiedererkennen wesentliche ist, so kann z. B. ein rasches Hin- und Herschwenken an eine Fahne erinnern oder verkürzt an weiss mit grün oder rot oder schwarz in schneller flatternder Bewegung. So ruft die Bewegung und die aus ihr entstehende



Form selbst die Farbe hervor, und die Musik kommt wie zur Form so auch zur Farbe.

Damit wäre das ganze Gebiet der Gesichte zu jeder Art von Lauten und Tönen durchwandert. Zum Schluss fasse ich das Ergebnis noch einmal zusammen: Gesichte zu Hörbarem entstehen entweder unmittelbar auf Grund äusserer Zusammengehörigkeit, oder sie werden auf Grund eigener Geistestätigkeit hinzugefügt. In diesem letzteren Falle ist die in den Lauten empfundene oder in ihnen angenommene Bewegung das Ausschlaggebende. Ich würde mich freuen, wenn diese meine Vermutung vom Ausschlaggebenden der Bewegungsempfindung für das Zustandekommen der Gesichte von anderer Seite eine Nachprüfung erführe.

Auf die dem Hören mit Farbenbegleitung verwandte Verkörperung von Abstraktionen durch Diagramme und Symbole, die ich seinerzeit in meinem Vortrag berührte, möchte ich bei anderer Gelegenheit eingehender zurückkommen.

Ein psychologisch interessanter Fall von Zwangsneurose.

Von Hofrat Dr. **L. Löwenfeld,** München.

Vor einer Reihe von Jahren wurde mir ein 18jähriges Fräulein von ihren auswärts wohnenden Eltern zur Untersuchung zugeführt. Die Patientin war seit einem halben Jahre verlobt. Von den Eltern war der Vater nervös und mit Herzerweiterung behaftet, doch hatte er bisher seine dienstliche Stellung als Beamter ohne Unterbrechung zu bekleiden vermocht. Die Mutter und ein Bruder der Patientin waren ebenfalls nervös, in der übrigen Familie jedoch nichts vorhanden, was auf Belastung hinwies. Von Kinderkrankheiten hatte die Patientin nur die Masern durchgemacht; sie war aber von früher Jugend an schon immer nervös und von ängstlicher Natur. Ein gemalter Stern an der Decke des Wohnzimmers ängstigte sie längere Zeit, später wurde sie vor dem Zubettegehen von der Furcht befallen, es könnte jemand unter dem Bette versteckt sein. Die Menses stellten sich bei ihr mit 13 Jahren ein, um welche Zeit sie etwas schwächlich und blutarm war; sie waren bisher nicht ganz regelmässig, mitunter postponierend und in der Regel mit Krämpfen verbunden. Die ersten Anzeichen des Leidens, wegen dessen mein Rat in Anspruch genommen wurde, zeigten sich vor etwa einem Jahre während eines Sommeraufenthaltes in der Schweiz, an dem auch ihr jetziger Bräutigam teilnahm, bei Spaziergängen, wenn einzelne des Weges kommende Damen die Aufmerksamkeit ihres Bräutigams auf sich lenkten (nach ihrer Meinung auf sich zu lenken suchten). Sie geriet dann



in einen Zustand ähnlich demjenigen, der sie jetzt noch beim Anblick gewisser weiblicher Personen befällt. Wenn sie auf der Strasse ein jüngeres weibliches Wesen wahrnimmt, welches sich nach ihrer Meinung kokett verhält, z. B. den Rock auffällig hoch hält, so wird sie von dem Gedanken befallen, dass diese auf ihren Bräutigam einen gewissen Eindruck machen und er daran Gefallen finden könnte. Diese Vorstellung drängt sich ihr auch dann auf, wenn ihr Bräutigam das in Frage stehende Verhalten durchaus nicht billigt, und ist in der Regel mit heftiger Angst, Zittern, Herzklopfen usw. verbunden. Gegenvorstellungen sind gegen diesen Zustand nutzlos, ja sie gerät durch solche ganz ausser sich. Die erwähnten Zwangsideen stellen sich bei der Patientin auf der Strasse auch dann ein, wenn ihr Bräutigan nicht bei ihr sich befindet und sie in anderer Gesellschaft oder auch allein geht. Wenn die ihr begegnenden jüngeren weiblichen Personen von niederem Stande und nicht auffällig gekleidet sind, wird ihre Gemütsruhe nicht gestört; feinere Kleidung der Begegnenden und irgend eine Auffälligkeit in ihrer Toilette oder besonderes Hervortreten gewisser Körperformen (entblößter Hals, üppige Büste, Sichtbarwerden eines Teiles der Waden), alles dieses bringt sie zur Verzweiflung. Zeitweilig kam es infolge der auf diese Weise verursachten Erregung sogar zu Selbstmordgedanken. Sie glaubt bei alledem nicht, dass ihr Bräutigam ihr untreu werden könnte, zumal letzterer sich bisher beständig bemühte, auf sie beruhigend einzuwirken. Ihr Zustand hat sich seit der Verlobung nicht gebessert, sondern eher verschlechtert. Die Gegenwart vieler weiblicher Personen wirkt auf die Patientin entschieden ungünstig. Studentinnen, Künstlerinnen und andere Personen, welche in ihrer Tracht und in ihrem Benehmen irgend etwas Auffälliges zeigen, regen sie auf, wo sie auch solche zu Gesicht bekommen mag. Die Patientin ist über ihren Zustand andauernd sehr verstimmt.

Die Untersuchung ergibt in objektiver Hinsicht nichts Bemerkenswertes.

Von einer Behandlung der Patientin durch mich konnte mit Rücksicht auf das Domizil ihrer Eltern keine Rede sein. Auch von der Zuweisung an ein Sanatorium musste abgesehen werden.

Ich konnte den Eltern die Bedenken, welche ich gegen die Verheiratung ihrer Tochter aus leicht begreiflichen Gründen hatte, nicht verhehlen. Allein, da weder der Bräutigam, der den Zustand seiner Braut kannte, noch diese selbst von einer Rückgängigmachung der Verlobung etwas wissen wollten und auch die Eltern hiefür nicht zu gewinnen waren, musste ich mich darein finden, dass mein Rat unberücksichtigt blieb. Die Ehe im vorliegenden Falle als unter allen Umständen unzulässig und unheilvoll zu erklären, hiezu hielt ich mich auch nicht für berechtigt, da von dem sexuellen Verkehr ein günstiger Einfluss auf den Zustand der Patientin erwartet werden konnte.



Im folgenden Jahre erschien die Patientin wieder bei mir, diesesmal in Begleitung ihres Gatten. Ueber die betreffende Konsultation finde ich Folgendes notiert:

Patientin ist seit etwa einem halben Jahre verheiratet, ihr Zustand hat sich seitdem nicht gebessert; die Zwangsvorstellungen eifersüchtigen Inhalts treten bei ihr noch immer wie vor der Verheiratung auf und veranlassen sie fortwährend zu Schikanen gegen ihren Mann und zur Herbeiführung heftiger Szenen. Die Patientin hat sich selbst Gewalttätigkeiten gegen ihren Gatten schon zuschulden kommen lassen. Sie sieht wohl zeitweilig das Krankhafte ihrer Eifersuchtsvorstellungen ein, zu anderen Zeiten fehlt dagegen diese Einsicht ganz und gar.

Die Patientin blieb in der Folge eine Anzahl von Jahren in meiner Beobachtung. Hypnotische Behandlung, die immer nur kurze Zeit gebraucht werden konnte, — von Psychoanalyse musste aus äusseren Gründen ganz abgesehen werden — hatte in der Regel für eine Anzahl von Monaten einen entschieden günstigen Einfluss. Sie sah das Krankhafte und Unberechtigte ihrer Eifersuchtsgedanken in der Regel ein; diese traten zurück und verschwanden auch zeitweilig völlig und damit gewann auch ihr eheliches Leben eine friedlichere Gestaltung; dieser günstige Zustand war jedoch immer nur von beschränkter Dauer. Inhaltlich veränderten sich die Zwangsvorstellungen während der ganzen Beobachtungszeit in nichts wesentlichem, weshalb auch ihre Ansprüche an den Gatten die gleichen blieben. Dieser sollte sich gegen Frauen ungefähr so verhalten, wie die Frau eines Moslems gegen Männer. Er sollte auf der Strasse kein weibliches Wesen (alte Frauen vielleicht ausgenommen) ansehen, noch weniger ein solches grüssen oder sich in eine Unterhaltung mit demselben einlassen. Er sollte, wenn er von seinem Dienste kam, ohne jeden Aufenthalt nach Hause gehen, was die Patientin von ihrem Fenster aus, soweit es möglich war, kontrollierte. Diesen Wünschen zu genügen, war dem Gatten schon deshalb nicht gut möglich, weil er in seiner dienstlichen Stellung vielfach mit weiblichem Personal in Berührung kam, welches er auf der Strasse nicht einfach ignorieren konnte. Er zeigte, obwohl er im ganzen ein gutmütiger Mensch war, wohl auch aus anderen Gründen nicht die von seiner Gattin gewünschte Fügsamkeit gegen ihre tyrannischen Ansprüche, und so kam es vielfach zu argen Dissidien unter den Gatten, wobei es auch an Tätlichkeiten nicht fehlte. Der Mangel an Selbstbeherrschung, welcher sich hiebei auf beiden Seiten zeigte, veranlasste mich, die weitere Behandlung der Patientin abzulehnen, und erst auf dringendes Bitten des Vaters der Patientin, der zur Rücksprache mit mir hierhergekommen war, entschloss ich mich, meine Weigerung aufzugeben.

Die Patientin wurde erst im dritten Jahre ihrer Ehe gravid; Schwangerschaft und Geburt verliefen normal. Während ersterer hatte



die Patientin ruhigere Zeiten, und auch der Besitz des Kindes (eines Knaben) schien günstig zu wirken. Dies währte etwa ein halbes Jahr, dann machten sich die Zwangsgedanken wieder in voller Stärke geltend, und die damit zusammenhängenden Ansprüche der Frau führten wieder zu einer sehr ungünstigen Gestaltung der ehelichen Verhältnisse. Die Patientin erwies sich auch in dieser Zeit für suggestive Beeinflussung weniger empfänglich als früher. Bei einem ihrer Besuche bemerkte sie zu meiner Ueberraschung, wenn ihr Mann sein Verhalten nicht ändere, könnte sie sich noch zur Dirne machen. Es ist mir unbekannt, ob ihr Gatte damals sich damit begnügte, ihre Wünsche einfach unberücksichtigt zu lassen, oder ob er nicht auch gelegentlich sie durch sein Benehmen absichtlich reizte; vor irgend welchen Handlungen, welche Verfehlungen gegen die eheliche Treue bildeten oder als solche mit einigem Recht gedeutet werden konnten, war bei ihm nie die Rede. Die Patientin hat in dieser Beziehung nie Klage gegen ihren Gatten geführt. Ich war daher, wie angedeutet, über die erwähnte Aeusserung der Patientin überrascht, da ich einerseits in dem Verhalten des Gatten keinen genügenden Grund für eine derartige Drohung erblicken, andererseits nicht annehmen konnte, dass die Frau, an deren Anständigkeit zu zweifeln, ich bis dahin keine Veranlassung hatte, imstande wäre, sich der Prostitution zu ergeben. Ich hielt daher die fragliche Bemerkung lediglich für den Ausfluss einer momentanen Verbitterung, der keine Ueberlegung zugrunde liege und deshalb eine weitere Bedeutung nicht beizumessen sei. Die Folgen zeigten jedoch, dass diese meine Annahme irrtümlich war. Einige Wochen später kam der Gatte zu mir und berichtete, dass er an dem Verhalten seiner Frau eine Veränderung wahrgenommen habe, die er sich nicht zu deuten wisse. Sie verwende seit einiger Zeit auf ihre Toilette eine Sorgfalt, welche früher bei ihr nicht vorhanden war, und mache hiefür auch Ausgaben, welche über ihre Verhältnisse schon etwas hinausgingen. Dies sei früher nie der Fall gewesen. Ich hielt den angeführten Mitteilungen gegenüber es für wahrscheinlich, dass bei der Patientin, die manische (resp. submanische) Phase einer leichten Form des manisch-depressiven Irreseins sich entwickelt habe, da in diesen Fällen Putzsucht bei Frauen häufig beobachtet wird. Auch diese Annahme erwies sich als unzutreffend.

Einige Zeit später kam der Gatte wieder zu mir und berichtete Folgendes:

Seine Frau habe auf dem Wege der Annonce Herrenbekanntschaften gesucht und mit einem der Herren, die auf ihre Annonce antworteten, eine Korrespondenz gepflogen. Diese habe schließlich dahin geführt, dass sie den Betreffenden, der hier nur vorübergehend sich aufhielt, in dem Gasthofe, in dem er abgestiegen war, besuchte. Hiebei habe sie sich so auffällig benommen, daß der Besitzer des Gasthofes, der sie zufällig



sah, veranlasst wurde, ihr einen Bediensteten nachzuschicken, um ihren Namen und ihre Adresse festzustellen. Dies sei auch dem Bediensteten gelungen, worauf der Gasthofbesitzer ihm von dem Vorgefallenen Mitteilung machte. Hiedurch veranlaßt, habe er unter den Sachen seiner Frau Nachforschung gehalten und hierbei entdeckt, auf welche Weise seine Frau zu der Bekanntschaft mit dem betreffenden Herrn gekommen sei. Als seine Frau nichts ahnend von einem Ausgange zurückkehrte, kam es zwischen den beiden Gatten zu einem Auftritte, welcher die Frau bestimmte, zu einer Freundin zu flüchten, um zunächst bei dieser das Weitere abzuwarten. Er hatte, wie ich von der Patientin nachträglich erfuhr, in seiner Wut gegen sie zu Drohungen sich hinreissen lassen, welche sie für ihr Leben fürchten liessen. Ich erklärte dem Gatten, dass die Frau zweifellos in einem krankhaften Zustande ihre Verfehlung begangen habe, dass er deshalb jeder weiteren Bedrohung oder gar Misshandlung der Frau sich enthalten müsse und letztere zu mir schicken solle. Dies geschah auch.

Die Frau kam am folgenden Tage zu mir. Ich fand sie in anderer Verfassung als ich vermutet hatte: Keinerlei Anzeichen von submanischer Erregung; im Gegenteil — die Frau war völlig zerknirscht, gebrochen. Die Ursache dieser Gemütsverfassung war jedoch nicht oder wenigstens nicht in erster Linie die Entdeckung ihrer Verfehlung, sondern die erst nachträglich erlangte volle Erkenntnis der Bedeutung und Wirkungen derselben, unter welchen sie namentlich der Umstand bedrückte, dass sie das Recht auf Aeusserung irgend welcher Eifersucht nunmehr für immer verloren habe. Von dem, was sie getan, suchte sie nichts zu verhehlen oder zu beschönigen. Sie gestand ohne weiteres den Gebrauch der Annonce, die Korrespondenz mit dem Herrn und den Besuch bei diesem ein. Sie hatte sich nicht auf Grund einer Sympathie, die sie für ihn fühlte, ihm hingegeben; er war ihr gleichgültig. Sie hatte auch bei dem sexuellen Verkehr mit ihm, der nur einmal stattfand, keinerlei Befriedigung empfunden. Obwohl sie bei der ganzen Affäre mit Ueberlegung, ja selbst mit einer gewissen Raffiniertheit vorgegangen war, hatte sie doch das Verwerfliche ihres Unternehmens keineswegs genügend erfasst. Sie hatte keine Herrenbekanntschaft auf der Strasse gesucht, sondern den Weg der Annonce gewählt; sie hatte unter den eingegangenen Offerten nur das eines Fremden berücksichtigt, da die Beziehungen zu diesem bald wieder gelöst werden und nicht leicht zu Verlegenheiten führen konnten. Sie hatte auch von der Bedeutung eines Ehebruches eine klare, selbst übertriebene Vorstellung. Unter „sich zur Dirne machen“ verstand sie nicht Prostitution im gewöhnlichen Sinne — solche lag ihr durchaus ferne —, sondern die Hingabe an irgend einen anderen Mann als ihren Gatten, wodurch sie als Frau und Glied der Gesellschaft moralisch entwertet i. e. zur Dirne werden musste. Der Gedanke an diese Entwertung hielt sie von



ihrem Vorhaben nicht ab, sie war es vielmehr, was sie anstrebte. Wenn sich bei ihr gegen diese ebenso verwerfliche als törichte Absicht keine Bedenken von genügender Kraft erhoben, so lag es daran, dass sie in ihrer Leidenschaft das Verhalten ihres Mannes, dem sie nichts Gravierendes vorzuwerfen hatte, als gleichbedeutend mit einer Verfehlung gegen die eheliche Treue erachtete und sich deshalb ihrerseits zu einem Ehebruche für berechtigt hielt. Wie weit sie hiemit über das Ziel hinausschoss und was sie sich selbst mit der Realisierung ihres Vorhabens getan hatte, kam ihr, wie schon bemerkt wurde, erst nachträglich, und insbesondere nach dem Auftritte mit ihrem Gatten zum vollen Bewusstsein.

Was sollte aber die moralische Entwertung ihrer Person bezwecken? Am nächsten liegt wohl der Gedanke, dass sie damit ihren Mann strafen, die Unbilden, die er ihr vermeintlich, z. T. vielleicht auch wirklich fortgesetzt zufügte, rächen wollte. Aber sie beabsichtigte zweifellos ihr Unternehmen völlig geheim zu halten und konnte daher nicht wohl an eine Bestrafung ihres Gatten denken, von welcher dieser keinerlei Kenntnis, ja nicht einmal eine Ahnung haben durfte. Es ist daher wenigstens wahrscheinlich — die Patientin war sich selbst darüber nicht ganz klar —, dass sie durch die Entwertung ihrer Person sich selbst eine Art Ausgleichung, eine Befriedigung für das erlittene Unrecht und damit eine gewisse Beruhigung verschaffen wollte.

Dem Gatten, den ich nach der Unterredung mit der Patientin zu mir kommen liess, teilte ich abermals mit, dass das Vorgehen seiner Frau seinen Grund in ihrem krankhaften Zustande habe und er ihr deshalb Nachsicht gewähren und sich bemühen solle, durch rücksichtsvolles Verhalten wieder ihre volle Zuneigung sich zu erwerben. Der Gatte sagte dies zu und berichtete mir zugleich, dass er den in Frage stehenden Herrn aufgesucht und von diesem erfahren habe, dass seine Frau ihn nur einmal besucht habe, wie sie angegeben hatte. In der Folge gestaltete sich, soweit meine Nachrichten reichten, das Eheleben der Gatten durchaus friedlich. Auch eine Komplikation, die nach einiger Zeit eintrat, änderte hieran nichts. Bei der Frau zeigte sich ein Fluor, was den Gatten veranlasste, die Frau durch einen Spezialisten für Geschlechtskrankheiten untersuchen zu lassen. Dieser erklärte, dass eine spezifische Infektion vorliege und eine entsprechende Kur nötig sei. Ich überwies die Frau zur Untersuchung an einen völlig zuverlässigen Gynäkologen, der nichts als einen leichten Uterinkatarrh fand.

Ob die friedliche Gestaltung der ehelichen Beziehungen bei dem Paare immer angedauert hätte, kann ich nicht entscheiden, da der Gatte etwas vor Jahresfrist nach dem geschilderten Vorfalle an Pneumonie starb.

Im Vorstehenden habe ich die differential-diagnostische Seite des



Falles nicht berührt. Bezüglich dieser möchte ich nur noch Folgendes bemerken:

Im Laufe der Beobachtung sah ich mich bei den immer wiederkehrenden Verschlimmerungen mehrfach zur Prüfung der Frage veranlasst, ob die krankhaften Vorstellungen der Patientin nicht den Charakter der Zwangsvorstellungen abgestreift und schon den von Wahnvorstellungen angenommen hätten, d. h. ob nicht ein Uebergang der Zwangsneurose in Paranoia vorliege, wie er, wenn auch nicht häufig, so doch sicher von einer Anzahl von Beobachtern konstatiert wurde[1]). Die Erwägung der vorliegenden Umstände ergab jedoch nie genügende Anhaltspunkte für eine derartige Annahme, und der weitere Verlauf bestätigte diese Auffassung. Inhaltlich unterschieden sich schon die krankhaften Vorstellungen der Patientin von den gewöhnlichen Eifersuchtswahnideen, da sie keine Verdächtigungen oder Beschuldigungen des Gatten, sondern im wesentlichen nur Forderungen von krankhaft übertriebenem Charakter betrafen. Die Krankheitseinsicht, die wie in vielen anderen Fällen von Zwangsneurose zeitweilig fehlte, war immer wieder herbeizuführen, so dass der Uebergang des Leidens in Paranoia sich sicher ausschliessen liess.

Heilung zweier Fälle von schwerer funktioneller Taubheit durch Hypnose.

Von Dr. **J. Zeehandelaar,** Stadtarzt, Amsterdam,
Landsturmpflichtiger Stabsarzt II. Klasse (Sanitätsoffizier).

Der Titel eines Artikels darf nicht zu lang sein, sonst hätte ich hinzugefügt „Beitrag zur Lehre der Hysterie“. Nach meiner Theorie und Auffassung der Hysterie, die ich hier in kurzen Zügen zeigen will, war die Heilung derselben in e i n e r Sitzung möglich, und zwar in zwei Fällen schwerer hysterischer Taubheit. In der mir zur Hand stehenden Literatur der kriegführenden Länder ist die hysterische Taubheit niemals auf eine so schnelle und gründliche Weise geheilt worden.

Montags den 15. Mai führte mir mein Kollege Dr. S i e m e n s (Hals-, Nasen- und Ohrenarzt), zurzeit am Militärhospital in Amsterdam tätig, den Landsturmpflichtigen N. N. vor. Dieser junge Mann wurde nach einem Schusse, der in seiner unmittelbaren Nähe abgefeuert wurde, vollständig taub. Trotz wiederholter gründlicher Untersuchung konnte Kollege S i e m e n s nicht eine einzige objektiv wahrnehmbare Abweichung finden. Simulation war so gut wie ausgeschlossen (was denn auch

[1]) S. L ö w e n f e l d, Die psychischen Zwangserscheinungen. Wiesbaden, 1904. Seite 560 u. f.



durch die Heilung in einer halben Stunde bestätigt wurde). Der Patient wurde mir überlassen, und ich bekam nach vieler Mühe folgende Anamnese: Der Patient ist 24 Jahre alt, Chef in einer Diamantschleiferei, wo er als Kontrolleur fungiert. Er ist ein aussereheliches Kind. Seine Mutter machte ihrem Leben mit 44 Jahren durch Selbstmord mittels Vitriol ein Ende. Ein Bruder seiner Mutter endete auf dieselbe Weise. Dieser Onkel hatte, wie mir N. N. erzählt, „Lebensfurcht". Patient ist ein in sich selbst gekehrter Charakter, schwermütig und nicht imstande, herzlich zu lachen; während der Beantwortung meiner (schriftlichen) Fragen bricht er in Tränen aus. In seiner Jugend hat Patient keine aussergewöhnliche Krankheiten durchgemacht und lernte gut. Die Taubheit selbst war eine Folge des Schusses, obwohl Patient stets etwas schwerhörig war.

Die Schwerhörigkeit war jedoch geringer Art und nicht zu vergleichen mit der Taubheit, die drei Tage nach dem Schusse eher schlimmer als besser wurde. Erst wenn ich meinen Mund ganz nahe an sein Ohr brachte und mit aller Kraft schrie, verstand er ein einzelnes Wort. Sein Gesicht zeigt einen eigenartig gespannten Ausdruck. Er bemüht sich sichtbar, mich zu verstehen und entschuldigt sich, wenn ihm dieses nicht gelingt.

Auf meine Frage, warum auf ihn geschossen wurde, erzählt er mir Folgendes: Wir waren auf Patrouille und hatten den Auftrag, eine Truppe zu entdecken. Ich merkte an dem Lachen eines Bauern, dass sie in unserer Nähe wären und entdeckte sie oben auf einem Heuhaufen. Ich streckte meine Arme in die Höhe zum Zeichen, dass sie entdeckt seien und da schoss einer von ihnen mit losen Patronen auf mich. Hiervon wurde Rapport gemacht. Meine Wange blutete und mein Gesicht war einigermassen versengt (dieses ist noch zu sehen). Später bemerkte ich, dass ich taub geworden war, und ich ging sofort zum Militärhospital. Der wachthabende Arzt bestätigt, dass er Freitag mittag den Patienten untersuchte, seine Taubheit konstatierte und ihn zum Kollegen Siemens schickte, da er annahm, dass das Trommelfell gesprungen sei; das Trommelfell wurde aber normal befunden.

Bei der ersten Untersuchung fand ich den Patienten vollkommen gefühllos, nicht nur was den Kopf oder die Ohren betraf. Die Gefühllosigkeit speziell was Schmerz anbelangte, war am ganzen Körper wahrzunehmen.

Die Pupillenreaktion war normal, die Bauchreflexe sehr gesteigert, der Anal- und Kremasterreflex ebenfalls sehr stark, Fußsohlenreflex normal (Strümpell), Kniereflex und Achillessehnenreflex sehr stark, beiderseitige Andeutung von Fussklonus.

Nach dieser vorläufigen Untersuchung wurde die Diagnose auf (traumatische) Hysterie gestellt. Ich erbat und erhielt vier Wochen Krankenurlaub für den Patienten. Es war ihm doch nicht möglich, die Befehle



in der Kaserne zu verstehen, er ward überdies von seinen Kameraden geneckt und wollte nicht gern in ein Hospital aufgenommen werden. Ich war auch gegen letzteres, da dieser Aufenthalt nicht geeignet für einen Patienten dieser Art ist. Ich wollte ihn psychotherapeutisch behandeln und kann dieses am besten bei mir zu Hause tun.

Am folgenden Morgen untersuchte ich erst im Hospital das Gesichtsfeld des Kranken und fand eine starke konzentrische Einschränkung desselben. Der Einfluss der Uebermüdung war sicher fühlbar, und ich erhielt den Eindruck, dass die Umkehrung für blau und rot auch da sei. Patient war jedoch sehr schnell ermüdet durch das angestrengte Sehen, und das Gesichtsfeld war so eingeschränkt, dass die Umkehrung nicht mit genauer Sicherheit anzugeben war. Von der weiteren Untersuchung kann ich noch mitteilen, dass das tiefe Muskelgefühl ungestört ist. Der Kranke kann den einen Arm in dieselbe Haltung bringen wie den anderen, mit geschlossenen Augen. Es besteht kein Nystagmus, keine statische oder dynamische Ataxie. Er kann mit geschlossenen Augen gut rückwärts gehen, er hat keinen Tremor. Stuhl gut, er muss häufiger urinieren.

Subjektiv hat er keine Beschwerden, nur die Störung des Gehörs, und er sieht nicht mehr scharf. Schlaf ist gut, jedoch etwas unruhig. Appetit unregelmässig.

Während der Untersuchung fragt mich der Patient einigemale, ob er wohl untauglich erklärt werden wird; er scheint es sehr zu hoffen.

Wir haben hier einen seltenen Fall von doppelseitiger traumatischer, hysterischer Taubheit. In Friedenszeiten sehr selten, kommen diese Fälle jetzt häufiger vor, gepaart mit Stummheit und andern Abweichungen. Merkwürdigerweise und bei den Aerzten bekannt als „Duplizität der seltenen Fälle“ war, dass einige Tage später Dr. Siemens mir einen zweiten Patienten mit hysterischer Taubheit vorstellte. Hier betraf es einen 23jährigen Bauernsohn, der schon $1^1/_2$ Jahre taub war, ebenfalls landsturmpflichtig. Er war seinerzeit von einem 4 Meter hohen Heuboden abgestürzt und nach dem Sturze nicht bewusstlos gewesen. Er hatte erbrochen und sollte ein wenig aus einem Ohre geblutet haben. Im Februar in Dienst getreten, in Haarlem ins Depot geschickt, konnte er den Dienst nicht mitmachen. Er musste jedoch erst gründlich untersucht werden, da Simulation nicht ausgeschlossen schien und diese nicht so schnell festzustellen ist. Er wurde in Harlem ins Hospital gebracht und nachdem er einige Tage beobachtet war, an Dr. Siemens verwiesen, der keine Simulation feststellte, jedoch auch keine objektive Abweichungen vorfand. So kam Patient Nr. 2 zu mir, und hier fand ich neben einer allgemeinen Erhöhung der Reflexe eine starke Beeinträchtigung des Schmerzgefühls über dem ganzen Körper. Es erregte keinen Schmerz, wenn eine Hautfalte mit einer Nadel durchstochen wurde. Die



Untersuchung geschah im Beisein von drei Kollegen, die sich für den Fall interessierten.

Den ersten Patienten behandelte ich in meinem Hause im Beisein einer andern Kranken, die bei mir in psychischer Behandlung ist. Dieses geschah aus zweierlei Gründen: 1. weil N. N. meine mündliche Suggestion nicht verstand, die ich anwende, um einen in künstlichen Schlaf zu bringen. Ich suggerierte die andere Person in seiner Gegenwart in Schlaf, um bei ihm die Empfänglichkeit zu erhöhen, und 2. half mir die andere Kranke, welche sehr intelligent ist, als Zwischenperson die Suggestion beizubringen, zumal ich sie zuvor von allem unterrichtet hatte. Es ist durchaus nichts besonderes, einen hysterischen Patienten durch Suggestion zu heilen, aber ein tauber Mensch bietet bis jetzt sehr viele Schwierigkeiten. Das funktionelle Taubsein wird in der Kriegsliteratur denn auch als sehr schwer zu heilen angesehen. Ich werde dieses durch einige Ausführungen aus den neuesten Berichten ausländischer Kollegen aus kriegführenden Ländern beweisen. Meine beiden tauben Hysterischen waren mir sehr willkommen, weil sie mir Gelegenheit boten, meine Theorie über die Hysterie in der Praxis zu kontrollieren. Ich meine sagen zu dürfen, dass sie wohl den Beweis lieferten, dass meine Auffassung richtig ist. Bevor ich jedoch näher hierauf eingehe, will ich erst eine kurze Skizze geben über die heutige Auffassung des Hysterieproblems. Trotz der Arbeit so vieler berühmter Gelehrten wie: Janet, Freud, Oppenheim, Jelgersma und so viele andere, ist der Zustand noch sehr verwirrt und die Meinungen gehen so auseinander, dass in der denkwürdigen Sitzung der Berliner Gesellschaft für Psychologie und Neurologie vom 14. Febr. ds. Js. die Ansichten sich so gegenüberstanden, dass Prof. Oppenheim später erklärte, es gebe Gegensätze fast so gross wie die zwischen den jetzt kriegführenden Völkern.

Ich werde die Debatten hier nicht erörtern, so gerne ich es auch wollte, mein Artikel würde zu lang werden und seinen Zweck verfehlen. Es sei nur bemerkt, dass die herrschende Lehre sagt: Die Hysterie ist eine Krankheit, bei der Reiz- und Ausfallerscheinungen auf emotionellem Wege entstehen (Oppenheim). Die Innervationsunterbrechung ist nicht nur zeitweise, sondern auch unvollständig, denn der Hysterische sieht, obgleich er nicht „sieht", und fühlt, obwohl er nicht „fühlt". Hieraus sieht man, dass Prof. Oppenheim wirklich von Innervationsunterbrechungen als Ursache von hysterischen Erscheinungen spricht. Er sagt weiter: Ein starker Affekt kann die schlummernde Hysterie wecken, so dass es zu Zufällen kommt, kann aber gleichzeitig in einem bestimmten Abschnitt des Nervensystems eine Sprengung vornehmen, die ein Glied oder eine Muskelgruppe aus dem Innervationskreis ausschaltet, so dass eine Lähmung von nicht hysterischem Gepräge entsteht. Es ist aus der Debatte und aus den späteren Ausführungen u. a. im Zentralblatt für Neurologie



ersichtlich, dass die Meinungen des Prof. Oppenheim vielfach angegriffen wurden, u. a. von Prof. Lewandowsky.

Noch kurz will ich die Auffassung von Prof. Jelgersma erwähnen[1]). Dieser sagt, dass die Ausfallerscheinungen nicht eine Folge der Vernichtung der Gehirnzentra sind oder des Nichtarbeitens desselben. Er setzt seine „Kurzschlusstheorie" folgendermassen auseinander: Das Wissen einer Sache setzt eine Assoziation eines andern Wissens in unserer Person voraus, und dieses ist bei der Hysterie gestört. Allerlei Verbindungen sind geblieben, aber dieses sind einfache Verbindungen, die nicht zu einem Wissen, zu einem Bewusstseinsprozess führen. Das Bezeichnende nun für die hysterische Gefühllosigkeit ist, dass, bevor von einem Wissen gesprochen werden kann, der Reiz, der in dem Wahrnehmungsgehirn angekommen ist, entweder schon intrazerebral ausgelöscht oder schon in eine Bewegung ausgelaufen ist. Er spricht in solchem Falle von Kurzschluss, wenn der Reiz schon in eine Bewegung ausgelaufen ist. Eine ganze Reihe hysterischer Erscheinungen, sowie sehr viele Vorfälle aus dem täglichen Leben werden von Jelgersma durch „Kurzschluss" erklärt. Im täglichen Leben kommen, so sagt er, bei normalen Menschen zahllose dieser „Kurzschlüsse" vor, die meisten Reize, die uns in jedem Augenblick zuströmen, dringen nicht zu uns durch und gehen spurlos vorbei, d. h. scheinbar spurlos, sowie aus zahlreichen Mitteilungen von Freud und seiner Schule, von Janet, und aus den Berichten der Untersuchungen der „Society for Psychical Research" zu ersehen ist, und die jeder Beobachter aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Die Kurzschlusstheorie beweist deutlich, dass hier, sowie bei den meisten Psychiatern immer wieder die Störung bei der Hysterie auf die Organe zurückgeführt wird, obgleich sie erkennen, dass die Hysterie eine Krankheit seelischer Art ist. Wir treffen immer wieder die Ausdrücke „Intrazerebrale Auslöschung" oder „Geleitsperrungen" und „Leitungshindernisse".

Bei der Hysterie ist von einer Abweichung im Gehirn keine Rede. Die Abweichung hat ihren Sitz ausschliesslich in der seelischen Sphäre und hat mit dem Gehirn nichts zu tun. Wir dürfen die Ursache der Hysterie weder in den kortikalen noch in den subkorticalen Zentren suchen. Jeder Versuch, es auf mechanischem Wege zu erklären, muss vermieden werden. Wir müssen uns auf Grund der Tatsachen selbst den Vorgang folgendermassen erklären: Bei der Hysterie wird die ganze Bahn von der Peripherie ab durch das Rückenmark bis an die Rinde nicht allein durchlaufen, sondern es entsteht auch die Vorstellung dabei, die auf den Reiz normalerweise folgen muss, nur kommt dieselbe nicht zum Bewusstsein und trägt nicht den „Ich"-Stempel. Die Vorstellungen werden durch den grossen seelischen Kom-

[1]) Leerboek der psychiatrie 2/a l'Etat mental des hystériques 2 edit. 1911.



plex, welchen wir unser „Ich" nennen, nicht indentifiziert, sie werden nicht damit verbunden. Sie sind jedoch latent anwesend und können bewusst werden, wenn neue Vorstellungen kommen, die imstande sind, diese nicht identifizierten an den grossen Komplex zu binden. Das Beibringen der Vorstellungen ist der Prozess, der als „suggerieren" bekannt ist. Die Summe der unbewusst gebliebenen und die durch die Zeit oder andere Ursachen verdrängten Vorstellungen, die das Kennzeichen des Bewusstseins wieder verloren haben, werden im gewöhnlichen Leben mit dem so oft verwirrenden Namen Unterbewusstsein angedeutet. Bei der Hysterie findet man also die Neigung, das Kennzeichen des Bewusstseins einer Reihe von Vorstellungen, die schon geformt waren, nicht zu erreichen.

In diesem Gedankengange muss ich also annehmen, dass bei meinen Tauben die Gehörvorstellungen doch geformt wurden. Ich muss sie hier nur an den psychischen Komplex zu binden versuchen. Aus einer Reihe psychologischer Studien war es mir bekannt, dass auch die unbewussten Vorstellungen doch assoziativ verarbeitet werden. Ich bringe also dem Patienten Vorstellungen bei, obgleich sie nicht direkt bewusst werden (er weiss nämlich nicht, dass sie ihm beigebracht werden), aber das Resultat lehrt, dass sie sicher entstanden und zum Ziele führten. Ich spreche zu einem Dritten und sage ihm alles, was ich einem Nichttauben direkt sagen würde. Bei meinem ersten Patienten erzählte ich der andern Patientin, dass der Soldat mit seinem Wunsche kein Glück hat und er nicht wegen Taubheit dienstuntauglich erklärt werden wird; denn das Trommelfell und alles, was das Gehör betrifft, ist in Ordnung. Dieses hat die Untersuchung gelehrt. Es handelt sich hier um eine Nerventaubheit, die in der Hypnose, in die ich ihn bringen werde, direkt verschwinden wird. Dann sage ich meiner Patientin genau, wie ich N. N. in Schlaf bringen will. Während ich spreche, sitzt er scheinbar gedankenlos da, aber sobald ich meine Hand auf seine Stirn lege, bemerke ich sofort, dass er auf meine, an die dritte Person gerichtete Suggestion reagiert. Er fällt auf die ihm suggerierte Weise in Schlaf und das weitere war einfach genug. Ich schickte die Patientin weg, weckte die Erinnerung an den Schuss, weckte einen Affekt, liess den Kranken tüchtig weinen, und erklärte ihn als geheilt. Ich suggerierte ihm sein früheres Gehör und bedeutete ihm, dass er mich wieder verstände. Nach der Hypnose würde diese so bleiben. Alles ging programmässig, und mittags konnte ich den Kollegen den geheilten jungen Mann vorführen, der wieder hören konnte, was man auf 6 Meter Abstand flüsterte.

Den zweiten Patienten behandelte ich auf dieselbe Art. Direkt im Anschluss an die erste Vorführung und Untersuchung habe ich ihn in Gegenwart von drei Kollegen durch die indirekte Suggestionsmethode in Schlaf gebracht, und nach der Hypnose war der Patient



von seiner anderthalbjährigen Taubheit geheilt. Der Eindruck, den diese Fälle auf die Umgebung machten, rechtfertigt meine ausführliche Beschreibung. Nach der Hypnose war auch die Gefühllosigkeit verschwunden.

Nun will ich noch einen Augenblick auf die Tatsache zurückkommen, dass in den kriegführenden Ländern in solchen Fällen durch Mangel an richtiger Erkenntnis keine guten Resultate erzielt werden. Ich will dieses durch die neueste Literatur beweisen. So sagt Kurt Singer z. B., von seiten des Gehörapparates haben wir oft Taubheit mit oder ohne Stummheit angetroffen, da wo eine Spezialuntersuchung keine Abweichung an dem peripheren Organ zeigte. Ich sprach nie von Simulation denkend dass ebenso wie es eine Sprachlähmung gibt von kortikalem Ursprung, auch eine kortikale Gehörstörung möglich ist; den meisten Widerstand boten einige Fälle von Taubheit.

Hier trifft uns wieder der Ausdruck „kortikal", der natürlich nicht richtig ist; es muss heissen seelisch. Die falsche Erkenntnis steht einer Heilung im Wege.

Jolly erzählt in kurzem die Geschichte eines Mannes, der durch das unerwartete Feuer seines eigenen Gewehrs eine hysterische Stummheit und Taubheit auf beiden Ohren davontrug. Letztere war sehr hartnäckig, während die Sprache langsam zurückkehrte. Es scheint nach den Berichten von Jolly, dass die Hysterie, die nach einem Trauma auftritt, in den Spitälern viel zu langsam und auf nicht zweckmässige Weise behandelt wird. Er sagt nämlich: Erfreulich ist es, dass trotzdem die vorher sehr verschiedenen Behandlungsweisen keinen Erfolg hatten, doch die Heilung auf psychotherapeutischem Wege erzielt worden ist und die Kranken zum Garnisonsdienst tauglich wurden. Ich meinesteils kann es nicht erfreulich finden, dass ein Kranker, der an Psychoneurose leidet, erst mit allen möglichen Kuren (elektrisieren, massieren usw.) gequält, ehe er psychotherapeutisch behandelt wird. Jedoch ist nach den Berichten von Nonne u. a. bei den sog. Kriegsneurosen oft Hypnose angewendet, ebenso wie andere Formen der Therapie. Hier gilt jedoch mehr als bei andern Behandlungsmethoden die Regel, dass es weniger darauf ankommt, was geschieht, als wie es geschieht. Ich meine damit, dass es nicht genügt zu wissen, dass Psychotherapie angewendet wurde, sondern die Art, wie diese angewendet wurde, ist ausschlaggebend für das Resultat.

Wer z. B. Kriegsneurosen nach der Methode von Freud behandelt, wird ebenso wenig guten Erfolg haben, als bei den Tauben mit der Persuasionsmethode nach Dubois. Diese psychotherapeutischen Methoden eignen sich wieder viel besser bei einer ganz anderen Art psychogener Neurosen. Jedoch nicht allein die Methoden, auch die Person des Psychotherapeuthen selbst wird bei dem Erfolg oder Misslingen entscheidend sein. So lautet auch das Urteil zweier französischer Aerzte, die



von der Psychotherapie nicht die „Wunderwirkung" gesehen hatten, die einige Beobachter mitgeteilt haben. Vielleicht waren diese, so sagen sie, glücklicher oder geschickter als wir. Die von mir beschriebene indirekte Suggestionsmethode führt sicher und schneller zum Ziel. Zum Schlusse möchte ich noch zweierlei bemerken: Erstens das Wort „Kriegsneurosen". Ich hebe dieses Wort besonders hervor, weil es nicht richtig ist, der Hysterie, die im Kriege nach heftigen Ereignissen auftritt, einen bestimmten Namen zu geben. Dies ist ebenso wenig richtig als von traumatischer Neurose zu sprechen. Dass die Unfallversicherung sowohl bei uns als im Auslande bei einem Teil der Betroffenen den Wunsch einer langwährenden Entschädigung erweckt, wodurch die Heilung sehr verzögert wird, ist feststehend. Dasselbe sehen wir auch bei Soldaten (Rentenneurosen). Die Aussicht, nicht mehr arbeiten zu können, verärgert die Neurotiker, und die Hoffnung, untauglich befunden zu werden, ist ein Fall, mit dem man rechnen muss. Darum trat ich auch dem Wunsch des ersten Patienten direkt entgegen, wie man im ersten Teil sieht. Wir können und müssen den Ursachen Rechnung tragen, aber dürfen sie nicht als besondere Krankheitserscheinungen betrachten. Das würde Verwirrung bringen, und die Behandlung und Prognose leidet darunter. Man behandele die Hysterie nur als solche, unbekümmert darum, ob es eine sogenannte traumatische oder eine Kriegsneurose ist. Psychotherapie und Arbeitstherapie sind hier die gegebenen Mittel. Die zweite Bemerkung betrifft die durch mich oben auseinander gesetzte indirekte Suggestionsmethode. Ich hoffe in einem andern Artikel hierauf ausführlich zurückzukommen, aber will noch mit einigen Worten erklären, dass ich diese Methode des Appells an die unbewusste Persönlichkeit schon lange anwende, wo es mir notwendig erscheint. Dieses ist im besondern der Fall bei hysterischen Anfällen. Man kann mit roher Gewalt und durch sehr energisches Auftreten dem hysterischen Anfall ein Ende machen. Ich bin jedoch entschieden gegen Kraftproben bei Kranken. Ich finde den Unterschied nicht allzu gross, ob jemand leber- oder herzleidend ist und dadurch arbeitsunfähig ist, oder ob seine Seele krankhaft verändert ist, so dass der Kranke meint, nicht imstande zu sein, arbeiten zu können. Wir haben meiner Ansicht nach nicht das Recht, die Patienten roh zu behandeln, wenn wir dasselbe Resultat oder ein noch besseres mit vernünftigeren milderen Mitteln erreichen können.

Ich wende die indirekte Suggestion wie gesagt schon jahrelang an bei hysterischen Anfällen und zwar folgendermassen: An die Umstehenden richte ich die Suggestion, welche für den Patienten bestimmt ist. Da die Vordertür verschlossen ist, müssen wir durch die Hintertür. Auf einem Umwege, an die Umgebung gerichtet, erreichen meine Suggestionen das Vorstellungsleben des Patienten, welches ich nicht direkt erreichen kann. Der Kranke ist ja, wie wir das ganz falsch nennen, „bewusstlos".



Der Zustand des psychischen Lebens ist ein anderer; aber ganz ohne tätigen geistigen Prozess ist der Patient nicht. Ich betrachte den Hysterischen wie einen in natürlicher Hypnose Befindlichen und behandle ihn darnach. Ich behaupte nicht, dass ein an hysterischer Taubheit Leidender ganz von der Hysterie geheilt ist, wenn die Taubheit aufgehoben ist. Dann fängt die eigentliche Arbeit des Psychotherapeuten erst an. Der Arzt muss erziehend und ermutigend wirken. Ruhe und Arbeit, gute Ernährung, Abwechslung und Zerstreuung, kurzum das ganze Leben des Kranken regeln, wenn er wieder einen ganzen Menschen aus ihm machen will!

Die musikalische Veranlagung des Weibes.

Von Dr. **Vaerting**, Berlin.

Es wird allgemein angenommen, dass die Frau in der Tonkunst keine oder doch nur sehr geringe Produktionskraft besitzt. Der Nachweis für diesen Mangel an schöpferischer musikalischer Begabung wird meistens geschichtlich erbracht, da unter den Komponisten von Bedeutung sich kein einziger weiblicher Name befindet. Im allgemeinen sind diese geschichtlichen Tatsachen als Gradmesser für spezifisch weibliche Begabung oder Nichtbegabung von geringer oder keiner Bedeutung, da die Frau bisher in ihrer geistigen und künstlerischen Entwicklungsfreiheit durch hemmende äussere Umstände sehr beschränkt war und noch ist. Bei der Musik jedoch liegt bis zu einem gewissen Grade eine Ausnahme vor. Denn auf keinem andern Gebiete hat die Frau von jeher so eingehende Ausbildung und Schulung erfahren wie in der Tonkunst. Hier ist sie kaum ungünstiger gestellt als der Mann. Trotzdem ist die Frau musikalisch unfruchtbar geblieben. Es ist die einzige Kunst, welche die Frau rein rezeptiv ausübt durch Jahrhunderte hin. (Ellis, Mann und Weib S. 327.) Unter barbarischen und zivilisierten Rassen in allen Teilen der Welt haben sich Frauen stets in ausgedehntem Maße mit dem Spielen der verschiedensten Instrumente beschäftigt, aber im wesentlichen hat sich unter dem Einfluss der Kultur das Verhältnis der Geschlechter in dieser Beziehung kaum verändert. Musik ist sehr oft von Frauen zur Darstellung gebracht, aber fast ausschliesslich von Männern geschaffen worden. Upton[1]), der die musikalischen Leistungen der Frau recht günstig beurteilt — er hat 48 Frauen ausfindig gemacht, die im 17., 18. und 19. Jahrhundert Kompositionen hinterlassen haben — muss dennoch bekennen, dass keine über das Mittelmässige hinausgekommen ist. Der Schluss, dass Mangel an musikalischer Produktionskraft eine weibliche Eigentümlichkeit ist, scheint demnach nicht ohne Berechtigung zu sein.

[1]) Women in Music.



Man hat häufig versucht, die Ursache dieses anscheinend vorhandenen merkwürdigen Geschlechtsunterschiedes zu ergründen. Die Entdeckung dieser Ursache würde insofern für die vergleichende Psychologie der Geschlechter von Bedeutung sein, als sie dem geschichtlichen Argument für die musikalische Unfruchtbarkeit der Frau ein neues und vielleicht beweiskräftigeres hinzufügen würde. Den bisherigen Erklärungsversuchen haftet nun durchweg der gemeinsame Fehler an, dass sie den Mangel an schöpferischer Befähigung in der Musik beim Weibe auf psychische Geschlechtsunterschiede zurückführen, die kaum mehr sind als subjektive Annahmen und vage Konstruktionen.

Upton z. B., dessen Ansicht auch Ellis zustimmt, führt als Hauptursache die grössere Emotionalität der Frau an. „Die Frauen sind von Natur und Temperament zu emotiv, um einen Ausdruck dafür finden zu können." Sie sollen — mit einem Worte — zu gefühlvoll sein, um ihre Gefühle musikalisch darstellen zu können. Nun hat Buqura[1]) zwar recht, wenn er sagt, dass „die stärkere Emotionalität der Frau von allen Autoren mehr oder weniger klar und offen zugestanden wird." Durch diese Uebereinstimmung der Autoren aber ist nun keineswegs erwiesen, dass die Frauen emotioneller sind als der Mann. Sondern dieses gleiche Untersuchungsresultat ist nur ein Zeugnis für die Tatsache, dass die Frau als Beobachtungsobjekt gegenüber dem sie beobachtenden Manne natürlich viel leichter erregbar ist als der Mann, der in derselben Lage sich seinem eigenen Geschlechte gegenüber befindet. Alle die Psychologen, Richter, Psychiater, Sexualärzte usw., die vergleichende Beobachtungen über die Psyche der Geschlechter anstellen, müssen den Mann weniger emotiv finden als die Frau. Die Ursache aber liegt nicht in einer psychischen Geschlechtsdifferenz des beobachteten Materials, sondern darin, dass in einem Falle der Mann experimentiert, was diesen als vom gleichen Geschlechte kommend, kalt lässt. Beobachtet der Mann hingegen eine Frau, so wird das auf ihr Empfinden und infolgedessen auf ihr Verhalten nicht ohne Einfluss bleiben, weil sie sich dem entgegengesetzten Geschlechte gegenüber findet[2]). Dasselbe gilt von dem beobachtenden Mann. Ich möchte noch bemerken, dass ich die grössere Emotionalität der Frau nicht einmal bestreiten will, sondern nur bezweifeln, dass diese irgendwie erwiesen ist. Rubinstein[3]) sucht die Ursache in ganz anderer Richtung. „Es fehlt den Frauen an zwei Eigenschaften, die für die musikalische Schöpfung durchaus erforderlich sind: Subjektivität und Initiative." Im Gegensatz zu Upton findet er auch,

[1]) Geschlechtsunterschiede beim Menschen S. 61.

[2]) Da eine weitere Erörterung dieser Fehlerquellen der vergleichenden Psychologie der Geschlechter hier zu weit führen würde, werde ich an anderer Stelle auf diese Frage zurückkommen.

[3]) Die Musik und ihre Meister.



dass es den Frauen für die Musik an „Weite des emotiven Horizonts" fehlt. Rubinstein jedoch scheint keinen Anspruch darauf zu machen, damit das Fehlen musikalischer Schaffenskräfte bei der Frau erklärt zu haben. Denn er fährt fort: „Es ist ein Geheimnis, warum gerade die Musik, dieses edelste, schönste, am meisten verfeinerte, vergeistigste und gemütvollste Erzeugnis des menschlichen Geistes, den Frauen so unzugänglich ist, obschon im Weibe alle diese Eigenschaften verschmelzen, und obschon sie in andern Künsten, ja selbst in den Wissenschaften, manches Grosse geleistet haben."

Dieses „Geheimnis" nun, zu dessen Enthüllung die psychischen Geschlechtsunterschiede versagen, erklärt sich nach meiner Meinung einfach und überzeugend durch die innige Beziehung der Musik zur Sexualität. Bei allen stimmbegabten Tieren ist die musikalische Leistung direkt ein Liebeswerbemittel, ein Ausdruck des sexuellen Verlangens. Da aber nun stets die Männchen die Liebeswerber sind, so sind sie auch vorzugsweise die Sänger. Das Weibchen hingegen ist vor allem der zuhörende oder antwortende Teil. Die musikalische Anlage ist also schon bei den Tieren verschieden verteilt, das Männchen muss mehr musikalische Aktivität haben, um seine Liebeslockungen zu unterstützen und eindringlich zu gestalten. Das Weibchen hingegen bedarf mehr der Aufnahmefähigkeit, des passiven musikalischen Verständnisses, um so auch durch vollen Genuss sexuell angeregt zu werden.

Beim Menschen nun, der ja auch zu den musikalisch veranlagten Wesen gehört, werden in der Urzeit die Verhältnisse ganz ähnlich gewesen sein. Die Stimme war hier auch für den Mann ein Werbemittel, für die Frau ein sexueller Reiz. Das beweist erstens die Tatsache, dass bei Völkern im primitiven Kulturzustande die Frau sich durchweg noch heute von jeder Ausübung der Musik fernhält. Ellis teilt aus den Berichten von Mason Otis mit, dass die Frauen bei den Eingeborenen Amerikas niemals eigentliche Musik machten. Ferner sagt er, „es besteht kein Zweifel, dass bei wilden Rassen Frauen im allgemeinen nur sehr selten Musikinstrumente spielen".

Dass infolge dieser verschiedenen sexuellen Aufgabe der Musik bei den beiden Geschlechtern die Frau seit den Uranfängen des Menschengeschlechts keine angeborene Neigung zu musikalischen Leistungen hat, zeigt zweitens die Tatsache, dass „auch nicht ein einziges der bekannten Musikinstrumente von Frauen erfunden worden ist". (Ellis l. c. S. 326.) Diese Tatsache spricht umso deutlicher, als die Frau im primitiven Zustande in Erfindung von Geräten und Instrumenten an Produktivität dem Manne weit überlegen war.

Welch bedeutende Rolle die Musik als Mittel zum Liebeswerben für den Mann von jeher hatte und noch heute hat, dafür ist fernerhin der Stimmwechsel ein deutliches Zeugnis, da er nur eine Eigentümlichkeit des



männlichen Geschlechts ist. Zudem mutiert die Stimme gerade mit Eintritt der sexuellen Reife. In diesem Augenblicke erhält der Mann eine vom Weibe verschiedene Stimme, aller Wahrscheinlichkeit nach um als Werber besser zur Liebesanlockung musikalisch befähigt zu sein.

Da nun die Natur dem Menschen wahrscheinlich die musikalische Begabung ursprünglich als sexuelles Werbe- und Reizmittel verliehen hat, so musste die Anlage bei beiden Geschlechtern verschieden sein, — bei dem Manne mehr aktiv, bei der Frau rezeptiv, wenn sie ihren Zweck im Liebesleben erfüllen sollte. Bei steigender Erhebung aus den Urzuständen konnte sie diese ihre Wirkung nur weiterhin behalten, wenn sich die verschiedene Anlage auch verschieden weiter entwickelte. Der Mann musste beim Uebergang zur Kultur und verfeinertem Sinnengenuss um so mehr Erfolg mit seinen musikalischen Lockungen haben, je vollkommener, aktiver und erfindungsreicher diese Leistungen waren. Darauf deutet auch die frühe Erfindung von Musikinstrumenten durch die Männer hin. Bei der Frau hingegen musste sich entsprechend die musikalische Aufnahmefähigkeit steigern. Beim Manne enthielt also erstens die musikalische Anlage des Urmenschen grössere Chancen zur Produktivität, und zweitens wurde die Entwicklung der produktiven Seite dieser Anlage beim Uebergange zur Kultur durch die Verfeinerung des Sinnengenusses begünstigt. Bei der Frau hingegen musste schon in der musikalischen Uranlage die rezeptive Seite besonders ausgebildet sein, um im Zuhören Genuss und sexuelle Anregung zu empfinden. Und diese Aufnahmefähigkeit musste sich mit den steigenden Leistungen des Mannes noch vergrössern und verfeinern und naturgemäss zu einer Abneigung gegen eigene Erfindungen, ja sogar Darstellungen führen.

Noch heute sind diese musikalischen Unterschiede in den beiden Geschlechtern lebendig. B l o c h [1]) sagt: Besonders die männliche Stimme übt eine sexuell erregende Wirkung auf das Weib aus . . . Die Frau ist für den sexuellen Einfluss des Gesanges oder der Musik bei weitem empfänglicher als der Mann.“ Und U p t o n berichtet, dass ein Mann, der einmal gelernt hat ein Instrument zu spielen, selten aufhört Freude daran zu finden, während dies bei der Frau nicht der Fall ist. E l l i s bemerkt auch noch, dass es kein Instrument gibt, das die Frauen mit besonderer Vorliebe spielen. Das alles zeigt, dass wohl noch immer die musikalischen Anlagen so verteilt sind, dass im Manne die Lust zur ausübenden Musik vorwiegt, in der Frau jedoch die Neigung zum Zuhören.

Wenn man also die Frage der musikalischen Begabung der Frau von diesem entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus untersucht, so wird man zu der Ueberzeugung geführt, dass jene wohl recht haben, welche der Frau die schöpferische Befähigung in der Tonkunst absprechen. Ja, man kann sogar mit einigem Recht vermuten, dass auch die

[1]) Sexualleben unserer Zeit S. 40.

Frau als Virtuosin niemals zu den ersten Meistern gehören wird. Nur in einem Gebiete der Tonkunst ist sie wahrscheinlich dem Manne weit überlegen, in dem der Musikkritik. Der Mann ist der geborene Musiker, die Frau die geborene Musikkritikerin. Dies ist das einzige Gebiet, wo die Frau von Natur aus m. E. bessere Anlagen haben muss. Es wäre gut, wenn die entwicklungsgeschichtlich bedingte weibliche Eigenart in Zukunft mehr Beachtung fände und die Frau im allgemeinen nicht weiterhin mit der Erlernung des Spielens von Instrumenten gequält würde, sondern ihre Freude und ihr angeborenes Verständnis und ihre kritische Fähigkeit für die musikalischen Darbietungen der Männer Pflege und Förderung fände.

Das wahrscheinlich vollständige Fehlen der schöpferischen musikalischen Begabung der Frau ist ein Minus, dem jedoch ebenso wahrscheinlich ein Plus auf einem andern Gebiete gegenübersteht. Man kann nämlich eine höhere weibliche Begabung auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete vermuten. Während die Frau im Laufe der Zeiten sich am unfruchtbarsten und rezeptivsten erwies in der Tonkunst, hat sie nicht nur selbständige, sondern geniale Leistungen ersten Ranges aufzuweisen auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete. Und dies spricht eine um so deutlichere Sprache, als die musikalische Ausbildung der Frau stets als „weiblich“ eine eifrige Förderung erfahren hat, wohingegen die Beschäftigung der Frau mit der Mathematik in noch höherem Maße als „männlich“ bekämpft wurde[1]). Ausserdem sind Mathematik und Naturwissenschaften die einzigen Zweige der Wissenschaft, in denen die Frau es zu wertvollen Leistungen gebracht hat, obschon sie auf den übrigen Gebieten weit günstigere Vorbildungsbedingungen hatte. Das wenige an weiblichen Geistesgaben, was sich in der Geschichte der Wissenschaften verewigt hat, hat sich sehr mühsam gegen einen ungeheuren äussern Druck aus der allgemeinen Vergewaltigung der weiblichen Geisteskräfte hervorgearbeitet. Die Geschichte der weiblichen Leistungen in der Wissenschaft sind infolgedessen schnell zu durchblättern, aber auch besonders lehrreich, weil man vermuten muss, dass das, was sich gegen allen Druck ans Licht gerungen hat, am stärksten im Weibe ausgebildet war. Die einzige Wissenschaft nun, in welcher die Frauen es jemals zu selbständigen Leistungen gebracht haben, ist die Mathematik und in neuerer Zeit die Naturwissenschaften, die ja zu der Mathematik in engster Beziehung stehen. Hypatia, die erste Frau, die sich wissenschaftlich auszeichnete, war eine Mathematikerin und Philosophin. Ihre mathematischen Werke wurden leider von den Christen verbrannt. Laura Bassi, Maria Agnesi, Sophie Germain, Sophie Kowalewska, Mary Sommerville, Mdme du Chatelet sind bekannt geworden

[1]) Bis vor wenigen Jahren noch war die Mathematik aus allen Mädchenschulen verbannt.



durch ihre bedeutenden Arbeiten auf dem Gebiete der Mathematik. Durch astronomische Arbeiten, die im engsten Zusammenhang mit der Mathematik stehen, zeichneten sich aus: Caroline Herschel, welche acht Kometen entdeckte und einen Sternkatalog herausgab, Mdmes Lepante und Lalande, Isis Pogson, Marie Mitschell, Margarete Kirsch und Clara Eimmart und in neuerer Zeit Miss Cannon, welche eine sehr grosse Zahl von veränderlichen Sternen entdeckte. Die grösste Frau, die bis jetzt gelebt hat, ein Genie ersten Ranges, ist bekanntlich Frau Curie, die zwar nicht Mathematikerin, aber Naturwissenschaftlerin ist. Für diese Wissenschaft aber gilt Moebius[1]) Wort: „In der Tat kann nur der die Naturwissenschaften ganz vertreten, der das mathematische Talent hat". Neben der Mathematik sind es deswegen am meisten die Naturwissenschaften, denen die Neigung der Frauen gehört. Der Galvanismus, sagt Rosenberger in seiner Geschichte der Physik, soll von Galvanis Frau Lucia Galeazzi entdeckt worden sein. In Bologna erschien seinerzeit folgendes Sonnett: „Sie war's, nicht Du, die neue Lebenstriebe in hautentblösster Frösche Glieder fand." Amalie Dietrich und Paula v. Schrank haben sich als Botanikerinnen berühmt gemacht, Laura Herner durch ihre Gesteinsanalysen und Frau Bose als Physikerin. Ferner werden einer ganzen Anzahl Frauen mathematisch-naturwissenschaftliche Neigungen nachgerühmt. Byrons Tochter, die Dickens entdeckte, war mathematisch hochbegabt. Annette v. Droste liebte besonders die Naturwissenschaften. Im alten römischen Reich hat es viele Aerztinnen gegeben, wie die Inschriften der Grabsteine bezeugen. Die Hetäre Nikarete hatte eine leidenschaftliche Neigung zur Mathematik, und sie verweigerte ihre Gunst keinem, der sie etwas Neues lehren konnte. Moebius (l c.) zählt noch unter den weiblichen mathematischen Talenten auf: Clelia Borromeo-Grillo, Clotilde Tambroni, Maria Cunitz, Barbara Reinhart, Sophia Brahe, Adriana Symons, Jeanne Dumée.

Dass die Beschäftigung mit Mathematik der weiblichen Eigenart mehr entspricht als die Betätigung auf andern wissenschaftlichen Gebieten, zeigt auch ein Ausspruch Fr. A. Langes: „Die unangenehmsten Blaustrümpfe sind selten die, welche viel Mathematik gelernt haben." Die Zahl der Frauen mit selbständigen mathematischen Leistungen und mathematischen Neigungen muss um so grösser erscheinen und um so eindrucksvoller die mathematische Tendenz des weiblichen Geistes offenbaren, als demgegenüber der Name keiner Frau genannt werden kann, die sich durch Arbeiten auf dem Gebiete der sogenannten Geisteswissenschaften verewigt hat. Weder Geschichte noch Theologie, weder Sprachwissenschaften noch Altertumskunde haben jemals den Geist der Frau zu eigenem Schaffen angeregt. Und doch war die Beschäftigung mit diesen Problemen den Frauen sehr

[1]) Ueber die Anlage zur Mathematik.



viel leichter, da die Frauen in dieser Richtung immer eine gewisse Vorbildung empfingen, sowohl in der Schule wie im Elternhause. Religion und Fremdsprachen standen von jeher unter den Unterrichtsgegenständen der Mädchenschulen obenan. Zudem wurde eine private Betätigung in diesen Fächern im Elternhause begünstigt, da erstens kein Grund vorlag, Werke dieser Art den Mädchen als unweiblich vorzuenthalten und zweitens zu dieser Lektüre die notwendigen Vorkenntnisse vorhanden waren. Trotzdem nun von jeher die Chancen für eine Beschäftigung der Frau mit der Mathematik weit geringer waren als bei Musik und Geisteswissenschaften, hat die Frau allein in der Mathematik Leistungen aufzuweisen, ein um so unzweideutigerer Beweis für die hervorragende Neigung des weiblichen Geistes zur Beschäftigung mit mathematisch - naturwisenschaftlichen Problemen.

Auch die Verteilung der studierenden Frauen auf die einzelnen Studienfächer spricht für das eigenartige Interesse der Frauen für Mathematik und Naturwissenschaften. Selbst bei dem durch die falsche Mädchenschulbildung mit ihrem einseitigen Fremdsprachenbetrieb gänzlichen Mangel an Vorbildung für die Mathematik stand diese 1908 schon an fünfter Stelle, 1912 war sie mit der steigenden Verbesserung der Vorbereitungsmöglichkeit auf dieses Studium schon an die dritte Stelle gerückt. 1913 schreibt die „Frankfurter Zeitung": „In der Verteilung der Studentinnen auf die einzelnen Fakultäten zeigt sich diesen Sommer ein weiteres starkes Anwachsen des Studiums der Mathematik bzw. Naturwissenschaften, dem ein relatives Nachlassen des Zustroms zur Philologie und zu verwandten Fächern gegenübersteht." Seitdem ist diese Tendenz immer noch mehr hervorgetreten.

Es ist nicht unmöglich, vielmehr wahrscheinlich, dass die Frau an mathematischer Begabung im Durchschnitt dem Manne überlegen ist. Ein Schüler Brahms hat durch Untersuchungen festgestellt, dass die Rechenfähigkeit des Mädchens in der Schule derjenigen des Knaben weit überlegen ist, etwa um $1^1/_2$—2 Jahre voraus, obgleich die Stundenzahl des Rechenunterrichts bei den Mädchen geringer ist. Dieses Untersuchungsresultat ist natürlich kein strenger Beweis für die mathematische Ueberlegenheit der Mädchen, da Ergebnisse psychologischer Experimente in jedem Falle mit grösster Vorsicht aufzunehmen sind. Immerhin aber drängt auch diese Feststellung dazu, das Gegenteil von dem bis heute geglaubten Begabungsverhältnis der Geschlechter zur Mathematik als möglich in Betracht zu ziehen[1]).

Die Vermutung, dass dem weiblichen musikalischen Begabungs-

[1]) Schacht schreibt in seiner während der Drucklegung erschienenen Arbeit über „die geringere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des Weibes: früher sagte man, die Mädchen können keine Mathematik lernen. Kürzlich höre ich, dass sie es besser als die Knaben könnten."



minus ein ebensolches mathematisch-naturwissenschaftliches Plus entspricht, wird weiter insbesondere gestützt durch die Möglichkeit eines organischen Zusammenhanges zwischen den mathematischen und musikalischen Anlagen. Die Möglichkeit eines solchen Zusammenhanges ist schon des öftern erörtert worden. Gewisse Vererbungserscheinungen wie auch der Verlauf der zeitlichen Begabungsentwicklung sprechen dafür. So ist Frühreife eine Erscheinung, die nur bei Mathematik und Musik häufig ist. Bei Pascal, Gauss, Clairaut, Bernoulli u. a. zeigte sich das mathematische Talent sehr früh — schon zum Teil mit 12 Jahren — in eigenen Erfindungen, und die frühe musikalische Entwicklung bei Mozart, Beethoven, Haendel, Rossini und Mendelssohn usw. ist bekannt. Diese Tatsache spricht um so mehr für einen besondern Zusammenhang zwischen Mathematik und Musik, weil Frühreife in andern Gebieten zu den grössten Seltenheiten gehört und z. B. in den philologischen Fächern fast stets Frühreife mit Frühtod einhergeht, ein Beweis, dass diese Entwicklung nicht wie bei Mathematik und Musik natürlich ist, sondern künstlich und abnorm.

Die Leistungen, welche die Frau in der nächsten Zeit auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete hervorbringen wird, können leider nicht als Maßstab benutzt werden, um über die Grösse ihrer angeborenen Anlagen zu entscheiden und das wirkliche Vorhandensein eines Begabungsplus zu bestätigen. Denn die geistige Entwicklungsfreiheit des Weibes wird trotz mancher Fortschritte noch viel zu sehr in ihren innersten Wurzeln zerstört. Z. B. ist es für die Entwicklung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fähigkeiten bei beiden Geschlechtern von einschneidender Bedeutung, dass das männliche Geschlecht seine Vorbildung ausschliesslich von seinen Geschlechtsgenossen erhält, das weibliche hingegen zum grössten Teil von Männern. Eine Ersetzung der vorwiegend männlichen Lehrkräfte durch weibliche würde diesen Nachteil nicht aufheben. Denn diese weiblichen Lehrer würden alle wieder von Männern vorgebildet sein, so dass ihre Begabungsentwicklung in den meisten Fällen schon gelitten hat und vielfach durch den jahrelangen männlichen Lehreinfluss einen männlichen Einschlag bekommen hat. Die Frau wird also nur sehr langsam volle Entwicklungsfreiheit für die Eigenart ihrer Begabung gewinnen können.



Methoden und Ergebnisse der jüdischen Krankheitsstatistik.

Von Dr. med. **H. L. Eisenstadt**, Berlin.

So lange die Juden Gegenstand wissenschaftlicher und methodischer Statistik sind — und das ist bekanntlich noch nicht lange her, weil die amtliche Statistik wenig über 100 Jahre alt ist[1]) — hat der Gesichtspunkt, von dem aus sie dieser Untersuchung unterzogen wurden, merkwürdig gewechselt. Noch in der Zeit der klassischen Statistik des vorigen Jahrhunderts, deren Literatur Nossig in seinem grundlegenden Buche „Einleitung in das Studium der sozialen Hygiene" uns aufgezeichnet hat, wurden sie vom Standpunkte der Konfession betrachtet, d. h. ihre Lebensäusserungen auf das Ganze ihrer Religion zurückgeführt. Als immer mehr mit der wachsenden Arbeiterbewegung die Ansicht vordrang, die Arbeiter seien die Stiefkinder, die Schutzbedürftigen der Gesellschaft, machte und macht noch heute auch die Statistik die Unterscheidung zwischen den Minderbemittelten und den Wohlhabenden. Bei den letzteren wurde a priori eine günstigere Stellung im Kampfe ums Dasein angenommen, die Autoren fanden es selbstverständlich, dass die letzteren infolge besserer Ernährung und Wohnung statistische Vorzüge vor den Minderbemittelten (z. B. verringerte Sterblichkeit) haben müssten. Dann kam eine neue Auffassung in dieses Forschungsgebiet durch die namentlich von Gobineau vertretene Rassentheorie, das ist die Lehre von der Ungleichwertigkeit der Rassen. Und nun stürzten sich einerseits die Politiker auf die Suche nach den Degenerationszeichen der inferioren Rassen, andererseits bot sich den Aerzten eine willkommene Gelegenheit, gewisse in ihrer Entstehung ungeklärte Krankheiten auf die angeborene Disposition der Rasse zurückzuführen. Man warf mit den dunklen Begriffen der Rassenimmunität und Rassepathologie um sich, ohne zu bedenken, dass man damit eine ebenso geheimnisvolle Substanz oder Kraft in die Naturwissenschaft einführte, wie die längst verflossene besondere „Lebenskraft", die zur Erklärung biologischer Vorgänge hatte herhalten müssen. Und die Statistiker, auf diesem Gebiete Laien, fügten sich diesem „Prinzip". Mit der zunehmenden Forschung nach den Berufskrankheiten tauchte hier und da die Neigung auf, gewisse Bevölkerungserscheinungen der Juden auf den Beruf zurückzuführen. Mit dem weiteren Ausbau der Sozialwissenschaften wurde man auf die Verteilung zwischen Stadt und Land aufmerksamer und meinte die Verstädterung der Juden sei für manche Lebensäusserung derselben ein ätiologisches Moment, so ihre geringe Tuberkulose und ihre Zunahme der Geisteskrankheiten. Dann wieder kam als ein Ableger der Rassetheorie

[1]) 1905 hundertjähriges Jubiläum der preussischen Statistik.



die Vererbung zu Ehren: Die Krankheitsanlagen werden vererbt, ebenso wie Haarwuchs, Sehschärfe, musikalisches Talent usw. Als eine besondere Form der Vererbung kam und kommt immer mehr zur Erörterung die Entartung, welche auf den Alkoholismus, Syphilis, Tuberkulose, oder noch unbekannte Schädigungen des oder der Erzeuger oder deren Vorfahren bezogen wird. Und damit wird das neueste grosse Forschungsgebiet, die soziale Pathologie betreten, welche die soziale Bedingtheit und soziale Verbreitung der Krankheiten lehrt und in ihren Ergebnissen zur Krankheitsverhütung, zur sozialen Hygiene im engeren Sinne gelangt.

Alle diese Auffassungen sehen wir auf dem Gebiete der medizinischen Statistik vertreten und miteinander im Wettbewerb. Die Statistiker von Fach bezw. Nationalökonomen und Politiker müssen sich mit ihnen, fast könnte man hinzufügen, leider, beschäftigen, wollen sie ein vollständiges Bild der Bevölkerungsschicht, welche sie studieren, geben, und wollen sie sich nicht mit der reinen Aufstellung von Zahlen begnügen, die jeder nach seinem Gutdünken und für seine Zwecke deuten kann, was selbstverständlich den wissenschaftlichen Wert der Statistik nur herabsetzen muss. Ja noch mehr, sie müssen die ärztlichen Erfahrungen zu Rate ziehen, sonst entsteht zwischen der medizinalstatistischen und ärztlichen Auffassung ein klaffender Widerspruch. Beispielsweise ist H. Singer in seiner „Allgemeinen und speziellen Krankheitslehre der Juden" (1904), die Häufung der Paralyse bei den jüdischen Männern aufgefallen. Er erklärte sich die Sache so, dass die Juden zur Paralyse besonders disponiert seien. Im Gegensatz dazu stand die geringe Paralysezahl der jüdischen Frauen, die ihm hätte auffallen müssen.

Nach dem heutigen Stande unseres Wissens von der Syphilis ist aber jener von der Statistik beobachtete Vorgang leicht zu deuten. Da die Wassermannsche Blutuntersuchung in vielen Fällen von Paralyse ein positives Resultat gibt, so muss hier jeder Gedanke an eine besondere Rassedisposition fortfallen. Wir haben hier einfach ein Zeichen der Ausbreitung der Syphilis vor uns, wie auch Blaschko mit Recht die Zunahme der Paralyse als einen Beweis für die Zunahme der Syphilis ansieht. (Vortrag in der Ges. f. soz. Med. Medizin, Reform 1910, Nr. 4/5). Und wenn die jüdischen Frauen eine fast verschwindende Seltenheit dieser Krankheit zeigen, so liegt es daran, dass die Männer sich vor der Ehe gründlich behandelt haben, oder zur Zeit der Eheschliessung nicht mehr infektiös waren.

Allein das Zuziehen des Arztes genügt noch nicht, um eine richtige Einsicht in die medizinische Statistik der Juden zu bekommen. Man muss auch glaubwürdige Zeugen für ihre Lebensweise, insbesondere für die Art ihres Sexuallebens und ihrer Ernährung suchen. Und da bekanntlich für einen grossen Teil der Juden ihre eigenen überlieferten



Gesetze ein bestimmtes System der Ernährung und des Geschlechtslebens bewirkten, so ist es notwendig, diese ihre Gesetze zu studieren. Diese Gesetze, die einen wahrhaft sozialen und sozialhygienischen Charakter hatten, sind bekanntlich weniger in den 5 Büchern Mose und in den prophetischen Schriften der Bibel enthalten, als vielmehr sind sie allmählich aus der Mischna und den talmudischen Diskussionen kodifiziert worden. Auf die Art der Kodifizierung und Rechtsprechung sind einerseits das durch Verfolgungen eingeengte wirtschaftliche Leben, andrerseits die als Kommentatoren, Lehrer und Richter wirkenden gelehrten Rabbiner von entscheidendem Einfluss gewesen. Ganz richtig schildert Nossig in seinem oben genannten Buche die inbezug auf die Lebensführung der Juden geltenden Prinzipien der mosaischen, talmudischen und nachtalmudischen Schriften und Gesetzbücher. Und wieviel noch auf diesem Gebiete zu übersetzen ist, geht aus dem anlässlich der Internat. Hygieneausstellung zu Dresden 1911 von Rabbiner Dr. Grunwald herausgegebenen Werke, „Die Hygiene der Juden" hervor, das nur einen kleinen Ausschnitt aus den gesundheitlichen Lebensanschauungen und Lebenssitten bietet. Insbesondere harrt hier noch das pädagogisch und hygienisch bewundernswert hochstehende Werk des Rabbi Josef Karo, der Schulchan Aruch, der aus den beiden Turim fortentwickelt ist, seiner vollständigen Uebersetzung. Ausserdem hat selbstverständlich in jedem Lande der Stand der Volkswirtschaft die Ernährung und Fortpflanzung der Juden stark beeinflusst. In einer Zeit als es noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe gab, als das heute so vollkommen ausgebildete Verkehrswesen noch nicht existierte, als die Lebensmittel des betreffenden Landes an Ort und Stelle produziert und konsumiert wurden, richtete sieh die Ernährung der Juden nach den Landessitten, sie waren die Woche über Vegetarianer (Minnignahrung) und es wurde nur zum Sabbath oder höchstens zweimal in der Woche Vieh geschlachtet. An Küstenplätzen bildeten in Ermangelung der Viehzucht, Fische ihr Hauptnahrungsmittel, ebenso wie bei der Bevölkerung des Landes. Die Ernährungsart des jüdischen Proletariats in Osteuropa ist uns in einem besonderen Kapitel des von Nossig herausgegebenen Buches „Jüdische Statistik" geschildert. Je mehr die Nahrungsmittel Waren des Weltmarktes geworden sind, um so mehr beeinflusst ihre Preissteigerung die Volksernährung in ungünstigem Sinne, indem sowohl minderwertige oder verdorbene Nahrungsmittel in grosser Zahl vertrieben werden — man denke an die Verwässerung der Milch in den Großstädten — indem andrerseits das animalische Eiweiss verteuert und an dessen Stelle schlechtere Fleischsorten oder überhaupt Surrogate der Eiweissnahrung konsumiert werden. Da die soziale Pathologie der Volksernährunug noch sehr wenig bearbeitet worden ist, so kann es nicht wundernehmen, wenn die Frage: Wie spiegelt die Statistik die Störungen der Volksernährung wieder? herzlich



schlecht zu beantworten ist. Da es sich hier oft genug um gutartige, nicht zum Tode führende Krankheiten handelt, so lässt sich deren Ausbreitung aus Mangel einer direkten Krankheitsstatistik nicht erkennen. Indessen besteht aber zwischen Ernährung und Fortpflanzung ohne Zweifel in mancher Beziehung ein ursächlicher Zusammenhang und dieser lässt sich statistisch nachweisen. In denjenigen Ländern nämlich, in denen es eine staatlich geduldete Prostitution gibt, und das sind die meisten Kulturländer, ist zu erwarten, dass die Verteuerung der Ernährung eine Heraufsetzung des Heiratsalters bei den Männern und eine Beschränkung der Kinderzahl zur Folge hat. Das gilt aber nur für eine bestimmte Zeit. Es wird nämlich, wenn auch die Nahrungmittel wieder billiger werden, sobald diese sexualpathologischen Sitten zur Gewohnheit werden, nicht so leicht der status quo ante inbezug auf Heiratsalter und Kinderzahl hergestellt werden.

In den andern Ländern, in welchen dem heiratsfähigen jungen Manne die Möglichkeit zum Geschlechtsverkehr nur durch eine legitime Ehe gegeben ist, drücken die steigenden Preise der Ernährung in anderer Hinsicht auf die Bevölkerung, sie drängen zur Auswanderung, eine Wirkung, die auch bei den Kulturvölkern vor der Einführung der Verkehrserfindungen erzielt wurde: es beschränkte die natürliche Volksvermehrung den Ernährungsspielraum.

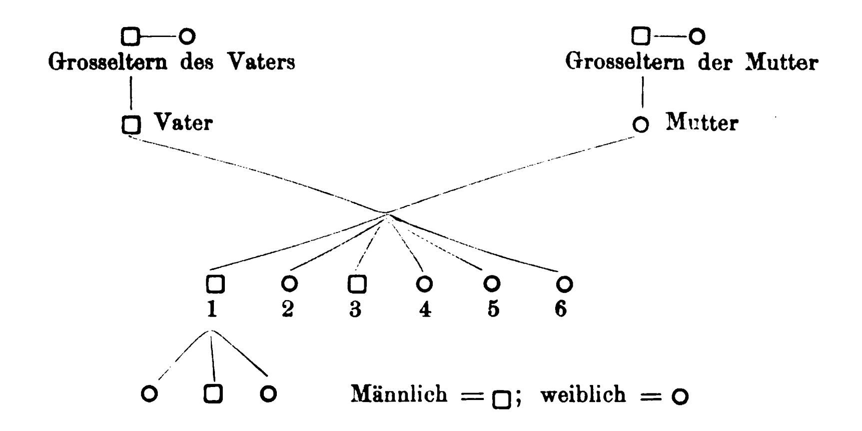
Diejenige Methode, welche in Zukunft berufen ist, eine durchgreifende Kritik der medizinalstatistischen Ergebnisse zu liefern, ist das Studium einzelner Familien, ihrer Aszendenz und Deszendenz in medizinischer Beziehung. Sie ist berufen, die denkbar exakteste Basis für das Studium der Todesursachen und Krankheiten einer bestimmten Bevölkerungsschicht abzugeben, die Medizinalstatistik in eine Medizinalkasuistik umzuwandeln. Bisher wurde die Beschreibung jüdischer Familiengeschichten und Stammbäume zu genealogischen, biographischen und historischen Zwecken viel in Anwendung gebracht. Auch für den Zweck der Eheschliessung wird in den Kreisen, welche noch auf den Jichus (Ahnenstolz) Wert legen, die genaue Kenntnis der Familiengeschichte beider Ehegatten vorausgesetzt.

Der Berliner Augenarzt A. Crzellitzer hat uns gelehrt, wie die Sippschaftstafel für die Zwecke der Vererbungsforschung zu verwenden ist. (Vortrag in der Ges. f. soz. Mediz. am 5. Nov. 1908, Med. Reform 1908 Nr. 49). Für jedes einzelne Mitglied der Sippschaftstafel muss ein und dasselbe Konstitutionsformular (Ztschr. f. Versicherungsmedizin 1909) ausgefüllt werden. Neuerdings hat Crzellitzer vorgeschlagen, die in Berlin und anderen Städten üblichen Familienstammbücher zu medizinischen Eintragungen der Familienmitglieder zu benutzen. Da aber in absehbarer Zeit ein Zwang zu derartigen Ein-



tragungen nicht wird durchgeführt werden können, so empfiehlt sich hier eine freiwillige Mitarbeit. Insbesondere könnten die jungen Juden durch Einsendung von Mitteilungen über ihre Familien an eine zu gründende Zentralstelle hier der Forschung wichtige Dienste leisten.

Nur kommt es nicht darauf an, möglichst viele, sondern möglichst exakte Daten zu erhalten. Aus diesem Grunde muss man sich mit einem Minimum der Fragen begnügen, z. B. mit dem Alter und Todesursachen der (Urgrosseltern) Grosseltern, Eltern, ferner mit der vollständigen Geschwisterzahl, mit der Angabe, welchen Platz in der Geschwisterreihe (Erst-, Jüngstgeborener usw.) der Antwortende einnimmt, ferner mit der Berufsart, Zivilstand, Alter der Eheschliessung und Kinderzahl der aufgezählten Personen etwa nach folgendem Schema:



Man sieht daraus, ob in der Deszendenz das erreichte Lebensalter ab- oder zunimmt und kann nun weiter verfolgen, ob in der Lebensweise, erste und zweite Generation, wesentliche Differenzen zeigen, ob die Kindersterblichkeit in der zweiten und dritten Generation, gemessen nach der Geschwisterzahl ab- oder zunimmt u. a. m. Es kommt weniger darauf an, die ganze Vererbungsmasse einer Sippschaft kennen zu lernen und darin zu studieren, ob bestimmte Krankheitsanlagen vielleicht nach den Mendelschen Regeln vererbt werden, sondern es ist wichtiger festzustellen, ob in der Deszendenz die Generationen eine steigend schlechtere Qualität zeigen, ob in der Kindheit bereits Entartungserscheinungen oder im mittleren Mannesalter durch sozialpathologische Einflüsse vorzeitige Invalidität oder Tod auftreten. Man erhält auf diese Weise immerhin genaue Angaben über bestimmte Krankheiten, nämlich über Todesursachen, welche in der Regel diagnostisch zuverlässiger sind, als sonstige Krankheiten, weil eben bei jenen der Tod erfolgt. Sollen noch Eintragungen sonstiger Krankheiten erfolgen, so bedürfen diese der Beglaubigung durch den behandelnden Arzt, was natürlich kostspielig ist; aber die alleinigen Angaben der Angehörigen sind für Krankheiten nicht



zu verwerten, weil diese Angaben eben von Laien, nicht von Aerzten stammen.

Gehen wir nun auf die einzelnen Bausteine ein, aus welchen die Methodik der jüdischen Krankheitsstatistik sich zusammensetzt, so ist zunächst zu erwähnen, dass eine direkte Krankheitsstatistik, abgesehen von den Volkszählungen, Krankenhaus- und Krankenkassenstatistiken noch nicht existiert und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Kosten der dazu erforderlichen ärztlichen Begutachtung nicht bestritten werden können. Man muss sich mit indirekten Schlüssen begnügen, wenn man das Tatsachenmaterial der medizinischen Statistik betrachtet, und darf selbstverständlich nicht vergessen, dass die indirekte niemals eine direkte Analyse vollständig ersetzen kann. Ganz exakt ist zunächst die Zählung der Gestorbenen und ihre auf 1000 Lebende bezogene Relativberechnung. Diese Methode wird auch in der älteren Statistik Glaubwürdigkeit beanspruchen, wenn z. B. aus einer Stadt über die Sterblichkeit nach Konfessionen berichtet wird. Zweifellos haben hier schon die älteren Statistiker die Tatsache der Mindersterblichkeit der Juden erkannt. (Vergl. meinen Aufsatz, Fortschritte der Medizin 1912, über die Mindersterblichkeit der Juden). Zu einer näheren Erkenntnis dieser Tatsache ist aber eine Aufteilung nach dem Alter, nach Säuglings-, Kindesalter (bis zu 20 Jahren), mittleren Altersklassen (20—50) und Greisenalter erforderlich. Eine dankenswerte, fleissige Arbeit über die Sterblichkeit der Juden in den verschiedensten Ländern hat Felix A. Theilhaber in der „Hygiene der Juden" S. 113—156 veröffentlicht. Leider ist in dem bisher bekannten Material nur ein Teil der Arbeiten mit Berücksichtigung der verschiedenen Altersklassen abgefasst worden. Man muss sich dann begnügen, wie das auch Theilhaber getan hat, Sterbe- und Geburtenziffer gegenüberzustellen und z. B. darauf hinweisen, dass vielfach trotz starker Geburtenziffer die Sterblichkeit der Juden gering war. Implicite ist in dieser Gegenüberstellung bereits die geringe Säuglings- bezw. Kindersterblichkeit der Juden ausgedrückt, weil wir bekanntlich wissen, dass die Säuglingssterblichkeit einen hauptsächlichen Prozentsatz der Gesamtsterblichkeit liefert. Die Säuglingssterblichkeit braucht nicht immer, wenn sie hoch ist, ein pathognomisches Zeichen zu sein, namentlich wenn die Geburtenziffer hoch ist, wie andrerseits die niedrige Säuglingssterblichkeit bei niedriger Geburtenziffer keineswegs immer als physiologische Erscheinung gelten darf. Erstere kann nicht als Degenerationszeichen gelten, wenn bei mangelnder Hygiene, ungesunden Wohnungs- und Ernährungsverhältnissen, Infektionskrankheiten (Malaria, Pocken u. a.) auch kräftige Kinder hinweggerafft werden; letztere kann in ihrer Wertung als Degenerationszeichen erkannt werden, wenn die Kinder über die Pubertätszeit hinaus aufgezogen werden und erst im jugendlichen oder Mannesalter ihrer angeborenen Konsti-



tutionsschwäche erliegen. Erst jenseits des Säuglingsalters verdient die Mindersterblichkeit unsere besondere Aufmerksamkeit. Wenn z. B. bei zwei Konfessionen die Kinderbesetzung in dem Zeitraum der Untersuchung annähernd gleich oder bei den Juden grösser und dennoch deren Sterblichkeit geringer ist, so kommt hier die Wohlhabenheitsverschiedenheit als Ursache der Mindersterblichkeit nicht in Betracht; das wäre vielmehr der Fall bei geringerer Kinderzahl der Juden, sondern hier müssen die dem Kindesalter eigentümlichen Kinderkrankheiten, besonders Diphtherie und Scharlach bei gleicher Wohndichtigkeit die gleiche Zahl von Sterbefällen bewirken, es würde also eine bessere Konstitution bei den Juden resultieren, die bei diesen Krankheiten eine grössere Widerstandsfähigkeit verleiht. Welche Ursachen erzielen nun diese bessere Konstitution? Wenn wir, wie Theilhaber und andere Autoren sagen, die Mindersterblichkeit ist eine Eigenschaft der Rasse, so gelangen wir nur scheinbar zu einer Erklärung, in Wirklichkeit zu einer Tautologie, zu einem Worte und nicht zu einem klaren Begriffe. Eher gelangen wir zu einer Erklärung, wenn wir die Todesursachenstatistik zu Rate ziehen. Z. B. zeigen in der von S. Rosenfeld bearbeiteten Wiener Statistik die jüdischen Kinder eine so auffällige Mindersterblichkeit an Tuberkulose, dass wir uns vorstellen können und müssen, wie der Minderkonsum der jüdischen Eltern an alkoholischen Getränken, ferner auch die rituelle Ernährungsart Immunität schaffen. Letztere wirkt insofern günstig, als der kindliche Darm nicht mit schwerverdaulichen Fleischsorten bepackt wird, sondern im Gegenteil durch leichtverdauliche Speisen vor schweren Ernährungsstörungen, welche die intestinale Tuberkulose begünstigen, bewahrt bleibt.

Den Vergleich der Erwachsenen bei Juden und Nichtjuden in der Sterblichkeit hindern zwei Momente, einmal die Wanderung und zweitens die Berufsverschiedenheit. Die Abwanderung jüdischer Männer ist in manchen Ländern so stark, dass eine gleiche Besetzung gleicher Altersklassen, das ist die Voraussetzung des Vergleiches, nicht gegeben ist. Methodisch richtiger ist es dann, einen und denselben Berufszweig bei Juden und Nichtjuden zu beachten. Haben die Juden bei dieser Vergleichsart eine Mindersterblichkeit, so wird man auch hier insbesondere an ihren geringeren Alkoholismus denken, welcher bekanntlich den Hauptgrund für die geringere Gesamtsterblichkeit der Frauen gegenüber den Männern bietet.

Wiederholt beobachtet und unbestritten war früher (oder ist noch?) die Mindersterblichkeit der jüdischen Greise, eine Erscheinung, für welche die Todesursachenstatistik wiederum zu einer Erklärung führt. Ergibt sich nämlich, wie das in Budapest beobachtet ist, eine Mindersterblichkeit in allen Todesursachen trotz stärkerer Besetzung dieser



Altersklassen, so muss auch hier an die hygienisch verbrachte Jugend und an den Schutz der rituellen Ernährung als Ursachen gedacht werden.

Die Todesursachenstatistik ist entsprechend der Entwicklung der wissenschaftlichen Medizin und der Begutachtung Verstorbener durch Aerzte eine in der Neuzeit besonders ausgebildete Methode der medizinischen Statistik geworden. Gemäss der Ausbildung der praktischen Aerzte vermag sie auch, zumal der behandelnde Arzt des Kranken in ihr zu Worte kommt, den Anspruch auf Exaktheit bis zu bestimmten Grenzen erfüllen. Ihre Grundlage ist bekanntlich der Totenschein, der aus einem persönlichen, von den Angehörigen zu beantwortenden — darunter auch die Frage nach der Konfession — Teile und einem medizinischen, vom Arzte auszufüllenden Teile besteht. Die Grenzen des Totenscheines und damit auch der Verwertung desselben liegen darin, dass es sich um ein abgkürztes ärztliches Gutachten handelt, welches oft nur mit Schwierigkeiten die Fragen nach der Grundkrankheit und der hinzutretenden tödlichen Komplikation beantworten kann. Da im Grunde oft zwei, oft auch vier und fünf Krankheitszustände kurz vor dem Tode bestanden, so müssten diese in 2, 4, 5 verschiedene Todesursachengruppen aufgenommen werden, was zumeist nicht erfolgt, da eben Statistiker, nicht Aerzte in den statistischen Aemtern sitzen. Ferner sind die Todesursachen nur Stichproben der Krankheiten, die tödlich verlaufen; die geheilten Krankheiten werden von dieser Methode nicht erfasst. Auch die Krankheiten, welche ihren Träger aus der Gesellschaft ausstossen, Geisteskrankheiten und Gebrechen werden durch diese Methode nicht berührt (sie erscheinen allerdings in den besonderen diesbezüglichen Zählungen). Diese Grenzen legen die Notwendigkeit dar, die Resultate dieser Untersuchungsarten zu korrigieren, bzw. durch kasuistische Forschung nachzuprüfen.

Diese Methode, bisher hinsichtlich der Juden nur von wenigen Statistikern angewandt, ergibt nun auf der einen Seite eine auffallende Mindersterblichkeit in den einen Todesursachen, in anderen eine merkwürdige Mehrsterblichkeit. Zu ersteren gehören besonders die Tuberkulose der Kinder und Erwachsenen und die Lungenentzündung, zu letzteren Krebs, chronische Nierenentzündung und Zuckerkrankheit. Die Mindersterblichkeit der Juden an Tuberkulose ist darum so auffällig, weil bekanntlich die Lehre von der Verbreitung der Tuberkulose auf dem Wege der Einatmung gegenwärtig als herrschende Ansicht zu bezeichnen ist. Da besonders die Ueberfüllung und unhygienischen Zustände der Proletarierwohnungen (Mangel an Desinfektion) der Ausbreitung dieser Krankheit förderlich sein sollen, so ist es merkwürdig, dass die Juden in Krakau und Lemberg, wo ein zahlreiches Proletariat unter ihnen vorhanden war und ist, hier eine Mindersterblichkeit aufweisen. Von je 100 gleicher Konfession starben in Krakau an Tuberkulose 1887—90 23,1 Christen, 10,7 Juden, 1891—95 20,6 Christen,



10,7 Juden, 1896—1900 23,1 Christen, 11,3 Juden. In Lemberg 1897 bis 1899 23,7 Christen, 14,9 Juden, 27,5 Christen, 16,7 Juden. Nun könnte man denken, der mangelnde Alkoholismus bewirke hier ein geringeres Absterben, ebenso wie bei Lungenentzündung. Allein man wird doch wieder auf die intestinale Entstehung der Tuberkulose und geringere diesbezügliche Intestinalerkrankungen der Juden (rituelle Ernährung) gedrängt, wenn man betrachtet, wie in der Bremer Statistik (Dr. J. Funk 1911 Nr. 1) die Frauen des Mittelstandes von 30—60 Jahren Lungentuberkulose als Haupttodesursache zeigen.

In London und New York ist bei den Juden eine bisher noch unerklärte Mehrsterblichkeit der Juden an Tuberkulose beobachtet und von Hoppe auf die Einwanderung mit armen Juden des Ostens zurückgeführt worden. Nun besteht diese Einwanderung doch schon Jahrzehnte. Man müsste den Zivilstand der Einwanderer ermitteln und sehen, ob derselbe sich in neuester Zeit geändert hat, und mehr Junggesellen und unverheiratete Mädchen einwandern. (Vergl. Soziale Hygiene d. Juden im Handwörterb. d. soz. Hygiene, Leipzig 1912). Die unbestrittene, in Wien von Rosenfeld festgestellte Mehrsterblichkeit an Krebs, Zuckerkrankheit und chronische Nierenentzündung ist geeignet, auf die Aetiologie dieser Krankheiten Licht zu werfen. In mancherlei Beziehung bestehen zwischen ost- und westeuropäischen Juden in der medizinischen Statistik diametrale Gegensätze und da fügt sich diese Mehrsterblichkeit, die auch für das weibliche Geschlecht charakteristisch ist, also vom Alkoholismus unabhängig ist, in das Bild der Krankheitsstatistik der westeuropäischen Juden ein. Es gehört hierzu die Krankheit, welche die Aerzte bis vor kurzem als rassepathologisch, als der jüdischen Rasse eigentümlich angesehen haben, der Diabetes. Heftige Fehden sind darum geführt worden, ob der Diabetes bei den Juden häufiger als bei den Nichtjuden ist, schliesslich hat man sich durch Pollatscheks Beweisführung (Zur Aetiologie des Diabetes mellitus Zschr. f. klin. Med. 1901 S. 478) überzeugen lassen, dass er bei den Juden nicht häufiger ist und hat die gegenteilige Ansicht als antisemitisch erklärt! Und das geschah vor allem, weil die ärztliche Statistik, auf die wir noch unten eingehen werden, die Aerzte verwirrt und von der Betrachtung der medizinischen Statistik abgelenkt hat. Auch das mangelnde Studium der Todesursachen bei den Lebensversicherungsgesellschaften hat zu dieser Verwirrung beigetragen. Hier hätten die Aerzte lernen können, dass zahlreiche Personen ohne Zucker und Eiweiss im Urin aufgenommen werden und späterhin an Zuckerkrankheit und chronischer Nierenentzündung sterben. Folglich müssen diese Personen eine dieser Affektionen erworben haben, oder ihre erbliche Anlage muss im späteren Mannesalter ans Licht treten. Hätten die Aerzte die Todesursachenstatistik einer Großstadt studiert, die doch gleichmässig alle Einwohner umfasst,



nicht wie die ärztliche Statistik einen Teil der Kranken, so hätten sie z. B. aus den Zahlen über Frankfurt a. M. diese Mehrsterblichkeit der Juden zugeben müssen. Aber sie wären dann auch auf die Suche nach anderen Ursachen, als nach der nichtssagenden „Rassepathologie" ausgegangen. Wie kann denn eine Rasse, die durch ihre Langlebigkeit geradezu vor den anderen Rassen ausgezeichnet war, plötzlich pathologisch werden?

Heute hat sich die physiologische und klinische Forschung einen Weg ausgesucht, der zwar noch im Stadium des Experiments und der Hypothese sich befindet, der uns aber in absehbarer Zeit eine Lösung des Rätsels zu geben verspricht, das ist die Lehre von der inneren Sekretion der Drüsen, die namentlich durch psychische Einflüsse schwer geschädigt werden kann. Hypophyse, Thymus, Bauchspeicheldrüse, Nieren, Prostata lenken diesbezüglich die Aufmerksamkeit der Kliniker und Physiologen auf sich und es kann nicht mehr als ketzerische Ansicht betrachtet werden, dass der Diabetes als Folge von Störungen des Geschlechtslebens entstehen kann. (Vergl. A. Lorand „Die Zuckerkrankheit" Wien 1910 und „Die rationelle Ernährungsweise" Leipzig 1911). Hierbei möchte ich auf die Vorliebe der emanzipierten Juden für Süssigkeiten eingehen. Um den mannigfachen im Leben ausgelösten Unlustempfindungen zu begegnen, greifen sie vielfach nicht in der Zahl zum Sorgenbrecher Alkohol wie ihre Wirtsvölker. Auch die natürliche Befriedigung des Sexualtriebes ist ihnen aus den dargelegten Ursachen beschränkt. So kehren sie zu den Gefühlen der kindlichen Autoerotik zurück und empfinden Lust an Süssigkeiten, mit denen ihre Mutter sie im Kindesalter befriedigt hat. Diese Neigung ist bei ihnen so stark, dass man daraus eine Disposition zum Diabetes hergeleitet hat. Tatsächlich liegt aber hier nur ein post hoc nicht ein propter hoc vor. Eine und dieselbe Ursache erzeugt sowohl psychopathologische als somatische Wirkungen. Eben wegen der Kindesliebe, die noch heutigen Tages den Juden unausrottbar ist, besteht bei den Juden Westeuropas eine ebenso grosse ökonomische Not, als bei denen Osteuropas. Auch für jene bestehen Sperre ganzer Berufe, Unterdrückung aller Art, selbst in den freien Berufen, und auch jene wollen nun, einmal wegen ihrer fast abnormen Kinderliebe, dass ihre Kinder die von ihnen erreichte soziale Stufe festhalten oder noch emporsteigen, keineswegs eine niedrigere soziale Stelle einnehmen sollen. Bei den osteuropäischen Juden bildet Auswanderung zum Teil auch Unterstützung durch die Opferwilligkeit ihrer wohlhabenden Brüder den Regulator der ökon. Not und bei den westeuropäischen Juden wird, eben um wirtschaftliche Verbesserung zu erreichen, ein seelisches Opfer gebracht: den Regulator bildet hier die sexuelle Abstinenz, das Zölibat, die späte Heirat, das Zweikindersystem, die Unterlassung der Wiederverheiratung bei den Witwern, der Verkehr mit einer Prostitution, bei welcher



der Geschlechtsverkehr Spiel ist und nicht zur Befruchtung führt, ein Regulator, der für das weibliche Geschlecht — zumal in anbetracht der Mischehen jüdischer Männer — noch drückender sein muss als für das männliche. Zu den noch so wenig erforschten Zölibatkrankheiten, das sind durch psychische, namentlich sexualpsychische Erregungen hervorgerufene Erkrankungen, gehört diese Mehrsterblichkeit an, Krebs, Zuckerkrankheit, chronischer Nierenentzündung.

Dieser statistische Wegweiser zur richtigen ätiologischen Forschung wurde von den Aerzten nicht erkannt. Diese verwenden die Statistik z. B. um den Erfolg eines Heilmittels, einer neuen Erfindung auf dem Gebiete der Therapie, darzutun. Oder sie geben auf Grund der von ihnen beobachteten Krankheitsfälle ein Bild, wie sich einzelne Krankheiten prozentual in ihrer Klientel aneinanderreihen. Nun ist auch eine vielfach angewandte Methode dieser „ärztlichen Statistik", den Prozentsatz der Krankheiten ihrer Klientel nach verschiedener Berufsstellung und gerade auf unserem Gebiete nach Juden und Nichtjuden einzuteilen. So haben denn verschiedene Autoren gefunden: die Juden leiden häufig an Angina pectoris, Diabetes, Glaukom, Paralyse, Morbus Basedowii, Kurzsichtigkeit, Hysterie, Neurasthenie u. a. m. und wollten daher in einer Degeneration der Rasse die Ursche dieser Krankheiten finden. Der Fehlschluss dieser Methode liegt daran, dass diese Autoritäten meinten, die Verbreitung dieser Krankheiten in der Gesamtbevölkerung entsprche der in der eigenen Klientel beobachteten Verbreitung. Nun häufen sich bestimmte Krankheiten bei einem Beobachter, während sie beim anderen seltener sind, so dass der Prozentanteil der Krankheitsfrequenz bei verschiedenen Aerzten ganz verschieden ausfallen muss und auch tatsächlich ausfällt. Aus dieser „ärztlichen Methode" lässt sich nur ersehen, dass gewisse Krankheiten bei Juden und Nichtjuden vorhanden sind, aber sie ist völlig ungeeignet, um aus ihr auf die Häufigkeit oder gar auf die Verbreitung dieser Krankheiten Schlüsse zu ziehen, dazu wäre die Summe aller ärztlichen Beobachtungen Voraussetzung.

Aus demselben Grunde ist auch die Preussische Krankenhausstatistik nicht zu verwerten (vergl. deren Kritik von R. Schäffer. G. f. soz. Med. Sitzung vom 16. Febr. 1911, Med. Reform 1911 Nr. 6). Eine Krankenhausstatistik wäre — auch für die medizinische Statistik der Juden — wertvoll, wenn ihr alle, auch die privaten Heilanstalten, Kliniken und Sanatorien unterworfen wären; es ständen dann ihr immer noch die in häuslicher Behandlung verbleibenden schweren Krankheitsfälle gegenüber, aber zu gewissen Schlüssen z. B. zwischen Krankheitsart, -dauer und Sterblichkeit oder Heilung könnte sie dann, besonders bei ausgiebiger Beantwortung der Spezialfragen im Sinne R. Schäffers, verwertet werden.



Demgegenüber ist die Statistik der Irrenanstalten, obwohl sie nur das Krankenmaterial der staatlichen und städtischen Anstalten umfasst, sehr lehrreich, zumal sie eine Scheidung nach Beruf, Konfession, Heimat und erblicher Abstammung vornimmt; wünschenswert wäre auch die Ausdehnung dieser Erhebungen auf die ständig zunehmenden privaten Sanatorien. Hier handelt es sich in den Kulturländern um Kranke, welche in überwiegender Zahl in Anstalten, dagegen wenig in Familien belassen werden. Auch hier hat man den steigenden Zugang der Juden auf die Rassenpathologie bezogen, obwohl schon die Gegenüberstellung nach Belastung mit Geisteskrankheiten ergeben hat, dass viele jüdische Irre aus Familien stammen, in denen niemals Geisteskrankheiten vorgekommen sind. Es muss auch hier eine noch nicht erforschte, ursächliche Beziehung zum Sexualleben vorliegen, wie auch aus dem jüngst erschienenen Buche des Frauenarztes Bossi, („Die gynäkologische Prophylaxe bei Wahnsinn" Berlin 1912) der geisteskranke Frauen durch gynäkologische Behandlung heilte, ersichtlich ist, während bekanntlich zurzeit die deutschen Psychiater die krankmachende Wirkung der sexuellen Abstinenz, auch die Freudsche Sexualtheorie ablehnen.

Die Erhebung der Zahl der Gebrechlichen (Taubstumme, Epileptiker, Blinde) erfolgt in den meisten Staaten direkt im Anschluss an die Volkszählung. Lässt sich also deren Zahl exakt bestimmen, so geht aus dieser Methode die Ursache im einzelnen Falle nicht hervor. Weit zweckmässiger wäre es, alle Gebrechlichen, einschliesslich der Geisteskranken, Idioten und Krüppel mit Hilfe einer medizinischen Personal- und Familiengeschichte zu verfolgen. Nur auf diesem Wege gelangt man zur richtigen Erkenntnis der in Betracht kommenden Ursache und besonders zur Entscheidung der für den Fortbestand der Kulturvölker fundamental wichtigen Frage, ob die Ursachen und damit der Umfang der Gebrechlichkeit in ständiger Zunahme begriffen sind. Es ist unbegreiflich, dass nur die Kosten in dieser Frage das einzige Hindernis der Ausführung dieses Vorschlages bilden. Eine besondere Zählung durch die deutschen Bundesstaaten im Jahre 1906 ergab das Vorhandensein von rund 100 000 Krüppel unter 15 Jahren, von welchen 56 000 heimbedürftig waren. Auf je 10 000 Kinder gibt es 36 Krüppel. (Biesalski, „Die Entwicklung der neueren Krüppelfürsorge". Gesellsch. f. soz. Medizin am 7. Dez. 1911). Grotjahn gibt als Stichproben einer Gebrechenstatistik an (Ges. f. soz. Med. 10. März 1910. Archiv f. soz. Hygiene Bd. VI Heft 1 S. 74), dass in Deutschland auf 100 000 der Bevölkerung 300 Geisteskranke und Idioten, 150 Epileptiker, 200 Trunksüchtige, 60 Blinde, 30 Taubstumme gezählt werden. Angesichts dieser Zahlen ist der Wunsch nach einer besonderen Erhebung auf Grund einer medizinischen Personal- und Familiengeschichte mit Hilfe der praktischen Aerzte wohl durchaus berechtigt. Man hat nun daraus, dass bei den



preussischen Juden die Zahl der Gebrechlichen ihren Prozentanteil an der Bevölkerung deutlich überschreitet, wiederum an die Rassedegeneration zur Erklärung gedacht, insbesondere hat man auf die Verwandtenheirat als eine hauptsächliche Ursache für die Häufung der Taubstummen, Blinden und Geisteskranken hingewiesen. Heute, wo bereits ein überreiches Material von Beweisen für die Harmlosigkeit der Verwandtenheirat — besonders auch von P. Mayet an der Preussischen Statistik — mitgeteilt ist, muss diese Auffassung ad acta gelegt werden. Es ist auch anzuführen, dass in Russland trotz der dort nicht minder grossen Verbreitung der Verwandtenehe unter den Juden deren Zahl der Gebrechlichen noch keineswegs den Prozentanteil der Juden an der Gesamtbevölkerung erreicht. Auch hier dürften Schädigungen allein durch die Spätehe entstehen, welche eben erst aus der genauen Kasuistik der Gebrechlichen zu ersehen sind. Der Begriff der Spätehe besteht aus einem Komplex schädigender Faktoren: Syphilis, Alkoholismus des Erzeugers, unzweckmässige Wahl der Gattin (Mitgiftehe), öfters auch das vorgerückte Alter eines oder beider Ehegatten, ferner noch unbekannte Schädigungen.

In gewisser Beziehung bildet auch die Abnahme der Militärtauglichkeit einen Maßstab für die Kränklichkeit. Aus der Tatsache dieser Abnahme geht aber noch nicht die Kausalität hervor. So lange auch hier noch nicht die Familienforschung eingesetzt hat, müssen wir mit einer auf ärztlicher Erfahrung beruhenden Hypothese uns begnügen, nämlich dass ein Zusammenhang zwischen Stillfähigkeit der Mutter und Militärtauglichkeit des Sohnes besteht. Diese Hypothese wird gerade durch die Gegenüberstellung der deutschen und russischen Juden — bei jenen der tiefste, bei diesen der höchste Stand der Militärtauglichkeit, bei jenen Abnahme der Stillhäufigkeit und Stillfähigkeit, bei diesen jetzt noch selbst in wohlhabenden Kreisen weit verbreitetes Selbststillen — ferner auch durch einen Rückblick auf die Militärtüchtigkeit der preussischen Juden in den Befreiungskriegen und auch noch im deutsch-französischen Kriege stark gestützt. Um die Ursachen der Stillunfähigkeit zu erforschen, hat bekanntlich der Physiologe von Bunge eine direkte Erhebung veranstaltet, welche einerseits von den Aerzten ausgefüllt wird, also eine ärztliche Statistik darstellt, andererseits als eine Methode der Familienforschung sich erweist, insofern die Anamnese auch auf die Eltern zurückgeht. Eine bis jetzt schon umfangreiche Beantwortung dieser Umfrage hat in überwiegender Zahl ergeben, dass zwischen dem Alkoholismus des Erzeugers und der Stillunfähigkeit der Tochter ein ursächlicher Zusammenhang besteht; allein um die Bedenken gegen diese Methode zu entkräften, wäre eine vollständige Familienforschung eines abgegrenzten Berufsstandes zweckmässiger, welche einerseits die Vererbung der Stillfähigkeit in den gesunden Familien, den Ausfall in den kranken veranschaulichen kann. Es handelt sich hier um eine Spezialfrage

in der grossen Frage nach der Art der durch den Alkoholismus hervorgerufenen Keimschädigungen; neben der Stillunfähigkeit bzw. verminderten Stillfähigkeit ist auch die Neigung zu Tuberkulose, Nervenleiden und Zahnkaries durch diese Familienforschung zu erweisen.

An und für sich ist der Militäruntaugliche in Friedenszeiten nicht immer als kränklich zu bezeichnen. Er vermag durch vorsichtige Lebensweise vor Erkrankungen sich zu bewahren und in seiner Berufsarbeit soziale Werte zu leisten. Allein wenn die anthropometrischen Bedingungen der Rekrutierung Jahre und Jahrzehnte unverändert bleiben, so ist die Abnahme der Militärtauglichkeit ein ungünstiges Zeichen für die Qualität einer Bevölkerung. Trifft dieser Rückgang für die Großstädte und besonders Berlin zu, so liegt es nahe, an eine Verschlechterung der Ernährung bei der heranwachsenden Generation zu denken. Hingegen lässt die Abnahme bei den Juden entweder auf eine schädliche Wirkung des Besuches höherer Lehranstalten schliessen, oder sie bedeutet, dass bei der Spätehe und dem Zweikindersystem gegenüber der vergangenen Früh- und Mehrkinderehe eine die anthropometrischen Bedingungen nicht mehr erfüllende, verschlechterte Nachkommenschaft eingetreten ist.

Einer besonderen Zählung sind in den meisten Kulturländern die Selbstmordfälle zugängig, und es wird dem Statistiker eine Aufteilung derselben nach verschiedenen Ländern, Provinzen, Altersklassen, Berufskreisen ermöglicht. Da nun viele Aerzte, so auch Grotjahn, in seinem grundlegenden Werke „Soziale Pathologie" (Berlin 1912, 539—544) von den ursächlichen Beziehungen zwischen Geisteskrankheit bzw. psychopathischer Konstitution und Selbstmord überzeugt sind, ist es erforderlich, auf diesen Punkt näher einzugehen, um das diesbezügliche Kapitel der jüdischen Krankheitsstatistik richtig zu würdigen. Die Selbstmordfälle und -versuche der Kinder können ebenso wie deren Kriminalität gar nicht anders gedeutet werden, als dass zahlreiche Personen mit angeborener psychopatischer Konstitution in den Kulturländern zur Welt kommen und auf leichtere oder schwerere Erregung mit Selbstmordversuch reagieren. In einer Altersklasse, in welcher die grösste Lebenslust geherrscht hat und herrschen muss, kann dieser Vorgang nur auf psychopathologischer Basis erfolgen. Ganz mit Recht sieht man daher die Kriminalität und Selbstmordfälle der Jugendlichen als einen Beweis für die Zunahme der psychopathischen Personen und Geisteskrankheiten an. Anders steht schon die Beurteilung des Selbstmordes in der Altersklasse 18—30 Jahren, bei den jugendlichen Personen nach der Pubertätszeit. Nehmen wir den Fall an, dass ein Mediziner nicht sein Staatsexamen besteht und sich deswegen das Leben nimmt, so kommt doch dieses Ereignis auch bei Menschen mit gesunder Psyche vor. Der Betreffende meint nicht weiter fortkommen zu können. Es ist begreiflich, dass er in eine niedere soziale Stufe nicht hinabsteigen will. In solchen Fällen liegt eine erworbene



Sozialpsychopathie oft vor, während von einer Psychopathie im medizinischen Sinne nicht die Rede ist. Die Juden in Deutschland und nächst ihnen die Evangelischen stellen den stärksten Zugang zu den geistigen Berufen, sie haben daneben die höchste Zahl der Selbstmordfälle. Sie sind ein Beweis, wie mit der zunehmenden geistigen Arbeit eines Volkes die Selbstmordziffer steigt, weil eben die Selbstbestimmung (die erworbene Sozialpsychopathie) über das Leben mit dem Selbstbewusstsein der Gebildeten unzertrennlich ist. Und da zeigt uns eben die niedrige Selbstmordziffer der Juden im Ghetto und der Katholiken, dass man zur Verhütung und Eindämmung dieser Kulturkrankheit nicht auf kirchliche Gebundenheit zurückzukommen braucht, wohl aber natürliche, menschliche Bindungen, die dem geistigen Arbeiter der Gegenwart unbekannt sind, schaffen muss. Die natürliche Sexualpsyche schafft eine unzerstörbare Sozialpsyche: das Zusammenleben zwischen Mann, Weib und Kindern der aufgegebenen Frühehe muss auf sozialem Wege wieder eingeführt werden, der alte Junggeselle, die alte Jungfer, die kinderlose Ehe aus der Gesellschaft verschwinden. Auch hier ist vielfach die Spätehe dasjenige Moment, welches sowohl für die zum Selbstmord disponierte junge Generation und die aus freiem Entschlusse aus dem Leben scheidenden Erwachsenen die treibende Kraft abgibt. Lehrreich ist ja auch die Statistik von Rehfisch, die Grotjahn zitiert:

Nach der Berufszählung von 1882 kamen auf 10 000 Berufsangehörige Selbstmorde vor in

Landwirtschaft, Viehzucht, Garten- und Weinbau	1,1	Handel und Versicherungswesen	5,8
Bergbau und Hüttenwerke	1,6	Verkehrswesen	5,6
Metallindustrie	3,2	Persönliche Dienstleistungen	5,1
Industrie der Nahrungs- und Genussmittel	4,8	Erziehung und Unterricht	2,8
Baugewerbe	4,0	Kunst, Literatur, Presse	1,1
Künstlerische Betriebe	3,2	Kirche und Gottesdienst	3,1
		Staats- und Gemeindebeamte	5,0
		Stehendes Heer und Gendarmerie	4,2

Bereits damals hatten also Handels- und Versicherungswesen, sowie Staats- und Gemeindebeamten eine auffallend hohe, im Gegensatze dazu der gefahrvolle Dienst an Bergbau und Hüttenwerken eine auffallend niedrige Selbstmordziffer, was unsere Ansicht von dem Einfluss der verschiedenartigen Sozialpsyche nur stützen kann.

Die ärztlichen Statistiken Hellers, Ollendorfs, Gaupps, die auf pathologisch-anatomischem oder klinischem Wege einen starken Prozentteil von Geisteskrankheiten bzw. Gehirnveränderungen unter den von ihnen beobachteten Selbstmördern fanden, erstrecken sich auf ein so kleines Material, dass schon aus diesem Grunde der den Medizinern naheliegende Schluss auf den Zusammenhang zwischen Selbstmord und Geisteskrankheit keineswegs verallgemeinert werden darf. Zu diesem falschen Schlusse gelangt man bei Ausserachtlassung der täglichen Er-

fahrung und sozialpsychologischen Beobachtung. Leider wird es schwierig sein, auf dem Wege der medizinischen Personal- und Lebensgeschichten über diesen Punkt Klarheit zu gewinnnen, weil nur selten der Selbstmörder und seine Abstammung von einem Psychiater begutachtet bzw. ausreichend lange beobachtet wird.

Die Kriminalitätsstatistik ist, seitdem die Lehren Lombrosos einen Ausbau der Kriminalpsychologie angeregt haben, in mancher Beziehung für die Krankheitsstatistik zu verwenden. Beispielsweise wird man ärztlicherseits ohne Bedenken zugeben, dass die Häufung der Kriminalität bei den Jugendlichen auf eine Zunahme psychopathischer Personen schliessen lässt. Wir können uns nicht vorstellen, dass Diebstähle von Schülern irgendwie durch wirtschaftliche Notlage bedingt werden, sondern müssen diese Zuwiderhandlungen gegen die Disziplin und das Erziehungswerk auf eine angeborene psychopathische Konstitution zurückführen. Zunahme der Kriminalität der Jugendlichen bedeutet eine Vermehrung der sozial minderwertigen Personen, an denen die Pädagogik fruchtlos sich abmüht; sie bedeutet daher ebenso wie die Kindersterblichkeit und schweres Krüppeltum unter den Jugendlichen einen Ausfall des Nachwuchses.

Anders steht es mit der Kriminalität der Erwachsenen. Vergehen gegen sanitätspolizeiliche Bestimmungen, Raub, Diebstahl und viele andere Arten der Kriminalität wird man nicht immer als Ausweise der Psychopathie deuten können, namentlich wenn das sittliche Niveau des Landes, der Mangel an Schulbildung, die Volksanschauung über diese Verbrechen eine andere Auffassung als die der Kulturvölker zutage treten lässt. Hier muss man selbstverständlich in der sozialpathologischen Verwertung der Statistik vorsichtig sein.

Bemerkenswert ist für die Ghettojuden, überhaupt für die Juden, ihre geringe oder verschwindende Zahl gemeiner Verbrechen: Mord, Totschlag, Vergehen gegen die Staatsgewalt u. dgl., eine Eigenschaft, welche sie zur Kolonisation vorzüglich eignet. Derartige Verbrechen sollen z. B. bei der jüdischen Bevölkerung Palästinas überhaupt nicht vorkommen.

Es gibt aber einen Zweig der Kriminalität, der für die sozialpathologischen und Entartungserscheinungen wichtige Hinweise gibt, das ist die Sexualkriminalität. Man bedenke, dass in den früher mit Kindern und jugendlichen Erwachsenen beiderlei Geschlechts dicht besetzten jüdischen Gemeinden Deutschlands Sexualverbrechen nicht in nennenswerter Zahl vorgekommen sind, ein Beweis für die psychische Vollkommenheit und pädagogischen Erfolge der alten Juden. (Vgl. auch den früheren niedrigen Stand der unehelichen Geburten.) Wenn heute in den Bordellen Osteuropas und der Mittelmeerländer zahlreiche Jüdinnen Prostituierte sind, so dürfte das m. E. nicht auf eine psychopathische Prädisposition



zur Prostitution, sondern auf den dort meist ungehinderten Mädchenhandel und auf die aus verschiedenen Ursachen wirtschaftlicher Art, hauptsächlich wegen der Auswanderung heiratsfähiger junger Männer bedingte Ueberzahl junger Mädchen zurückzuführen sein. Ist ja auch ganz allgemein das Problem der Prostitution am wenigsten von dem einseitigen Standpunkte hereditärer Disposition erschöpfend zu beurteilen.

In neuerer Zeit häufen sich bei den westeuropäischen Juden die Sexualdelikte. Beispielsweise haben die Juden in Deutschland für die Zeit 1899—1907 in den meisten Verbrechen eine geringere Kriminalitätsziffer als die Christen. Aber dieselbe beträgt bei den Juden für Kuppelei und Zuhälterei 8,8 (Christen 5,9), für Verbreitung unzüchtiger Schriften und Aergernis durch unzüchtige Handlungen 9,8 (Christen 4,5), für Beleidigung 130,7 (Christen 97,2), für Zweikampf 0,3 (Christen 0,1). (Aus „Ost und West", August 1912.) Hier liegt nun die ursächliche Beziehung auf das vermehrte Vorkommen entarteter Personen ganz nahe. Um Klarheit zu bekommen, müsste man derartige Delikte kasuistisch, mit Hilfe medizinischer Personal- und Lebensgeschichten weiter verfolgen. Sexologische Beobachtungen und Eröterungen haben indessen ergeben, dass auch hier erworbene Krankheitszustände der von Hause aus psychisch normal veranlagten Personen nicht zu unterschätzen sind. Namentlich dürfte es feststehen, dass sexuelle Perversionen durch sexuelle Abstinenz bedingt werden können (vgl. M. Marcuse, Die Gefahren der sexuellen Abstinenz für die Gesundheit, Leipzig 1910).

Bei den westeuropäischen Juden besteht nun ein mannigfacher Zwang zur sexuellen Abstinenz. Für den jüdischen Akademiker ist die Gründung eines Hausstandes mit der wachsenden Zahl jüdischer und nichtjüdischer Anwärter immer weiter hinausgeschoben. Nicht allein zur späten Heirat ist er gezwungen, sondern auch die Wahl der Gattin ist für ihn beschränkt, sofern er nicht von Hause aus eigenes Kapital besitzt, dessen Zinsen er zu seinem Betriebseinkommen hinzufügen kann. Selbst bei anerkannter Tüchtigkeit erfährt er als Jude mannigfache wirtschaftliche Zurücksetzungen, so dass er zur Mitgiftehe gezwungen wird, die übrigens auch bei den christlichen Akademikern und Beamten an der Tagesordnung ist.

Eine Liebesehe ist für die zahlreichen jüdischen Akademiker proletarischer Herkunft schon in Rücksicht auf ihre zu versorgenden Kinder immerhin gewagt. Mutatis mutandis gilt das auch für den jüdischen Kaufmann und kaufmännischen Angestellten, wenn auch für diese wegen des Fortfalles der Repräsentationspflichten ein früheres Heiratsalter möglich ist. Vor 3—4 Jahrzehnten lagen diese Dinge für die geistigen Arbeiter überhaupt wohl viel günstiger; wenn eine Statistik hier durchführbar wäre, so würde sich wohl von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine Zunahme der Miftgiftehen unter den geistigen Arbeitern ergeben. Viel trägt



weiter bei den Juden zur Beschränkung der Kinderzahl die Rücksicht auf das gesundheitliche Wohl der Gattin und die Kindesliebe, die Sorge um das wirtschaftliche Wohl der Kinder bei, die, herangewachsen, als Juden eben denselben Unterdrückungen wie ihre Eltern ausgesetzt sein werden.

Drängen derartige Erwägungen bei den Juden weit mehr als bei den Christen zur Beschränkung bzw. Unterdrückung des Geschlechtsverkehrs, so hat andererseits der Geschlechtstrieb bei gesunden jungen Männern die Tendenz, über diese wirtschaftlichen Erwägungen sich hinwegzusetzen. Meist findet auch der junge Mann bei den Kulturvölkern, das ist in denjenigen Ländern und Städten, in welchen kein sozialer oder religiöser Zwang zur legitimen Frühehe mehr besteht, den Weg zur normalen Befriedigung des Geschlechtsstriebes bei Prostituierten oder geheimen Verhältnissen. Einige wenige bleiben oft unter schweren psychischen oder somatischen Schädigungen dauernd sexuell abstinent bis zur späten Verheiratung. Ein anderer Teil fällt früher oder später einem Verhältnis, welches „sie nicht mehr los werden können“, und welches von einem Juden als Ehemann besonders gute Behandlung erwartet, zum Opfer: es wird eine Mischehe geschlossen. Besonders ist dieses der Fall, wenn das Verhältnis „nicht ohne Folgen“ geblieben ist. Ein dritter, vorsichtiger Teil bedient sich der Verhältnisse und geheimen Prostitution, so dass ihnen keine uneheliche Konzeption oder Geschlechtskrankheit wirtschaftlichen und gesundheitlichen Schaden bringt mit Hilfe der Technik der Konzeptionsverhütung.

Aus allen diesen Ursachen ergibt sich eine Wirkung: Beschränkung und Unregelmässigkeit des Geschlechtslebens und daraus wieder gewisse noch vom Psychologen und Arzte bisher zu wenig beachtete Störungen.

So ist es klar, dass für zahlreiche jüdische Mädchen, da eben die jüdischen Männer spät heiraten oder Mischehen oder Mitgiftehen schliessen, wenn sie nicht ihrerseits die Mischehe vorziehen, der Zwang zum völligen Zölibat erwächst. Da aber beim gesunden Weibe der Trieb zur Mutterschaft etwas Natürliches ist, so sehen wir — allerdings immer noch in geringer Zahl — auch bei den jüdischen Mädchen ein Durchbrechen der sozialpsychologischen Schranken des Geschlechtstriebes, eine grössere Frequenz der unehelichen Geburten. Nach Theilhaber (Der Untergang der deutschen Juden. München 1911, Seite 76) trafen in Preussen im Verhältnis zur Geburtenzahl auf 100 jüdische Geburten uneheliche:

		Die absolute Zahl dieser unehel. Geburten bei den Juden war:			Die absolute Zahl dieser unehel. Geburten bei den Juden war:
1821/30	0,5	31	1891/95	3,0	237
1831/40	0,66	37	1896/1900	3,4	259
1841/50	0,66	50	1901/05	3,4	261
1861/65	1,2	102	1906	4,22	324
1881/90	2,5	248	1907	4,22	310



Bekanntlich bewegt sich die eheliche Fruchtbarkeit der preussischen Juden — und das erhöht die Bedeutung dieser Zahlen — in absteigender Linie.

Die uneheliche Geburt bleibt nicht die einzige Reaktion auf die sozialpsychologischen Hemmungen des Geschlechtstriebes. Wir können vielmehr hierher auch rechnen die Mischehen der Kinder streng orthodoxer Eltern: die Kinder wissen, welchen Schmerz sie ihren Eltern mit der Mischehe bereiten, können aber von dem einmal betretenen Wege nicht ablassen.

Zu weiteren Beweisen der rein erworbenen Sexualkriminalität sind die Taufen derjenigen Personen, welchen bei genügendem Reichtum dieser Schritt nicht so aufgezwungen ist, wie bei den verfolgten russischen Juden. Hier geht die Sublimierung des Geschlechtstriebes, die Liebe zum Reichtum, zur Kunst, zum Liberalismus, zur Naturwissenschaft so weit, dass dieser dem Aussenstehenden — im Hinblick auf den Bruch mit der Elternliebe und dem, was den Eltern heilig war — kriminell erscheinende Schritt begangen wird. Hierauf wird man vor allem erwidern, ich greife das Recht auf die Freiheit der Ueberzeugung an. Treffender lässt sich diesem Einwande nicht begegnen, als es Dr. Sakheim in der Jüdischen Rundschau 1912, Nr. 33, tut, in dem Artikel „Taufbazillen": „Von zwei Töchtern eines jüdischen Kommerzienrats heiratet die eine in Berlin und wird protestantisch, die andere nach Wien und wird katholisch. Das umgekehrte Verhalten ist noch nicht vorgekommen. In Moskau schwärmen alte ausgewiesene Familienväter und junge Studenten für den griechisch-orthodoxen Glauben, die jungen Israelitinnen in Saloniki für die Lehre des Propheten, auf der Halbinsel Kamtschatka begeistern sich die Juden für die hohe Lehre Buddhas. Noch nie aber hat eine reiche Israelitin in Wien oder Paris ihr Heil in der evangelischen oder griechisch-katholischen Lehre gesucht. In Berlin hat noch nie ein junger jüdischer Rechtsanwalt für den Buddhismus oder den Katholizismus geschwärmt, sondern immer nur für die Lehre Luthers."

Wahrscheinlich ist hier auch die Wurzel für die Häufigkeit der Beleidigungsprozesse bei den Juden zu suchen. Ohne die Freudsche Sexualtheorie würde man hier fälschlich ebenso auf gänzlich degenerierte Personen fahnden, wie das ein bekannter Sexologe in bezug auf die von ihm bei den preussischen Juden häufig beobachteten sexuellen Perversionen getan hat. Vor solcher ätiologischer Einseitigkeit wird man nur durch die genaue Kenntnis der sexuellen Lebensgeschichten bewahrt.

Ein Mittel gäbe es, ärzlich begutachtete sexuelle Lebensgeschichten der Medizin und Sozialwissenschaft zugänglich zu machen, die kasuistische Bearbeitung der Ehescheidungsprozesse. Ganz zwecklose Arbeit bedeuten die Statistiken der Ehescheidungen, und weil sich die Zunahme der letzteren herausgestellt hat, ist eine Ehescheidungskasuistik drin-



gend erforderlich, zumal die ärztliche Ausbeutung der Akten gar keine Schwierigkeiten machen dürfte. So würde sich ergeben, aus welchen Gründen Untreue der Ehegatten erfolgt und jüdische Ehen und Mischehen gelöst werden.

Schliesslich sei noch für den ursächlichen Zusammenhang zwischen gestörtem Sexualleben und Kriminalität nachstehende Tabelle aufgeführt, welche ich einem Hinweise von Herrn Dr. Wendt, Bibliothekar am Preussischen Statistischen Landesamte verdanke. Starke gibt in seinem Buche „Verbrechen und Verbrecher in Preussen" (Berlin 1884), Seite 218, eine Aufstellung über das prozentuale Verhältnis der von 1855—1878 von den preussischen Schwurgerichten abgeurteilten Angeklagten nach den Berufsverhältnissen. Und zwar sind folgende Berufsgruppen unterschieden:

I. Arbeitsleute, Tagelöhner, Häusler und ähnliche Personen ohne bestimmten Erwerb;
II. Dienstboten, Knechte und ähnliche Personen im Gesindeverhältnis;
III. Gesellen und Gehilfen im Gewerbe, Fabrikation und Handel;
IV. Selbständig arbeitende Handwerker;
V. Handelsleute, Krämer und ähnliche Gewerbe;
VI. Besitzer ländlicher Güter, Fabrikbesitzer, Grosshändler und Kapitalisten;
VII. Beamte, Aerzte, Geistliche und sonstige Gebildete;
VIII. Stand und Gewerbe unbekannt.

Die Prozentsätze lauten für diese verschiedenen Gruppen:

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII		I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII
1855	58	11	13	7	3	4	3	1	1867	50	11	17	9	5	5	3	0
1856	62	10	11	7	3	3	3	1	1868	53	10	15	9	5	5	3	0
1857	55	10	14	9	4	4	3	1	1869	51	10	15	9	6	5	3	1
1858	49	11	16	9	5	5	4	1	1870	48	10,5	17	10,5	5	4	4	1
1859	51	11	16	8	4	5	4	1	1871	51	9	17	9	5	4	4	1
1860	50	12	16	9	5	4	3	1	1872	49,2	8,6	18,3	8,4	5,8	4,5	4,6	0,5
1861	53	11	15	9	4	4	3	1	1873	48,6	9,1	20,0	8,7	5,6	3,9	3,8	0,2
1862	49	12	16	9	6	3	4	1	1874	50,0	8,8	17,7	8,0	6,2	4,6	4,2	0,5
1863	45	13	16	11	6	4	4	1	1875	47,2	8,1	19,7	8,3	7,1	4,4	4,7	0,5
1864	47	11	17	10	6	4	4	1	1876	47,1	8,7	18,7	9,1	7,6	4,1	4,4	0,2
1865	46	12	18	9	6	5	3	1	1877	45,4	7,4	20,5	10	7,3	4,3	4,6	0,5
1866	48	11	18	9	5	4	4	1	1878	44,7	7,1	20,2	10,2	8,5	4,3	4,5	0,4

Also nur I und II zeigen einen Rückgang, während VI unverändert bleibt. III, IV, V, VII zeigen eine Zunahme: hier dringt zuerst die Spätehe ein.

Von Wichtigkeit für die jüdische Krankheitsstatistik wäre auch die Zählung der künstlerischen Talente auf allen Gebieten der Kunst, ob deren Status in Zu- oder Abnahme begriffen ist. Die gegenwärtige Ver-

breitung der Juden unter den Künstlern beweist, dass die frühere Art der Fortpflanzung (Frühehe, Gattenwahl nach dem Jichus, Mehrkinderehe usw.) der Vererbung der Talente günstig war. Vielleicht trägt die Sublimierung des Geschlechtstriebes viel zur Wahl eines künstlerischen Berufes bei. Die Abnahme der Talente würde auf mangelnde Züchtung des Künstlertums — Spätehe, Geschlechtskrankheiten, Wahl einer unkünstlerischen Gattin, Kinderarmut — schliessen lassen. Bei den deutschen Bühnenangehörigen stehen hinsichtlich der Abstammung schon jetzt die Theaterangehörigen an dritter Stelle (an erster Kaufleute, an zweiter Beamte). (Vgl. Dr. Charlotte Engel-Reimers: Die deutschen Bühnen und ihre Angehörigen. Leipzig 1911, Seite 694).

Offenbar sind diese statistischen Methoden und ihre Ergebnisse in allen Ländern, in welchen die Juden überwiegend Kaufleute und Angehörige der freien Berufe sind, für die Krankheitsstatistik der geistigen Arbeiter überhaupt von grosser Wichtigkeit, so dass die beiderseitigen Ergebnisse zur gegenseitigen Erklärung herangezogen werden können, so besonders bei der Medizinalstatistik der Beamten. So zeigt die Sterblichkeit der deutschen Beamten niedrige Zahlen. (Prinzing, Handb. d. med. Statistik, Jena 1906). Man hat diese Eigenschaft auf die ärztliche Auslese und die Regelmässigkeit des Dienstes zurückgeführt. Bei näherem Zusehen aber ergibt sich, dass nicht die höheren Altersklassen, wie man erwarten müsste, sondern auffallenderweise die mittleren Altersklassen von dieser Sterblichkeit stark betroffen sind. Vergleiche meinen Aufsatz über die Sterblichkeit der Post- und Eisenbahnbeamten. Deutsche Nachrichten Nr. 99 und Nr. 104. Danach hatten 1909 bei den Gestorbenen der im Bureaudienst tätigen Eisenbahnbeamten 33% ein Alter bis zu 50 Jahren erreicht (Ges. Sterblichkeit 9 Promille). In der äussern Abfertigung lauten diese Zahlen 56% und 5,6 Promille Ges.-Sterbl., in der innern Abfertigung 43,9% und 6‰, im Lokomotivdienst 59% und 3,1‰, in der Zugbegleitung 56% und 6,2‰, in der Bahnbewachung 52,9% und 6,3‰, im Werkstätten- und Maschinendienst 50% und 5,3‰, 1910 bei den höheren Postbeamten 18,75% und 14,5‰, bei den mittleren Postbeamten 78% und 4,4‰, bei den Telegraphen- und Fernsprechbeamten 66% und 5,6‰, bei den Post- und Telegraphengehilfinnen 100% und 2,3‰, bei den Unterbeamten 76% und 4,4‰, bei den Landbriefträgern 77% und 3,6‰. Ein ganz ähnliches Verhalten zeigen die preussischen Juden, bei denen trotz Abnahme der Geburtenziffer und Kindersterblichkeit die Gesamtsterblichkeit im Steigen begriffen ist: die als hygienische Errungenschaft gepriesene Verringerung der Sterblichkeit geht auf Kosten der mittleren Altersklassen vor sich, es muss in beiden Vergleichsgruppen eine in den mittleren Altersklassen weit verbreitete Kränklichkeit vorhanden sein, die mit Sexualstörungen in ursächlichem Zusammenhange steht. Und wenn bei den Post- und Telegraphengehilfinnen der



Prozentanteil der mittleren Altersklassen an der Sterblichkeit am höchsten ist, so bieten die Berliner Jüdinnen eine analoge Erscheinung, indem sie 1903 eine höhere Sterblichkeit als die Christinnen aufweisen. Gleiche Ursachen, nämlich Berufstätigkeit und Zölibat der Frauen, erzeugen gleiche Wirkungen: steigende Kränklichkeit und Sterblichkeit der mittleren Altersklassen. Ganz ähnliche Ergebnisse liefert die Vergleichung der Todesursachenstatistik beider Gruppen. Aus den Sterbekarten der mittleren Postbeamten (Beiträge zu den Krankheiten der Postbeamten) ergibt sich, dass viele dieser körperlich dreimal vom Postvertrauensarzt, Militärarzt und Arzt der Lebensversicherungsgesellschaft untersuchten Männer ohne Zucker oder Eiweiss im Urin bei der Aufnahme gefunden und dennoch an Zuckerkrankheit oder chronischer Nierenentzündung gestorben waren.

Noch mehr wird die „Lehre vom Zusammenhange dieser Krankheiten mit der Rassenpathologie“ durch die Sterbelisten des Preussischen Beamtenvereins Hannover ad absurdum geführt. (Ueber die Todesursachen der beim Preussischen Beamtenverein Hannover von 1903—1908 im Alter von 31—50 Jahren verstorbenen Versicherten, Sexualprobleme 1911). Hieraus geht mit aller Deutlichkeit hervor, dass es sich um erworbene Krankheitszustände handelt; die konfessionelle Statistik einer ganzen Stadt erfährt ihren Kommentar durch die Ergebnisse der Todesursachen dieser Lebensversicherten.

Und weil sich hier trotz des Rückganges der Tuberkulosesterblichkeit von 1903—1908 ein Steigen der Gesamtsterblichkeit offenbart, so werden wir folgerichtig den Rückgang der Tuberkulose bei der wohlhabenden Bevölkerung und auch bei den westeuropäischen Juden nicht als hygienischen Erfolg deuten, wie es vielfach geschieht, sondern werden uns sagen müssen: dieser Rückgang kommt dadurch zustande, dass andere Todesursachen sich gewaltig vordrängen, so Syphilis, Krebs, Zuckerkrankheit, Herzleiden u. a. Ein hygienischer Erfolg müsste mit einem Rückgange der Gesamtsterblichkeit und der Sterblichkeit in allen Todesursachen begleitet sein, wie das bei den osteuropäischen Juden stellenweise beobachtet ist.

Die deutsche Reichspost- und Telegraphenverwaltung, ebenso auch die Preussisch-Hessische Eisenbahngemeinschaft hat über ihre Beamten Krankheitsstatistiken mitgeteilt, an denen die geradezu enorme Verbreitung der Nervenkrankheiten auffällt. Kommt hier die berufliche Tätigkeit bei diesem wirklich ausgesuchten Menschenmaterial als Ursache in Betracht oder ausserberufliche Umstände: Störungen der Ernährung oder des Sexuallebens? Man sieht jedenfalls, auch hier führt die Heranziehung der Rassepathologie für die Verbreitung der Nervenkrankheiten unter den Juden zu einer falschen Erklärung, weil die amtlich für die Post-



und Eisenbahnbeamten mitgeteilten Zahlen das Ergebnis einer direkten Krankheitsstatistik sind, die bei den Juden noch nicht angewendet ist.

Wenn erst die Berufsvereine und wirtschaftlichen Verbände diese direkte Krankheitsstatistik selbst in Angriff nehmen werden, dürfte sich noch weiteres Material über die Verbreitung und Ursachen dieser Nervenkrankheiten ergeben.

Bemerkenswert ist schon heute, dass bei den Frauen der mittleren Postbeamten Unterleibsleiden die häufigste Krankheit abgeben (Fortschritte der Medizin 1912). Ueber die Krankheiten der Kinder dieser Beamten, über Zahl und Ursache von Geisteskrankheiten, Selbstmord und Kriminalfälle, über die Verbreitung künstlerischer Talente zu forschen, ist eine künftige Aufgabe dieser Verbandsstatistik und -kasuistik, welche z. B. hinsichtlich der Familienforschung mit keinen beträchtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird.

Der Wert der medizinischen Statistik dieser und verwandter Berufskreise liegt einmal in der genauen Fragestellung, ob eine berufliche oder ausserberufliche Massenkrankheit vorliegt und ferner in der ärztlichen Auslese. Genügt die Konstitution bei der Aufnahme bestimmten ärztlichen Anforderungen, so tritt die Vererbung als Krankheitsursache in den Hintergrund gegenüber den sozial bedingten Störungen der Ernährung, Wohnung und des Geschlechtslebens. Tod und Todesursache in den mittleren Altersklassen dieser Berufskreise kann eben nicht wie bei den Kindern und Jugendlichen mit angeborener körperlicher Entartung, die wahrscheinlich oft bei der ärztlichen Auslese des Kandidaten sich offenbart hätte, in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden.

Da aber auf die berufliche Tätigkeit die Häufung verschiedenartiger Todesursachen, wie ich in den Beiträgen zu den Krankheiten bei den Postbeamten betonte, nicht zurückgeführt werden kann, so stehen in ätiologischer bzw. sozialpathologischer Beziehung nur die Störungen der Ernährung, der Siedlung und des Geschlechtslebens zur engeren Wahl, während der Berufstätigkeit geistiger Arbeiter ebenso wie z. B. dem Alkoholismus die Rolle des ausschlaggebenden Faktors, des die Krankheit verschlimmernden — aber nicht bedingenden — Momentes verbleibt.

Die richtige Abgrenzung der sozialpathologischen Faktoren, die Entscheidung, welchem derselben im Einzelfalle die eigentliche ursächliche Bedeutung zukommt, hängt ab einmal vom Stande der medizinischen Wissenschaft überhaupt — z. B. ergibt jetzt die Wassermannsche Reaktion den unzweifelhaften wirklichen Zusammenhang einer Leberzirrhose, Aortenaneurysma u. a. mit syphilitischer Infektion — andererseits von der genauen Beobachtung des Einzelfalles in Rücksicht auf die sozialpathologischen Faktoren (Medizinische Lebensgeschichte). So lange wir noch nicht im Besitze einer derartigen umfassenden Kasuistik sind, haben wir die



Ergebnisse der medizinischen Statistik geistiger Arbeiter zu berücksichtigen, und diese Ergebnisse sprechen, wie ausführlich dargelegt worden ist, stark für die ursächliche Bedeutung der Sexualpathologie, weisen auf die Notwendigkeit weiterer sexualpathologischer Forschung hin. Insbesondere ist es von grösster Wichtigkeit, die Folgekrankheiten der Geschlechtskrankheiten und des Zölibats kennen zu lernen.

Schon jetzt ersehen wir auf diesem Gebiete, dass die krankmachenden Wirkungen des Alkohols selbst bei gewohnheitsmässigem Genusse leicht überschätzt werden können. Gewiss zeigen die Berufe, welche ihre Angehörigen zu Trinkern „erziehen", eine höhere Sterblichkeit, als die nicht dem Alkoholismus ausgesetzten Berufe (vgl. Prinzing H. d. m. St., Seite 477—81).

Und so weisen auch die Post- und Telegraphenbeamtinnen von allen Gruppen des Postdienstes die niedrigste Sterblichkeit auf. Diese hindert aber nicht den bedeutenden Prozentanteil der mittleren Altersklassen an der Sterblichkeit und die auffallende Häufigkeit der Tuberkulose unter ihnen. Folglich ist der Alkoholismus nur ausschlaggebender Faktor, nicht die eigentliche Ursache ihrer Kränklichkeit. Zu demselben Resultate gelangt man bei dem Vergleiche der lebensversicherten Männer und Frauen. Wenn man also in Berufen, deren Vertreter ständig dem Alkoholismus ausgesetzt sind, eine auffallende Häufung von Krebs findet, so bildet der Alkoholismus nicht die Ursache, sondern bewirkt ein rascheres Absterben: er bricht die Widerstandsfähigkeit des ganzen Körpers, so dass dieser einer Infektions- oder Konstitutionskrankheit schneller erliegt als des Enthaltsamen. Die Wirkungen des Alkoholismus sind zu sehen an der Differenz der Sterblichkeit und an Konstitutionsschädigungen der Nachkommen (besonders Idiotie, deren massenhaftes Auftreten bei den Kindern der deutschen Juden in der Gegenwart im Gegensatze zur Vergangenheit beobachtet wird).

Aehnlich steht es mit der Ueberschätzung fehlerhafter Ernährung als einer zum Tode führenden Krankheitsursache. Weil es zahlreiche Menschen gegeben hat und gibt, die trotz täglicher (sogar mehrmals täglicher) reichlicher Fleischnahrung ein hohes Alter erreichen — z. B. ist hier auf viele regierende Fürsten hinzuweisen—so scheint es mir unrichtig, bestimmte Krankheiten und Todesursachen (z. B. Diabetes) bei den Wohlhabenden auf die Polyphagie zurückzuführen. Auf der anderen Seite gibt es viele Menschen, die trotz ständiger proletarischer Ernährung ein hohes Alter erreichen, wie auch neuerdings aus der Arbeit von J. Funk (Bremer Statistik 1911, Nr. 1) hervorgeht, dass bei den Personen über 60 Jahre in allen verschiedenen Einkommensgruppen die Todesursachen eine gewisse Gleichmäsigkeit erkennen lassen. Als ausschlaggebender Faktor, der zur Verschlimmerung bzw. zu rascherem Ableben bei einer an-



steckenden Krankheit führt, wirkt selbstverständlich sowohl die Luxus- als die proletarische Ernährungsweise.

Ergibt sich somit für den Arzt aus dem Studium der jüdischen Krankheitsstatistik der Hinweis, die Sexualpathologie und Sexualpsychopathie als Ursachen weit verbreiteter Massenkrankheiten weiter zu erforschen, so zeigt dieses Gebiet dem Nationalökonomen und Politiker zweierlei wichtige Ergebnisse.

1. Mit Notwendigkeit geht die Tendenz der Bevölkerungsbewegung in Deutschland dahin, dass die katholische Bevölkerung den Hauptbestandteil der Einwohnerschaft bilden wird. Bei weiterer friedlicher Entwicklung wird Deutschland ein überwiegend katholisches Land werden. Die Ursache hierfür ist nicht in der Binnenwanderung oder in der Zunahme der Uebertritte zum Katholizismus, sondern in der durch die Sexualpathologie bedingten geringeren Vermehrung der evangelischen und jüdischen Bevölkerung zu suchen. Die evangelische Bevölkerung nähert sich oder übertrifft die Juden in der Ziffer der Selbstmorde, Geisteskrankheiten, Mischehen und in der Besetzung geistiger Berufsarbeit. Letzteres Moment bedingt Spätehen mit allen ihren Folgeerscheinungen, insbesondere Zunahme der kinderlosen Ehen.

2. Die Zukunft der geistigen Arbeit ist leicht vorauszubestimmen. Der Untergang der deutschen Juden bedeutet, dass die geistigen Arbeiter eines Volkes mangels der Regelung ihrer Fortpflanzung in absehbarer Zeit aus dem Menschenmaterial anderer Völker bezogen werden müssen: bei weiterer friedlicher Entwicklung werden Slawen, Mongolen und Neger als Aerzte, Beamte, Ingenieure usw. in die europäische Kultur eintreten. Wir haben hier ein Problem des Kapitalismus vor uns. Die geistigen Arbeiter der Gegenwart haben zu einem grossen Prozentsatz überhaupt keine Kinder, zu einem anderen Teil scheidet von ihren Sprösslingen eine gewisse Zahl durch Tod oder soziale Minderwertigkeit aus. Von den übrigen hat nur ein Teil die Fähigkeit, die hohen Anforderungen, welche gerade an diese Berufszweige gestellt werden, zu erfüllen. Die Schwestern dieser Männer können die überkommenen schöpferischen Fähigkeiten der nächsten Generation nicht weiter geben, weil sie gezwungen sind, ledig zu bleiben oder ebenfalls eine Spätehe zu schliessen. So muss denn aus denjenigen Völkerschaften und Volksteilen Ersatz herangezogen werden, in denen sich die Früh- und Mehrkinderehe dank ihrer Isolierung erhalten hat.

Schliesslich ergibt sich, wenn bei dieser Gelegenheit die Fruchtbarkeit in der Nachkommenschaft verfolgt wird, die Erkenntnis, welche biologische Bedingungen der Kapitalsbildung bzw. -akkumulation zugrunde liegen. Ich nehme folgendes Beispiel: Von Eduard von Simson, dem Präsidenten der ersten deutschen Nationalversammlung und dem ersten Präsidenten des deutschen Reichsgerichts, überlebten 5 Söhne und

3 Töchter. Hätten diese ihrerseits so viel Kinder als der Vater gehabt, so müssten 64 Enkel vorhanden sein. In Wirklichkeit ist deren Zahl viel kleiner, weil 2 Töchter sich nicht verheiratet haben.

In einer Familiengeschichte N. N. haben die Urgrosseltern 9 Kinder, davon starben 1 Sohn im Alter von 20 Jahren, eine Tochter im Alter von 19 Jahren. Die überlebenden 3 Söhne sind verheiratet und sind jetzt 69, 60, 54 Jahre alt. Von den überlebenden 4 Töchtern sind 3 verheiratet, eine eheverlassen. Die Töchter sind jetzt 68, 66, 64, 58 Jahre alt. In der ersten Generation beträgt also die Kinderzahl 9, die Kindersterblichkeit 22,2%. Folglich müssten bei gleicher Fruchtbarkeit und Sterblichkeit in der zweiten Generation mindestens 63 überlebende Kinder vorhanden sein. Tatsächlich beträgt diese Zahl aber nur 31. Wie kommt dieser Ausfall zustande? Nur drei Kinder erreichen oder übertreffen die Fruchtbarkeit der Eltern, nämlich der älteste Sohn mit 9 geborenen, 7 überlebenden, der jüngste Sohn mit 9 geborenen, 3 überlebenden, die älteste Tochter mit 9 sämtlich lebenden Kindern. Dagegen verheiratet sich ein Sohn zu 28 Jahren mit einer 10 Jahre älteren Gattin, ihrer Ehe entspriesst nur ein Kind. Eine Tochter wird nach der Geburt des Kindes von ihrem Manne verlassen und heiratet nicht wieder.

Von den 31 Enkeln sind bisher 19 verheiratet. Von diesen sind 5 kinderlos, die übrigen haben zusammen 34 Kinder, so dass die Zahl der Urenkel bisher 34 beträgt und insgesamt sich auf $31 \times 1{,}79 = 55{,}49$, also auf rund 56 voraussichtlich anwachsen wird. Aus diesem Studium von Familiengeschichten ergeben sich die mannigfachen Formen der Fruchtbarkeitsbeschränkung bzw. des Geburtenrückganges.

Für das weibliche Geschlecht sind anzuführen:

1. Ledigbleiben der Mädchen, dauerndes Zölibat;
2. Fehlende Wiederverheiratung der eheverlassenen, geschiedenen und in gebärfähigem Alter verwitweten Frauen;
3. Heirat an der Grenze des gebärfähigen Alters;
4. Konstitutionsschwächung infolge des väterlichen Alkoholismus, welche, zumal wenn auch der Gatte gewohnheitsmässig trinkt, bei Unfähigkeit des Selbststillens und künstlicher Säuglingsernährung zu starke Kindersterblichkeit bewirkt;
5. Erworben oder angeboren mangelhafter Geschlechtstrieb;
6. Erworbene oder angeborene Veränderungen der Genitalorgane.

Für das männliche Geschlecht sind zu nennen:

1. vorehelich erworbene Syphilis oder Gonorrhoe oder beide Krankheiten;
2. im vorehelichen Geschlechtsverkehr erworbene Schwächung des Geschlechtstriebes;
3. im Hinblick auf die durch den gewohnheitsmässigen Alkohol-



genuss entstehende Nervenschädigung verspätetes Heiratsalter: bei früherer Eheschliessung würden mehr Kinder überleben.

Man sieht also auch hier, die Auffassung, dass der Geburtenrückgang hauptsächlich durch die Anwendung der Präventivmittel bewirkt wird, ist unrichtig.

Man sieht ferner: Kapital, das ist das zur Ernährung einer Familie vorhandene Vermögen oder erworbene Einkommen, kann nur dadurch gebildet oder akkumuliert werden, dass eine Generation mit natürlicher Vermehrung durch eine oder mehrere Generationen mit starker, in den eben genannten sozialen Formen erfolgender Beschränkung des Geschlechtstriebes in der Deszendenz abgelöst wird. Insbesondere wird Kapital akkumuliert, indem auf dem rechtlichen Wege der Erbschaft das erworbene Vermögen der kinderlosen und zölibatär gebliebenen Geschwister und Verwandten an die vorhandenen Familienbildner fällt. Würden die Kinder der zweiten Generation nach dem Typus der ersten Generation sich vermehren, so könnte Kapital nicht gebildet werden. Und würde die dritte Generation nach dem Typus der ersten sich vermehren, so würde statt der Akkumulation der Zerfall des Kapitals die Folge sein. (Vgl. die Sozialpsychologie und Sozialpsychopathologie der Juden usw. Zeitschr. für Religionspsychologie Bd. III, H. 12.) In Anbetracht dieser Sachlage erkennen wir, dass Sombart die Erklärung der Entstehung des Kapitalismus vorbeigelungen ist.

Weder die angeborenen Eigenschaften der Juden, noch weniger die Prinzipien ihrer Ueberlieferung stehen zum Kapitalismus in ursächlicher Beziehung, sondern einzig und allein das Zölibat, zu welchem sie aus wirtschaftlichen, politischen und vor allem beruflichen Gründen gezwungen sind. Weder bei der katholischen noch bei der evangelischen Bevölkerung dürften prozentual so viele Familien mit zölibatären Anhängseln vorhanden sein, als bei den emanzipierten Juden im 19. und 20. Jahrhundert. Diese zölibatären Anhängsel finden nicht das passende Objekt für den Sexualtrieb wieder (Freud), sondern bleiben einmal auf der Stufe des primitiven Autoerotismus, der Liebe zu Geschwistern und den engeren Blutsverwandten stehen, während die zur Befriedigung ihnen dienenden Weiber keinen tieferen Eindruck, keine Liebe in ihnen erwecken; andererseits erheben sie sich zu einer Sublimierung des Geschlechtstriebes.

Diese Entwicklung ist trotz der weiteren Fortschritte der Assimilation, trotz der Zunahme der Mischehen, immer noch deutlich zu erkennen.



Zur „rekonstruktiven Psychologie“ Paul Natorp's.

Von Dr. **Max Cohn**, Arzt in Berlin N.

I.

Die Aufgabe der Psychologie ist die gleiche wie die aller anderen Wissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaften. Alle sind sie in letzter Instanz objektivierende Wissenschaften, oder mit anderen Worten: alle streben sie nach Allgemeingültigkeit und objektiver Notwendigkeit d. h. Gesetzlichkeit ihrer Erkenntnisinhalte. Nur die Richtung, nach welcher Naturwissenschaft und Psychologie objektivieren, ist eine entgegengesetzte. Zur Voraussetzung hat, wie Natorp hervorhebt, dieser Richtungsgegensatz die Bezugseinheit, im Sinne einer durch allseitige Korrelation geschlossenen Einheit, mittels welcher die Entwicklung ins Besondere, ins enger und enger Bestimmte begründet und die Wissenschaft als solche überhaupt erst gekennzeichnet wird. Die Wissenschaft gibt Gesetze, ihr Ziel ist Vergegenständlichung oder Objektivierung. Für die Psychologie kommt hierzu noch das besondere Moment, dass sie gar nicht eine wissenschaftliche Disziplin ist, die parallel den anderen Wissenschaftsgebieten mit den Mitteln der Logik allein herzustellen ist; denn sie ist nicht Wissenschaft vom Objekt, sondern ihre innerste Aufgabe ist die, eine Wissenschaft vom Subjekt, von dessen „Erlebnissen“ oder von denjenigen spezifischen, unräumlichen Erscheinungen und Vorgängen zu sein, welche in den einzelnen, mit einem Nervensystem ausgestatteten physischen Individuen in eigenartiger zeitlicher Existenz vorhanden sind. Zur Lösung der Aufgabe der Psychologie will nun Natorp mittels eines Verfahrens gelangen, das gleichsam eine Einkreisung ist, indem er den Rahmen der objektiven Bestimmung enger und enger zieht und das unmittelbar Erlebte, das „Subjektive“ mittels eines solchen Prozesses, der dem unendlichen Objektivierungsprozesse entspricht, aus seiner begrifflichen Umhüllung herausschält.

Wer sich eine solche Aufgabe stellt, muss aber zunächst und zum mindesten die objektive Bestimmung für die anderen wissenschaftlichen Gebiete, in denen es sich um räumliche und zeitliche Dinge und Sachverhalte, um gleichsam „massivere“ Dinge als in der Psychologie handelt, mit voller Sicherheit vollziehen können. Allein nicht einmal das vermag meines Erachtens Natorp mit seinen Grundsätzen und Anschauungen zu leisten. Um so weniger dürfte er das von ihm für die Psychologie Erstrebte, die eine Wissenschaft von ausschliesslich und allein unräumlichen Vorgängen ist, zur Vollendung bringen können. Nun „besteht“, wie Natorp hervorhebt, „nach Kants unwidersprechlicher Feststellung jede Objektivierung in nichts als der Erkenntnis der Regel, des Gesetzes“. „Ein Objekt der Wissenschaft ist ein solches Gesetz, eine solche Regel der Einheit, in welcher ein Mannigfaltiges uns, den Denkenden, sich vereinigt, um von uns verstanden zu werden.“ „Die Regel ist als solche fest und diese Festigkeit der Regel stellt das in ihr Gesicherte als Gegenstand, als Objekt der schwankenden, schwebenden Vorstellung gegenüber und hebt es so gleichsam aus dem flutenden Strom der Subjektivität heraus. Für die Wissenschaft ist daher der Gegenstand geradezu das Gesetz, das Gesetz der Gegenstand.“ Dieser selber „bleibt immer Problem“; „nach ihm wird fort und fort gefragt“. Dies ist eine Konsequenz dessen, dass einmal, nach einem treffenden und schönen Ausspruch Cohens, das Denken „rastloses Bedingen“ ist und dann jeder Gegenstand nie in allen seinen Teilen erschöpfend analysiert werden kann, sondern immer noch einen Rest enthält,



der seiner Auflösung noch harrt und gleichsam das Ideale, die Idee des Gegenstandes in sich fasst. Auch nur mittels des Prozesses der Erfahrung, der ein unendlicher, nie zu seinem Ende gelangender und immerfort von neuem anhebender und anregender ist, kann daher das Objekt uns näher gebracht, erforscht und (relativ, d. h. bis auf seinen stets neu auftauchenden Rest) erkannt werden.

All dies besteht sowohl für den kritischen Realisten als auch den Idealisten zweifellos zu Recht. Zweifelhaft wird es erst bei Natorps Anschauungen und Voraussetzungen, die uns durchaus meines Erachtens nicht darüber aufklären, ob wir bei ihnen auch wirklich im Gebiete der Objektivität oder Dinglichkeit uns befinden und von ihm ausgehen. Ebenso zweifelhaft ist es, ob diese Anschauungen und Voraussetzungen überhaupt es uns ermöglichen, das Gebiet der Objektivität, insofern es die physikalischen Dinge und Sachverhalte der wirklichen und wirkenden, extramentalen Natur auch wirklich umfasst und in sich begreift, zu erreichen, oder ob wir nicht vielmehr mit Natorps Grundsätzen einem falschen Scheine von objektiver Erkenntnis nachgehen und unterliegen. Nach dem kritischen Idealismus Natorps sollen wir allerdings mittels seiner Voraussetzungen und Grundsätze zur objektiven Erkenntnis gelangen können, während er diese meines Erachtens aufhebt bzw. nur in eine Einsicht in die Natur der Subjektivität verwandelt. Dies deswegen, weil Natorp und mit ihm alle Idealisten irgendwelcher Observanz die Seinsstufen mit den Modalitätsstufen im Gefüge der Erkenntnis identifizieren und in jedem Falle, ob es sich nun um Erkenntnis oder um das wissenschaftliche „Sein" handelt, die Notwendigkeit der Wirklichkeit überordnen. Allein diese Ueberordnung ist nur im Gefüge der Erkenntnisstufen gerechtfertigt und zulässig. Und wirkliche Erkenntnis der Objektivität und Wahrheit ist auch nur dann möglich, wenn die Vorstellungsformen unseres Subjekts bzw. die Erscheinungen, die ihm werden, mit den Daseinsformen der physischen und wirklichen Dinge, mit der Wirklichkeit der Sachverhalte und deren Begriffen im funktionalen Sinne übereinstimmen und identisch sind; denn einmal ist alles, was ist, notwendig und ist notwendigerweise so geworden, wie es ist; dann kann es auch nur als Notwendiges in seinen notwendigen Zusammenhängen, durch die es geworden ist und in denen es steht und solange bleibt, als wir es nicht etwa unseren Bedürfnissen gemäss verändern, erkannt werden; und drittens ist jeder Begriff, weil er auf Funktion beruht und funktionalen Sinn und Charakter hat, die Sache selber, mit ihr identisch und gleichsam nur ein Differential; als solches Differential strebt es eben zum Ganzen, aus dem es nur herausgelöst ist, als ergänzungsbedürftig, unvollständig und gleichsam ungesättigt. Insofern war Hegel völlig im Recht, wenn er erklärte, dass eine Sache aus ihrem Begriffe zu verstehen sei; nur nicht etwa aus dem konkreten Begriffe, sondern aus dem das Konkrete bestimmenden, mit dem Sachverhalte oder Dinge übereinstimmenden sog. identischen. Die Sachverhalte oder Dinge in diesem funktionalen Sinne und Charakter bestehen aber als solche zunächst noch völlig unabhängig vom Subjekt, führen ein extramentales Dasein und können nur mittels ihrer transzendentalen, d. h. der gedanklichen Beziehungen, die wir als die Denkenden zu ihnen haben, verstanden, erkannt und rationalisiert werden, weil das Logische ein Erzeugnis und integrierender Bestandteil der Natur ist und diese mit ihrem Wirklichkeitsinhalt und ihrer objektiven Notwendigkeit unsere Denkfunktionen zur Reaktion zwingt; denn diese selber gehören auch zur Natur, sind deren Produkt und wirken in Korrelation mit den wirklichen Dingen auf sie wieder zurück. Vornehmlich hierdurch ist auch erst ein vom Subjekt



losgelöster, d. h. objektiver Erkenntnisinhalt und damit objektive Wahrheit zu erlangen ermöglicht. Gerade das will aber Kant mit seinen verschiedentlichen, allerdings häufig auch verschieden lautenden Formaldefinitionen der Wahrheit ausdrücken, von denen die meines Erachtens hier für uns wichtigste dahin geht, dass „Wahrheit in der Uebereinstimmung einer Erkenntnis mit ihrem Gegenstande besteht“. (K. d. r. Vernunft. S. 81. Einleit. Reclam Ausg.)

Hier muss unter „Gegenstand“ allerdings das rationalisierbare, erfahrbare und wissenschaftliche Ding, in dessen Flusse des Werdens, realem Inhalt und wirklicher Form verstanden werden, damit man zur objektiven Wahrheit auch tatsächlich gelangen kann. Sonst bleibt man nur im Subjektiven und stets nur in den formalen Beziehungen, die den Gegenstand als solchen nur subjektiv konstruieren. Objektive Wahrheit jedoch ist nur die, die den Inbegriff der die Dinge als solche formenden Beziehungen ausmacht, wobei diese zugleich mit der diesen Dingen als wirklichen, von selber eignenden Notwendigkeit vorhanden sind; d. h. objektive Wahrheit ist und erfordert Uebereinstimmung der formalen Beziehungen und der wirklichen „Dinge“ oder „Begriffe“ im funktionalen Sinne. Daher ist denn auch bereits ein jedes Ding als Einzelfall und als ein wegen seiner Wirklichkeit auch notwendiges Ding, dem alles Geschehen als etwas gleichfalls Notwendigkeit Einschliessendes analog ist, allein für sich ausreichend, um aus ihm mittels unserer Denkfunktionen ein „Gesetz“ oder eine „objektive Regel“ herauszulesen. Und daher ist auch z. B. in den Naturwissenschaften, in denen alles Erkennen aus der Beobachtung genommen wird, und alles in der Form der Einzelheit auftaucht, als singuläre, besondere einzelne Tatsache oder als singuläres Ding, zwar noch kein „Gesetz“ im eigentlichen Sinne, wohl aber ein Ansatzpunkt mittels jener Einzeltatsache uns geboten, durch welche wir befähigt sind zu einem „Gesetz“ zu gelangen. Dieses stellen wir eben aus den Naturzusammenhängen der einzelnen wirklichen Sachverhalte und Dinge und deren dieser Wirklichkeit integrierenden Notwendigkeit fest und es ist auch mit dieser identisch. Das alles wieder völlig im Sinne Kants, der ausdrücklich davor warnt, dass „niemand bloss mit der Logik sich wage, über Gegenstände zu urteilen und irgend etwas zu behaupten, ohne von ihnen vorher gegründete Erkundigung ausser der Logik eingezogen zu haben ...“ (Kant, Kr. d. reinen Vernunft. S. 83. Einleitung.) Gerade dieses Wagnis charakterisiert aber Natorp und seine Schule, die nur mit der Logik, allerdings mittels der transzendentalen Logik, allein es unternehmen möchten, über Sachverhalte und Dinge der Naturwirklichkeit zu urteilen. So beurteilen sie z. B. Ding und Sein sc. das erfahrbare, wissenschaftliche Sein, von dem hier gesprochen wird und überhaupt nur geredet werden darf, sogleich als Arten logischer Gesetzesbestimmung, während diese doch erst nach einem mit ihnen vorzunehmenden Prozess zu solchen Arten werden. Selbst die Anschauung lassen sie ihren Grundsätzen gemäss nur mittels des „reinen Denkens“ sich realisieren, den „Begriff“ über „Anschauung“ ohne weiteres stehen und ihn damit gleichsam selber sich gebären, während der tatsächliche Vorgang nur die Verarbeitung von Anschauung und Vorstellung zu Begriffen zeigt und lehrt. Kant suchte dem dadurch vorzubeugen, dass er einmal zwischen Begriff und Anschauung das „Schema“ als Funktion des Begriffs einführte und zweitens das „Ding an sich“ aufstellte; er hat aber damit, dass er das „Ding an sich“ hypostasierte und damit metaphysisch machte, dass er es zum Dogma, unerkennbar und dem Begreifen stets entrückt gestaltete, dadurch, dass es bei ihm nie zu einer Funktion der Erkenntnis und nie dynamisch werden konnte, den Streit zwischen Realismus und Idealismus heraufbeschworen und seine eigene Warnung nicht befolgt.

Wie hier über das Objekt äussert sich *Kant* in ganz ähnlicher Weise über das „Gesetz“, worunter hier nur das „Gesetz“ der psychophysischen menschlichen Organisation verstanden werden kann . . . „Gesetze existieren ebensowenig in den Erscheinungen — sondern nur relativ auf das Subjekt, dem die Erscheinungen inhärieren, sofern es Verstand hat — als Erscheinungen an sich nicht existieren, sondern Stelle (K. d. r. V. S. 207) heisst es bei *Kant*: „In dem *blossen Begriffe* eines Dinges kann gar kein Charakter seines Daseins angetroffen werden.“ Hierbei liegt der Schwerpunkt auf dem *blossen* Begriff, denn der Begriff eines *Dinges in seinem funktionalen Sinn und Charakter* wird mit der Betonung des „blossen“ Begriffes wohlweislich ausgeschlossen. Nach alldem dürfte es auch klar sein, dass Kant, ebenso wie er den subjektiven Idealismus eines *Berkeley* abgelehnt hatte, auch den Phänomenalismus *Schopenhauers* mit dessen „Welt als Vorstellung“ verworfen hätte. Nichts anderes hätte er wohl auch mit *Natorp* und dem von dessen Schule vertretenen Idealismus vorgenommen, die nach allem, was wir von ihnen bislang wissen, das Dasein eines Dinges mittels dessen *blossem* Begriffe und allein mittels der formalen bzw. transzendentalen Logik eruieren und feststellen wollen.

Nimmt man zu den obigen Aussprüchen *Kants* noch folgenden hinzu, in dem er sich über die Modalitätsstufen der Erkenntnis äussert, so wird sein realistischer Standpunkt vollends klar. „Die Grundsätze der Modalität,“ erklärt er uns, „sind aber nicht objektiv-synthetisch, weil die Prädikate der Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit den Begriff, von dem sie gesagt werden, nicht im mindesten vermehren, dadurch, dass sie der Vorstellung des Gegenstandes noch etwas hinzusetzen. Da sie aber gleichwohl immer synthetisch sind, so sind sie es *nur subjektiv*.“ *Kant* gibt damit klar zu erkennen, dass einmal seine Modalitätsstufen nicht für das Gefüge der Seinsstufen ausreichen und dann wiederum, dass der *blosse* Begriff eines Dinges nur *subjektiv notwendig*, nicht aber dieses selber in seiner zunächst noch vom Bewusstsein unabhängigen, d. h. extramentalen Daseinsform derart ist. Denn ein *blosser* Begriff kann nur durch den Zusammenhang der Wahrnehmungen und wieder nur allein nach *blossen* Begriffen bestimmt werden. Er ist daher auch *nur subjektiv* notwendig, und nicht wie der Begriff als Ding und Sachverhalt mit dem Charakter der Funktion zugleich *auch objektiv notwendig und allgemeingültig*. Das wird noch deutlicher, wenn *Kant* weiter ausführt: „Die *Grundsätze der Modalität* also sagen von einem *Begriffe nichts anderes als die Handlung des Erkenntnisvermögens*, dadurch er erzeugt wird.“ (K. d. r. V. S. 216.) Damit ist das Gesetz bei *Kant* selber als nur etwas Subjektives anerkannt; es führt eben nicht über den Standpunkt der Subjektivität hinaus, da ja der Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit die Hypothese die Tatsache und das Gesetz bzw. die Regel entspricht. Das Gesetz kann aber auch gar nichts anderes bei Kant sein oder leisten, weil er überhaupt aus der Sphäre des Subjektiven nicht hinaustritt, alles Physische letzthin in die Subjektivität verlegt und überhaupt nur von dem Boden des *individuellen* Geistes seine Kritik des Erkenntnisvermögens vollzieht. Damit hängt es auch zusammen, dass er mit seiner Fassung der Modalitäten von der Möglichkeit—Wirklichkeit—Notwendigkeit nur die subjektive Stufenfolge, die der Ratio cognoscendi aufgestellt und richtig ausgedrückt hat, nicht aber auch die Stufenfolge des Seins, die Ratio essendi berücksichtigte. Es kann aber z. B. etwas notwendig, braucht aber noch nicht damit wirklich sein. Ist indessen etwas wirklich, so muss es sowohl möglich, als auch



notwendig sein. Wenn aber die Wirklichkeit nur ausschliesslich und allein von der Erkenntnismaterie abhängen könnte, so könnte z. B. auch wirklich sein, was nicht möglich ist, das ist die Einseitigkeit Kants, die die den Idealismus dazu verführt hat und weiterhin heute noch verführt, die Wirklichkeit als etwas Untergeordnetes aufzufassen. Die Wirklichkeit soll dem Idealismus zufolge auch nur deswegen Notwendigkeit haben, weil dies durch eine „objektive Vernunft“ erfordert wird, ausserhalb und unabhängig von welcher jene Notwendigkeit objektiv gar keine vernünftige Bedeutung mehr hat und haben könnte. Diese Folgerungen zieht der kritische Idealist aus Gründen, die ihm von der bekannten Stufenfolge der logischen Sphäre der Modalität der Erkenntnis erwachsen und weil er nur deren Gefüge anzuerkennen geneigt ist, nicht aber das des „Seins“ sc. wissenschaftlichen Seins nicht etwa des vorwissenschaftlichen Seins, das uns auch gar nichts angeht. Der kritische Realist anerkennt zwar gleichfalls die Wirklichkeit als Notwendigkeit, aber er überordnet diese nicht jener, sondern fasst die Notwendigkeit als den einen Komponenten, der mit dem anderen der Möglichkeit zusammen die Wirklichkeit als Synthese ergibt. Damit wird die Wirklichkeit zum Uebergeordneten, wie dies selbstverständlich ist, wenn man aus der modalen Sphäre der Erkenntnis in die Modalitätssphäre bzw. die strukturelle Sphäre des Seins hinübertritt. Weil für den kritischen Realisten einmal im logischen Modalwert der Existenz weder die Erkennbarkeit noch das Erkanntsein liegt, zweitens das Wirkliche nicht auf die Gegebenheit der Wahrnehmung beschränkt ist, drittens für ihn die Stufen des Seins mit denen der Erkenntnis nicht ohne weiteres identisch sind, eine Identifizierung, die dem Idealismus Kants z. B. durchaus nahe liegt und eignet, so kann der kritische Realist auch nicht zugeben, dass die Notwendigkeit des Wirklichen und der Wirklichkeit nur zum Zweck der Erkenntnis da ist, wenn sie auch für ihn mittels dieser bzw. mittels der Wahrnehmung erst sichtbar wird und sich bewährt. Die Wirklichkeit bedarf der Erkenntnis sonach für den Realisten zunächst noch gar nicht, während der kritische Idealist jene auf diese einengt. Hierauf beruht auch dessen fernere Behauptung, dass es ein „Bewusstsein überhaupt“ oder eine „objektive Vernunft“ gibt. Dies ist aber letzthin nur eine andere Bezeichnung für die Hypothese „Gott“ und — versteckte Theologie! Wollte oder könnte man von einem „Bewusstsein überhaupt“ sprechen, so doch nur in der Art, dass man damit den Zusammenschluss aller individuellen Einzelbewusstseine meint. Dann wird jedoch sogleich deutlich, dass das „Bewusstsein überhaupt“ nur einen Teil der Wirklichkeit ausmacht und weder die Welt als Ganzes, noch die Welt als „Denken“ ist.

Aus dem hier Skizzierten folgt sogleich die Unhaltbarkeit des Idealismus, der Gewissheitsgrade der Erkenntnis zu solchen des Gegenstandes der Erkenntnis stempelt. Kants Nachfolger haben dessen Fehlgriff bei der Erfassung des Wirklichkeitsproblems, wie dies häufig gerade bei Epigonen geschieht, ins Ungeheuerliche vergrössert und verzerrt. Bei Natorp und der ihm zugehörigen Schule wird dies u. a. bei dem, was sie unter „Gesetz“ verstehen, deutlich. Schon selbst in der Subjektivität lässt indessen ein Gesetz bzw. eine objektive Regel nur stellenweise oder fragmentarisch sich nachweisen, weil in ihr die Sukzessionsreihen von Vorstellungsobjekten bzw. Wahrnehmungen nur kurze kausale Reihen darstellen und häufig von anderen augenblicklich eintretenden oder intensiver sich geltend machenden Wahrnehmungen bzw. Vorstellungen unterbrochen werden. In der Subjektivität werden daher auch nicht, wie in der Reihe der „möglichen Erfahrung“, d. h. in der Reihe der noch unabhängigen extramentalen Dinge, die un-



unterbrochen mit einander verknüpft sind, Reihen von wirklich kausalen Begebenheiten oder Vorgängen angetroffen. Diese können daher auch keineswegs, wie Schopenhauer mit Recht gegen Kant bereits einwendet, mit jenen identifiziert werden; denn nur von wenigen „Vorstellungen erkennen wir die Stelle, die ihnen das Kausalgesetz in der Reihe der Ursachen und Wirkungen gibt; wir erkennen empirisch bloss Wirklichkeit der Sukzession", nicht aber unmittelbar deren Notwendigkeit. Diese kann nur für gewisse vereinzelte Reihen von kausalen Vorgängen mittels der diese objektiven Begebenheiten repräsentierenden subjektiven Sukzessionsreihen der Wahrnehmungen von uns erkannt werden. (cf. § 23. „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde." Schopenhauer.) Nur diese subjektive Notwendigkeit darf daher auch als ein Gesetz oder die Regel nach den obigen Definitionen und im eigentlichen Sinne Kants bezeichnet werden. In dem konkreten Dasein der Dinge selber — selbstverständlich als erfahrbaren — jedoch, in der Kausalreihe der objektiven Begebenheiten, oder anders ausgedrückt: in der Welt der realen, von einem Bewusstsein noch nicht zu sich in Beziehung gesetzten, im Bereiche der existierenden, im wahren Sinne konkreten, wirklichen, wirkenden und erfahrungsmöglichen Dinge herrscht ausschliesslich und allein die objektive Notwendigkeit, d. h. ein Nicht-anders-sein-können, nicht aber das Gesetz oder die Regel im Sinne der Kantischen Definition von den Grundsätzen der Modalität als nur subjektiv-synthetischen. Allerdings könnte man das reale Ding in seinem vollen, konkreten, sich äussernden Dasein auch „Gesetz" nennen; indessen nur in einem übertragenen Sinne; diese realen und erfahrbaren Dinge sind, die sie sind. Ihre Definition entspricht, solange als sie von uns noch nicht in ihrem wissenschaftlichen „Sein" ins Auge gefasst sind, derjenigen, welche Jehovah einmal von sich in der Bibel gibt: „Ich bin, der ich bin." Auf die Dinge der möglichen Erfahrung übertragen heisst dies, dass das „Sein" dieser Dinge „Sein" ist, und nicht etwa Nichts. Auch sie sind, die sie sind, d. h. sie sind Wirklichkeiten, auch wenn sie noch nicht in Beziehung zu uns getreten, noch nicht gedanklich oder „transzendental" für uns geworden sind. Insofern könnte man auch das wirkliche Ding bereits in seiner vollen Beziehungslosigkeit, Konkretheit bzw. Konkreszenz, aber, wie erwähnt, nur in übertragenem Sinne, „Gesetz" nennen, das als ein solches jedoch nur mittels seiner Funktion der Beziehung zu einem Verstandeswesen erkannt werden kann. Die erfahrbaren Dinge stehen jedoch ohne eine solche Funktion der Beziehung zu einem derartigen Wesen bereits zueinander in Relationen, weil sie durchgängig ursächlich zusammenhängen. Sie als Daseinsformen und flüssige Bestände besitzen eben die objektive Notwendigkeit und sind auch logisch, weil die Natur als der Inbegriff aller Formen und Inhalte das Logische als integrierenden Bestandteil in sich birgt. Zu ihnen gehört aber auch unser Organismus als ein Teil des erfahrbaren Seins, als seiner Art und Wesenheit nach ein und dasselbe wie die Welt, und zugleich als organisierte Einheit von Leib und Seele. Er ist daher den Wirkungen jener realen Dinge ausgesetzt und wirkt als ein tätig-leidendes Wesen seinerseits auf sie mit völlig objektiver Notwendigkeit. Als Repräsentant dieser letzteren erscheint dann in unserem Organismus fragmentarisch an bestimmten Stellen und in kurzen Assoziationsreihen eine subjektive Notwendigkeit der Verknüpfung von Sukzessionen unseres Vorstellungsablaufes; diese subjektive Notwendigkeit ist erst das Gesetz oder die objektive Regel, die als solche wir nur auf Grund einer wiederum subjektiv notwendigen bzw. einer



Regel unterworfenen Verbindung von Vorstellungen mit anderen Vorstellungen oder Wahrnehmungen erkennen können. Nur insoweit also wird das Objekt oder der Gegenstand erst zum „Gesetz“; ein solches ist es aber als erfahrbares Ding, in dessen wirklichem, ganz und gar noch extramentalem Dasein, das noch nicht transzendental, bewusst oder gedanklich bezogen worden ist, noch keineswegs; ohne jene gedankliche Beziehung ist eben das Ding der möglichen Erfahrung erst nur objektiv notwendig, kann es nicht anders sein, als es ist und ist allein durch seine Existenz schon notwendig bedingt. All das ergibt sich aus dem durchgängigen Naturzusammenhang und liegt übrigens in der Bezeichnung eines solchen erfahrbaren Dinges als eines „Gegenstandes“ bereits selber eingeschlossen; denn zum Objekt oder „Gegenstand“ wird ein Ding erst mittels seiner Beziehung zu einem bewussten, denkenden und beziehenden Wesen, das sich ihm gegenüberstellt oder dem bewusst es gegenübersteht und zur gedanklichen oder bewussten Beziehung wird. Auch hieraus wird ersichtlich, dass das Gesetz selber nur ein Grundsatz der Modalität und daher subjektiv ist; ein Grundsatz, der erst mittels eines solchen mit der Funktion der bewussten Beziehung begabten Wesens zustande kommt und zwar dadurch, dass dieses in Beziehung tritt zu der objektiven Notwendigkeit der realen Natur, als der Gesamtheit der realen konkreten Dinge in ihrem kausalen lückenlosen Zusammenhange. Denn nur der Mensch kennt Gesetze, die Natur ist und birgt nur objektive Notwendigkeit, die mit der Möglichkeit die Wirklichkeit synthetisiert. Gesetze sind nur Vorstellungen, die Menschen sich von jener objektiven, dinglichen und dynamisch aufeinander gegenseitig wirkenden Notwendigkeit der Natur machen. Notwendigkeit ist Nicht-anders-sein-können, das als Notwendigkeit der wirklichen und wirkenden Tatsache im „Gesetz“ subjektiv festgestellt wird bzw. als „Gesetz“ sich uns repräsentiert. Aehnliches gilt von der Regel, die als objektive Regel gleichzeitig selber „Gesetz“ ist. Hat aber die Psychologie die Aufgabe der objektivierenden Wissenschaft, wie sie sie tatsächlich in letzter Hinsicht hat und haben muss, so kann sie diese Aufgabe gemäss den Grundsätzen des kritischen Idealismus Natorps und dessen Schule noch weniger lösen, als er nicht einmal die Aufgabe der Naturwissenschaft mit ihnen zur Lösung bringen, sondern ihr nur den falschen Schein einer objektiven Erkenntnis verleihen kann. Denn die Naturwissenschaft erstreckt sich nicht auf Gedankendinge, auf Begriffe oder auf die bloss in unserem Bewusstsein repräsentierten realen, erfahrenen Dinge bzw. Objekte, sondern auf diese als erfahrbare selber in deren sich äusserndem, stets fliessendem, extramentalem Dasein, in dessen Konkreszenz, Tatsächlichkeit und Wirkung. Von diesem Dasein erklärte uns Kant am angegebenen Orte selber, dass es bzw. sein Charakter nie und nimmer in der Abstraktion oder in blossen Begriffen angetroffen werden kann. Allein der kritische Idealismus Natorps trifft jenes Dasein selbst auch nur in der Abstraktion mittels des blossen Begriffes, weil ihm alles sogleich Bewusstsein, Vorstellung, Empfindung alles eben nur Begriff ist. Die Welt ist für ihn ausschliesslich Denken und selbst in ihrer erst möglichen Erfahrung und wirklichen Aeusserung nur Gedankending und Abstraktion. Das aber ist und heisst nichts anderes tun und propagieren als: Subjektivität im strengsten Sinne. Die wahre Objektivität, auf der die Naturwissenschaft allein basiert und die sie nur dadurch erreicht, dass sie die von ihr ermittelten objektiv notwendigen kausalen Beziehungen nicht etwa auf unsere subjektiven Wahrnehmungsbilder, sondern auf die von unserem Bewusstsein unabhängigen realen, konkreten und erfahrbaren Dinge als die realen und wirkenden Korrelate



jener „Bilder" bezieht, kann daher auch für Natorp nur eine Illusion und unerreichbar sein; sie muss letzthin von ihm sogar geleugnet werden oder aber im günstigsten Falle in eine blosse Einsicht in die Natur der Subjektivität sich wandeln. Dies schon deswegen, weil für Natorp und die Idealisten im ganzen der Terminus „Objektivität" nur eine von der Subjektivität begrifflich verschiedene Seite der immanenten Vorstellung ist, während sie, richtig aufgefasst, nur Dinglichkeit, Sachlichkeit, durchgängige zusammenhängende Wirkung von Dingen und Begebenheiten bedeutet und ist. Für den kritischen Idealismus nimmt daher auch zum Beispiel die Anziehung zweier Körper nicht etwa gemäss deren Entfernung als Körper von einander ab oder zu, sondern nur nach dem quadratischen Verhältnisse der Entfernung der blossen Begriffe jener realen, erfahrbaren und konkreten Dinge bzw. Körper. Hierbei will ich jedoch, um jedem Missverständnisse vorzubeugen, ausdrücklich hervorheben, dass die „Dinge" oder „Körper" nur deshalb konkrete sind, weil sie viele Bestimmungen in sich zusammenfassen, weil sie Einheiten des Mannigfaltigen darstellen, d. h. nicht etwa feste, sondern flüssige Bestände sind, gewordene Formen im Flusse der Bewegung des „Seins" als „Werdens". Gerade dieses Fliessen der „Dinge" macht sie zu erfahrbaren, weil sie mit ihren Mannigfaltigkeiten in unser Bewusstsein eben mittels jenes Fliessens als dynamische hineinragen. Indessen nehmen wir einmal an, der kritische Idealismus Natorps würde mit seinen Grundsätzen die Objektivität dennoch erreichen und darstellen können und nicht deren blossen falschen Schein. In dieser Annahme lassen wir auch die ferneren Auseinandersetzungen Natorps für das gelten, was sie in Wirklichkeit gar nicht ausdrücken können, aber bei unseren realistischen Grundanschauungen und naturwissenschaftlichen Vorbedingungen recht trefflich darstellen. Wir räumen ihm gern ein, dass der Gegenstand Gesetz ist, d. h. in unserem Denken sich als eine Notwendigkeit der erfahrbaren, objektiven, wirklichen Tatsache repräsentiert und von uns in dieser Art als Gesetz festgestellt wird, und gestehen ferner zu, dass für ihn nicht weniger als für uns, bei aller noch so weit durchgeführten wirklichen Objektivierung, nicht etwa der vermeintlichen Natorps, die Frage nach dem Leben als der letzten erfüllten Wirklichkeit nur mittels Vergleichung in seiner Konkretheit lösbar ist; da diese Aufgabe, wie leicht ersichtlich, nur im Fortschreiten von Bestimmung zu Bestimmung gelöst werden kann, so ist sie für die Wissenschaft unendlich und nie ausschöpfbar. Stets bleibt hier bei aller noch so exakten wissenschaftlichen Bestimmung ein Restbestand, welcher nicht mehr der Naturwissenschaft als solcher, sondern der Psychologie, als der Wissenschaft von dem Subjektiven, anheimfällt. In diesem Rest betont aber gerade sich das eigentliche Leben in seiner vollen gedanklichen Beziehung; in ihm ist das eigentliche Gedankliche, die volle Abstraktion und dasjenige von dem in eine Beziehung zu einem Verstandeswesen Getretenen enthalten, welches dessen volle Subjektivität und eigentliche Psyche ausmacht. Aus deren Bezüglichkeit, aus der Gesetzlichkeit des Innenbezugs auf sich als erlebendes Subjekt aber kann kein denkendes Lebewesen heraustreten, ohne sich damit selber sogleich zu verlieren. Auf diesen Restbestand verzichtet nun die Naturwissenschaft als die Wissenschaft des Objektiven κατ' εξοχην und bei dessen Darstellung geflissentlich, wenn sie ihn verständiger Weise auch nicht leugnet oder leugnen darf. Er bleibt der Psychologie vorbehalten, die sich daher mit den in ihm enthaltenen Empfindungsqualitäten, d. h. mit der Tätigkeit (Art) und dem Inhalt der Empfindung, mit der Lust, dem Schmerz, dem Streben, Fühlen und Denken beschäftigt und dieses Subjektive oder „Anonyme" zur Erkenntnis bringen und objektivieren will. Nicht das volle Dasein der

Lebewesen, sondern nur eine bestimmte Art desselben, das aus ihm und zu ihm Bezogene bildet sonach das eigentliche Objekt der Psychologie. Diese Art der Objektivierung kann auch der ganzen Anlage der Psychologie zufolge, die eine Wissenschaft vom Seelischen, vom Subjekt ist, immer nur eine auf ein weiteres „Etwas“ hinweisende sein, das zu seiner Erforschung und Erkennung wieder der Hilfe der Naturwissenschaft bedarf, immer wieder von neuem Fragen aufwirft und Probleme zur Lösung stellt. Sonach ist es auch nur ein relativ eingeengtes, abgegrenztes Gebiet, das der Psychologie als solcher zur Erforschung geboten wird und die Sphäre der gedanklichen bewussten Beziehungen einschliesst, das aber als integrierender Bestandteil des Lebens zugleich der Naturwissenschaft als solcher zugehört und nur auch künstlich von ihr gesondert werden kann. Um so mehr künstlich, als die Lebewesen und unter ihnen der Mensch doch nur Naturobjekte und Teile des erfahrbaren Seins oder der „möglichen Erfahrung“ sind und zu ihm gehören wie Wellental und Wellenberg zu der einheitlichen und selben Welle. Für das Leben und dessen Vertreter kommt infolge dieser stetigen Korrelation und tatsächlich gar nicht trennbaren Einheit stets der Goethe'sche Spruch zu seiner vollen Geltung und zu seinem Rechte:

„Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Aussen noch das Innen,
Allen muss das Ganze geben,
Um mit Euch und mir zu hausen.“

Mit den blossen freien oder unfreien Systemen oder Objekten, mit deren anorganischer, organischer, chemischer, anatomischer und physiologischer Konstitution beschäftigen sich die Naturwissenschaften; insoweit jene Systeme aber zugleich belebte oder lebende freie bzw. unfreie sind, die ihre Beziehungen zueinander und sich selber darin haben, dass sie sie erleben, empfinden, bemerken, fühlen, wissen und überdenken, werden sie zu Objekten der Psychologie, als der Wissenschaft von den bemerkten Beziehungen schlechthin oder von dem Bewussten, Gedanklichen als solchem, kurz als der Wissenschaft vom unmittelbar Erlebten. Natorp bezweifelt hier, dass die herrschende Psychologie auf den von ihr bisher eingeschlagenen Wegen jemals diese Beziehungen als solche, d. h. „die Subjektivität als solche“ erfassen könne. Er behauptet, die heutige Psychologie entkleide mit ihrem bisherigen Verfahren das Subjektive seines Charakters, eben der Subjektivität; sie könne daher auch nie zur Subjektivität gelangen, die doch eigentlich ihre eigentliche Aufgabe bilde und ihr wesentliches Ziel sei. Zunächst ist nicht verständlich, weshalb hierbei gerade die Psychologie zumal mit den Grundsätzen ihrer heutigen Vertreter, die meist halbe Idealisten und Spiritualisten sind, nicht zur Darstellung ihres „Subjektiven“ solle gelangen können, während die Naturwissenschaft sogar trotz und mit den Voraussetzungen des kritischen Idealismus Natorps und seiner Schule das allerdings nur für diese mit ihren Grundsätzen Subjektive sollte objektivieren können. Denn das von dieser Richtung des Idealismus mit „reiner Anschauung“, „reinem Begriff“ usw. Bezeichnete, das immanent Objektive bedeutet doch nur etwas in der Sphäre des Bewusstseins Belegenes, etwas Vorgestelltes, insofern es Inhalt des Bewusstseins, des Denkens ist. Und sonach kann dieses „Objektive“ im letzten Grunde auch nur ein Subjektives sein! Beide Disziplinen bleiben und können doch nach dem kritischen Idealismus Natorps stets in nur subjektiven sc. immanent objektiven Beziehungen bleiben. Und trotzdem soll zwar die eine, und gerade die mit dem Subjekt ausschliesslich sich beschäftigende, die Psychologie, ihr Ziel hierbei nie erreichen können, die Natur-



wissenschaften aber stets. Hier muss ein Fehlschluss und die Handhabe vorliegen, mittels welcher man entweder vielleicht die heutige Psychologie oder vielleicht gar den kritischen Idealismus Natorps selber ad absurdum führen kann.

II.

„Anders als im Rückgang von irgend einer Art und Stufe der Objektivierung kann das Subjektive als solches nicht zum Begriff gebracht werden", erklärt uns Natorp. Das heisst also: Die Vorstellung z. B. kann nur begreiflich gemacht werden durch Rückgang auf die Anschauung, diese wieder nur durch Zurückgreifen auf die Empfindung und wieder die Empfindung durch Rückgang auf, ja worauf denn nur? Doch lassen wir das letztere vorläufig noch beiseite. Der Unterschied zwischen Natorp und den kritischen Realisten liegt eben darin, dass er der Ansicht ist, das Dingliche sei stets nur im Bewusstsein, nur in Beziehung zu diesem, das allerdings die Beziehung schlechthin und gleichsam in Substanz ist. Der kritische Realist kann jene Ansicht jedoch nicht gelten lassen, weil neben der bearbeiteten (wissenschaftlichen) Erfahrung es noch unbearbeitete gewöhnliche und auch eine mögliche Erfahrung gibt. Er, als Realist, lässt die Existenz oder das „Dingliche" in dessen voller Konkretheit, in der Aeusserung von dessen in steter Bewegung und dauerndem Flusse befindlichem Dasein ohne jede Beziehung auf ein Bewusstsein oder Denken bestehen, weil es eben und zunächst nur derart, u. z. als ein dynamisches besteht. Für den kritischen Realisten birgt und ist das „Dingliche" die „mögliche Erfahrung" in deren fliessender Aeusserung auf Grund des Identitätssatzes; denn es besteht zunächst ganz und gar und nur nach dem Gesetze der Identität, weil es sich der Begriffsfassung unseres Denkens mit dessen Bestimmung und Schaffenskraft noch gar nicht unterworfen hat, wohl aber die Eigenschaft und Möglichkeit hierfür besitzt. Der Satz des Widerspruches, der in der Sonderung, Vergleichung und Vereinigung jenes an sich „Identischen" in dessen Abstraktion sich bewähren muss, kommt erst mittels des Denkens, mittels des Urteils (Ur-Teilens) an dem „Dinglichen" zur Geltung und zum Ausdruck und muss ihm entgegentreten, um es zu einem „Gegenstand" für uns zu gestalten und damit das Konkrete des Dinglichen, das auch nur deshalb konkret ist, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen und also eine Einheit des Mannigfaltigen darstellt und ist, im Wege des Denkens für uns zu reproduzieren[1]). Schon wenn ich von jenem „Identischen" aussage: „Es ist", habe ich es gar nicht mehr in seiner vollen Identität und Konkretheit, weil ich damit bereits eine seiner vielen Bestimmungen aus ihrer Einheit herausgelöst, weil ich es damit schon zu mir in Beziehung gebracht und an ihm den Satz des Widerspruches bewährt habe. Das „Ding" ist dann gar nicht mehr das Beziehungslose, Konkrete, durch das es ohne jene, wahrlich recht primitive Beziehung der Aussage: „Es ist" charakterisiert wird. Mit dieser bereits ist das Ding zum Objekt oder Gegen-

[1]) Denn das Prinzipium contradictionis ist zwar als das Fundament alles formal Logischen zugleich der Gegensatz und Widerspruch alles Konkreten, aller Existenz als solcher, negiert aber als beziehentliche Gegenüberstellung nicht das Konkrete und löst die Existenz als das ihm Widersprechende nicht etwa in Null auf, sondern bewahrt vielmehr in dem von ihm gezeitigten Resultate den besonderen, wesentlichen Inhalt der von ihm kontradizierten Existenz bzw. des Konkreten. Dadurch wird das Resultat eigentlich bereichert, zumal es die Einheit des Entgegengesetzten und des der Abhebung Unterzogenen in sich birgt und ist. Eine relative Opposition, die zugleich eine Vermittelung ist und dem Denken als Prozess und dynamischem Sein eignet.



stand für mich geworden, zu einer primitivsten Abstraktion; schon damit ist es bereits wissenschaftlich geworden. Mit jener Relation des blossen: „Es ist“ wird das Ding bereits begrifflich, ist es im primitivsten Grade „logisiert“, und zu einer gedanklichen Beziehung geworden. Es ist transzendental für mich geworden, d. h. es ist aus dem flüssigen Bestande seiner Erfahrbarkeit hinausgetreten in meine Beziehung und „Erfahrung“, durch deren bereits vorhandene Faktoren oder Bestandteile es auch erst zu einem wirklich Erfahrenen für mich werden kann und tatsächlich wird. Das ist nur möglich, weil ich selber zum „Sein“ gehöre, dessen Teil bin, der mit dem übrigen Teil des „Seins“ oder vielmehr „Werdens“ in eine Funktionsbeziehung zu treten und sich mit diesem auch gedanklich in die Einheit zu bringen vermag, in der ich als ein integrierender Bestandteil dieses dynamischen „Seins“ tatsächlich und eigentlich nie abtrennbar von diesem stehe. Nur der Form nach und künstlich besteht die Trennung oder bewusste bzw. gedankliche Beziehung des „Seins“ oder des Erfahrbaren vom Erfahrenen. Sie ist ein blosses und gleichsam rechnerisches Hilfsmittel und darf deshalb auch nur als ein solches gewertet werden. Nichts anderes besagt schliesslich das X der „Gleichung der Erkenntnis“ oder das „transzendentale Objekt“ Kants. Natorp und seine Schule lassen aber tatsächlich nur eine solche begriffliche, gedankliche Beziehung und damit dieses bloss rechnerische Hilfsmittel als eine volle Sachlichkeit und Identität gelten, erblicken in der blossen gedanklichen Beziehung bereits und allein die volle Wirklichkeit, die tatsächlich nur erst in dem Erfahrbaren zusammen mit der noch unbearbeiteten und der bereits bearbeiteten Erfahrung liegt, und stützen vornehmlich auf die eine Seite des vorliegenden Verhältnisses zwischen zwei Gliedern ihre Behauptung, dass all und jedes nur Gedanke oder gedankliche Beziehung sei und nichts ohne eine solche oder ohne ein Bewusstsein Existenz habe. Hierbei ist auch anzumerken, dass sie die unbearbeitete Erfahrung, die gewöhnliche Erfahrung des naiven, vor- und unwissenschaftlichen Menschen ganz ausser acht lassen und immer nur von der bearbeiteten, d. h. von der „Wissenschaft“ sprechen. Indessen wird dieser Modus ihres Verfahrens und Denkens bereits durch Kant selber widerlegt, der ein Beispiel anführt, das seine Stellung hierzu trefflich offenbart. Er spricht zum Beispiel (Kr. d. r. V. S. 405) von Sternen, die im Weltraum vielleicht anzutreffen sind, und sagt von ihnen, dass „sie“, wenn sie gleich niemals ein Mensch wahrgenommen hat, oder wahrnehmen wird, „zwar Dinge an sich selbst sind, aber für mich als Gegenstände doch nicht sind“. Hierin liegt doch zweifellos eine Rechtfertigung dessen, was oben ausgeführt wurde und der kritische Realismus behauptet, der den transzendentalen Gegenstand und dessen ihm als positivem Grenzbegriff eignende Fähigkeit den Vorstellungsablauf zu bestimmen zwar anerkennt, aber nicht in diesem doch bloss rechnerischen Hilfsmittel und Gegenstand schon den alleinigen Stoff sieht, den unser Vorstellungsablauf gemäss seiner Sinnlichkeit verarbeitet; dieser Stoff wird ihm eben von den Dingen, als Begriffen von funktionalem Charakter, in ihrer positiven Wirklichkeit und in ihrem extramentalen Dasein tatsächlich erst geboten. Andererseits liegt hierin aber eine Widerlegung des Idealismus Natorps. Allein ganz abgesehen davon, was Kant hierüber auch gemeint haben mag, der ja in vielen seiner Aufstellungen zwischen Idealismus und Realismus hin und herschwankte: Der Weltraum birgt sicherlich Gestirne, die noch gar nicht in unsere gedankliche Beziehung eingetreten sind und vielleicht bei seiner Unermesslichkeit nie in sie eintreten und damit wissenschaftlich werden. Gleichwohl sind diese „Dinge“ bzw. Gestirne von konkreter bzw. konkreszenter Beschaffenheit, bestimmter Wirkung und

wirkendem sich äusserndem Dasein. Sie sind geformte und auch erfahrbare, aber allerdings noch nicht erkannte und begriffene, die jedoch ihr positives wissenschaftliches Sein in sich bergen. Oder war etwa der Neptun vor seiner Entdeckung durch Leverrier und Galle keine Wirklichkeit, hatte er etwa kein konkretes Dasein, das eine Einheit seines Mannigfaltigen war und das in Beziehungen, die völlig ohne unser Denken verliefen, sich in Zeit und Raum äusserte? Sicherlich hatte er Wirklichkeit und Relationen. Nur für uns war er vor jener genialen Errechnung und Auffindung allerdings noch kein „Gegenstand", kein Gedankliches, sondern nur ein Ding schlechthin — ein Ding an sich im Sinne eines Erfahrungsmöglichen. Er war ein solches „Ding in sich" sogar zum grössten Teile, d. h. er war nur transzendentaler Gegenstand und nicht einmal ein solcher in seinem vollen Sinn noch für Bessel, da er für ihn noch kein eigentliches wissenschaftliches Objekt war. kein positives wissenschaftliches Sein, besass; gleichwohl hatte dieser bereits 1832 ihn in gedankliche Beziehung zu sich gebracht und mehr als 20 Jahre vor der durch die weitere Verarbeitung dieses noch für ihn nicht völlig wissenschaftlichen Objektes oder X ermöglichten Auffindung des Neptun (am 23. Sept. 1846) darauf aufmerksam gemacht, dass ein noch jenseits der Uranusbahn befindlicher, unbekannter Planet auf die Bahn des Uranus störend einwirke. Angesichts eines solchen glänzenden Beweises und höchsten Triumphes der Naturwissenschaft ferner noch behaupten zu wollen oder zu können, dass Dinge nur als Gedankendinge bestehen, sie nur als Beziehungen zu unserem Bewusstsein existieren, nur als solche ein sich äusserndes, wirkendes Dasein haben und dass jede Beziehung nur als eine bewusste und gedankliche sein kann und gelten darf, bleibt mir unverständlich. Es ist aber, trotz Natorp, auch nicht richtig. Richtig ist nur, dass unser menschliches Bewusstsein nur als Beziehung verständlich ist, weil es nichts anderes als eine Funktion der Beziehung ist, die sich beim Menschen zu einer solchen höchsten Grades ebenso aus den niedrigeren Bewusstseinsgraden mit einer tieferen Art ihres niederen organischen Entwicklungsstufen und -arten eignenden Inhalts entwickelt hat, wie alles andere an und in ihm. Verständlich wird uns allerdings jede Beziehung nur mittels unseres Denkens, das die höchste Stufe von Bewusstsein und Aeusserung geistiger Art sc. Geist selber ist, die wir kennen und anerkennen. Allein die Beziehung ist und wirkt auch ohne unser Bewusstsein, ja sogar ohne das geringste Bewusstsein des Systems, dem sie zugehört und von und an welchem sie vollzogen wird. Beispielsweise bei anorganischen, unbelebten Systemen; oder haben etwa der verwitternde Fels, das versandende Meer eine Empfindung, auch nur primitivsten Grades, von den Beziehungen, die ihre Abbröckelung, ihr Verwittern oder Versanden hervorrufen? Die Beziehungen, die dies verursachen, aber bestehen und werden uns, sobald wir nur auf sie aufmerken, auch recht deutlich, nie jedoch den Systemen, denen sie zugehören.

Die heutigen Psychologen reden allerdings, wie auch Natorp mit Recht rügt, „zu Unrecht von der Transzendenz des Gegenstandes". Sie würden präziser von der Transzendenz des Dinges als solchen, allerdings nicht der des erfahrbaren, reden. Ganz falsch jedoch ist es, von einer „Transzendenz der Gegenständlichkeit jeder Art und Stufe" zu reden, wie sie es tun. Mit diesem Vorwurf gegen sie ist Natorp wieder völlig im Recht; denn man kann doch nicht von einer „Transzendenz der Gegenständlichkeit" — die als Gegenständlichkeit nie transzendent, sondern stets transzendental ist und ganz und gar nicht von der Transzendenz der Gegenständlichkeit jeder Art und Stufe reden; vollends

aber kann man nicht von der Art und Stufe eines absoluten oder eines erst in Erfahrung zu bringenden Dinges, eines Dinges in seiner Konkretheit sprechen; denn da man es doch noch gar nicht kennt, hat man zwar die Möglichkeit es in Erfahrung zu bringen, vorausgesetzt, dass es überhaupt ein Erfahrbares ist; allein man weiss auch nicht das Mindeste von seiner Art und Stufe als eines Erfahrungsmöglichen. Von dieser darf und kann man erst dann sprechen, wenn es zum Gegenstand für unsere Beziehungen geworden ist, es sich zum „Objekt“ für uns gewandelt hat, d. h. transzendental, bewusst oder gedanklich für uns geworden ist. Hat aber mein Denken, meine Funktionsbeziehung zu ihm mich bereits befähigt, es zu qualifizieren und graduieren, so habe ich nicht mehr seine Transzendenz vor mir, auch nicht seine blosse transzendentale Gegenständlichkeit, sondern bereits deren Verarbeitung mittels meiner Erfahrung zur Vorstellung und zum Begriffe. Den Grund für diesen Irrtum der heutigen Psychologie sieht Natorp im folgenden: „Die Beziehung auf den Gegenstand,“ so erklärt er, „ist als solche immer Beziehung, nicht auf ein A, sondern eines A, B usf. auf ein X. Dieses X bestimme ich durch Bekanntes (A, B,...), aber immer mit dem Vorbehalt fernerer, ergänzender und in der Tat nie abschliessender Bestimmung... Zwar auch als X bleibt es meine Setzung, besser Setzung des Bewusstseins.“ „Aber es ist als X gesetzt und nicht als A, das ist der Unterschied...“ Der Gegenstand selbst als der zu bestimmende bleibe immer X... insofern nicht Inhalt. „Der Gegenstand selbst ist immer Problem.“ Seine Ansicht von der der heutigen ihm bekannten Psychologie unterscheide sich auch vor allem darin, dass ebenso wie der Gegenstand nur in und kraft der gedanklichen Beziehung zwischen A und X besteht, auch die Subjektivität nur in und kraft dieser gedanklichen Beziehung besteht.“ Nur sei derselbe Punkt X zwischen den Endpunkten einer Geraden A B anders zu bezeichnen, wenn als Punkt auf dem Wege von A nach B, und wenn auf dem Wege von B nach A betrachtet. „So wenig wie den schlechthin gegebenen Gegenstand, gibt es den schlechthin gegebenen Erlebnisinhalt.“ „Auch das A wird immer wieder zum X, das Gegebene zum Problem.“ Das alles ist im Ganzen recht zutreffend und einleuchtend. Es hat nur einen Fehler. Es ist nichts neues und trifft auch nicht den Kern der ganzen Sachlage, weil Natorp das „Ding an sich“ Kants, insofern als durch dasselbe das „Sein“ in dessen Werden repräsentiert wird und werden kann, d. h. das erfahrbare dynamische Sein nur als eine Negation im Sinne einer puren Verneinung, als einen „negativen Grenzbegriff“ wertet. Ganz abgesehen hiervon aber *setze* ich auch den Gegenstand gar nicht erst, sondern er ist dem Identitätssatz zufolge bereits ebenso da, wie das Ding oder der Sachverhalt bereits da ist und existiert. Das positive X Natorps ist nämlich dem „transzendentalen Gegenstand“ Kants zum Verwechseln ähnlich, und dieser ist bereits auch von Kant selber mit X bezeichnet worden. (K. d. r. V. S. 122.) Auch dieses Kantsche X ist ein Begriff, und zwar in der Art, in welcher ihn Natorp für das „Ding an sich“ Kants durchgehends nur anerkannt: ein negativer Grenzbegriff. Auch das X Kants ist ein „Gegebenes“ und wird als solches immer wieder zum Problem, das weiteren gedanklichen Beziehungen unterliegen muss, damit es mittels bereits zum Begriff gewordener Relationen zu einem Bekannten und Begriffenen herausgearbeitet werden kann. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem „Erlebnisinhalt“, den Natorp durch sein X mit negativem Vorzeichen darstellt und das ihm die Subjektivität, das „Subjektive“ der Psychologie vertreten soll. Allein auch dieses von ihm als (— X) bezeichnete Subjektive ist wieder seinerseits dem „transzendentalen

Subjekt" Kants sehr ähnlich. Nun leugnen bekanntlich Natorp und seine Schule das „Ding an sich" als einen positiven Grenzbegriff; es ist ihnen nur ein negativer Grenzbegriff, d. h. ein Nichts und damit ein Unbegriff. Aber auch das transzendentale Objekt, ebenso wie das transzendentale Subjekt müssen für Natorp und dessen Schule ein Unbegriff sein, weil wieder sie doch nur auf das „Ding an sich" Kants sich beziehen und letzthin geradezu dieses selber sind. Natorp führt indessen trotz alledem ganz unbefangen das transzendentale Objekt und Subjekt, wenn auch in anderer Benennung und gleichsam verschämt mittels seiner (X) und (— X) in die Psychologie ein und sucht sie für deren „Rekonstruktion" zu verwenden. Er kann auch gar nicht anders vorgehen, denn „Sein" ist „Sein", ist „die über die Wissenschaft erhabene Tatsache", die Voraussetzung alles Beweisens, ist Wirklichkeit als Zusammenfassung oder Synthese von Möglichkeit und Notwendigkeit, und nicht etwa ein blosser Schein oder Nichts. Für dieses „Sein" in dessen voller Identität funktioneller Begrifflichkeit und Unendlichkeit, für dieses Sein, das erfahren und wissenschaftlich begriffen werden kann, gebraucht eben Kant seinen bekannten Terminus „Ding an sich" und auf dieses wieder beziehen sich seine weiteren Termini: das „transzendentale Objekt" und „Subjekt". Da das „Sein" sc. das dynamische Sein etwas Positives ist und nicht etwa „Nichts", so ist es auch als „Ding an sich" positiv zu bewerten und ebenso die auf dieses sich gedanklich beziehenden Begriffe. Daher sind auch allein mit und in dieser positiven Bewertung transzendentales Objekt und Subjekt aufzufassen und nicht etwa als negative Grenzbegriffe. Auch nur mit dieser Auffassung liesse sich, wenn überhaupt dies angängig wäre, allein Psychologie in der von Natorp beabsichtigten Art schaffen. Natorp gerät aber nicht nur hier schon mit seiner Einführung seiner (+ X) und (— X), sondern auch in seinen darauf gebauten Folgerungen mit dem kritischen Idealismus seiner Schule in Widerspruch. Hierbei sehe ich noch davon ganz ab, dass er in Gefahr gerät den mit dem Monismus des kritischen Idealismus unvereinbaren absoluten Gegensatz von Subjekt und Objekt aufzuheben und eine neue Art von Metaphysik zu lehren, in welcher der logische Existenzbegriff und das Leben bzw. die Existenz als solche nicht mehr im unendlichen Fortgang des Logischen zur Koinzidierung gelangen, sondern irgendwo anders!! Kurz gesagt: durch Natorps Fundierung der Psychologie gerät sogar die logische Grundauffassung vom Wesen der Existenz ins Wanken. Und doch ist gerade dieser Auffassung allein die antimetaphysische Haltung seiner Schule zuzuschreiben. Natorp erklärt uns: „Die Erkenntnis der Subjektivität kann allein im Rückgang von einer gegebenen Stufe der Objektivierung zu den dieser gegenüber niederen Stufen gewonnen werden." Die Frage der Psychologie geht nun wie die aller Wissenschaft, auf Vorgänge oder „Erscheinungen" als solche; die Vorstellung als Erscheinung z. B. bedarf in unserem Bewusstsein der Anschauung, diese wieder der Empfindung im Sinne von Empfindungsakt und -inhalt. Die Empfindung, die Kant bekanntlich auch häufig die „Materie der Anschauung" nennt, ist die niedere Stufe, zu welcher man zurückgehen muss, um die „gegebene Anschauung" psycholgisch, d. h. als eine Subjektivität zu erkennen. In bezug auf die Anschauung ist sonach die Empfindung das Objektive oder die „Materie". Was ist aber wohl für diese selber, sobald sie als „Gegebenes" oder als gegebene Stufe der Objektivierung" auftritt, die niedere Stufe, auf welche man zurücktreten muss, damit sie als Subjektivität sich der psychologischen Forschung enthüllen kann? Diese Frage ist für Natorp und seine Schule bzw. seinem kritischen Idealismus mit dessen Grundsätzen unbeantwortbar. Die niedere Stufe, auf welche hier zurückzutreten ist, ist nach Natorp trans-



subjektiv oder transzendent und geht über das Bewusstsein hinaus. Das Bewusstsein aber kann nicht „über seinen Schatten springen“, nicht „über sich selbst“ hinübergreifen und über „das Bewusstsein überhaupt“ hinausgelangen. Allein wird das denn wirklich gefordert? Von Kant jedenfalls nicht. Natorp will doch aber die Empfindung psychologisch erkennen. Er kann dies nur dogmatisch tun, weil er das Hineinragen des „konkreten“ und als Einheit vieler Bestimmungen zusammenfassenden sc. konkreszenten Dinges oder des erfahrbaren „Seins“ in unser Bewusstsein leugnet. Allerdings braucht dieses meines Erachtens als ein formaler Teil des Seins, als die formale Einheit im Ich, als dem mit der Welt unzertrennbar Zusammengehörenden, gar nicht „über sich selbst“ hinausgreifen. Denn das Bewusstsein bleibt im Grunde stets bei allen seinen Aktionen in der Sphäre des Seins sc. des wissenschaftlichen, erfahrbaren Seins, des mit dem Charakter objektiv-notwendiger und allgemeiner Geltung ausgestatteten, das seinerseits durchaus positiv bestimmt ist. Man muss auch hier nur wieder auf Kant zurückgehen, der passiv empfangene Eindrücke als erste Elemente alles Erkennens annimmt und anerkennt, die ihrerseits nicht das Ganze, sondern nur dessen Bestandteile darstellen. Damit wird auch die Empfindung selber als ein nicht Einheitliches oder ein Letztgegebenes, sondern als ein Ergebnis, eine Synthese von „Eindrücken“ auf unser Bewusstsein, auf unsere „Sinnlichkeit“ als das „Vermögen der Rezeptivität“ erkannt und anerkannt. Diese Eindrücke gehen der „Sinnlichkeit“ von den erfahrbaren, in stetem Flusse befindlichen Dingen zu, die mit den Endpunkten ihres Funktionierens oder mittels ihrer verschiedenen Pole in unseren Vorstellungsablauf zwar gleichsam hineinragen, von ihm im grossen und ganzen und im wesentlichen auch noch unabhängig sein können und tatsächlich dies auch sind, aber durch ihr blosses Hineinragen in ihn, durch ihr dynamisches Sein uns bekannt werden können; damit bilden sie die Hebel, die Empfindung nicht nur zu gestalten (synthetisieren), sondern auch als Subjektivität, d. h. psychologisch zu erkennen. Allerdings wird hierbei der „Sinnlichkeit“ nicht allein nur die „Rezeptivität“, sondern auch das eigene Schaffen der „Spontaneität“ zuerkannt. Allein selbst das ist nicht Kant widersprechend, der sich in seiner „Theorie von der Sinnlichkeit“, ebenso nicht weniger Leibniz als Locke annähert, indem er zu den Empfindungen die vom Geiste bzw. Denken gesetzte Einheit hinzukommen lässt, die Selbsttätigkeit aber, entgegen Leibniz, nicht in der Empfindung selbst statuiert, sondern in dem, was aus ihr wird, d. h. in der Anschauung oder in der „Sinnlichkeit“. Hier zeigt eben Kant bereits die grösste Verwandtschaft mit dem Realismus sc. dem kritischen Realismus, nicht etwa mit dem des gemeinen Verstandes, dem naiven. Und hier zeigt sich zugleich für Natorp und seinen kritischen Idealismus der Punkt, an dem sie scheitern müssen, wenn sie nicht anerkennen wollen oder können, dass die erfahrbaren Dinge in dem grossen durchgängigen Zusammenhange der wechselnden Bestimmungen und dynamischen Systeme, der die Welt darstellt und charakterisiert, der deren Dynamik ausmacht, existieren und funktionieren, ohne dass sie zu uns in Beziehung getreten sein brauchen. Denn, wie bereits hervorgehoben wurde, „jedes Bewusstsein ist zwar Beziehung,“ aber nicht jede Beziehung auch sogleich Bewusstsein, wenn sie auch nur durch dieses uns erst verständlich werden kann. Vor allem muss Natorp aber mit seiner „Rekonstruktion der Psychologie“ daran scheitern, dass er den „transzendentalen Gegenstand“ bzw. das „Ding an sich“ Kants nicht als positiven Grenzbegriff gelten lässt, sondern beide völlig negiert.“

Hätte Kant seine „Theorie von der Sinnlichkeit“ weiter ausgebaut,



so wäre er auch sicherlich zu einem kritischen Realisten geworden. Er ist indessen auf halbem Wege hier stehen geblieben, wie dies auch bei unseren heutigen Psychologen der Fall ist, die, als gemeinhin halbe Idealisten oder Spiritualisten, die Empfindung als ein Einfaches, Letztgegebenes gelten lassen und deren Synthese aus elementaren Eindrücken als Elementen aus Teilen der grossen Gesamtsumme der Wirklichkeit vernachlässigen; mittels dieser Elemente gerade, als ihrer verschiedenen Pole, werden die veränderlichen Bestände, die dynamischen Gebilde, welche wir „Dinge" nennen und die diese charakterisieren, zu wissenschaftlich erforschbaren. Mit vollem Recht kann Natorp daher unseren heutigen Psychologen, unter anderem Lipps, den Vorwurf machen, dass sie den „Gegenstand" gleichsam unvermittelt setzen oder vielmehr, dass er in dieser Art bei ihnen vom Bewusstsein „gesetzt" wird. Tatsächlich würde damit das Bewusstsein in eine ihm „transzendente" Welt in ein metaphysisches Sein, das kein „Werden" ist und sein kann, hinübergreifen. Das braucht es indessen einmal gar nicht und dann ist es auch gar nicht seine eigentliche Funktion, wie Lipps meint; auch Natorp hält diesem ferner mit Recht entgegen, dass dies eine Funktion ist, die das Bewusstsein nie zu üben vermag. Seine Funktion der Beziehung zu der nach Lipps Meinung „transzendenten Welt" vollzieht das Bewusstsein eben erst und kann sie nur dann vollziehen, nachdem diese nur fälschlich so genannte „transzendente Welt" bereits zu einer transzendentalen, d. h. bewussten für unser Denken geworden ist; nur wenn diese zu Unrecht „transszendent" genannte Welt mit den Endpunkten ihres Funktionierens in die Welt des Bewusstseins hineinragt, kann dieses jene in sich einbeziehen und begreifen; sonst bleibt sie tatsächlich nur ein Transzendentes, ein Jenseitiges, Metaphysisches, das uns auch nicht das mindeste bietet und angeht. Stets nicht bloss ein Unbekanntes, sondern auch ein Unbegreifliches, das, mag es vom Bewusstsein, aus ihm heraus und aktiv, noch so oft und intensiv „gesetzt" werden wie nur möglich, doch immer unbegriffen, immer statisch und daher ein unlösbares X bleibt und bleiben muss. Denn das Bewusstsein „schafft" nicht den Gegenstand, sondern er als transzendentaler bietet mittels seiner Dynamik ihm sich ohne weiteres dar. Es „webt" den Gegenstand aus dem ihm von den Dingen in Hinsicht ihres funktionalen Seins und konkreten bzw. konkreszenten So-Beschaffenseins und als flüssigen Beständen zukommenden realen Eindrücken, den „ersten Elementen alles Erkennens", die als gedankliche Beziehungen, gleichsam als Symbole der Dinge oder als „transzendentale Gegenstände" in ihm erscheinen und die Empfindung veranlassen. Diese aber ist, je nachdem Individuum, dem sie eignet und das sie empfängt, auch individuell verschieden oder mit einem Nietzscheschen Ausdruck die „Idiosynkrasie" des Individuums. Auch ein „Umdenken" liegt hier nicht etwa vor, wie Lipps weiterhin meint, sondern ein Denken, das sich weiter erstreckt, als dem Dargebotenen oder „Gegebenen" aus ihm selber heraus zunächst scheinbar eignet. Dieses Denken kann auch nur deshalb sich weiter erstrecken, weil es mit seinen bereits in ihm vorhandenen bzw. in ihm aufgehobenen Beziehungen und mit dem von ihm Begriffenen an jenem Dargebotenen sc. „Vorgefundenen" arbeitet bzw. arbeiten kann, weil es ein Denken ist, das durch seine Gegensätzlichkeiten im Ablauf seiner Inhalte sich charakterisiert, indem es die eine Bestimmung setzt, die andere denkt, kurz durch seine Methode, als die dialektische, in welcher alle Glieder eines Inhaltes ebenso Bedingtes wie Bedingendes sind. Das erfahrbare „Sein" und das Erfahrene sc. das Denken sind aber Glieder ein und desselben Inhaltes. Ein solcher Akt des Denkens kann kein „ausserbewusster" sein, sondern ein völlig



einheitlicher, ein nur im Vorstellungsablauf sich vollziehender. Er wird als solcher auch um so eher anerkannt, je mehr man „Objekt und Subjekt“ als eine Einheit erkennt, die ähnlich der organischen Einheit von Geist und Körper ist, je mehr man einsieht, dass alle diese Trennungen nur künstliche Auseinanderreissungen nicht bloss der Einheit von Leib und Seele, sondern auch vornehmlich der Einheit und des Zusammenhanges von Mensch und Welt sind. Das allein auch ist der Sinn dessen, dass Kant den Verstand als Gesetzgeber der Natur erheben konnte, die der Verstand zwar nicht schaffen, aber „machen“, umgestalten kann, weil er in sich selber die Normen birgt, nach denen er dies vermag und die in ihm von der Natur, von dem Inbegriff aller Dinge, dem Ganzen aller Erfahrung und alles Erfahrbaren, von dem unendlichen Komplexe aller in einem gegenseitigen räumlichen Wirkungsverhältnisse stehenden Kausalreihen gleichsam aufgespeichert sind. In diesem Sinne fragt Goethe: „Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen?“ Und Lichtenberg spricht sich in dem gleichen Sinne dahin aus: „Man kann nicht genug bedenken, dass wir immer nur uns beobachten, wenn wir die Natur und zumal unsere Ordnungen beobachten.“ Die Gesetzlichkeit der Natur das sind wir selber, das ist der Mensch. Mit dieser von Kant bereits vertretenen An- und Einsicht gewönne zugleich die heutige Psychologie festen Boden; sie würde dann auch nicht, wie bei Lipps, über die Erfahrung hinausgehen brauchen und würde wirklich zu einer objektivierenden Wissenschaft, die vor Vorwürfen, wie denen Natorps, geschützt wäre. In der Praxis bewährt sie sich trotz der Einwände Natorps übrigens ganz gut und handelt auch tatsächlich vom „Erlebten“. Allerdings zeigt sie die gleich gute Bewährung noch nicht in ihrer wissenschaftlichen Auffassung von der Einheit mit dem Gegenständlichen, das sie von dem es mit sich in Beziehung setzenden „Ich“ künstlich trennt, weil sie auf Abstraktion, auf Analyse angewiesen ist und das allerdings sich auch nur mittels der Abstraktion künstlich von ihm sondern lässt; gerade dieses irrige Verfahren will unserer heutigen Psychologie Natorp jetzt von neuem zum Bewusstsein bringen; lange vor ihm hätte aber bereits Kant dies mittels seines „transzendentalen Objekts und Subjekts“ sie lehren können, wenn er nur selber diese Begriffe nicht bald als blosse negative Grenzbegriffe, d. h. idealistisch, bald als Positivismen, d. h. realistisch aufgefasst hätte. Unsere Psychologie geht bei ihrem bisherigen Verfahren jedoch im Ganzen durchaus richtig, wenn auch mehr instinktiv, vor; dieser Instinkt ist aber nur die Konsequenz dessen, dass zwar in der Theorie der Mensch, wie jedes Lebewesen überhaupt, sich in Leib und Seele trennen lässt, aber nie und nimmer in der Praxis. Der Mensch als Ganzes steht und stand der heutigen Psychologie als Objekt bei ihrer experimentellen Forschung gegenüber, bei welcher sie durchaus positivistisch denkt und verfährt; daher denn auch ihre richtigen und guten Resultate trotz ihrer falschen Theorien; an den Resultaten selber aber dürfte auch die „Rekonstruktion“ der Psychologie durch Natorp nichts ändern, da sie auch als „rekonstruktive Psychologie“ letzthin nicht anderes oder mehr leisten könnte, als die bisherige. Natorps X mit dem negativen Vorzeichen muss doch erst zu einem X mit positivem Vorzeichen sich wandeln, damit überhaupt nur eine „Objektivierung“ zustande kommen kann. Das will besagen, dass „das transzendentale Subjekt“ durch die es als formales Ganzes zusammenfassenden Akte seines formalen Denkens, Strebens, Vorstellens, Empfindens und Fühlens hindurch auf die mit und in ihnen mehr oder weniger innig verknüpften und zusammenhängenden physiologischen Substrate zurückgeführt werden muss; diese wieder sind aber ihrerseits Objekte



der Naturwissenschaft und bedürfen zu ihrer Erkenntnis, dass sie auch ihrerseits sich zu dem „transzendentalen Gegenstande“ oder dem diesem ähnlichen positiven X von Natorp wandeln. Die Psychologie hat also im Gegensatz zu den Naturwissenschaften einen komplizierteren Weg zu nehmen, der sogleich ihre schwierige Stellung in der Reihe der wissenschaftlichen Disziplinen als objektivierender erklärt und ebenso ihr Ziel, die Objektivierung des Subjektiven als solchen, verhüllt und dessen Erreichen erschwert. Hieraus geht ferner hervor, dass selbst Fühlen, Empfinden, Begehren und Streben Beziehungsarten darstellen, die unvermerkt und gleichsam automatisch oder nur mittelbar bewusst sich vollziehen, und dass das Denken als die über alle anderen bewussten Beziehungen hinausgreifende, höchste bewusste Art von Beziehung, das ist selbst als Geist gefasst nicht allein für sich ausreicht, um alle seelischen Vorgänge im Menschen oder einem anderen Lebewesen bislang schon restlos zu erklären. Das Denken sc. das aktuelle Denken ist eben nicht die ganze Welt. Noch weniger das logische Denken oder die Logik als solche und für sich allein, wie Natorp und mit ihm seine Schule und alle Neukantianer dies annehmen. Denn wenn auch zugegeben werden muss, dass alle Dinge wirklich so sein müssen, wie sie von vornherein von uns gedacht werden, eine Folge dessen, dass unser Denken gleichfalls zu der einen Welt gehört, in der wir stehen, die wir allein nur kennen und zu welcher auch die Dinge gehören, die den allgemeinen Charakter der Begriffe tragen; wenn sonach auch jenes zuzugestehen ist, so liegt darin noch keineswegs eingeschlossen, dass, die alles zum blossen Begriff machen, oder auf den Schluss zuspitzen, damit nicht weniger im Unrecht sind, als die, welche alles mit dem gewöhnlichen Verstande oder naiv erfassen zu können vermeinen. „Die Welt wird“ zwar, wie Schelling dies einmal ausspricht, „gleichsam in den Netzen des Verstandes oder der Vernunft gefangen“. Allein ein recht grosser Teil bleibt noch ausserhalb und unberührt von diesen Netzen, vielleicht gar der grössere, der uns so lange auch nichts angeht, als er nicht zu einem erfahrungsmöglichen, wissenschaftlichen Bestandteil, zu einem „Sein“ sc. positiven Sein für die Funktionsbeziehungen unseres Bewusstseins sich gestaltet hat, zu einem solchen erfahrbaren „Sein“ werden kann, oder ein solches „Werden“, d. h. ein durchgehend zusammengehöriger Komplex von Wirkungssystemen ist. Wenn Natorp ferner erklärt: „dass dieselbe Erscheinung das eine Mal nach ihrem Objektivitätscharakter, als Darstellung des Gegenstandes auf bestimmter Stufe, das andere Mal nach ihrem Subjektivitätscharakter als Moment des Erlebens eines bestimmten Subjekts ins Auge gefasst wird“ — „Subjektivität und Objektivität sind zueinander reziprok wie Berg und Tal, oder wie Rechts und Links“, — so ist dies zwar richtig und auch der spinozistischen Lehre von der Einheit von Geist und Körper scheinbar ähnlich; allein Spinoza knüpft sowohl die Erkenntnis dieser Einheit als auch die der Seele an die vorherige Erforschung und Erkenntnis des menschlichen Körpers (cf. Lehrsatz 13, Ethik II). Natorp aber verwirft geradezu ein derartiges Verfahren und tadelt die heutige Psychologie wegen desselben, da es nur irreführe und sie von ihrem Wege und Ziele der Objektivierung des Subjektiven ablenke, „nur die Subjektivität tot schlage, um sie zu sezieren, und damit der falschen Meinung Raum gebe in dem Sektionsbefund das Leben aufgezeigt zu haben.“ Gerade dies will Natorp mittels seiner „Rekonstruktion“ der Psychologie vermieden wissen. Allein er könnte dies mit ihr nur dann vielleicht erreichen, wenn er in sie den Kantischen „transzendentalen Gegenstand“ in dessen voller positiver Bedeutung und



Bestimmung unverhüllt aufnähme und nicht statt dessen seine blossen X mit den verschiedenen Vorzeichen gleichsam verschämt und ohne weitere positive Beziehung einführte. Allein selbst wenn Natorp das Kantische transzendentale Objekt bzw. Subjekt in ihrer positiven Bedeutung einführte und nicht seine blossen Zeichen (X), so würde er selbst mit jener Einführung noch nicht den falschen Schein von Objektivität vermeiden, dem er jetzt unbedingt unterliegt; selbst der von ihm sonst gefürchteten Metaphysik würde N. damit und mit seinen X nicht einmal entgehen; denn da in jedem Falle das Seelische durch eine Gegenstellung gegen alle Objektivität des Wertes begrifflich gemacht werden soll, so ist unausbleiblich, dass damit zwei Existenzarten aufgestellt werden: Eine Sphäre des Lebens und Seins und eine andere Sphäre des Geltens! Hätte sonach Natorp damit tatsächlich erst die heutige Psychologie auf dem rechten Weg zur Objektivierung des Subjektiven als solchen führen können, so hätte er uns damit noch lange nicht gezeigt, wie dem Dilemma der Metaphysik zu entgehen wäre. Mit seinen Grundsätzen jedoch vermag er dies alles bisher nur dogmatisch zu vollziehen. Seine „rekonstruktive“ Psychologie muss daher ein verunglücktes Unternehmen bleiben. Natorp logisiert ohne die Hinzunahme des Kantischen transzendentalen Subjekts und Objekts in deren vollem Positivismus und bestimmter Relation nur alles und jedes, schlägt alles sogleich in Begriffe, weil er die zum Logos, zur Wissenschaft des „Seins“ erst führenden niederen Stufen nicht genügend berücksichtigt, indem er die ersten Elemente allen Erkennens, die passiv empfangenen Eindrücke der flüssigen Bestände der „Dinge“ auf unseren Vorstellungsablauf gänzlich leugnet; mittels deren Berücksichtigung allein kann aber erst eine wirklich objektive Erkenntnis gewonnen werden, und nicht bloss wie bei Natorps Grundanschauungen und Annahmen dies anders auch nicht möglich ist, seine vermeintliche und nur scheinbare „Objektivität“.

III.

Eine fernere Ansicht über Natorps „rekonstruktive“ Psychologie geht dahin, dass in ihr der „Unterschied des Beziehungs- und Vergleichungssinnes“ etwa analog der Verschiedenheit der Untersuchungsrichtung von Mach sei. Auch das ist nicht zutreffend. Allerdings fasst die Machsche Untersuchungsrichtung ein und denselben Stoff je nach der Stellung des Untersuchers zu ihm einmal als physischen, das andere Mal als psychischen auf. Eine Farbe z. B. kann hiernach als physisch oder „Gegenstand“ der Empfindung betrachtet werden, wenn die Untersuchung auf die Abhängigkeit der untersuchten Farbe von anderen Farben gerichtet ist, als psychologisch oder als Akt bzw. Inhalt der Empfindung jedoch, wenn der Untersucher auf ihre Abhängigkeit von seiner Netzhaut achtet. Der Schwerpunkt liegt hier also in dem Untersucher, der den Akt vollzieht, während er bei Natorp auf dem Vorgang als solchem, ohne jede Rücksicht auf den Untersucher, ruht. Dieser Prozess ist sonach für Natorp nur ein Gegensatz zweier Beziehungen und kann tatsächlich nur als zwei verschiedene Richtungen des Erkenntnisweges aufgefasst werden, völlig unabhängig vom Untersucher selber. Er stellt sich daher bei Natorp je nach der Richtung seiner, wie wir verschiedentlich gezeigt haben, nur vermeintlichen, nicht tatsächlichen Stufe der Objektivität das eine Mal als positiver, das andere Mal als negativer dar. Mach zerlegt auch bekanntlich die Erscheinungen der Elemente, die ihm, sofern sie mit dem Subjekt verbunden und durch dasselbe bedingt sind, „psychische Elemente“ oder „Empfindungen“ sind, oder vielmehr nur heissen, sonst aber für ihn physische



Elemente, und auch im ersten Falle mit diesen identische, bleiben. Für Mach ist daher auch das Ich selbst ein Komplex von Elementen. Das Mach'sche Ich wird durch die Weltelemente als psychische konstituiert, wie der zu ihm gehörige Körper und die physischen Dinge des Weltzusammenhanges ihrerseits durch physische Elemente oder „Weltelemente" schlechthin. Das Machsche Ich ist aber selber eine erst nachkommende Vorstellung, die dadurch sich bildet, dass der Elementenkomplex einer zähen Masse vergleichbar ist, in welcher ein Punkt durch seinen stärkeren Zusammenhang in ihr hervortritt. In diesem Punkte des Elementenkomplexes der Welt stellt eben das Ich sich dar, das damit bei Mach eigentlich ausgeschaltet ist. Bei Natorp ist zwar das Ich letzthin ein Einheitsbezug aller seiner zu ihm gehörigen psychischen Vorgänge, aber Natorps (X) mit dem negativen Vorzeichen schwankt hierbei hin und her, ist bald Empfindung, bald Fühlen, bald Vorstellung, bald das Denken selber auf dessen höchster Stufe. Hierdurch unterscheidet sich Natorps (— X) noch weiterhin von dem transzendentalen Subjekt, mit welchem Terminus bei Kant das Ich als die formale Zusammenfassung aller seelischen Akte, als das denkende Ich oder die „Seele" verstanden wird und das für Kant nur ein Teilbewusstsein des „Bewusstseins überhaupt" ist. Das Natorpsche (X) mit negativem Vorzeichen soll allerdings auch ein solches Teilbewusstsein sein; es unterscheidet sich aber einmal von dem Machschen Elementenkomplex oder der diesem nachfolgenden Ichvorstellung durch seine Richtung auf die Vorgänge als solche, während das „Machsche Ich" sich auf seine eigene Tätigkeit als eines Untersuchers richtet. Von dem transzendentalen Subjekt Kants aber unterscheidet sich das (— X) Natorps wieder durch sein Hin- und Herschwanken zwischen den einzelnen seelischen Vorgängen, hierin gleich dem Funken auf der verglimmenden Asche (cf. Vergleich seiner Stufenreihe der Subjektivierung mit demselben Punkt X zwischen den Endpunkten einer Geraden A B). Mach ist eben Psychologist und Phänomenalist, Natorp durch und durch Logiker. Muss schon deswegen die Machsche Verschiedenheit der Untersuchungsrichtung ganz etwas anderes sein, als der „Unterschied des Beziehungs- und Vergleichungssinnes" bei Natorp, als dessen doppelseitige Betrachtung, so ist sie es vor allem deshalb, weil Natorp unter „Sinn" hier ganz etwas anderes versteht und mit ihm beabsichtigt, als man zunächst geneigt ist, darunter zu verstehen. Er will damit nur den „Sinn" nach Analogie der mathematischen Bedeutung des „Sinnes" bezeichnen, „die ihren Ausdruck in den Vorzeichen (des Plus und Minus) hat". Er will ferner damit die Erscheinung selbst und als solche unterscheiden von ihrer Erscheinung für ein Bewusstsein und von ihrer Erscheinung als Erscheinung des Gegenstandes.

Nicht weiter braucht erörtert zu werden, dass die Machsche verschiedene Untersuchungsrichtung sich von dem transzendentalen Objekt und Subjekt Kants himmelweit unterscheidet. Bei jener ist der Unterschied des Ortes, von dem aus der Akt für den Untersucher sich vollzieht, bei dem Kantischen transzendentalen Objekt und Subjekt aber kann nur der völlig einheitliche Vorgang selbst und sein Inhalt das Richtung- und Massgebende sein. Die heutigen Psychologen glauben allerdings Psychologie und Naturwissenschaft dadurch voneinander differenzieren zu können, dass sie das in beiden Betrachtete voneinander trennen, den Gegenstand von dem Erlebnis und Inhalt und wieder diesen von dem Akt der Tätigkeit. Das ist jedoch, wie bereits gesagt, eine künstliche Trennung, die z. B. auch Oesterreichs inhaltreiche Schrift: „Die Phänomenologie des Ich und ihre Grundprobleme" schon im Konzept verdirbt. Denn Oesterreich



trennt hier die Akte des Empfindens, Wahrnehmens, Vorstellens und Denkens von deren Inhalten und will beide streng voneinander unterschieden wissen. Gefühl und Wille machen für Oesterreich das Ich aus; das Seelenleben soll allein in dessen Tätigkeit zum Unterschiede von dessen Inhalten gefunden werden. Haben Oesterreich und mit ihm viele andere Psychologen hierbei auch Kant vergessen, der den Unterschied bereits in die Richtung des völlig einheitlichen Vorganges verlegt hatte, so wird er nicht weniger von der Schule Natorps und diesem selber wieder vergessen; denn wenn Natorp auch die prinzipielle Zweiheit von Akt und Inhalt leugnet, so leugnet er doch seinerseits wieder die Anschauung, die „Sinnlichkeit“ und lässt das „Ding an sich“ im Sinne eines Repräsentanten für die gesamten Zusammenhänge der wechselnden Bestimmungen der Welt als unserer ganzen bearbeiteten und unbearbeiteten bzw. möglichen Erfahrung und somit als positiven Grenzbegriff nicht gelten. Natorp und seine Schule glauben eben alles sogleich in Begriffe schlagen und logisieren zu können, Wenn Natorp sich jetzt veranlasst sieht sein X mit dem positiven und negativen Vorzeichen in die Psychologie einzuführen und diese damit zu „rekonstruieren“, so ist auch dies die Folge jenes Leugnens. Er müsste in voller Konsequenz auch das „Ding an sich“ Kants als positiven Grenzbegriff und als Ausdruck für die gesamten Dinge in ihrer Bewegung, als veränderlicher nicht etwa fester, zugleich aber auch erfahrungsmöglicher und erforschbarer Bestände auffassen, die als solche behufs ihrer Erforschung transzendental werden und in die Gleichung der Erkenntnis auch eingehen können. Allein damit würde er auch nicht fürderhin den in Kant bereits zum Durchbruch gelangten kritischen Realismus ignorieren können. Im anderen Falle bleibt seine „Rekonstruktion der Psychologie“ ein Versuch mit untauglichen Mitteln.

IV.

Hat aber wirklich die heutige Psychologie mit ihrem Verfahren unrecht, das sie bisher in praxi und instinktiv völlig richtig übte? Meines Erachtens nicht! Sie hat ausserordentliche Fortschritte gemacht trotz und vor Natorp. Erst neuerdings hat Hugo Münsterberg in seiner „Psychologie und Wirschaftsleben“ (Ambr. Barth, Leipzig 1912, cf. auch das 1914 erschienene Werk von M.: „Psychotechnik“, das einen guten Ueberblick über die weiten Anwendungsgebiete der Psychologie gibt) bewiesen, dass die Wissenschaft von dem Subjektiven in der Art, wie sie von den Experimentalpsychologen betrieben wird, zu ausserordentlich guten und brauchbaren Resultaten führt. So stellte Münsterberg an einer Anordnung von Kartenblättern mit Linien und Zahlen die Fähigkeit von Strassenbahnwagenführern fest, Unglücksfälle in schwierigen Situationen zu vermeiden. Die Resultate seiner Untersuchungen stimmten mit den Erfahrungen der Verwaltung über die tatsächlichen Leistungen solcher Führer überein. Aehnlich verhielt es sich mit jungen Mädchen im Telephondienst. Die Arbeitsleistungen von Maurern konnten durch Aenderung von deren Bewegungen (Einlagen von Pausen unter Berücksichtigung der Einübung und des Lernens, der Aufmerksamkeit, Ablenkbarkeit, Ermüdung u. a. m.) in unerwartetem Maße gesteigert werden. Sonach vermag die nach psychologischen Regeln eruierte und ihnen gemäss gestaltete Arbeitsmethode einer Energieverschwendung vorzubeugen. Ein schönes Zeugnis für die heutige Psychologie, die trotz Natorps Einwendungen gegen sie doch wohl auf dem rechten Wege und eine gute sein muss, obwohl sie nur in ihrem dunklen Drange ihn gefunden hat. Das ist nur dadurch erklärbar, weil sie, wie bereits erwähnt, bei ihren Experimenten den ganzen Menschen, d. h.

das „Objektive und Subjektive“ in ihm ohne weiteres und stets berücksichtigen muss, weil Geist und Körper sich zwar theoretisch, aber nicht in der Wirklichkeit voneinander trennen lassen. Das mit irgend einer Person angestellte Experiment nimmt eben den Menschen als Ganzes in dessen Empfinden, Wollen, Denken und Handeln, in dessen einheitlicher und gesamter physiologischen und seelischen Verfassung zum Ausgang. Daher denn auch jene Resultate, die mittels der alleinigen und blossen theoretischen Ueberlegungen unserer modernen Psychologie nicht gezeitigt werden könnten, weil diese nur auf einen Teil des Ganzen, nicht auf dieses selber, nicht auf den Menschen in seiner vollen Seelen- und Körperbeschaffenheit, auf seine Einheit von Geist und Körper hinzielen. Nur auch aus dieser abstrahierte psychologische Gesetze sind wirkliche Naturgesetze, und sind dies nicht bloss „ihrer ganzen Intention nach“. Hierbei verschlägt es gar nichts, wenn die heutige Psychologie zunächst nur die chemischen Umsetzungen von Nervensubstanzen als solche eruieren und psychische Vorgänge, die mit und in ihnen einhergehen, nur als „verborgene Qualitäten“ im Sinne von Subjektivitäten bezeichnen kann. Auch Natorp vermag mit seiner „rekonstruktiven Psychologie“, mit seinem Verfahren der Einkreisung uns nicht zu sagen, was diese Subjektivitäten eigentlich sind. Allerdings verspricht seine Methode, wenn sie die realistischen Faktoren Kants in sich aufnähme, die Erkenntnis jener subjektiven „Abhängigen“ oder Qualitäten eher vielleicht noch als dies mittels der Methode der heutigen Psychologie geschehen dürfte. Die Dispositionen und Assoziationen zum Beispiel existieren als naturwissenschaftliche Objekte und sind vermittels der Naturwissenchaft bzw. der Hirn- und Nervenphysiologie ganz gut erforscht; allein mit ihren subjektiven Qualitäten ist man bisher zu einem ähnlichen Resultate noch nicht gelangt, weil diese Qualitäten dem „transzendentalen Subjekt“, als der blossen Form des Einheitsbezuges aller psychischen Vorgänge insgesamt, als der Form des mit dem Terminus „geistiges Ich“ zu bezeichnenden seelischen Gesamtvorganges in unserem Organismus, schon recht nahe kommen. Denn je mehr wir uns von der Empfindung als dem „Material der Anschauung“ entfernen, zur Vorstellung, Wahrnehmung und schliesslich zum begrifflichen Denken emporsteigen, desto grösser wird der Anteil der logischen Bearbeitung, desto mehr verflüchtigt sich das „Materiale“, das „Stoffliche“, das „Objektive“ oder „Gegenständliche“. Um so schwieriger wird aber auch die Objektivierung der solcher Art gegebenen höheren und höchsten Stufen und die Zurückführung auf ihre demnächst und weiteren niederen. Allein immer sehen wir uns auch auf den relativ kleinen Anteil der „Materie der Anschauung“ hingewiesen, die selbst bei dem „transzendentalen Subjekt“ oder anders ausgedrückt dem „Ich“, als der formalen Bezeichnung für den seelischen Gesamtvorgang und für dessen Inhalt, das ist für die Objekte in unserem Körper, nicht fehlt. Ueberdies ist ja das „transzendentale Subjekt“ oder vielmehr die einheitliche Form des Bewusstseins, die doch nur durch ihren Inhalt, die Objekte, erst besteht, immer ebenso Problem und Aufgabe und wirft sich immer wieder von neuem dazu auf, wie schliesslich jedes andere Objekt oder Ding. Transzendentales Subjekt und Objekt sind daher auch nur „Wegweiser“, „unendliche ferne Punkte“. Das Verdienst Natorps besteht darin, dass er, wenn auch nur wider seine eigenen Grundsätze und gleichsam wider sein Wissen und Willen, darauf aufmerksam gemacht hat, dass diese Kantischen Begriffe für die Wissenschaft überhaupt und vornehmlich für die Psychologie brauchbar werden können, wenn sie nur auch ihre positiven Bestimmungen erhalten; allerdings muss dann aber auch das „Sein“ als „Sein“



im Sinne von „Werden", als wissenschaftliche bzw. positives und als Wirklichkeit anerkannt werden, die Möglichkeit und Notwendigkeit als Komponenten in sich begreift. Auf diese Wirklichkeit beziehen sich dann auch jene Begriffe gedanklich und können ihrerseits das Sein bzw. dessen Wirklichkeit in sich einbeziehen. Die heutige Psychologie muss dem folgen; ihre Methode wird sich dadurch nur vertiefen und eine mehr wissenschaftliche werden können; ob aber ihre Resultate sich davon allzu stark berührt finden, da sie schon heute recht brauchbare und fruchtbringende sind, ist eine andere Frage und wird uns die Zeit selber lehren. Psychologie ist zwar die Lehre, die Wissenschaft des Subjektiven, der Psyche; allein sie kann nur vereint mit der Lehre vom „Objektiven", mit der Naturwissenschaft etwas Brauchbares leisten und gute Früchte zeitigen. Daher gehört die Psychologie zur Naturwissenschaft als deren integrierender Bestandteil und zwar insoweit als diese sich mit den lebenden Systemen beschäftigt. Aber auch umgekehrt zählt insoweit auch die Naturwissenschaft zur Psychologie. Denn die lebenden Systeme haben ihre Beziehungen zu unbelebten freien und unfreien, deren Aussenkräfte zugleich die inneren jener lebenden höheren bilden; anderenfalls können wieder die vorlebendigen niederen Systeme unter einander aber ihre Relationen ohne jene höheren haben. Die unbelebten Systeme haben aber auch ihre Relationen zu lebenden Systemen ebenso wie diese sie zu anderen lebenden Systemen haben. Ueber alle diese Zusammenhänge, systematischen bzw. intersystematischen Beziehungen und über seine eigenen Funktionen als eines „bewussten Systems" ins Reine zu kommen, jene durchgehenden Relationen fort und fort zu erforschen ist die immer wieder sich erneuernde Aufgabe des höchsten lebenden Systems, das wir kennen, des Menschen. Allein hierbei kann ihm als eine fernere Mahnung wiederum ein Goethescher Spruch dienen:

„Ihr sucht die Menschen zu benennen
Und glaubt am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei
Es ist was Anonymes dabei."

Statt „Menschen" könnte hier ebenso gut „Dinge" stehen, die wir ja auch nur benennen, gedanklich beziehen oder symbolisieren und denen wir hiermit ihr letztes „Anonymes" doch nicht entlocken.

Bericht

über die Kriegstagung des Vereins für Psychiatrie
am 21./22. September 1916
und
über die 8. Jahresversammlung der Gesellschaft Deutscher Nervenärzte
am 22./23. September 1916 in München.

Bericht von **v. Stauffenberg**, München.

Es waren im wesentlichen gemeinsame, durch die Not und die Erfahrungen der Zeit aufgedrängte Aufgaben, welche die beiden Gesellschaften zusammenführten und in anregendem gemeinsamen Gedankenaustausch beschäftigten. Während sich die psychiatrische Versammlung mit dem Verhältnis psychotischer und psychoneurotischer Störungen zum Krieg befasste, beherrschte die Neurologentagung das Wesen und die Therapie der im Kriege entstandenen Neurosen. Das hohe Interesse an den aktuellen Gegenständen zeigte sich in



dem sehr zahlreichen Besuch, an dem auch Oesterreicher reichlich vertreten waren, und der sehr regen Beteiligung an der Diskussion.

I.

Eingeleitet wurde die Psychiater-Tagung durch ein klares Referat von **Bonhöffer** (Berlin) über Erfahrungen im Krieg über die Aetiologie psychopathologischer Zustände.

Es gibt keine psychische Erkrankung im Krieg, die nicht auch im Frieden vorkommt; damit ist die Frage der Kriegspsychose erledigt. Trotzdem erheben sich manche Fragen, deren Lösung der Krieg, ein riesiges Experiment für exogene Schädigungen, näher bringen kann. Es ist notwendig, Gesetzmässiges aus Individuellem herauszuheben. Die Hauptpunkte des Referates bilden die Bedeutung der Erschöpfung und der Emotion, beide sind nicht immer scheidbar; die Erschöpfung enthält viele emotionelle Faktoren in sich; häufige Emotionen können Erschöpfung bedingen.

1. Erschöpfung: Erfahrungen an dem grossen Material serbischer Kriegsgefangener. Die besonders hervorstechenden Bilder waren hochgradige Abmagerung, Atrophie, Herzschwäche und Dilatation, auch Oedeme; die Leute oft 2—3 Monate bettlägerig, schon leichte Infekte wirkten häufig letal; die Erholungsschnelligkeit sehr different; Gewichtszunahme nach einem Monat oft nur 2 Pfund, grosse Neigung zu Phlegmonen und Tuberkulose.

Die Auffassung von Brugsch über Erschöpfung, in der Veränderungen der inneren Sekretion, besonders der Nebenniere, herangezogen werden, ist vorläufig nur hypothetisch. Thyreotoxische Störungen sind allerdings häufig; auf solche bezieht Krehl manche Formen von Abmagerung; Uebermüdung und Erschöpfung nicht zu trennen, nur nach der Schnelligkeit der Erholung. Mayerhofer fand bei 80—90% Uebererregbarkeit der Muskeln, die nach Wochen vergeht. Vasomotorische Störungen waren bei den Serben nicht auffallend, solche mehr durch Emotionswirkungen; zuweilen kommen Parästhesien vor. An psychischen Erscheinungen wurden Ermüdungs-Halluzinationen, — analog hypnagogen Halluzinationen wie nach konzentrierter optischer Aufmerksamkeit mit erhaltenem Charakter der subjektiven Täuschung, zuweilen beobachtet. Der psychische Zustand der Eingelieferten wird charakterisiert teils durch Apathie und Schlafbedürfnis, teils durch Euphorie mit Ideenflucht. Die meisten waren nach mehreren Tagen erholt. Sensible und emotionelle Ueberempfindlichkeit oft auch bei solchen, die vorher ganz gesund waren. Die Frage: gibt es eine Erschöpfungs-Psychose, wird vom Referent verneint, auch das Vorkommen der Amentia geleugnet. Manche beschreiben ein Zustandsbild von psychischen Erschöpfungs-Delirien, dabei ist meist eine psychopathische Grundlage gegeben; im ganzen sind die Bilder sehr verschieden. Bei den Serben kam so gut wie keine psychische Störung vor: unter 10 000 Gefangenen wurden nur 5 Psychosen aufgefunden. Von nicht physischen Wirkungen der Erschöpfungen erwähnt der Referent das öftere Positivwerden der Wassermannschen Reaktion, was auch Weygandt und Steiner erwähnen; leichtere Fixierung der Lues auf das Nervensystem, zuweilen nach 18—25 Jahre zurückliegender Infektion. Unter den Epileptikern wurde auch besonders häufig Lues festgestellt. Entgegen der Behauptung aus dem japanischen Krieg und Knoblauchs Angabe hat Referent bei Paralyse keine Verkürzung der Inkubationsdauer gegenüber dem Friedensmaterial beobachtet.

2. Emotionen: Hier kommt im Referat zunächst die plötzliche Schreckemotion mit Alteration des Vasomotoriums. Todesfälle wurden nicht beobachtet. Die unmittelbare Folge wenig einheitlich. Häufig ist völliges



Sistieren der emotionellen Regungen, eine Art apathischer Stupor (Stransky), aufzufassen als psychische Selbstsicherung (Hoche). Daraus resultiert die Unlösbarkeit von Affekten und Vorstellungen. Solche Abspaltungen möglich durch plötzlichen Schok; ähnliche Sejunktion der Affekte zuweilen auch bei den psychoneurotischen Störungen.

Hinweis auf die Eigenbeobachtung von Belz und Stransky: ersterer war eine Stunde nach dem Schock wieder tätig — letzterer fühlte eine starke Steigerung der Emotivität nach anfänglicher emotioneller Stumpfheit; in der Zeit unmittelbar nach dem Schock tritt die Affektspaltung ein, auch finden pathologische Affektverankerungen statt bei ungünstigen Bedingungen. In dieser Zeit noch Labilität. Sollier nennt die intermediäre Phase: période de méditation. Man könnte sie „hysterophile Phase" nennen. Der Wunsch nach Ruhe kann fixierend wirken. Der Zustand ist ähnlich einem leichten Dämmer, die Wahrnehmung ist etwas eingeschränkt, darnach öfters Delirien oder depressive Zustände mit Erinnerungsdelirien. Während der Mobilmachungszeit keine besonders pathogenetische Wirkung hervorzuheben, nur Zunahme der Alkoholdelirien. Eine Wirkung auf endogene Störungen ist noch nicht spruchreif, nur die Vermehrung reaktiver Depressionen steht fest. Die Epilepsie wird nicht durch Kriegsemotionen oder Erschöpfung hervorgerufen; ein Einfluss auf die Schizophrenie ist nicht bemerkbar; auch nicht durch Vermittlung der endokrinen Drüsen. Auf die psychopathische Konstitution scheinen Erschöpfung und Emotionen nicht direkt einzuwirken; das wird gefolgert aus dem Ausfall psychischer Reaktionen bei den gefangenen Serben und Franzosen, die direkt von der Front kamen. Wichtiger erscheinen Dauerkonflikte zwischen Trieb und Pflicht, Wille und Zwang. Die Bedeutung von Erschöpfung und Emotion sei vorbereitend, sie wirke auslösend, setze die Toleranz herab und verstärke Diskrepanzen zwischen Wille, Intellekt und Gefühl.

Diskussion: Stransky hebt das Moment der Adaptation hervor; es sei unglaublich, was viele Leute aushalten, erst bei geringen Infektionen klappen sie dann zusammen. Halluzinationen habe er nie gesehen, oft Illusionen; depressive Erregung sei besonders häufig, besonders zornmütige Erregung, meist ohne Amnesie, in welcher oft Delikte vorkämen; es sei ein Affekt-Ausnahmezustand ohne Bewusstseinstrübung. Bohn erwähnt choleraartige Erkrankungen mit momentaner Verwirrtheit nach anstrengenden Arbeiten hinter der Front. Artilleriefeuer erwecke oft depressive Erregungen mit Wiederholung der Kriegserlebnisse, ähnlich Zuständen bei Dementia praecox mit Stupor. Diese Zustände gehen dann über ein Depressionsstadium in Heilung über. Aschaffenburg will den Begriff der Erschöpfung als Ursache schwerer psychischer Störungen fallen lassen; nimmt seine früheren Arbeiten über Erschöpfungs-Psychosen zurück. Er erwähnt eine eigene Erfahrung nach einer Munitionsexplosion; die Leute spielten unmittelbar darnach wie Kinder ganz harmlos; er fasst das als eine besondere Einstellung, nicht als eigentlich pathologisch auf. Der Begriff Kriegspsychose und Erschöpfungspsychose muss fallen. v. Hösslin betont die Wichtigkeit des psychischen Schoks für die Frage der Verantwortlichkeit bei Delikten. Bornstein bestätigt die Beobachtung der Apathie und des verminderten Denkvermögens, die Neigung zum Einschlafen, erwähnt gewisse Pulsveränderung nach Trommelfeuer und betont vor allem die forensische Bedeutung dieser Momente. In diesem Zustand gehe namentlich der Sinn für Zeit verloren; diese würde viel zu kurz geschätzt; der Raumsinn bleibt gut, die Wortfindung sei noch längere Zeit erschwert. Manche Fälle von Halluzinationen führt er auf die Wirkung von Atropingaben gegen Gasver-



giftung zurück. Rehm sah in den Schützengräben vor allem depressive Zustände, auch Dämmerzustände und Bilder wie bei traumatischer Hysterie. Die Arbeitskurven nach Schokwirkung charakterisieren sich durch geringe Erholungserhebung (wegen vorheriger Ermüdung); dagegen sei der Willensantrieb gut, die Leistung mittel. Der Blutdruck sei anfangs erhöht, dann sinke er ab. Er scheidet die Fälle nach dem Verhalten des Blutdrucks und Pulses in den ersten Tagen in zwei Gruppen. Hellpach fasst die Elemente der pathologischen Veränderungen der Psyche in folgende Punkte zusammen: 1. Gedächtnisschwäche, Ausfälle aus dem gewöhnlichen Bestand; 2. Gemütliche und Interessenstumpfheit bis Apathie; 3. Steigerung des Traumlebens (Erregungsträume); 4. Stimulantienhunger besonders für Tabak. (Weist auf die möglicherweise spezifische Wirkung von Tabak auf die Emotion hin.)

Diese Erscheinungen sind nicht Erschöpfungs-, sondern chronische Emotionswirkungen. Diese würden nach dem Kriege das Wichtigste sein. Hübner weist darauf hin, dass zirkuläre Erkrankungen nur anfangs vermehrt vorkamen; die Dementia praecox-Diagnose würde sehr oft fälschlich gestellt. Bezüglich der Paralyse hält Weygandt die rasch verlaufenden Fälle für häufiger. Bezüglich der Epilepsie erwähnt Bornstein, dass oft bei Leuten, die seit Kindheit keine Anfälle mehr hatten, erst draussen wieder solche auftraten. Gegenüber den hysterischen Anfällen unterscheiden sich die echten Epileptiker durch ihr Verlangen, draussen zu bleiben.

Von ausserordentlichem praktischen Interesse waren die Ausführungen von: **Willmanns** (Heidelberg) über Dienstbrauchbarkeit der Psychopathen.

Auf Grund der im 14. Armeekorps gemachten Erfahrungen an einem Material von nahezu 1000 Fällen, behandelt der Referent die Frage, ob es dem Interesse des Heeres entspricht, seelisch regelwidrige Individuen beim Heere zu belassen; er teilt dieselben in 5 Gruppen ein.

1. Regelwidrige von früher Jugend; Imbezille, Psychopathen, hysterische Schwächlinge. Etwa ein Zehntel der Leute kamen wieder ins Feld, wurden draussen als K. v. verwendet, besonders bei Armierungstruppen. 38 Prozent sind in der Heimat beschäftigt; auf richtigem Posten sind auch Imbezille noch gut brauchbar. Besonders seien es emotionelle Schwierigkeiten, die die Psychopathen unbrauchbar machen. Konstitutionelle Psychopathen, Sensible und Hypochonder brechen bald aus; die meisten sind nicht fähig; auch Hysteriker versagen sehr bald.

2. Erschöpfte Vasomotoriker, Herzneurotiker und Neurastheniker. Die akuten Neurastheniker haben gute Prognose; davon etwa 17 Prozent im Feld, 52 Prozent im Heimatgebiet. Ungünstiger als diese, die Vasomotoriker, die meist auch Neurastheniker sind; davon nur 13 Prozent im Felde.

3. Hysterische Reaktionen. Die Kriegsneurosen unterscheiden sich nicht von hysterischen Erscheinungen und Schreckneurosen. Es sind pathologische Reaktionen von Psychopathen. Offiziere bleiben meist frei von hypermotorischen Reaktionen, wie sie häufig bei der Mannschaft vorkommen; bei dieser sind vielfach suggestive Einflüsse zu beschuldigen. Schreckneurosen heilen rasch, wenn nicht Begehrungs-Vorstellungen wirksam werden; auffallend ist die rasche Heilung der Hysterie in Feldlazaretten im Gegensatz zur langen Dauer im Inland. Hysterische Erscheinungen treten oft erst in den Lazaretten auf (Suggestion). Körperliche Störungen seelischen Ursprungs sind häufig; weniger nach Schwerverletzungen, als bei leichten oder nicht Verletzten. Zweifellos ist die Seltenheit hysterischer Erscheinungen bei Kriegsgefangenen



(unter 80 000 nur 7 Fälle). Auch bei den Internierten in der Schweiz kam kein Fall vor. Der Gansersche Symptomenkomplex, dessen Zustandekommen durch Begehrungsvorstellungen bei Untersuchungsgefangenen erwiesen sei, häufig. Die Prognose der Neurotiker im Felde ist günstig, wohl durch die stramme Zucht. Die Ueberführung in die Heimat übt ungünstige Wirkung, namentlich sind die suggestive Wirkung der Stadt und die unklaren Begehrungsvorstellungen wichtig. Durch wirksame Behandlung mit elektrischem Strom wurden 350 Fälle in einer Sitzung symptomfrei gemacht; jedoch wird damit die Wiederherstellung, die Kriegsbrauchbarkeit noch nicht erreicht. Kriegsneurose bedeutet unbewusste Abwehr gegen Kriegsdienst, daher Rezidiv bei Wiedereinstellung häufig. Von Kriegsneurosen 64 Prozent ausgeschieden, 25 Prozent garnisondienstfähig, 6 Prozent wieder im Feld, kriegsverwendungsfähig 1 Prozent. Von 94 entlassenen Hysterien wurden 2 geheilt, Armeekorps werden ähnliche Erfahrungen berichtet; überall schwankt die Kriegsverwendungsfähigkeit der Hysteriker im Felde zwischen 3—8 Prozent.

4. Chronische Trinker; von diesen musste man nur 36 Prozent entlassen.

5. Epileptiker. Referent befürwortet Zulassung für leichten Dienst, verneint jedoch Verwendung an der Front.

Das Ergebnis seiner Untersuchungen fasst Referent in folgenden Schlußsätzen zusammen: 1. Hysteriker und Kriegsneurotiker haben an der Front günstige Prognose. In der Heimat würden sie verschleppt und ungünstig beeinflusst. 2. In die Heimat verlegte Hysteriker sollen in ländlichen Anstalten behandelt werden. 3. Nach Beseitigung der Symptome ist der kleinste Teile kriegsverwendungsfähig. Keine motorisch-hysterischen Störungen sollen vor Beseitigung der Symptome aus dem Militärdienst entlassen werden.

In der Diskussion zu dem klaren und ergebnisreichen Vortrag verlangte Stier, dass Psychopathen vom Militärdienst ferngehalten werden; vor allem sei es falsch, diese im Garnisondienst zu gebrauchen, weil Frontfurcht und Heimatwunsch die Symptome steigere; sie sollen entweder D.-U. oder arbeitsverwendungsfähig gemacht werden. Isserlin erwähnt Besserungen psychopathischer Zustände im Felde, Rezidive nach der Rückkehr. Reiss hält die Psychopathen an der Front für brauchbar, auch weichliche Hysteriker, wenn man sich ihrer annimmt. Die grösste Zahl könne an der Front erhalten werden; zuhause sei nichts mehr mit ihnen anzufangen. Hübner hat gute Erfahrungen mit Psychopathen aus den Industriegebieten von Fürth und Nürnberg gemacht, besonders seien sie im Bewegungskrieg tauglich; in den Stellungen neigten sie zu Konflikten. Auch Stransky hebt die Brauchbarkeit dieser Leute im Bewegungskrieg hervor; sie seien sehr draufgängerisch (Desertion nach vorne). Einen breiten Raum in der Diskussion nimmt die Frage der Behandlung ein. Von zahlreichen Rednern wird Behandlung nach Kaufmann mit stark faradischen Strömen warm befürwortet. Kaufmann erwähnt, er habe die Methode nicht erfunden, sondern nur auf Reizerscheinungen ausgedehnt. Wesentlich sei das militärische Verhältnis. Frische Fälle dürften nicht gleich behandelt werden; die Ströme brauchten keineswegs sehr stark zu sein, nur eben tetanisierend. Die schlechtesten Ergebnisse habe er mit Abasie; von den Tremorformen sei nur der Dauertremor zugänglich; kontraindiziert sei die Methode bei Eretikern und Vasomotorikern. Willmanns betont das Zusammenwirken von Elektrizität und Suggestion, jedenfalls sei die Methode noch wirksam, wo die Hypnose versage. Binswanger legt der Isolierung mit psychischer Abstinenz mit sekundärer Anwendung physikalischer Methoden grösste Bedeutung bei. Die Erfahrungen in dem Erholungsheim zu Malonne seien vorzüglich; viele kämen wieder in die



Front zu Genesungs-Kompagnien. Stransky sah bei Isolierung mit elektrischer Behandlung kaum Rezidive. Bei Zitterneurosen lehnt Binswanger die Strombehandlung ab, bezweifelt Dauerheilung. Die Bedeutung der Arbeitstherapie betont Wollenberg: Die Leute würden in Lazaretten besonders im Garten beschäftigt und erst entlassen, wenn geheilt; auch Rezidive sollten in Lazaretten behandelt werden. Isserlin befürwortet Werkstättenbetrieb; dabei würden 90 Prozent wieder bürgerlich arbeitsfähig — zu unterscheiden von militärisch arbeitsfähig. Willmanns lässt die Leute nach Symptombefreiung noch einige Wochen arbeiten vor der Entlassung. Bezüglich der Epileptiker verlangt Stransky, dass sie nicht im Wachdienst beschäftigt werden. Willmanns erklärt, dass er in allen Gutachten gegen Dienstbeschädigungen geurteilt habe, auch bei Dementia praecox und Epilepsie. Bei Hysterischen würde viel zu viel Rente gegeben. D.-U.-Erklärung sei erst nach Beseitigung gröberer Störungen am Platz.

E. Meyer (Königsberg): Ueber die Frage der Dienstbeschädigung bei den Psychosen. Referent spricht hauptsächlich über die Dementia praecox, manisch-depressives Irresein, progressive Paralyse. Epilepsie und Arteriosklerose. Massgebend sei, ob die Erkrankung oder Verschlimmerung sich bei einer Dienstverrichtung äussert, oder bei besonderen Verhältnissen, wie jetzt im Krieg. Seine Angaben stammen aus dem Bereich des 1. Armeekorps. Zwei Hauptpunkte sind zu berücksichtigen: 1. Die Häufigkeit der Krankheitsformen. 2. Feststellung, ob frühere Nervenstörungen vorhanden waren und ob besondere Ereignisse, wie Verwundung oder starke physische Alteration dieselben ausgelöst haben.

I. Dementia praecox: in den ersten 8 Kriegsmonaten in geringer Zahl aufgetreten; dann steigt die Zahl aufs Doppelte, um darnach wieder abzufallen; im ganzen gegen die Friedensprozentzahl kein wesentlicher Unterschied. Damit stimmen auch andere Autoren überein. Anamnestisch ergab sich, dass von 194 Fällen 82 vorher geistig minderwertig waren, 60 schon krank im Sinne der Dementia praecox; nur in 19 Fällen lagen Verletzungen aus dem Felde, namentlich des Kopfes vor. Nur wenige brachen in heftigem Granatfeuer infolge besonders starker psychischer Erregung aus. Form und Verlauf der Erkrankung entsprechen den Friedenserfahrungen. Dem Alter nach wiesen die älteren Jahrgänge etwas höhere Prozentzahl auf, wie in Friedenszeiten.

II. Manisch-depressives Irresein: Bei den meisten waren vor dem Krieg schon Störungen im Sinne dieser Krankheit aufgetreten. Bezüglich der Frage der Dienstbeschädigung ist zu beachten, ob die Krankheit durch Sonderverhältnisse des Krieges hervorgerufen wurde. Eine Einwirkung psychischer Momente wird trotz der endogenen Genese dieser Krankheitsformen angenommen. Die Entschädigung soll nur eintreten, wenn sie gleich nach Verletzungen, besonders Kopfverletzungen, auftritt; ob physische Ursachen, Granatfeuer, Minenexplosion, einen wesentlichen Einfluss haben, dafür bieten Friedensbeobachtungen, z. B. grössere Unglücksfälle, etwa im Bergwerk, keine Anhaltspunkte. Auch die Prozentverhältnisse des manisch-depressiven Irreseins entsprechen denen des Friedens.

III. Progressive Paralyse: Die Verteilung nach dem Alter entspricht den Beobachtungen des Friedens. Einfluss von Verletzungen nicht nachweisbar; auch physische Einflüsse haben sehr geringe Bedeutung. Auch wurde der von einem Autor angegebene schnellere und schwerere Verlauf vom Referenten nicht beobachtet. Bei Paralyse soll nur in ganz besonderen Fällen Kriegsdienstentschädigung gewährt werden.



IV. Epilepsie: Von 63 Fällen ergab die Anamnese bei 59 frühere Störungen. Dienstentschädigung nur in besonderen Fällen.

V. Arteriosklerose: Keine Anhaltspunkte für Dienstbeschädigung.

Am Schlusse der Sitzung begründet Hoche einen Antrag auf Einführung einmaliger Kapitalabfindung. Die Pensionsgesetze würden den Verhältnissen nicht gerecht.

Der Antrag wird einstimmig angenommen.

II.

Die 8. Jahresversammlung der Gesellschaft deutscher Nervenärzte gestaltete sich im wesentlichen zu einer Auseinandersetzung über das Wesen der Neurose nach Kriegsverletzungen. Diesem Gegenstande galten die drei Referate von Oppenheim, Nonne und Gaupp. Während in den Hauptpunkten eine ziemlich einheitliche Auffassung sich in der angeregten Diskussion heraus kristallisierte, blieben in einem Gegenstand die Gegensätze schroff bestehen und führten zu unliebsam scharfen Angriffen, nämlich in der Frage um die von Oppenheim aufgestellte Gruppe von Erscheinungen, die er aus dem engeren Verband der Hysterie auszuscheiden sich bemühte, die Reflexlähmung und die Akinesia amnestica. Trotz der überwiegend zum Ausdruck kommenden ablehnenden Anschauung, die auch diese Formen der Hysterie zuteilte, blieb Oppenheim standhaft bei seiner Aufstellung und liess sich auch nicht durch mehr als temperamentvolle Angriffe von Seiten Sängers einschüchtern. Im ganzen lagen die Ergebnisse im wesentlichen auf der praktischen Seite; die psychologische Ausbeute ist eine mehr als dürftige zu nennen. Diese Werte zu heben wird ruhigeren Zeiten vorbehalten sein.

I. Oppenheim (Berlin) betont die Gemeinsamkeit der Aufgabe der Psychiatrie und Neurologie. Hysterie und Neurasthenie sind verschiedene Krankheiten. Die Begriffe Neurasthenie cordis vasomotoria etc. sind aufrecht zu erhalten. Auch der Tic, die Hemikranie, die Quincke'sche Krankheit, die Akroparaesthesien, die Crampi ect., sind selbständige Affektionen. Es gibt also eine Gruppe von Neurosen. Die Neurasthenie ist nicht mit Erschöpfung zu identifizieren. Da sich die Mehrzahl derselben im Gefolge eines Traumas entwickeln kann, ist es berechtigt, von traumatischen Neurosen zu sprechen, auch dann, wenn das Trauma nur die auslösende Ursache bildet. Ihre genauere Klassifizierung scheitert oft an der Neigung zu Kombinationen. Schon aus diesem Grunde kommt man oft über die Diagnose „traumatische Neurose" nicht hinaus. Der Begriff des Traumas schliesst die physische und mechanische Erschütterung ein. Beide können dieselben Funktionsstörungen im zentralen Nervensystem hervorrufen. Die psychotraumatische Aetiologie schafft nicht nur psychische Krankheitsbilder. Die Schreckneurose bedarf der schärferen Begriffsbestimmung. Ihre Anerkennung und noch mehr die der Kommotionsneurose involviert auch die der traumatischen Neurose. Liepmann und Strümpell geben zu, dass Schreck Folgen haben kann, die nicht Hysterie sind. Strümpell gibt zu, dass physischer Schok dauernd funktionelle somatische Störungen macht. Das peripherisch angreifende Trauma kann ohne psychische Vermittlung Neurosen hervorbringen; oft tragen aber psychische Vorgänge zu ihrer Fixierung bei. Die Frage ist: wann beginnt die Hysterisierung der Erscheinungen? Auch das „freie Intervall" ist kein Beweis gegen die Wirksamkeit des körperlichen Traumas. Die Hyperthermie kann zu den Symptomen der traumatischen Neurose gehören. Es gibt vaso-



motorisch-trophisch-sekretorische Störungen bei t. N., die weder hysterischer Natur sind, noch sich aus der Inaktivität etc. erklären. Das Zustandsbild kann sich dem der Sklerodermie nähern. (Temperatursenkung, Knochenatrophie, Hypertrichosis, Glanzhaut). Die Zeichen des Hyperthyreoidismus können zum Symptombilde der t. N. gehören. Der Begriff Akinesia amnestica ist ein symptomatischer (analog Akinesia algera). Sie kann sich auf dem Boden der Hysterie entwickeln, und ihre Entstehung wird durch die hysterische Diathese begünstigt. In der typischen, vom Referenten geschilderten Ausbildung ist der Zustand kein hysterischer in dem bisher gebräuchlichen Sinne. Zurückgehen der Lähmung im Affekt beweist nicht Hysterie, auch bei Aphasie und bei Bulbärparalyse ist solche Affektmehrleistung bekannt; auch Bewegungen in der Narkose kein Beweis. Die völlige Ausschaltung der Bewegungen, auch unter Bedingungen, die von der Psyche unabhängig sind, verleiht der Akinesia amnestica und spinalen Reflexlähmung (die nicht scharf von einander zu trennen sind) ihre Sonderstellung gegenüber der Hysterie. Es gibt eine Form der Reflexlähmung, die der arthrogenen Muskelatrophie nahesteht. Die Rückbildung der Lähmungszustände vom Typus der Akinesia amnestica unter dem Einfluss starker Willensimpulse und peripherer Reize (Methode Kaufmann) steht nicht im Widerspruch zu der Auffassung des Referenten. Innervationsentgleisung kommt bei organischen wie funktionellen Lähmungen vor. Die Crampusneurose (Myotonoclonia trepidans) hat innige Beziehungen zur Hysterie, ohne mit ihr identisch zu sein; sie steht etwa auf der gleichen Stufe mit gewissen Halsmuskelkrämpfen. Referent gibt zu, dass die Hysterie unter den Kriegsverletzten früher unterschätzt wurde; in Lazaretten der Gefangenenlager komme traumatische Neurose seltener vor, als in gemischten Lazaretten. Der Grund sei, dass die Gefangenen aus Sturmtruppen gemacht würden, während die Erkrankten zurückblieben. Auch müsse ungenügende Untersuchung an der Angabe vom Fehlen solcher Kranker in Gefangenenlagern schuld sein. Die traumatische Neurose vom Typus der Hysterie und Neurasthenie gehören zu den in der Regel heilbaren Nervenkrankheiten. Wie bei allen Neurosen wird ihre Heilung durch die Hoffnung auf und den Willen zur Genesung wesentlich gefördert. Es muss daher alles vermieden werden, was den Willen schwächt und das Haftenbleiben der Krankheit begünstigt. Die Rente ist also im allgemeinen niedrig zu bemessen und die Kapitalabfindung zu befürworten.

Referent zeigt an einer Reihe von Lichtbildern die Characteristica der Reflexlähmungen.

II. Nonne (Hamburg). Der Krieg hat bewiesen, dass auch in Bezug auf das Nervensystem. bisher vollwertige Individuen einen neurasthenischen Symptom-Komplex erwerben können. Die Ansicht über die Neurasthenie als eine Ermüdungskrankheit im weiteren Sinne ist durch die Kriegserfahrungen bestätigt worden. Neurasthenie ist auch erwerbbar; der Grad der Nervenschwäche ist wesentlich. Viele Neurastheniker leisten unglaublich viel. Wenn man die Hysterie dahin kennzeichnet, dass bei ihr Gemütsbewegungen abnorm leicht auftreten und wieder schwinden und dass die seelischen Zustände abnorm leicht in körperliche Symptome sich projizieren, die Gemütsbewegung oft lange überdauernd, so hat der Krieg gelehrt, dass Hysterie auch bei bisher Vollwertigen nicht selten ist. Ausserdem hat sich gezeigt, dass katastrophale Ereignisse jene Form der Hysterie in die Erscheinung treten lassen, die in Form von Abwehrbewegungen Reminiszenzen an jedem Individuum angeborene und im normalen Leben latente Schutzmechanismen darstellt. (Kräpelin.) Im übrigen sind häufig die verschiedenen Formen der monosymptomatischen



und oligosymptomatischen Hysterie im Sinne Charcots. Die Grenzen zwischen gewissen Formen von Hysterie und Schreckneurose sind keine scharfen. Bei vielen Fällen von Hysterie im Kriege spielt die Art und Wertigkeit des Traumas eine grössere Rolle als die Persönlichkeit des Kranken, auch bei Vollwertigen. Zwischen Schreckneurose und Hysterie fliessende Uebergänge. Es ist Kriegsfärbung der Hysterie. Besonders charakteristisch sind vasomotorische Erscheinungen; die Hysterie entsteht nicht nur durch Vorstellungen, auch direkt durch Schreck. Das Besondere der Hysterie im Kriege ist die Massivität und Konstanz. Sensible Störungen sind objektive Zeichen. Gesichtsfeld sehr verschieden. Schleimhaut-Reflexe ohne Bedeutung. Der hysterische Charakter ist selten, höchstens mangelndes Gesundheitsgewissen und Labilität des Gemüts. Belastung fehlt häufig. Hysterie ist ein physiologisch biologischer Abwehrvorgang bei katastrophalen Veranlassungen.

Die lokalisierten Kontrakturen und Klonismen, die Akinesia amnestica, die Reflexlähmung, Myotonoclonia trepidans (pseudospastische Parese mit Tremor) sind bei den Kriegsfällen als Ausdruck der Hysterie aufzufassen. Die Psychogenie ist in vielen Fällen nachzuweisen, in anderen Fällen nicht auszuschliessen. In ihrer klinischen Erscheinungsweise bieten die Kriegsfälle nichts unseren bisherigen Erfahrungen über Hysterie prinzipiell Widersprechendes. Alle Formen können auch ohne somatisches Trauma auftreten. Besonders Landwehrleute erkranken an Myoklonie (psychisches Trauma der Einberufung). Die schon im Sanitätsbericht des Heeres 1870—71 erwähnte Auffassung von einer mechanischen Erschütterung der peripheren Nerven und von da ausgehendem Reiz auf die zerebralen oder spinalen Zentren lassen sich nicht beweisen und nicht bindend widerlegen. Plötzliche auf rein suggestivem Wege erzielte Heilungen sprechen mehr in letzterem Sinne. Partielle funktionelle Lähmungen im Bereich organisch gelähmter Nerven sind aufzufassen zum Teil als funktionelles Fixiertbleiben einer abgeheilten leichten organischen Lähmung, zum Teil ideogen zu erklären. Die alkohologene Form der Hysterie spielt im Kriege nach den bisherigen Erfahrungen keine Rolle. Die „Granat-Explosions"-Neurosen sind, soweit somatisch-organische Symptome auf neurologischem und physischem Gebiete fehlen, funktioneller Natur. Länger dauernde Bewusstlosigkeit schliesst die Annahme einer funktionellen Grundlage keineswegs aus. Auch die Psychogenie ist durch Eintritt von Bewusstlosigkeit nicht ausgeschlossen. Auch solche Fälle können, auch nach einem Bestehen von vielen Monaten, akut durch Suggestion (insbesondere hypnotische Suggestion) geheilt werden, ebenso wie in Hypnose ganz dieselben Formen wieder akut hervorgerufen werden können. Die Umstände vor der Katastrophe spielen in vielen Fällen eine Rolle. Erwartung, Spannung, Angst. Die Annahme organischer Veränderungen irgend welcher Art im Zentralnervensystem ist für solche Fälle nicht berechtigt. Somatische Traumen sind für die Entstehung auch der schweren klinischen Bilder nicht nötig; akute und chronische psychische Traumen können sie ebenfalls hervorrufen. Auffallend häufig entwickeln sich dieselben Bilder im Krieg nach Infektionskrankheiten.

„Traumatische Neurose" ist keine besondere Krankheit. Die unter diesem Namen beschriebenen Symptombilder sind unterzubringen unter die bisher bekannten Neurosenbilder bzw. ihre Kombinationen. Diese Erkrankungsform ist weniger bedingt durch die aus dem Unfall bzw. aus der Verletzung resultierenden direkten Folgen, als durch die in der Persönlichkeit des Verletzten liegenden Eigenschaften und die sich dem „Verfahren" anschliessenden Begleitumstände. Die Störungen sind als eine Reaktion des Verletzten auf die



durch den entschädigungspflichtigen Unfall für ihn neugeschaffene Situation anzusehen. Ein somatisches Trauma ist für das Auftreten dieser Symptombilder keine Vorbedingung. Organische Veränderungen irgend welcher Art liegen den Symptombildern zugrunde. Diese Lehre ist auch praktisch bedenklich, weil eine solche Auffassung die Begutachtung und praktische Bewertung der Unfallsfolgen, sowie die wirtschaftlichen Interessen des Staates und die gesundheitlichen Interessen der Erkrankten ungünstig beeinflussen würde. Früher hat man neurologische Zeichen überschätzt.

Die Prognose der im Kriege erworbenen Neurosen ist an sich dieselbe wie in Friedenszeiten, erhält aber eine besondere Färbung durch die Verhältnisse des Krieges. Die Therapie ist dieselbe, wie sie sonst geübt wird. (Persuasion, Hypnose, Kaufmann-Methode.) Auch hier spielt die Psychotherapie im weitesten Sinne die Hauptrolle. In der Beseitigung von Symptomen leistet die hypnotische Suggestion viel. In der Prophylaxe des Auftretens, sowie der Rezidive von Neurosen, sowie für die eigentliche Behandlung der Neurosen bleibt Werte schaffende Arbeit das hauptsächlichste Moment.

Referent führt einige Fälle vor: Symptomlos gewordene Leute, bei denen in der Hypnose das volle Krankheitsbild vor den Augen der Versammlung wieder erzeugt wurde. Ein Fall von Abasie und Anästhesie, ein Fall von Taubheit, zwei Fälle von klonischem Tremor in Kopf und Armen. Referent erwähnt, dass 60—70 Prozent hypnotisierbar seien, 50 Prozent waren damit symptomfrei gemacht. Mit der Methode Kaufmann habe er glänzende Erfolge, sein Material seien meist alte D.-U.-Fälle, die anfangs bis dreimal 24 Stunden bewusstlos waren. Er behält sie auch noch einige Zeit nach der Heilung im Lazarett. Rückfälle seien allerdings häufig, auch nach geringen Anlässen. In Gefangenenlagern gebe es tatsächlich äusserst wenig derartige Bilder.

III. Gaupp (Tübingen). (In Uebereinstimmung mit Nonne erweitert G. den Begriff „Kriegsverletzungen“ zu „Kriegsschädigungen“.) Eine besondere Kriegsneurose gibt es ebensowenig wie eine besondere traumatische Neurose. Die in der Literatur zutage tretenden Gegensätze und Missverständnisse rühren hauptsächlich von unklarer Begriffsbestimmung, von verschiedenem Gebrauch medizinischer Begriffe her. Ref. schickt deshalb eine kurze Definition der neurologischen Grundbegriffe in bezug auf die Neurosen voraus.

Die Zahl der Kriegsneurosen ist zurzeit noch relativ gering, absolut nicht unbeträchtlich. Genaue Zahlen vor Kriegsabschluss unmöglich. Der Deutsche ist etwas weniger anfällig als der Slawe und Romane. Gewisse Unterschiede auch unter den einzelnen Stämmen Deutschlands. Massive monosymptomatische Formen namentlich bei jungen, ungebildeten, debilen Personen. Die klinische Symptomatologie wird fast überall gleich geschildert.

1. Die Ermüdung und Erschöpfung des Nervensystems, die Neurasthenie. Loslösung vom Querschnittsbilde für Diagnose: Neurasthenie nötig. Körperliche und seelische Ursachen, tiefe Wirkung auf den gesamten Körperhaushalt, auf einzelne Organsysteme (Neur. cord. vasomotoria, Magenneurose etc.). Nahe Beziehung zu vorangegangenen körperlichen Krankheiten, Infektionen, Alkohol- und Tabakmissbrauch. Auftreten um so rascher und um so schwerer, je geringer die angeborene Widerstandskraft, je schwächer die psychophysische Konstitution ist. Häufig Vermischung mit Symptomen der psychopathischen Konstitution. Prognose der im ganzen seltenen Krankheit gut, aber keine Schnellheilung wie bei psychogenen Zuständen. Wesen der zugrunde liegenden physikalisch-chemischen Veränderungen ungeklärt. Die Annahme besonderer, für die Krankheit absolut kennzeichnender Symptome (Kopfschmerzen,



Schwindel, Schlafstörung, dauernde Tachykardie, Steigerung der Sehnenreflexe, depressive Stimmung etc.) wird abgelehnt. Die klinische Bedeutung des Einzelsymptoms wird nicht durch seine Einzelform, sondern durch die Pathogenese des ganzen Zustandes (erworbene Erschöpfung, akuter Affekt, psychopathische Konstitution, postkommotionelle Schwäche) bestimmt. Das akute seelische oder körperliche Trauma macht bei dem bisher gesunden Manne keine Neurasthenie, kann aber bei dem bereits Erschöpften die Erscheinungen akut verstärken und die Leistungsfähigkeit aufheben.

2. Die körperliche und seelische Reaktion des Psychopathen auf die körperlichen und seelischen Strapazen des Krieges. Die übliche Statistik der Erblichkeit und Belastung ist unbrauchbar, die angeborene psychophysische Struktur des Soldaten ist die wichtigste Ursache neurotischer Erkrankung. Der gemütsweiche und labile, vor allem der ängstliche Psychopath ist am meisten gefährdet. Die Symptomatologie besteht meist in einer Verbindung psychopathischer (oft hysterischer) Züge mit neurasthenischen Zutaten. Angeborene Reaktionsweise (paranoide, explosive, hypochondrisch-depressive Anlage) kann sich verstärken, die Neigung zu seelischer Dissoziation (Dämmerzustände) ist auch ohne akute Schädigung gross. Die psychiatrische Analyse des Einzelfalles weist die psychopathische Grundlage der meisten neurotischen Erkrankungen im Kriege auch da häufig nach, wo die übliche Erhebung der Anamnese versagt.

3. Die akuten psychogenen und hysterischen Zustände, Mässigkeit der hysterischen Symptome, Ueberwiegen der motorischen Expressivsymptome. Kurze Uebersicht über die klinische Symptomatik auf körperlichem und seelischem Gebiet. Die Bedeutung der prämorbiden Persönlichkeit auch hier unverkennbar. Der flüchtige schreckneurotische Symptomkomplex als Ausdruck ungewöhnlich starker seelischer Erschütterung und die Fixation der Symptome unter dem Einfluss des Willens zur Krankheit, der ängstlichen Spannung und Erwartung. Die Gleichartigkeit der schreckneurotischen Bilder nach akutem schwerem Schock (Minenexplosion, Granatexplosion, Verschüttung, Granatsplitterverletzung, Kopfstreifschuss) und nach subakuter Einwirkung seelischer Erregungen (Einstellung zur Truppe, Ausbildung, Fahrt zur Front, erster Tag im Schützengraben, Ansage des Sturmangriffs, Vorgehen zum Sturm, Anblick schwerverletzter oder toter Freunde und Kameraden), die allmähliche Entwicklung vieler neurotischer Zustände in den Stunden, Tagen und Wochen nach dem akuten Schock, auf dem Wege zur Heimat, im Heimatlazarett, unter der Einwirkung ärztlicher Fehldiagnosen, falscher Behandlung, Angst vor erneuter Dienstleistung, Erinnerung an die Felderlebnisse. Die mechanische Erschütterung wird bei den Neurosen nach Granatexplosion oft überschätzt. Die Explosion kommt meist nicht so überraschend, dass zu einer seelischen Wirkung auf den Betroffenen keine Zeit wäre. Das nahende Geschoss wird meist vorher gehört. Schutzmassregeln können sogar noch manchmal getroffen werden. Angstvolle Spannung geht der Explosion und daran sich anschliessenden Bewusstlosigkeit in der Regel voraus. Die Bewusstlosigkeit ist häufiger eine psychogene Ohnmacht als eine mechanogene Commotio cerebri. Natürlich kommt aber auch diese vor. Anfangs oft organische Veränderungen (Commotio, Contusio und Compressio, Monoplegieen, Hemiparesen, Trommelfellrupturen, Labyrintherschütterung, Commotio medullae spinalis), manche dieser Störungen sind unheilbar, andere heilen rasch, wenn keine psychogenen Störungen hinzutreten.

Die Mehrzahl der klinischen Bilder sind rein psychogen: sehr häufig ist ein flüchtiger schreckneurotischer Komplex, der in der Ruhe rasch abklingt



(Zittern, Schwäche der Beine, Spracherschwerung, Lachen und Weinen, dumpfe Apathie). Häufig fixieren sich die akuten schreckneurotischen Bilder; oft kombinieren sie sich mit ideogenen hysterischen Symptomen. Die Abtrennung der Schreckneurose von der Hysterie ist eine Frage der Definition. Die „Akinesia amnestica", die „Reflexlähmung", die „Myotonoclonia trepidans" sind psychogene Zustandsbilder. Bei der Hysterie finden sich alle Grade der Lähmung von der leichten, eben noch dynamometrisch nachweisbaren Parese bis zur absoluten schlaffen Lähmung mit vasoparalytischen und trophischen Begleitsymptomen. Die tiefe Wirkung des Psychischen auf die Körperlichkeit teilt die Hysterie mit der Hypnose. (Viele Fälle ähnlich akutem Affekt-Schock.) Die Heilung ist auf dem Wege akuter seelischer Beeinflussung möglich. Die Kriegsneurotiker sind meist unverwundet; die gegenteilige Behauptung Oppenheims wird durch die Erfahrungen an sehr grossem Material absolut sicher widerlegt. Die Kriegsneurosen sind bei den Kriegsgefangenen, auch wenn sie schwer verschüttet waren, selten. Es besteht bei ihnen, namentlich da, wo Austausch nicht in Frage kommt, ein positiver Wille zum Gesundbleiben, weil dieses Gesundbleiben für sie die wichtigste Voraussetzung für die Erfüllung ihres liebsten Wunsches, der Rückkehr in die Heimat darstellt.

Die Determinierung der jeweiligen Symptome der akuten psychogenen Zustände ist vielseitig: Fortdauer der akuten Schreckwirkungen, Wiederaufleben früherer neurotischer Symptome (z. B. Aphonie, Stottern, Tic), familiäre Anlage zu bestimmten Reaktionen, Bereitliegen gewisser biologisch vererbter Abwehrmechanismen im Sinne der Kräpelinschen Hysterielehre. Festhalten einer im Moment des Schreckens eingenommenen Haltung, Verfall in offensichtliche Zustände der Hilflosigkeit, in Infantilismus, Puerilismus, Agrammatismus, Aufpfropfung massiver Symptome auf bestehende leichtere Uebel, so der Taubstummheit und Taubheit auf alte Otitis oder organische Schwerhörigkeit, des Mutismus auf Stottern, Nachwirkung erst kurz vorher durchgemachter Krankheit (Pseudotetanus nach früher durchgemachtem Tetanus), Fixation bestimmter Haltung nach anfänglichen Schmerzen durch Kontusion usw. Dazu kommen manchmal unbestimmtere, der schon vorher bestehenden nervösen Erschöpfung entstammende Beschwerden, die dann mit den hysterischen Symptomen das Bild der sogenannten „Hysteroneurasthenie" ausmachen. Symptomfixierend und variierend wirken auch ärztliche Ratschläge und Fehldiagnosen, falsche Behandlung mit orthopädischen Apparaten.

4. Die sogenannte „Commotionsneurose" bleibt ausser Betracht, sie ist keine Neurose, sondern ein organisches Hirnleiden, dessen klinische Symptome sich freilich namentlich in leichten Fällen nicht immer von neurasthenischen und hysterischen Bildern unterscheiden lassen. Auch kann die organische Invalidität des Gehirns wie jeder geistige Schwächezustand (Imbezillität, Sklerose, Alkoholismus, beginnende Dementia praecox etc.) dem Auftreten psychogener Symptome den Weg bahnen.

Die Frage der Simulation ist während des Krieges nicht öffentlich zu besprechen. Man geht heute in ihrer Ablehnung vielleicht eher zu weit.

Die Prognose der kriegsneurotischen Zustände hängt hauptsächlich von der prämorbiden Persönlichkeit, ihrem Charakter und ihrer seelischen Stellungnahme zum Krieg, vom Ort und von der Behandlung, von der Dauer des Krieges, der Gestaltung des Arbeitsmarktes und der Lösung der Renten- und Abfindungsfragen ab. Die Wege der Heilung sind zahlreich. Langsame und brüske Beseitigung der hysterischen Symptome, Einfluss der militärischen Disziplin und Autorität, Heilwirkung des Schreckens. Die Erfahrungen des

Rückfalls. Grenzen unseres Einflusses bei der Frage der Wiederkehr der Dienstfähigkeit. Notwendigkeit der Beseitigung von Dauerrenten, Abfindung oder zeitlich begrenzte automatisch endende Gewöhnungsrente. Der Heilwert der Berufsarbeit.

Die Diskussion gestaltete sich ausserordentlich lebhaft, nicht weniger als 42 Redner hatten sich eingetragen. Der wesentliche in Diskussion stehende Punkt war die Stellungnahme zu der Oppenheimschen Anschauung.

Für Oppenheim erhob die Stimme Böttger. Er will pathologisch gesteigerte Schreckwirkungen im Anfange als organisch betrachtet wissen, Reflextrophoneurosen seien nicht hysterisch, mehr den Gelenktrophoneurosen ähnlich, beide könnten hysterisch werden. Auch Quensel gibt zu, dass organische Momente mitspielen können. Mann hebt hervor, dass bei Akinesia amnestica im Gegensatz zu Hysterie einzelne Muskelgruppen isoliert funktionsfähig bleiben, ferner das Fehlen des Sehnenspieles und der reflektorischen Bewegungen. Auch manche Tremorformen gehörten hierher, namentlich solche, die bei Intention sistieren, für solche sei elektrische Therapie ungünstig.

Einen vermittelnden Standpunkt nahm auch Löwenthal ein, man müsse die Uebergänge beachten, namentlich für vasomotorische Symptomenkomplexe müsse eine organische Komponente angenommen werden.

Gegen die Oppenheimsche Anschauung sprechen sich scharf aus Wollenberg und Sänger, ebenso Simons, Curschmann, Aschaffenburg und Willmanns.

Als wesentliche Argumente traten hervor die geringe Beteiligung der Offiziere an derartigen Störungen, ferner die sichergestellte Tatsache, dass unter den Gefangenen verschwindend wenig Neurosen auftreten (Willmanns fand unter 80 000 Gefangenen eine Neurose). Mörchen hat bei 60 000 gefangenen Franzosen nur 8mal traumatische Neurose trotz genauester Untersuchung gefunden. Gefangene Aerzte berichten, die Leute hätten vor der Gefangennahme noch z T. schwere Störungen aufgewiesen; diese rasche Heilung wird erklärt aus dem Entlastungsgefühl bei der Entfernung aus der Gefahr. Auch sei das Verschwinden des Individuellen in der neuen Situation von Bedeutung. Bei Gefangenen trete die Neurasthenie in gleichförmiger Weise auf: Abmagerung, Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit; nur in zwei Fällen sei eine traumatische Neurose wieder aufgetreten. Auch Seige sah keine schweren, hysterischen Störungen bei Gefangenen. Namentlich Nonne hat alle von Oppenheim aufgeführten charakteristischen Zeichen bei rein Funktionellen gesehen. Simons betont, dass Knochenatrophien bei allen hysterischen Lähmungen zustande kämen.

Den zweiten Hauptgegenstand der Diskussion bildete die Frage der Behandlung, und es stand wieder die Methode von Kaufmann (Behandlung mit starkem Strom) im Mittelpunkt. Kaufmann meint, was durch Hypnose zu heilen sei, müsse auch durch Wachsuggestion mit Ausnützung der militärischen Vorgesetzteneigenschaft zu erreichen sein. Suggestive Vorbereitung wäre nötig. Man müsse gütig aber streng sein. Unter 48 Tremorfällen hat er 46 in einer Sitzung geheilt. Rezidivneigung bleibe auch ohne Begehrungsvorstellungen bestehen. Bezüglich der Technik: Man müsse die Erbsche Elektrode auf Nervenpunkte in tetanisierender Stärke anwenden und brauche kaum mehr als eine Viertelstunde an einer Stelle. Auch Pappenheim sah Myotonoklonia trepidans mit dieser Methode heilen. Auch Liebermeister, Willmanns und Oberstabsarzt Rieder betonen die Notwendigkeit eines sehr energischen Vorgehens. Letzterer betont den Wert des militärischen Turnens und der Wiedererziehung zur militärischen Art als eine die Kauf-



mannsche Methode ergänzende Einwirkung. Auch Löwenthal hat sich zu der Methode bekehrt.

Aus der Diskussion ergab sich zweifellos der Wert der Methode für die gegebenen Verhältnisse; jedoch traten vielfach Bedenken auf, ob nicht die Verallgemeinerung derselben in Friedensverhältnissen schlimme Folgen zeitigen könnte. Ueber den Wert der Hypnose waren die meisten Redner einer Meinung, sie käme als die wesentlichste neben der Kaufmannschen in Betracht. Der Einwurf von Rieder, die Hypnose mache weich, wird energisch von Mohr und Nonne zurückgewiesen. Lienau verlangt das Einverständnis des Kranken, Nonne lehnt es ab.

Interessant war die Bemerkung Försters vom refraktären Verhalten der Schlesier gegen die Hypnose. Böttger erklärt die Hypnose für entbehrlich; er hat 100 Prozent Heilung ohne deren Anwendung. Die von Goldstein (Frankfurt) vorgeschlagene Behandlungsmethode mit einer fiktiven Operation in Aethernarkose unter grossem, suggestivem Apparat, wird von Voss energisch abgelehnt wie jede Pia fraus. Er hat damit wohl die Ansicht der überwiegenden Mehrzahl der Versammlung ausgesprochen. Mann hebt den Wert der Werkstättenarbeit hervor, Voss verlangt gute Bezahlung der Arbeit.

Zur Frage der Hysterie: Besonders Lienau und Jakob erwähnen das Vorkommen von schweren Hysterien, auch bei vorher ganz gesunden Individuen. Bei solchen wäre die Prognose günstig. **Rumpf will** die Schreckneurose zur Hysteric rechnen, Commotions- und Contusionsneurosen davon abtrennen.

Jolowicz hebt die Bereitschaft zur funktionellen Erkrankung, besonders im Stellungskampf, infolge der Spannung hervor. Viele erkranken erst beim Rücktransport, beim Nachlassen des Gefechtstonus. Eine ähnliche Ansicht formuliert Stransky als „inneren Krankheitskonsens" nach Aufhören des Gefechtstonus. Auch Voss erklärt die Schreckneurose für primäre hysterische Reaktionen. Förster fasst die Hysterie nach Kraepelin als immanente physiologisch-biologische Abwehr auf; auffallend sei das leichte Einspringen motorischer Apparate durch emotive Momente. Böttger leugnet das Vorkommen objektiver Sensibilitätsstörungen bei hysterischen Lähmungen, wogegen andere, namentlich Curschmann opponieren.

Von besonderen Symptomen hebt Mann weite Pupillen mit schlechter Reaktion, schwache Patellarreflexe, myotonische Kontraktionen, Hyperästhesie der zu den verletzten kontralateralen Gliedern bei Hysterie hervor. Simons beobachtet, dass bei nicht Verletzten hauptsächlich die linke Seite funktionell gelähmt werde, er beobachtet feinsten Tremor der Recti interni und ein Missverhältnis der Fingerbeugekraft, je nachdem die Finger die Hand des Untersuchers umspannen oder nicht. Lange hat konstantes Auftreten von Druckschmerzhaftigkeit der Ansatzstellen der Kopfmuskeln bei traumatischen Neurosen beobachtet.

Bezüglich der Verschüttung: Jolowicz glaubt, die Angaben seien oft übertrieben, und auch Willmanns hält Erinnerungsfälschungen in vielen Fällen für wahrscheinlich. Weiss sah bei 400 verschütteten Bosniern (Lawine) keine Neurose. Er erklärt dies durch Fehlen von Begehrungsvorstellungen bei diesen Leuten.

Den Ausdruck „Commotionsneurose" will Jakob in den „posttraumatischer neurotischer Schwächezustand" ändern, Trömner schlägt „traumatische Hirnschwäche" vor. Den Begriff „traumatische Neurose" wollen Wollenberg, Lienau und Nonne aufgeben.

Schüller und Sarbò berichten von anatomischen Veränderungen



nach Contusio spinalis (Liquoransammlung, Verklebung der Rückenmuskelhäute, Spondylitis deformans); viele Granatfernwirkungen seien organisch. Hysterie trete erst später hinzu.

Von Simulation war erfreulich wenig die Rede. Jolowicz meint, dass manche simulierte Symptome erst sekundär zu neurotischen werden. Rumpf, dass Simulation oft erst aus der Hysterie sich entwickle, Aschaffenburg warnt vor zu reichlichem Sprechen von Simulation und Begehrungsvorstellungen.

Mayersohn erwähnt einen Fall von Tic, der im Felde heilte und erst nach der Rückkehr wieder rückfällig wurde.

Nägeli weist auf die grosse Anzahl von Organneurosen in internen Kliniken hin; Willmanns fordert auf, namentlich in orthopädischen Anstalten nach verkannten Neurosen zu suchen.

Stransky zieht zur Erklärung neurotischer Erscheinungen die Verdrängungslehre heran, Kohnstein erinnert an die Beeinflussung viszeraler Vorgänge durch psychische Ursachen und will seinen Begriff psychoklin im Gegensatz zu psychogen dafür angewendet wissen. Sie seien psychisch beeinflusst nicht psychisch bedingt. Zum Beispiel: Hypnotische Beeinflussung der Menstruation. Er empfiehlt Abreaktion von Schreckneurosen und gestauten Emotionen in der Hypnose.

Im Schlusswort betont Oppenheim noch einmal seinen Standpunkt, bezieht sich auf Schulz und Strümpel, die die Crampusneurose nicht zur Hysterie rechnen, wendet sich aber gegen die Anschauung, die die Fixation als rein hysterisch bezeichnen will. Hysterie, Begehrungsvorstellungen und Simulation seien jetzt die bequeme Fahrstrasse. Alles soll jetzt Hysterie sein.

Nonne hält an seiner Ablehnung der Oppenheimschen Ansicht fest, einen Unterschied zwischen Akinesie und Monoplegie könne er nicht finden, jedoch seien die Akten über die funktionellen Lähmungen noch nicht geschlossen, er habe Fälle mit Zyanose, Hyperhydrose etc. suggestiv geheilt.

Vortrag von **Förster** über die Topik der Sensibilitätsstörungen. Aus seinem ungeheuren, mit grösster Exaktheit untersuchtem Material führt Förster eine Reihe von Beobachtungen an, die zu Ergebnissen führen, die von den bisherigen Anschauungen in manchen Punkten erheblich abweichen. Bei peripherer Nervenunterbrechung findet er die Grenze für Temperaturempfindungsstörungen meist ausserhalb der für Schmerz- und Berührungsempfindungsstörung. Die Temperaturempfindungsstörung restituiert sich zuletzt, zuweilen kann auch nur der Kältesinn gestört sein. Die Grenzen der Störungsszone bleiben meist hinter den anatomischen Bezirken zurück.

Die Grenzen der Analgesie schwanken erheblich. Bei Wurzelläsion entspricht nur der Kältesinn den bisherigen Schemagrenzen, für den Kältesinn gilt das Gesetz der Ueberlagerung nicht. Im Vorderseitenstrang wird eine lamelläre Anordnung der Bahnen angenommen auf Grund der Aussparung, die sich häufig findet; in vielen Fällen muss die Berührungs- und Empfindungsstörung auf den Vorderseitenstrang beschränkt werden, da bereits einseitige Störung und einseitige Läsion Halbseitenstörung macht. Schmerzempfindung zeigt die grösste Variabilität; die Prüfung geschieht mit minimalen Reizen.

Auch bei Thalamusschüssen finden sich Aussparungsbezirke, namentlich um den Anus und das Skrotum. Lokalsation im Thalamus ist, wie sie von Monakow annimmt, wahrscheinlich. Das häufige Erhaltenbleiben der Sensibilität der Radialseite der Hand, der Fußsohle, Mund, After und Genitalgegend, wird aus phylogenetischen Gesichtspunkten erklärt. Bei Kortikal-



läsionen kommen auch halbseitige, reine Temperaturstörungen vor, auch fleckweise und segmentale Anordnung des Ausfalls.

In der Diskussion hebt Bruhns hervor, dass Head's Autorität erschüttert sei; nach diesem Autor sei der Bezirk der Berührungsanästhesie immer der weiteste. Trömmer: Auch hysterische Störungen können segmental angeordnet sein. Goldstein hebt die Prädilektion gewisser Segmente bei kortikalen Läsionen hervor, nämlich: L_5, S_1, S_3, C_3, D_1, D_2. Eine funktionelle Komponente müsse angenommen werden.

Referat.

Adler, Alfred und **Furtmüller, Karl.** Heilen und Bilden. Aerztlich pädagogische Arbeiten des Vereins für Individualpsychologie. Verlag von Ernst Reinhardt in München. 399 S.

Alfred Adler ist ein Schüler Freuds. Er hat aber versucht, sich von dessen zu stark betonter Sexuallehre und von manchem anderen Freudschen Dogma freizumachen. So ist er allmählich dazu gekommen, die Grundlage dessen auszubauen, was er Individualpsychologie nennt. Er will sich des Kerns der Persönlichkeit bemächtigen, um die peripheren Aeusserungen richtig zu verstehen, während sich die bisherige Psychologie vorzugsweise gerade mit den seelischen Erscheinungen, die an der Peripherie liegen, beschäftigt habe. Das Bestechende dieser Bestrebungen hat Adler einen Kreis von Mitarbeitern zugeführt, und das Resultat eigener und anderer Arbeiten ist in dem vorliegenden Werke enthalten. Die Aufgabe des Arztes ist zum grossen Teil eine erzieherische, und diese engen Beziehungen zwischen der ärztlichen Tätigkeit und der Pädagogik werden in dem Sammelwerk beleuchtet. Adler weicht von Freud auch darin ab, dass er den Charakter als „den innersten Kern der neurotischen Erkrankung" ansieht. Einer seiner Mitarbeiter, Appelt, formuliert dies in folgender Weise: „Für den Aufbau des nervösen Charakters sind nach Adler zwei Faktoren verantwortlich zu machen: einmal ein ausgesprochenes vom Kinde als unerträglich gefühltes Minderwertigkeitsgefühl und zum andern — als psychische Reaktion — hypertrophische Kompensationsbestrebungen". Angeborene Organminderwertigkeiten sollen das Minderwertigkeitsgefühl bewirken, da es sich hierdurch nicht leicht in die Gesamtheit einfüge und in häufige Konflikte mit der Umgebung komme. Das alles wirkt auf den ersten Blick sehr bestechend und ebenso viele Einzelarbeiten, die auf dieser Theorie aufgebaut sind. Und doch wird man bei genauer Betrachtung zum Schluss kommen müssen, dass Adler wohl für manche Fälle das richtige erkannt hat, dass aber diese Verallgemeinerung, die uns schon so häufig in der Medizin auf Irrwege geleitet hat, auch hier nicht am Platze ist. Der Ursprung der Neurosen ist so mannigfaltig, dass man mit einer Schablone schlechterdings nicht zum Ziele kommt. Man kann den Einfluss der Vererbung nicht bloss damit erklären, dass der Betreffende sich nun durch gewisse angeborene Organeigenschaften als minderwertig betrachtet. Diese blosse psychologische Betrachtungsweise muss auch bei andern Neurosen versagen. Die Erschöpfungsneurasthenie, die Angstneurose und die Trunksucht können nicht so einfach erklärt werden, auch nicht das Stottern, dessen Grundlage Appelt in einer Arbeit dieses Sammelwerkes auf die Adlersche Theorie aufbauen zu können glaubt. Einzelne der Autoren kommen auch zu sehr auf das sexuelle Moment zurück. Trotz dieser Einwendungen kann aber das Buch jedem, der sich über die weitere Entwicklung der Psychoanalyse unterrichten will, nur dringend empfohlen werden.

Dr. Albert Moll.

ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOTHERAPIE
UND MEDIZINISCHE
PSYCHOLOGIE

MIT EINSCHLUSS
DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON
DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VII. BAND, 4. HEFT



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1918

Preis für den Band von 6 Heften M. 14.—, jährlich ein Band.
Ausgegeben am 27. April 1918.

A. g. XIII.



Inhalt.

Adresse der Redaktion: **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45



Zur Psychopathologie des Geizes.

Vortrag, gehalten am 8. Nov. 1917 in der Psychologischen Gesellschaft.

Von **H. Oppenheim,** Berlin.

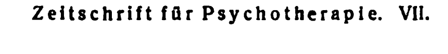
Der Geiz hat bei den Psychologen und Psychiatern bislang sehr wenig Berücksichtigung gefunden. Ich habe das seit langem als einen Mangel empfunden und dem schon in der II. Auflage meines Lehrbuches der Nervenkrankheiten Ausdruck gegeben. Es heisst dort: „Auch durch einen krankhaften Geiz kann sich die hysterische (bzw. psychopathische) Anlage früh verraten. Es ist auffallend, wie wenig Beachtung dieses Phänomen und seine Beziehung zu psychopathischen Zuständen bisher gefunden hat.“ Von den psychiatrischen Fachgenossen, mit denen ich diese Frage besprochen habe, wurde mir das durchweg bestätigt. Hoche[1]), der es sich besonders angelegen sein liess, mich mit literarischen Hinweisen zu unterstützen, schrieb: „Die medizinische Literatur ist äusserst wenig ausgiebig zu dieser Frage. Ich habe auf Ihre Anfrage hin eine Reihe von Zentralblättern usw. 20 Jahre rückwärts durchgesehen, ohne das Stichwort Geiz auch nur im Register zu finden.“ Und einer der wenigen neuzeitlichen Forscher, die die Frage einer eingehenden Betrachtung wenigstens in philosophisch-psychologischer Beziehung unterworfen haben, Rogers de Fursac[2]) sagt: Mais parmi toutes les passions l'avarice est certainement une de celles dont la science parait s'être le plus désintéressée.“

Es steht diese Schweigsamkeit der Wissenschaft (wenigstens der medizinischen) in einem auffallenden Gegensatz zu der Beredsamkeit der schöngeistigen Literatur und der Kunst überhaupt. Auf Dichter und Schriftsteller hat der Seelenzustand, die äussere Erscheinung und Lebensführung des Geizhalses zu allen Zeiten einen starken Reiz ausgeübt. Ich brauche nur die Namen von Shakespeare, Molière, Walter Scott, Balzac, Dickens, Gogol, de Coster, George Elliot zu nennen, um das vor Augen zu führen.

Wenn in ihren Schilderungen auch zweifellos der Wirklichkeit vieles abgelauscht ist, können wir sie doch nicht als Grundlage für eine wissenschaftliche Erfassung des Stoffes verwerten. Und selbst von den wenigen, die den Gegenstand einer wissenschaftlichen Behandlung zu

[1]) Ihm sowie Herrn Kollegen Moll und Herrn Geheimrat Traeger in Marburg spreche ich für manchen Wink auch an dieser Stelle meinen Dank aus.

[2]) De l'avarice, Essai de Psych. morbide. Revue philosophique de la France et de l'Etranger. T. 61, Paris 1906.





unterziehen versucht haben, hat der beredteste, Burr[1]) zum grössten Teil dem 18. Jahrhundert entstammende Beobachtungen verwertet. Es kann deshalb nicht wundernehmen, dass seine Darstellung fast in allen Punkten den in der Kunst dargebotenen Bildern entspricht.

In diesen Schilderungen des schöngeistigen Schrifttums tritt uns der Geizhals fast überall als alter Mann entgegen: dürr, hager, vertrocknet, mit dem Gesichtsausdruck und den Bewegungen, die Verschlagenheit, Argwohn, Misstrauen, List, oft auch Grausamkeit verraten. Die Verstandeskräfte sind in der Regel keine hervorragenden, es fehlt dem Geist die Tiefe und Vielseitigkeit, das Denken ist bei der Mehrzahl aufs äusserste eingeengt; der Geizige besitzt allenfalls die Schlauheit und Durchtriebenheit, die ihn befähigt andere zu übervorteilen, aber selbst in dieser Hinsicht versagt er gegenüber der Ueberlegenheit wirklicher Geistesstärke. Die Kleidung ist ärmlich, abgetragen, oft auch schmutzig und zerrissen, die Wohnung meist eng, dunkel, ohne jeden Zierrat, ohne jede Rücksicht auf Gesundheit, geschweige denn auf Wohlbehagen und Schönheitssinn, die Ernährung meist kümmerlich, oft nur den äussersten Bedürfnissen Rechnung tragend. Hat er Weib und Kind, so sind sie seine Sklaven, die sich seinem Laster anpassen müssen, wenn ihre Gesinnung und Neigung auch oft eine der seinigen nicht entsprechende oder gar entgegengesetzte ist. Dienstboten hat er nicht oder eine einzige Person, die sich ihm völlig unterordnen und ganz in seinem Sinne leben muss oder sowohl in ihrem Wesen wie in ihren Lebensansprüchen das Ebenbild ihres Dienstherrn ist. Mit der Habsucht verknüpft sich fast immer Härte, Gefühllosigkeit und selbst Grausamkeit, Mangel an jedem sozialen Empfinden. Dementsprechend hat der Geizige keine Freunde, er ist ungesellig oder selbst menschenscheu, er hat nicht das Bedürfnis sich mitzuteilen.

Die geschilderte Lebensweise steht nun in schroffem Gegensatz zu seinem Reichtum. Denn diese Geizhälse der Romane und Sage besitzen alle ungewöhnlich grosse Schätze, die sie aber häufig nicht in gewinnbringender Weise anlegen, sondern anhäufen oder verstecken. Die meisten treten jedoch gleichzeitig als Wucherer in die Erscheinung. Die Gier und Jagd nach dem Gelde, das oft geradezu wollüstige Bestreben Gold und Geld anzuhäufen, in Verstecken zu sammeln, kehrt fast in allen Berichten wieder.

Ueber das Geschlechtsleben erfahren wir nicht viel. Es ist aber bemerkenswert, dass von Ausschweifungen in dieser Hinsicht fast nie die Rede ist, dass die Geizigen durchweg nicht als Lüstlinge geschildert werden, ohne dass sich damit Anhaltspunkte für die Annahme von „Per-

[1]) Charles W. Burr, The Psychology of Misers. Journ. of Nerv. and Ment. Diseases 1915, Nr. 42.



versitäten" bieten. Dass einige dieser Greise, wie der Harpagon Molières und Arthur Gride bei Dickens, ganz jungen Mädchen Heiratsanträge machen, dürfte kaum im Sinne der Perversität gedeutet werden. — Kinderreichtum scheint nicht vorzukommen.

Ich will dieses der schöngeistigen Literatur entnommene Gesamtbild durch ein paar Einzelheiten erläutern.

Balzac [1]) sagt von seinem Grandet: Seine Augen erglänzten in jenem Ausdruck mit Gier gepaarter Ruhe, den der Volksglaube den Basilisken zuspricht. Er war immer mit der gleichen Kleidung angetan. Er lügt, ist lieblos und grausam gegen seine nächsten Angehörigen, so ist ihm das Hinsiechen und der Tod seiner Frau gleichgültig, er sperrt seine Tochter, weil sie Goldmünzen verschenkt hat, wochenlang bei Wasser und Brot ein. „Er war glücklich, weil er mit den Empfindungen seiner Tochter Spekulation treiben konnte." Dem Neffen den Tod seines Vaters mitzuteilen, hält er für eine Kleinigkeit, aber ihm den Verlust seines Vermögens beizubringen, für eine Aufgabe, vor der er zurückschreckt. Er liebkoste sein Geld. Stundenlang sass er da und hielt die Augen unausgesetzt auf das blanke Metall geheftet. Er verstand zu stottern und Schwerhörigkeit vorzutäuschen, um im Gespräch die Ansicht der anderen herauszulocken und sie zu überlisten. In den letzten Jahren war der Wunsch nach dem Anblick des Goldes zur „Monomanie" geworden. Vom frühen Morgen bis zum Abend liess er sich zwischen dem Kamin seines Zimmers und der Tür seines Geldschranks hin- und herfahren.

Dem Harpagon Molières ist das Schicksal seiner Kinder völlig gleichgültig, wenn er nur keine Mitgift zu zahlen braucht. Für Geld gibt er sein eigenes Blut hin. Er ist der unmenschlichste, zäheste, böseste Mensch der Welt. Es gibt keinen Dienst, der seine Dankbarkeit so weit brächte, die Hand aufzutun. Er lügt, heuchelt und treibt schlimmsten Wucher. Er verschliesst alles und steht Tag und Nacht Wache.

Wer die meisterhafte Darstellung Pallenbergs gesehen hat, weiss wie sehr sich in dem Wesen dieses Geizigen neben Geldgier, der Habsucht, dem Mangel aller menschenfreundlichen Gefühle das Misstrauen verkörpert. Ein beachtenswerter Zug ist es auch, dass er sich trotz seines starken Misstrauens übertölpeln und hinter das Licht führen lässt.

Von dem Dickensschen [2]) Geizhals Scrooge heisst es: „O, er war ein wahrer Blutsauger, der Scrooge! ein gieriger, zusammenscharrender, festhaltender, geiziger alter Sünder, hart und scharf wie ein Kiesel, aus dem noch kein Stahl einen warmen Funken geschlagen hat, verschlossen und selbstbegnügt und für sich wie eine Auster. Die Kälte in seinem Herzen machte seine alten Züge erstarren, seine spitze Nase noch spitzer . . . Er schleppte seine eigene niedere Temperatur immer mit sich herum . . . Keine Wärme konnte ihn wärmen . . . allein seinen Weg durch die gedrängten Pfade des Lebens zu gehen, jedem menschlichen Gefühl zu sagen: bleib mir fern, das war das, was Scrooge gefiel."

Hier ist die plötzliche Verwandlung des Geizhalses in einen freigebigen Wohltäter unter dem Einfluss von Sinnestäuschungen das Ungewöhnliche — eine Erscheinung, die wir nur bei Seelenkranken kennen, und auf die ich zurückkommen werde.

In seinem „Nikolas Nickelby" stellt Dickens zwei Geizhälse einander gegenüber, die sich an Hartherzigkeit und Grausamkeit überbieten. Beide sind Wucherer und Halsabschneider der schlimmsten Sorte. Ralph Nickelby, „der gestählt war wider

[1]) Eugenie Grandet, Deutsch von Brieger, Berlin 1905.

[2]) Der Weihnachtsabend. Eine Geistergeschichte. Deutsch von Seybt, Recl. Bibliothek.



den Anblick des grässlichsten Elends, das Flehen der hilflosesten Bedrängnis," verleitet zum Meineid und zur Engelmacherei, verkuppelt für Geld seine eigene Nichte. Sein Geiz wird nur noch von seinem Menschenhass übertroffen. Es ist für uns bemerkenswert, dass der Dichter ihn durch Selbstmord enden lässt.

Bei dem geistig tief unter ihm stehenden Arthur Gride sind die Charakterzüge des Geizigen noch schärfer ausgeprägt. Er ist ein eingeschrumpfter, ausgemergelter, verknöcherter Greis. „Auf seinem Gesicht stach am meisten sein Lauerblick hervor, welcher List, Liederlichkeit, Verschlagenheit und Geiz verkündete." Seine Kleider kamen vom Pfandleiher. Er wohnt in einem öden, morschen, finsteren Hause, jedes Gemach ist düster und stumm. An den traurigen Wänden stehen alte Stühle und wacklige Tische, dürre Schränke „schmächtig und hohlwangig geworden vom Wachen über den Schätzen in ihrem Innern." Sein Geschäftsbuch ist seine einzige Bibliothek, für ihn eins der unterhaltendsten Bücher, die jemals geschrieben worden sind. Seine durch Wucher und Betrug erworbenen Schätze sind in keinem Versteck sicher genug aufbewahrt, so sehr beherrscht ihn die Furcht vor Dieben. Sein einziger Dienstbote ist das Abbild von ihm „eine kleine, dünne, triefäugige, abstossend hässliche alte Frau." Er weiss, dass sie eine Hexe ist, aber sie hat zwei Eigenschaften, die sie ihm wertvoll machen: sie geniesst sehr wenig, und sie ist taub, so dass sie ihn nicht behorchen kann. Dieser Geizige ist zugleich ein Lüstling, er zwingt den Vater eines hübschen 19 jährigen Mädchens, den er in seinen Wuchererklauen hat, ihm die Tochter zu verkuppeln.

Gogols [1]) Pluschkin bietet fast bis in die kleinsten Züge dasselbe Bild mit der Besonderheit, dass sich das Laster erst im hohen Alter entwickelt. Allerdings waren die Keime: Sparsamkeit, Nüchternheit und schwache Ausbildung aller Gemütskräfte schon früher vorhanden. Aber der Geiz in seiner abschreckenden Form und seiner ganzen Nacktheit entstand erst im höheren Alter, nachdem ihm die Frau gestorben war und die Kinder ihn verlassen hatten, so dass er der einzige Hüter seines Reichtums war. Das Alleinleben nährte seinen Geiz, der „wie bekannt den Wolfshunger hat und umso unersättlicher wird, je mehr er verschlingt". Die Darstellung der äusseren Erscheinung, des Gesichtsausdrucks, der Wohnung, der Lebensweise, des Charakters verdient im Original nachgelesen zu werden.

Das von de Coster [2]) in der „Hochzeitsreise" entworfene Bild weicht in mehreren Punkten von dem gewöhnlichen ab, zunächst dadurch, dass es sich um eine Frau handelt. Ferner fehlt ihr zwar das Mitempfinden für die Menschheit gänzlich, aber sie ist durchaus nicht jedes Gefühles bar, wird vielmehr von einer starken Liebe zu ihrer Tochter beherrscht. „Sie liebte ihre Tochter mit eifersüchtiger Liebe, aber fast ebenso leidenschaftlich hing ihr Herz an der Goldkiste, die im Schlafzimmer am Fussboden festgeschraubt war." Sie schreckt in ihrem Geiz und Hass vor keinem Verbrechen zurück. Ungewöhnlich ist in dieser Schilderung auch die starke Betonung der Eitelkeit und die plötzliche Umwandlung des Geizes in Verschwendung infolge der Eitelkeit und Grossmannssucht, die sie verleitet, sich Adelspatent und Wappen zu erkaufen usw. Wir finden etwas ähnliches bei Geisteskranken und werden darauf zurückkommen.

Noch weiter von dem echten Typus entfernt sich der Geizhals, den uns George Elliot in ihrem Silas Marner (der Leineweber von Ravelarn, Deutsch von Augspurg. Reclams Univ.-Bibl.) vorführt. Der Geiz bildet hier eine erworbene und vorübergehende Charakterveränderung, erzeugt und wieder verdrängt durch Erlebnisse, die

[1]) Tote Seelen. Deutsch von Loebenstein.

[2]) Die Hochzeitsreise. Uebertragung von Ritter. Verlag Borngräber, Berlin 1916. (Das Original ist 1870 erschienen.)



die Seele von Grund aus aufwühlen. Aber gerade das ist das Ungewöhnliche, dass Marner eine starke Empfänglichkeit für Gemütseindrücke, ein reiches Seelenleben besitzt; er ist eine sittlich hochstehende Persönlichkeit, bei der diese Anlage nur solange zurücktritt, als er unter dem Banne der Geldgier steht.

Wenn diese Seelenschilderung sich darin stark von der Wirklichkeit entfernt, so wird uns doch gerade die Pathologie zeigen, dass etwas Derartiges auf krankhafter Grundlage vorkommt, und so spricht es für das tiefe Verständnis der Verfasserin, dass sie Marner ganz deutlich als Psychopathen kennzeichnet, der an Krampfanfällen und Sinnestäuschungen leidet.

A. Moll hat mich nachträglich noch auf zwei Abhandlungen, die eine von Alibert in der „Physiologie des Passions", die andere von Boigey (L'avarice. Paris 1914) aufmerksam gemacht, die ich nicht mehr verwerten konnte.

Von den wissenschaftlichen Schilderungen schliesst sich die von Burr hier am nächsten an, da sie sich auf unsichere, jedenfalls zum Teil legendenhafte Aufzeichnungen und nicht auf eigene Beobachtungen stützt. Dieser Schriftsteller spricht von der Erblichkeit des Geizes und bezieht sich dabei auf die Lebensgeschichte des Daniel Dancer, der ebenso wie sein Grossvater, Vater und alle Geschwister von diesem Laster befallen war. Er gibt eine ausführliche Beschreibung von dem Charakter und der Lebensführung dieser und anderer Geizhälse, die während des 18. Jahrhunderts in England lebten. Fast überall ist es dieselbe Sucht, Schätze zu sammeln, das Vermögen durch Aufspeichern und Zusammenraffen von allem, was auch nur den geringsten Wert hat (Knochen, Lumpen, Knöpfe usw.) und durch äusserste Beschränkung aller Ausgaben für Ernährung, Wohnung, Kleidung sowie Vermeidung jeder Wohltätigkeit zu vermehren, statt es in gewinnbringender Weise anzulegen. Es ist die blosse Freude am Besitz des toten Goldes, ohne dass es zum Erlangen von Lust und Macht verwendet wird. Der Mangel an Menschenliebe, an dem natürlichen Gefühl der Liebe zum eigenen Fleisch und Blut kehrt fast überall wieder. Burr ist der Ansicht, dass auch Menschen von hoher Geisteskraft dem Geize verfallen können, bringt aber keine überzeugenden Beweise dafür. Er macht auch einige Bemerkungen über die Beziehungen dieser Charakteranlage zur Geistesstörung und betont besonders, dass sie weder zu dieser führen müsse, noch selbst als Geisteskrankheit aufzufassen sei. Er vertritt die Anschauung oder gibt ihr wenigstens beiläufig Ausdruck, dass der Geiz in das Grenzgebiet der Seelenstörungen gehöre. Und dass er damit das Richtige trifft, wird uns die weitere Beobachtung lehren.

In den von ihm verwerteten Fällen handelt es sich durchweg um alte Männer, er betont auch, dass Jugendformen ihm kaum bekannt seien und hebt die im Widerspruch zu den Erfahrungen der Gesundheitslehre stehende Tatsache hervor, dass diese im Schmutz und in der äussersten Dürftigkeit lebenden Personen meist ein sehr hohes Alter erreichen.



De Fursac leitet seine Abhandlung über den Geiz zwar mit dem vielversprechenden Vorsatz ein, dass er an die Frage als Arzt und Kliniker herantreten wolle, bietet dann aber doch nur Betrachtungen, die sich mit der Psychologie des Geizigen beschäftigen und die Pathologie nur streifen. Die seelische Eigenart sei durch Unvollkommenheiten und Mängel der Entwicklung gekennzeichnet. Der meist guten Beobachtungsgabe und dem vortrefflichen Gedächtnis steht der Mangel an Phantasie, an Urteilskraft, Selbstkritik und die enge Begrenztheit der Interessen gegenüber. Dementsprechend fehlt auch jede höhere Leistung auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst und selbst auf dem des Handels. Fursac spricht dem Geizhals durchweg die Fähigkeit der erspriesslichen Vermögensverwaltung ab. Die Gefühllosigkeit, der Mangel aller menschenfreundlichen Regungen wird auch von diesem Forscher betont. Die starke Eigenliebe arte sogar hier und da in Eitelkeit aus. Auffallend selten führe aber der Geiz zu straffälligen Handlungen.

Weit wissenschaftlicher ist ein zweiter Aufsatz Fursacs[1]), in welchem er an der Hand zahlreicher Beobachtungen den Beweis führt, dass die Erblichkeit bei diesem Laster eine grosse Rolle spielt, so dass es dadurch in eine Linie mit den psychopathischen Zuständen und Seelenstörungen tritt. In 18 Fällen hat er Erblichkeit feststellen können. Oft handelt es sich um direkte Vererbung; das kam 13mal in 8 Familien vor. Von 31 Geizigen einer Familie hatten nur 8 Kinder, und von diesen waren 5 von diesem Laster befallen.

Bemerkenswert ist noch die Angabe de Fursacs, dass wenn der Geiz gemeiniglich auch erst im höheren Alter zur vollen Entwicklung komme, die Grundzüge des Charakters: der Mangel an Einbildungskraft, an geistiger Regsamkeit und Tatkraft, der Spartrieb usw. doch schon in der Jugend vorhanden seien.

Ein paar flüchtige Bemerkungen zu dieser Frage macht Gross in seiner Kriminalpsychologie (Graz 1898). Merkwürdigerweise ist es mehr die Knauserei und Knickerei der Frauen, mit der er sich beschäftigt, mit dem törichten Feilschen der Frauen beim Einkaufen usw. Das hat aber mit dem Geiz im engeren Sinne des Wortes kaum etwas zu tun, da die Frau in dem bürgerlichen Haushalt gerade auf das Sparen im kleinen angewiesen ist; das anerkennt auch Gross selbst, indem er hinzufügt, dass das Charakteristische des Geizes im Zusammenscharren des Geldes, in der Sucht, darin zu wühlen und sich seines Anblicks zu freuen, beruhe.

An einer anderen Stelle führt er aus, wie sich erst beim Greise aus der Sparsamkeit der Jugend Geiz und Habsucht entwickeln; er versucht das auch zu begründen. Es sind aber im ganzen nur dürftige Hinweise, die er bietet.

[1]) L'Hérédité dans l'Avarice. Journ. de Psychologie, 1909, Nr. 1.



Pelmann, der die Frage in seinen „Psychischen Grenzzuständen" streift, bringt kaum etwas Neues.

G. Simmel[1]) stellt in seiner philosophischen Abhandlung über das Wesen des Geldes auch einige für uns beachtenswerte Betrachtungen an über den Geiz und seine Abarten. „Der Geiz ist eine Gestaltung des Willens zur Macht . . . . und zwar so, dass die Macht wirklich nur Macht bleibt und sich nicht in ihre Ausübungen und deren Genuss umsetzt. Dies ist ein wichtiges Erklärungsmoment für den Geiz des hohen Lebensalters. Dazu kommt, „dass im Alter einerseits die sinnlichen Seiten des Lebens ihren Reiz . . . verlieren, andererseits die Ideale durch Enttäuschungen und Mangel an Schwung ihre erregende Kraft einbüssen."

Der irrenärztlichen Literatur ist etwas Wesentliches nicht zu entnehmen, wenn wir davon absehen, dass in der Darstellung, welche sich auf die einzelnen Erscheinungen der Seelenstörungen bezieht, hier und da, besonders bei der Melancholie, auch die Charakterveränderung des Geizes erwähnt wird.

Wenn ich nun zu meinen eigenen Beobachtungen übergehe und sie mit den hier zusammengefassten Darstellungen und Erfahrungen der Literatur vergleiche, komme ich zu folgendem Ergebnis:

Die Frage ist besonders dadurch eine sehr schwierige, dass es an einer scharfen und klaren Bestimmung des Begriffes fehlt, dass die Bezeichnung geizig, Geizhals, in einem sehr wechselnden Sinne gebraucht, dass die Grenze zwischen dem Physiologischen und Pathologischen, ja selbst zwischen der Tugend und dem Laster eine fliessende ist. Mancher ist geneigt von Geiz zu sprechen da, wo ein anderer nur die Aeusserungen der Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und weisen Vermögensverwaltung vor sich zu haben glaubt. Wenn ein reicher Mann so lebt, wie es bei dem Vermögenslosen oder auf karge Mittel Angewiesenen erforderlich ist, so braucht das noch nicht Geiz zu sein. Es kann sich um äusserste Bedürfnislosigkeit handeln, oder es können religiöse Grundsätze dahinter stecken usw. Zu dem Begriff des Geizes gehört unbedingt der Mangel aller der Empfindungen, die das Wesen der Nächstenliebe und Wohltätigkeit ausmachen. Es darf sich nicht nur um die Vernachlässigung der eigenen Person, den Verzicht auf jede über das Notwendige hinausgehende Aufwendung für sich und die nächste Familie handeln, sondern es muss der Mangel jeglicher Verwendung des Besitzes zur Linderung der Not anderer, zur Unterstützung und Beglückung der Menschen kommen.

Folgende Begriffsbestimmung scheint mir den Tatsachen am ehesten gerecht zu werden: Geiz ist das sinnlose Jagen nach Geld und

[1]) Philosophie des Geldes. Leipzig, 1900.



besonders das sinnlose Haften am Geld, sowie die sinnlose Vermeidung bzw. Einschränkung der für den Lebensunterhalt der eigenen Person, der Familie und für das Wohl der Menschheit erforderlichen Ausgaben. Freilich enthält das Beiwort sinnlos etwas Subjektives, und damit erkennen wir an, dass unsere Begriffsbestimmung nicht alle Schwierigkeiten umgeht. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Es wird vielfach die Bezeichnung Geiz auch auf Menschen angewandt, die ihren Besitz wohl sich selbst zugute kommen lassen, sogar in diesem Sinne Geld verprassen, während ihre Engherzigkeit und Knauserei nur anderen gegenüber zur Geltung kommt. Es scheint mir mindestens zweifelhaft, ob wir da die Berechtigung haben, von Geiz zu sprechen. Oder wir müssten anerkennen, dass es einen Geiz im weiteren und engeren Sinne des Wortes gibt, dass ausser dem typischen Geizhals verschiedene davon abweichende Formen vorkommen. Ferner hat mich das, was ich selbst beobachtete, noch zu einer anderen Feststellung geführt, die sich nicht mit der geläufigen Anschauung deckt. Zum Geiz gehört nicht unbedingt der reiche Besitz, nicht das Wühlen im Golde; die gleiche Erscheinung kann auch bei Personen vorkommen, die nur ein ausreichendes oder selbst bescheidenes Vermögen besitzen, aber sich dabei eine Beschränkung auferlegen, wie sie der äussersten Armut entspricht.

Endlich führt uns die ärztliche Erfahrung noch eine Tatsache vor Augen, die der nicht-wissenschaftlichen Literatur fast ganz entgangen ist: dass der Geiz nicht immer eine dauerhafte, unwandelbare Eigenschaft ist, sondern als vorübergehende Störung auftreten, ja geradezu mit Verschwendungssucht abwechseln kann.

Halten wir uns nun weiter streng an die wirkliche Erfahrung, so weicht sie von der schöngeistigen und romanhaften Darstellung noch in mehreren Punkten ab. Schon die einseitige Betonung des männlichen Geschlechts der Geizhälse steht mit der tatsächlichen Erfahrung nicht im Einklang. Nach den eigenen Beobachtungen sind vielmehr Männer und Frauen gleichmässig betroffen, wenn es auch in der Natur der Sache liegt, dass die Störung bei dem Manne, als dem Erwerber und Verwalter des Vermögens, deutlicher in die Erscheinung tritt. Auch in bezug auf das Alter kommt die tatsächliche Beobachtung zu einem von den bei den Dichtern herrschenden Anschauungen abweichenden Ergebnis. Es trifft freilich zu, dass das vollkommene Bild, wie es uns der Literatur-Geizhals zeigt, fast immer erst im höheren Alter zum Vorschein kommt, schon weil es die volle Verfügung über den Besitz zur Voraussetzung hat. Dazu kommt, dass der Geiz häufig eine Charakterveränderung von fortschreitender Entwicklung bildet, so dass die Züge mit dem wachsenden Alter immer schärfer hervortreten. Auch das Erkalten anderer Leidenschaften

im höheren Alter fällt dabei ins Gewicht, wie das auch Simmel betont hat. Schliesslich spielt noch der Umstand eine Rolle, dass diese Erscheinung oder wenigstens eine Abart derselben zu den krankhaften Rückbildungsäusserungen des Greisenalters gehören kann. Wenn wir von diesen Einschränkungen absehen, handelt es sich um eine Ausartung, die meist angeboren ist und in jedem Alter ans Licht treten kann. So habe ich festgestellt, dass die verbreitetste Form dieser Charakterveränderung, die psychopathische, zuweilen schon in früher Kindheit in ihren ersten Anfängen zu erkennen ist. In einem Falle schwerer Hysterie sträubte sich das Mädchen schon im Alter von 8—12 Jahren mit aller Macht dagegen, wenn ein neues Kleid für es angeschafft werden sollte, ohne dass es sich um die sog. Kleiderfurcht gehandelt hätte, denn es nahm gern und ohne Bedenken die ihm von Anderen geschenkten Kleidungsstücke. In allen Stufen der Entwicklung und bis ins Alter hinein blieb hier der Geiz ein vorherrschender Wesenszug.

In einem anderen Falle machte sich die Störung den Geschwistern und Gespielen gegenüber bereits in früher Kindheit in dem Maße geltend, dass sie den Eltern schon als etwas Ungewöhnliches auffiel und in Verbindung mit anderen Erscheinungen dazu führte, dass ich um Rat gefragt wurde. Ich habe die Dame nach etwa 25 Jahren wieder zu beobachten Gelegenheit gehabt und dabei festgestellt, dass der Geiz sich weiter entwickelt und zu bedenklichen Aeusserungen geführt hatte. Es kommt aber auch vor, dass die sich in der Kindheit zeigenden Ansätze später nicht zur vollen Ausbildung gelangen.

Wenn wir uns nun der Pathologie der Störung mit dem Versuch der Einordnung in bekannte Krankheitsgruppen zuwenden, so ist es bekannt, dass sie zu den Zeichen der Geisteskrankheiten gehören kann. So ist es nicht ungewöhnlich, dass sich die Melancholie mit Verarmungsfurcht und einer dieser entsprechenden Vermeidung jeder Geldausgabe, Verweigerung jeder Neuanschaffung verbindet, einem Verhalten, das das äussere Gepräge des Geizes hat. Sogar der Nahrungsverweigerung der Melancholie kann der Geiz zugrunde liegen. Aber es lehrt schon dieses Beispiel, dass wir es doch hier mit einer von dem oben entworfenen Bilde des Literatur-Geizhalses wesentlich abweichenden Form zu tun haben, indem diese eine Eigenschaft bei der Gesamtveränderung, welche die geistige Persönlichkeit erfährt, ihre charakteristischen, scharf ausgeprägten Züge verliert. Durch die Angst, den Lebensüberdruss, die Nahrungsverweigerung aus selbstmörderischer Absicht usw., werden sie mehr oder weniger verwischt.

Immerhin lässt gerade die Melancholie bzw. das manisch-depressive Irresein öfters das schon erwähnte eigenartige Abwechseln von Geiz und Verschwendungssucht zur Entwicklung kommen, indem der



nur in der melancholischen Zeitspanne besteht und sich beim Uebergang in die manische unmittelbar — von einem Tage zum anderen — in die letztere verwandeln kann.

Bei den chronischen Formen der Paranoia (Verrücktheit) kann auch der Geiz zu den krankhaften Merkmalen gehören. Aber es gilt hier noch mehr als bei der Melancholie, dass die Gesamtveränderung, welche das Geistesleben und -Wesen erfährt, eine so erhebliche und umfassende Umgestaltung der Lebensführung bewirkt, dass die Aeusserungen einer bestimmten seelischen Eigenschaft nicht deutlich genug hervortreten. Dazu kommt, dass das Anstaltsleben nicht dazu angetan ist, die Erscheinung des Geizes ans Licht zu ziehen. Nur in den seltenen Fällen, in denen Geisteskranke dieser und verwandter Art in der Freiheit, d. h. ausserhalb der Anstalt leben, kann sich das Symptom deutlich zur Schau stellen. Aus eigener Erfahrung kann ich über einen Fall dieser Art berichten, in dem einerseits ein dauernder Verfolgungswahn in regelrechter Ausbildung bestand, andererseits im Wesen und Gebaren die Merkmale des Geizes hervortraten. Immerhin wurde auch hier das Bild durch die Geisteskrankheit getrübt, indem die durch den Wahn bedingte feindselige Stimmung gegen die Menschheit und die Abkehr von ihr es an sich schon verständlich machte, dass von dem reichen Besitz des Mannes auch nicht das Geringste den anderen zugute kam. Ich kenne einen weiteren Fall ähnlicher Art, in welchem das Zusammenraffen und Aufstapeln wertloser Gegenstände verbunden mit der Vernachlässigung der eigenen Person in bezug auf Kleidung, Ernährung, Reinlichkeit usw. durchaus dem Wesen des Geizes entsprach, aber es lag ein so hoher Grad von Geistesschwäche vor, dass die seelische Grundlage des geschilderten Verhaltens nicht sicher ermittelt werden konnte.

Derartige Aeusserungen des geistigen Verfalles gehören zu den gewöhnlichen Zeichen der Paralyse und der verschiedenen Formen der Altersverblödung, und es geht nicht an, sie wegen der Wesensverwandtschaft auf den Geiz als Grundursache zurückzuführen.

Ich erinnere mich ferner an einen Fall von „originärer, degenerativer Psychose“ (Entartungsirresein), den ich nicht bestimmt unterbringen konnte, aber geneigt war, zur Paranoia zu rechnen, in welchem die Erscheinung des Geizes in durchaus ungewöhnlicher Weise ausgebildet war. Die Dame, die über Millionen verfügte, hatte eine mit kostbaren Gemälden ausgestattete Wohnung, lebte aber selbst in einem Hinterzimmer, das von Schmutz starrte, in dürftigster Kleidung, bei kärglichster Nahrung, sträubte sich, für Notleidende die kleinste Summe zu opfern usw. Andererseits trug sie kein Bedenken, kostspielige Kuren anzuwenden. Sie vermachte aus Hass gegen die nächsten Angehörigen ihr ganzes Vermögen der Kirche.

Ein derartig widerspruchsvolles Verhalten hat bei den krankhaften Seelenzuständen für den Eingeweihten nichts Ueberraschendes. Die



Klassiker der Literatur können bei der in allen wesentlichen Punkten herrschenden Uebereinstimmung des von ihnen entworfenen Bildes ihre Beobachtungen nicht an Geisteskranken gemacht haben. Der echte Geizhals muss also in eine andere Klasse gehören.

Handelt es sich hier überhaupt um etwas Krankhaftes? Damit kommen wir zu dem Kern der ganzen Frage. Und ich halte mich für berechtigt, sie mit einem Ja zu beantworten. Würde ich meine Erfahrungen nur als Arzt gesammelt haben, so hätte ich freilich nicht die Berechtigung, hier ein entscheidendes Wort zu sprechen, denn das ärztliche Wirken erstreckt sich naturgemäss auf das Krankhafte. Dadurch, dass meine Aufmerksamkeit aber sehr früh auf diese Dinge gelenkt worden ist, habe ich überall, wo mir im Gesellschaftsleben Gelegenheit geboten wurde, der Erscheinung des Geizes nachgeforscht und dadurch eine viel breitere Erfahrung gewonnen, als sie dem Arzt, besonders dem Nervenarzt, sonst zu Gebote steht. Wenn ich nun von dem Vorkommen dieser Charakterveränderung bei den Geisteskrankheiten im engeren Sinne des Wortes, wie es oben gekennzeichnet ist, absehe, so kann ich als das Ergebnis meiner Beobachtungen den Satz aufstellen, dass der Geiz in seiner vollkommenen Ausbildung nur oder fast ausschliesslich bei Psychopathen vorkommt, dass er in die Gruppe der psychopathischen Zustände gehört. Ich habe das (s. o.) schon im Jahre 1898 ausgesprochen, und es sind dann andere, die sich mit der Frage beschäftigt haben, wie de Fursac und Burr (s. o.) im wesentlichen zu derselben Feststellung gelangt. Die Hauptstütze für diese Lehre bildet die Erfahrung, dass bei der überwiegenden Mehrzahl der Geizhälse andere Erscheinungen zutage treten, die zu den Aeusserungen der „psychopathischen Konstitutionen“ gehören. So lag in zweien meiner Fälle eine schwere degenerative Hysterie vor, in einem anderen Zwangsvorstellungen, Agoraphobie und Anthropophobie, in einem vierten Tic und Stottern, in dem nächsten waren das Misstrauen, die Angst vor Dieben, Spitzeln und anderweitigen Verfolgern bis zu dem Grade ausgebildet, dass man von einem paranoiden Zustand sprechen konnte. Oefters scheint eine dauernde Verarmungsfurcht, die nicht den Charakter des Wahnes, sondern den der Phobie hat, zugrunde zu liegen. Die Vorsorge für die Zukunft, auf der die Sparsamkeit beruht, ist also hier bis zum Aeussersten gesteigert.

Ein weiterer Fall ist zu meiner Kenntnis gelangt, in welchem sich, nachdem viele Jahre lang der Geiz die einzige auffällige Erscheinung gewesen, sich im Greisenalter eine Geistesstörung von nicht ganz aufgeklärtem Charakter entwickelte.

Dazu kommen nun noch andere Gesichtspunkte. Und zwar die Erblichkeit oder das familiäre Auftreten dieses Seelenzustandes, wie es besonders durch Fursac nachgewiesen worden ist und von mir be-



stätigt werden kann. In einer Familie hatte es sich von der Mutter auf ihre beiden Söhne vererbt, während die Töchter nicht betroffen waren. In einer anderen waren zwei Brüder Geizhälse und ausgesprochene Sonderlinge. Ferner habe ich mehrfach bei den Familienangehörigen der Geizigen — in der aufsteigenden, absteigenden oder in den Seitenlinien — krankhafte Nerven- und Seelenzustände nachweisen können und zwar Psychasthenie, Hysterie, Epilepsie und Geisteskrankheiten.

Auch das Geschlechtsleben der Geizhälse scheint oft ein regelwidriges zu sein. Für die von Freud[1]) angenommenen Beziehungen des Geizes zur „Analerotik" habe ich freilich keine Anhaltspunkte gefunden. Aber ich habe aus der Häufigkeit des Zölibats, der Kinderlosigkeit oder Kinderarmut in der Ehe den Eindruck gewonnen, dass im Geschlechtsleben der Geizigen häufig etwas nicht in Ordnung ist. Auch eine Bemerkung Balzacs ist vielleicht in diesem Sinne zu verwerten. Er sagt von seinem Grandet, dass sein „Mitleid etwas Hässliches, Fürchterliches in sich schloss, das grausame Mitgefühl des Geizhalses, das im innersten Herzen tausend geheime, abstossende Freuden erweckt".

Die Kinderlosigkeit und Kinderarmut braucht allerdings durchaus nichts mit dem Geschlechtsleben zu tun zu haben, sondern es kann auch da der Geiz eine ursächliche Rolle spielen und zwar einmal als Furcht vor den Kosten, welche die Ernährung und Versorgung der Kinder erfordert, ausserdem dadurch, dass das ganze Denken und Fühlen in dem Maße von dem Gelderwerb beherrscht wird, dass für das Liebesleben nichts mehr übrig bleibt. Gerade diese Ueberwertigkeit der einen Vorstellung, die Einengung des Geisteslebens auf den einen Punkt weist gebieterisch auf die psychopathische Grundnatur.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass ich eine Familie kenne, in der ein Teil der Mitglieder dem Geiz in mehr oder weniger ausgesprochener Weise huldigten, während andere Sammler im guten Sinne des Wortes waren, d. h. Bilder oder kunstgewerbliche Gegenstände mit Leidenschaft zu erwerben suchten, ohne dass diese Neigung einen krankhaften Charakter hatte. Aber es dürfte sich doch verlohnen, den Seelenzustand dieser Sammler eingehender zu erforschen. Simmel spricht von der „psychopathisch sehr merkwürdigen Sammelsucht jener Persönlichkeiten, die das Volk den Hamstern vergleiche: Menschen, die kostbare Sammlungen jeglicher Art aufspeichern, ohne von den Gegenständen selbst einen Genuss zu erzielen, ja oft sogar, ohne sich überhaupt noch weiter um sie zu kümmern." Ich habe durchaus den Eindruck gewonnen, dass es ausser dem der Liebe zur Kunst entstammenden und ausser der den Irrenärzten bekannten Form des sinnlosen Sammeltriebes (der sich auf wertlose Gegenstände erstreckt) eine Zwischenform gibt, bei der das Sammeln,

[1]) Charakter und Analerotik. Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre II. Folge, Wien, 1912.



wenn es auch den äusseren Anschein einer Kunstliebhaberei hat, doch eine psychopathische Grundlage und geradezu zwangsmässigen Charakter hat.

Wenn ich in diesen Ausführungen den echten Geizhals in die Reihe der Psychopathen gebracht habe, so muss ich doch noch darauf hinweisen, dass ausser den schweren, ausgeprägten allerhand unvollkommene und verwaschene Formen vorkommen, in denen der Geiz sich nur auf gewissen Gebieten oder in ganz regelwidriger, widerspruchsvoller Weise äussert oder auch nur zeitweilig zutage tritt, wie das bei dem Wesen der Psychopathie ohne weiteres verständlich ist. Ja, ich kann nach meinen Erfahrungen nicht bezweifeln, dass gerade diese leichten, weniger schroffen, weniger zähen und weniger tief eingreifenden Formen des Geizes die verbreitetsten sind, und trage natürlich Bedenken, auch diese schon ohne weiteres dem Krankheitsgebiet zuzuweisen.

Ich kann meine Betrachtungen dahin zusammenfassen: Der Geizhals der dramatischen und Romanliteratur kommt im wirklichen Leben vor, bildet aber eine seltene Erscheinung; auch ist es nicht zu verkennen, dass das Bild von den Dichtern und Schriftstellern oft noch phantastisch ausgestaltet ist, und dass die Züge vergröbert sind.

Wenn auch der Geiz in seiner schwächeren Ausbildung nicht notwendig etwas Krankhaftes darstellt, handelt es sich doch bei den vollentwickelten Formen um einen pathologischen Seelenzustand.

Und zwar sind es einmal die Geisteskrankheiten, besonders die Melancholie, die chronische Paranoia und degenerative Psychosen verwandter Natur, ferner das senile Irresein, die diese Charakterveränderung erzeugen können. Unter diesen Verhältnissen verliert die Erscheinung meist ihre scharf geschnittenen Züge, sie wird durch die anderweitigen Störungen des Seelenlebens verschleiert und verwischt. In der grossen Mehrzahl der Fälle bildet der Geiz eine Aeusserung der psychopathischen Konstitution. Dafür zeugen die Begleiterscheinungen, die gesamte seelische Beschaffenheit und die Erblichkeit im weitesten Sinne des Wortes. Die Charakterveränderung ist also meist eine angeborene, wenn es auch in der Natur der Sache liegt, dass nicht die ersten Keime, sondern erst das fertige, ausgereifte Gebilde deutlich in die Erscheinung tritt. Das trifft um so mehr zu, als es sich oft um einen Seelenzustand von fortschreitender Entwicklung handelt und als das höhere und besonders das Greisenalter Bedingungen schafft, durch welche er in ein helleres Licht gerückt wird.

Ueber das Geschlechtsleben der Geizhälse wissen wir nichts Sicheres, doch deutet manche Erfahrung darauf hin, dass auch in dieser Beziehung Regelwidrigkeiten häufig vorkommen.

Die Beziehungen des Geizes zu den verschiedenen Formen des Sammeltriebes bedürfen der weiteren Klarstellung.



Wetter-Erinnerungen.

Ein Beitrag zur Psychologie der Gedächtnisfehler.

Von Dr. **R. Hennig,** z. Zt. Libau.

In den nachfolgenden Zeilen sei es mir gestattet, zu dem bereits recht reichhaltigen Kapitel der Gedächtnisfehler einen neuen Beitrag von etwas absonderlicher Art zu liefern. Das betreffende Thema ist bisher sicherlich noch nirgends bearbeitet worden, verdient aber die Aufmerksamkeit der psychologischen Wissenschaft in besonders hohem Maße, weil es sich nicht um einen interessanten Einzelfall handelt, sondern um eine Probe der Massenpsychologie, um einen Fall von Erinnerungstäuschung, dem die grosse Mehrheit der Menschen in hohem Grade während des ganzen Lebens unterliegt, ohne sich jemals des Irrtums bewusst zu werden oder auch nur bislang darauf aufmerksam gemacht zu sein. Ich bin sogar überzeugt, dass bei vielen Personen, denen die nachstehenden Zeilen zu Gesicht kommen, der Irrtum auch durch die Lektüre noch keineswegs ausgerottet wird, da er zweifellos im allgemeinen Vorstellungsleben ausserordentlich fest verankert ist.

Es handelt sich um folgendes. Man hört im deutschen Vaterlande ungemein häufig erwachsene Leute, zumal Personen in vorgerücktem Alter, die Behauptung aussprechen, dass vor einer gewissen Anzahl von Jahrzehnten, in ihrer Jugendzeit, die Witterung ihres Heimatortes ganz anders gewesen sei, als sie es heutzutage ist. Wenn einmal längere Zeit hindurch im Winter trübes, weiches, zu Regen und Schlamm neigendes Wetter herrscht oder wenn im Sommer, vielleicht gar genau in der sommerlichen Ferien- und Reisezeit, Wochen hindurch unfreundliches, kaltes, regnerisches und windiges Wetter die Freuden der warmen Jahreszeit empfindlich beeinträchtigt, so vernimmt man mit hoher Regelmässigkeit in einer Häufigkeit, die mit der Länge der Epoche schlechten Wetters proportional wächst, Stimmen, die besagen, dass früher, „als ich noch jung war“, die Winter sowohl wie die Sommer eine ganz andere Witterung aufzuweisen hatten, dass die Winter „regelmässig“ viel kälter und schneereicher, die Sommer hingegen ungleich häufiger als gegenwärtig warm und sonnig gewesen seien. Zweifellos werden zahlreiche Leser, soweit sie noch in demselben Ort verweilen, in dem sie ihre Jugendzeit verbrachten, aus ihrer eigenen Erfahrung heraus geneigt sein, diese Behauptung in ehrlicher Ueberzeugung zu unterschreiben. Es ist bisher niemandem eingefallen, diese Behauptung anzuzweifeln. Da man immer wieder auf sie trifft, ist man sogar allgemein von ihrer Richtigkeit überzeugt, und bei Laien pflegt dann meist die Schlussfolgerung und Erklärung nicht mehr fern zu sein, dass „die Erdachse sich verschoben haben müsse“

Im Laufe der Jahre fiel es mir nun auf, dass die Angabe, früher seien die Winter strenger gewesen als heut, mit „Tatsachen" belegt wurden, die nach meinen persönlichen Erinnerungen einwandfrei unzutreffend erzählt wurden. Es kam immer häufiger mit zum Teil geradezu überraschender Deutlichkeit die Wahrnehmung hinzu, dass Witterungsvorgänge oft schon nach wenigen Wochen oder Monaten in irgend welchen aus der eigenen Erinnerung schöpfenden Berichten vollkommen entstellt geschildert zu werden pflegen und dass sich um besonders auffällige und bemerkenswerte Witterungsereignisse meist schon wenige Jahre nach dem Ereignis ein wahrer Legendenkranz spinnt, so dass zwischen der Schilderung der Vorgänge im Volksmund und dem tatsächlichen Geschehnis selbst zuweilen nur noch eine recht entfernte Aehnlichkeit besteht.

Ein in jeder Hinsicht besonders typischer Fall dieser Art sei nachstehend etwas genauer erörtert, weil er in unübertrefflich klarer Weise zeigt, welche Kapriolen die Erinnerung in Wetter-Dingen zu schlagen vermag, und weil er gleichzeitig auch mir persönlich den Hauptanstoss gegeben hat, gegenüber allen Schilderungen von Witterungsvorgängen aus persönlicher Erinnerung heraus eine weitgehende Skepsis walten zu lassen, die, wie die Erfahrung immer aufs neue bestätigt hat, nur allzu gerechtfertigt ist. Es handelt sich um folgende Tatsache:

Man hört oft Leute im mittleren und vorgerückten Lebensalter, deren Erfahrung bis in die 80er Jahre zurückreicht, an vielen Orten Deutschlands, ganz besonders aber in der Reichshauptstadt, höchst erstaunliche Dinge berichten von dem furchtbar kalten Winter, „in dem der alte Kaiser starb", d. h. also vom Winter 1887/88. Der ganze Winter soll erschrecklich streng gewesen sein, ganz besonders aber die Zeit im März, da Kaiser Wilhelms Tod (9. März) und Beisetzung (16. März) erfolgte. Selbstverständlich liegt diesem Bericht ein Tatsachenkern zugrunde; dennoch aber waren die allgemeinen Witterungsverhältnisse völlig anders, als sie heute von zahllosen Augenzeugen berichtet werden. Es waren mir persönlich, der ich an die Witterung jenes Winters besonders genaue eigene Erinnerungen bewahre, schon vielfach starke Widersprüche zwischen den Behauptungen von anderer Seite und meinen Eindrücken aufgefallen. Der Irrtum konnte trotzdem auf meiner Seite liegen, und wenn in derartigen Fragen eine Mehrheitsabstimmung maßgebend wäre, würde dies sogar erwiesen sein. Glücklicherweise ist nun aber eine genaue Nachprüfung und Feststellung des Tatbestandes möglich an Hand des unbestechlichen Zahlenmaterials der meteorologischen Stationen. Damit liessen sich die angeblichen persönlichen Erinnerungen für jeden beliebigen Ort Deutschlands, vor allem aber für Berlin selbst, wo auch ich jenen Winter verlebte, genauestens nachprüfen. Und da ergab sich ein Bild vom Winter 1887/88, das recht wenig mit den Beschreibungen der „zuverlässigsten" Erinnerungen übereinstimmte.



Der Winter 1887/88 zeichnete sich allgemein in Norddeutschland und besonders in Berlin durch eine ungewöhnlich grosse Zahl von Schneetagen aus, doch blieben die Schneefälle zumeist gering, und auch die Schneedecke erreichte nur an wenigen Tagen eine bemerkenswerte Stärke. Insbesondere in Berlin brachte der Winter 2 mal einen bedeutenden, jedoch keineswegs ungewöhnlich heftigen Schneefall, am 5. Februar und 11. März (während der Rückkehr des totkranken Kaisers Friedrich in seine Residenz nach dem Tode seines Vaters). Die Schneedecke erreichte eine beachtenswerte, seit einer Reihe von Jahren nicht mehr erreichte Höhe lediglich etwa in der Zeit um den 20. März und wies ihren Höchstwert in Berlin mit 25 $^1/_2$ cm Höhe am 21. März auf. Es ist dies für das Berliner Klima ein immerhin ansehnlicher Wert, der in der Folgezeit freilich noch mehrfach, zum Teil bedeutend, übertroffen worden ist, so in den Wintern 1892/93, 1906/07, 1908/09, 1913/14, 1917/18. Was hingegen die Wärmeverhältnisse des Winters 1887/88 anbetrifft, so waren sie, von einer verhältnismässig kleinen Zahl von Tagen, insbesondere im März abgesehen, nur wenig unter normal. Der Winter, dessen Mitteltemperatur in Berlin — 0,6° gegenüber einem Normalmittel von + 0,5° betrug, brachte bis Neujahr überhaupt keinen bedeutenden Frost. Es folgten 2 etwas kältere Tage am 2. und 3. Januar, an denen das Thermometer bis auf einen Tiefstand von — 13,2° sank. Es ist dies ein in keiner Hinsicht auffälliger Wert, der sich in Berlin in den weitaus meisten Wintern mindestens vereinzelt einstellt. Im übrigen schwankte die Witterung im Januar 1888 mehrfach zwischen Tauwetter und leichtem Frost hin und her. Auch der Februar war im grösseren Teil seines Verlaufs nicht viel anders geartet. In der Nacht zum 7. Februar gab es vereinzelt einmal — 12,0°, sonst blieb es überwiegend milde oder mässig kalt bis zum 20. Februar. Dann folgte einige Tage nochmals mässig strenge Kälte (Minimum — 12,0° am 28.), die sich in abnehmender Stärke bis zum 6. März erhielt. An diesem Tage trat mildes Tauwetter ein, das nunmehr bis zum Mittag des 11. März herrschend blieb. In diese Zeit fiel der Tod Kaiser Wilhelms. Der Sterbetag selbst, der 9. März, brachte in Berlin ausgesprochen mildes, dabei sehr trübes, unfreundliches, ruhiges Wetter (höchste Temperatur + 7,4°, niedrigste + 3,6°). Dieser Tatbestand steht schon im schärfsten Widerspruche zu der immer wieder gehörten Behauptung älterer Berliner, dass die Straßen-Wallfahrt der Untertanen zum Heim des eben verstorbenen Kaisers am 9. März bei strenger Winterwitterung stattgefunden habe. Noch weniger stimmt mit der Wirklichkeit die Behauptung überein, dass am 10. März, am Geburtstag der Königin Luise, der in diesem Jahre naturgemäss besonders starke Besuch des schönen Denkmals der Königin im Tiergarten durch die Berliner bei scharfer Kälte und tiefem Schnee erfolgt sei. Im Gegenteil, gerade dieser Tag brachte den vorläufigen Höhepunkt des Tauwetters (höchste Temperatur + 10,2° (!), nied-

rigste + 6,2 °) und dazu eine nur allzu weiche Beschaffenheit der Fusswege im Tiergarten, auf denen die Besucher, zum Schaden ihres Schuhwerks, recht merklich in den „Matsch" hineingerieten. Die psychologisch sehr interessante, weil bei zahlreichen Menschen völlig unabhängig voneinander wiederkehrende Erinnerungsstörung, die irrigerweise den milden, trübfeuchten Frühlingstagen des 9. und 10. März 1888 strenge Winterkälte und tiefen Schnee andichtet, ist ausschliesslich durch eine Verwechslung mit den nachfolgenden Märztagen und insbesondere mit den Ereignissen des 16. März, des Beisetzungstages, bedingt worden.

Am Mittag des 11. März stellte sich nämlich über ganz Deutschland bei nördlichen Winden ein kräftiger Temperatursturz ein, der abends bei dichtem Schneegestöber zu leichtem Frost überleitete. Der Frost verschärfte sich in den nächsten Tagen infolge klaren Himmels bedeutend und erreichte seinen Höhepunkt am 15. März. Die Tage vom 14. bis 16. März waren in ganz Mittel-, Nord- und Osteuropa ungewöhnlich kalt, in so hohem Maße, wie nach 1888 kein Märztag bis heute mehr gewesen ist. Immerhin war eine derartige Märzkälte nicht beispiellos: nur 2 Jahre zuvor hatte der März am 1. und 2. März 1886 noch strengeren Frost gebracht, und auch die 3 Tage des 14., 15. und 16. März waren im Jahre 1845 schon einmal kälter als im Jahre 1888 gewesen. Es kommt hinzu, dass ein bedeutender Kälterückfall um Mitte März eine durchaus normale, fast alljährlich wiederkehrende Erscheinung ist, und wenn der Temperatursturz im Jahre 1888 auch ungewöhnlich heftig war, wie er es sonst in Jahrzehnten nicht ist, so erkennt man aus dem Gesagten doch immerhin, dass das Phänomen der so sehr berühmt gewordenen, sagenhaft ausgeschmückten Märzkälte 1888 nicht vollständig aus dem Rahmen der klimatischen Eigentümlichkeiten Deutschlands herausfällt. Der Frost hielt übrigens in veringertem Maße noch nach dem 16. März bei wiederholten neuen Schneefällen und wachsender Schneedecke an, bis am 23. März ein Umschlag zum Tauwetter erfolgte, der dann rasch zu beträchtlicher Frühlingswärme, bedeutenden Ueberschwemmungen und schon am 29. März zum ersten sommerlichen Hitzegewitter in Berlin Veranlassung gab.

Die Sage von dem „furchtbar strengen Winter 1887/88" beruht also, kritisch-nüchtern betrachtet, lediglich auf einer allerdings ungewöhnlich kalten und schneereichen Zeitspanne von etwa 11 Tagen, vom 11. bis 21. März. In andern Jahren wäre diese Märzkälte schwerlich sehr beachtet worden und ebenso bald dem Gedächtnis der Zeitgenossen entschwunden, wie einige ähnliche Perioden bedeutender Märzkälte in den Jahren 1883, 1886, 1889, 1899. Damals aber, im Jahre 1888, haben die weltgeschichtlichen Begebenheiten, die sich in Deutschland zugetragen, die Erinnerung an die bittere Kälte im März sich mit unvertilgbaren Spuren in unverhältnismässiger Uebertreibung ins Gedächtnis der Zeit-



genossen einprägen lassen. Ein psychologischer Faktor, der dabei besondere Beachtung verdient, war der Umstand, dass am Beisetzungstage viele Hunderttausende von Menschen von Berlin und Charlottenburg bei recht kaltem Wetter viele Stunden lang auf einem und demselben Fleck im Freien standen, um den imposanten Trauerzug zu sehen, der den ersten neuen deutschen Kaiser zur Gruft geleitete.

Die unverhältnismässig starke Uebertreibung, deren sich das Gedächtnis der Masse schuldig macht, erhellt dabei einmal aus der Tatsache, dass die strenge Kälte, die sich in Wahrheit nur auf 1 $^1/_2$ Märzwochen beschränkte, dem ganzen Winter zugeschrieben zu werden pflegt, dann vor allen Dingen aber auch aus den geradezu ungeheuerlichen Aufbauschungen in den Erzählungen damaliger Augenzeugen, die am 16. März auf den Berliner Strassen des Trauerzuges geharrt und dabei mitgefroren haben. Fragt man derartige Leute, so behaupten sie rundweg, es müssten damals 20 Grad Kälte geherrscht haben, ja, in einem Fall wurde mir von einer sonst glaubhaften Dame allen Ernstes gar angegeben, es sei so kalt gewesen, dass Rotwein, den sie mit ihren Angehörigen zur inneren Erwärmung bei dem langen Warten im Freien mitgenommen hatte, in der Flasche gefroren sei!! Was sagt nun aber das unbestechliche Zeugnis der gleichzeitigen Aufzeichnungen der Berliner Wetterwarte? Der kälteste jener Märztage, der 15. März, brachte ein Tages-Temperatur-Mittel von — 7 bis 8,5° und eine Tiefsttemperatur von — 12,5°. Für den kritischen 16. März betrugen die entsprechenden Werte — 7,1 und — 12,4°. In den Vormittagsstunden, die der Beisetzung voraufgingen, stand das Thermometer etwa auf — 7 bis — 8° C, mittags um 2 Uhr auf — 4,8°. Es ist dies eine zweifellos für einen Märztag bemerkenswerte Kälte, die aber dennoch nichts Aussergewöhnliches an sich hat, die wir in den meisten Wintern unzählig oft erlebt haben, ohne auch nur für Tage oder Stunden das Bewusstsein eines seltenen Witterungsereignisses in uns aufkommen zu lassen; eine Kälte, die im März noch ganz erheblich übertroffen werden kann, denn das Berliner Temperaturminimum dieses Monats betrug z. B. am 2. März 1845 — 19° und sogar nach dem 1. März 1886 — 14° C!

Wir erkennen somit an einem wahrhaft klassischen Fall, wie zufällige äussere Umstände dazu beigetragen haben, dass für einen bestimmten Monat, ja, für einen ganzen Winter ein wahres Wetter-Märchen aufkommen konnte, das kaum noch in einzelnen Zügen den wahren Sachverhalt erkennen lässt. Es schien wünschenswert zu sein, dieser Legendenbildung einmal scharf kritisch unter Prüfung des gesamten Tatsachen- und Zahlenmaterials zu Leibe zu gehen, da sich nur hierdurch allgemein ein brauchbarer Maßstab gewinnen lässt zu einem reizvollen Thema der Massenpsychologie, zur Lehre von den Fehlern des menschlichen Gedächtnisses in bezug auf Witterungserlebnisse.

Um zu zeigen, dass dieses Kapitel sehr viel umfangreicher ist, als man es nach der ausführlichen Erörterung eines nur einmaligen Vorkommnisses erwarten wird, seien gleich noch einige andere beweiskräftige Tatsachen mitgeteilt. Zur Führung des Beweises, dass auch die eingangs erwähnte, weiterverbreitete Ueberzeugung, ehedem seien die Winter winterlicher und die Sommer sommerlicher als heute gewesen, glattweg auf einer Erinnerungstäuschung beruht, schien es wünschenswert zu sein, wieder die aus dem Gedächtnis geschöpfte Schilderung eines bestimmten Winters mit dem gleichzeitigen Beobachtungsmaterial zu vergleichen. Das war aber gar nicht sehr einfach. Denn die Behauptung von Hunderten und Tausenden von Menschen, dass sie sich aufs bestimmteste an einen gänzlich andersartigen Charakter der Winter und Sommer in ihrer Jugendzeit zu erinnern vermögen, stützt sich so gut wie ausnahmslos auf nicht-greifbare Empfindungen. Bei dem im allgemeinen nicht guten Gedächtnis der meisten Menschen für weit zurückliegende Daten und Jahreszahlen ihres eigenen Erlebens vermögen die wenigsten mit hinreichender Sicherheit Jahre und Tage für die wirklichen oder vermeintlichen Witterungserlebnisse ihrer Jugend anzuführen. Ein Vergleich mit positivem Tatsachenmaterial ist daher in den seltensten Fällen möglich, und der Widerspruch gegen die gehörten Behauptungen vermag kaum jemals einen festen Anhaltspunkt zu finden, in dem der Hebel des Zweifels einzusetzen vermag. Der Kampf gegen die Erinnerungstäuschungen ist eben deshalb so schwer und fast aussichtslos, weil er sich gegen vage Angaben richtet, die, gallertartig, von keiner Seite zu packen sind. Bei jedem Versuch, die Debatte auf bestimmte Zahlen, Tatsachen und Jahre hinüberzuspielen, entschlüpft der angegriffene Legendenerzähler, da er gegen jede zahlenmässige Widerlegung die Ausflucht ins Feld führt, dann beziehe sich seine Erinnerung eben auf ein anderes Jahr.

Angesichts dieser aussergewöhnlichen Schwierigkeit, dem Märchen von den „in meiner Jugendzeit“ strengeren Winter und heisseren Sommer den Garaus zu machen, war es mir schon von Wert, in einem ganz bestimmten Fall den sicheren Nachweis führen zu können, wie sehr die persönliche Erinnerung in der Irre schweift. Der Fall verdient um so mehr Beachtung, als ihm gleichzeitig ein literarisches Interesse zukommt.

Es handelt sich um eine Winterschilderung in Josef von Lauffs autobiographischem Roman „Kärrekiek“. In den ersten Kapiteln beschreibt Lauff mit verhältnismässig grosser Ausführlichkeit einen strengen Winter, wie er ihn als Knabe im Winter 1869/70 in seiner niederrheinischen Heimatstadt erlebt haben will. Gleich das 1. Kapitel der eigentlichen Erzählung beginnt mit der Ausmalung eines strengen Wintertages um Ende November. Mag auch manche poetische Freiheit in die Darstellung eingeflochten sein, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, dass Lauff sich bemüht, aus eigenen Erinnerungen Vorgänge aus-



zugraben, die ihm in grossen Zügen als wirklich selbsterlebt vor Augen stehen. Und nun schildert er einen Wintertag, der in jeder Einzelheit durchaus typisch für die Zeichnung deutscher Wintertage in der Literatur und in der Erinnerung des deutschen Menschen ist, leider aber um so weniger typisch für einen niederdeutschen Novembertag, wie er sich in Wirklichkeit zu gestalten pflegt. Da heisst es z. B.: „Das weisse Geflimmer, das immer dichter und lebhafter wurde . . . Bittere und schneidende Kälte . . . Unter ihren Füssen krachte und knirschte der Schnee. Immer enger schoben sich die fallenden Flocken zusammen . . . Krachende Kälte . . . Grimmige Kälte . . . Wirres Schneetreiben“. Dazu kommt dann noch der in der deutschen Literatur bei Beschreibung von Wintertagen geradezu obligatorische „schneidige Nordost“. Einige Kapitel weiter wird dann der Nikolaus-Abend beschrieben, der 6. Dezember: „Noch immer herrschte die grimmige Kälte . . . Wimmelndes Schneegestöber . . . dumpfe Nebelhülle, von blitzenden Flöckchen durchsetzt,“ wieder etwas weiter die Weihnachtstage: „verschneite Felder . . . eisige Winde . . . von der Kälte gerötet,“ dann der Dreikönigstag, der 6. Januar: „verschneite Felder“ usw. Die ganze Schilderung ist, obwohl Lauff sich zweifellos ehrlich einbildet, er schildere, was er selbst erlebt habe, nichts weiter als rein nach Schema F gearbeitet. Aehnlich lauten zwar die Beschreibungen des deutschen Winters ziemlich allgemein sowohl in der Literatur wie in der Malerei. Das hindert aber nicht, dass sie grundfalsch sind und bestenfalls einen Ausnahmefall schildern, wie er in Jahrzehnten nur je einmal vorkommt. Um bei der Lauffschen Schilderung zu bleiben, so enthält sie zunächst schon eine ganze Reihe von Momenten, die sich zwar am warmen Ofen wunderschön und behaglich lesen, die aber der kritisch gestimmte Fachmann als eine klimatische Ungeheuerlichkeit beanstanden muss, so die Verbindung der grimmigen Kälte mit dem in dichten Flocken fallenden Schnee, des „schneidigen Nordost“ mit dem Schneegestöber und manche andere Einzelheiten, auf die hier nicht weiter eingegangen sei, da sie zwar psychologisch interessant sind, aber mit unserem eigentlichen Thema nichts zu tun haben. Wichtiger für die Unzuverlässigkeit des menschlichen Gedächtnisses erscheint der Hinweis, dass die Lauffsche Darstellung eines nicht mehr deutschen, sondern russischen Winters, den er in seiner klevischen Heimat erlebt haben will, so viel ich sehe, nur für 4 Winter des 19. Jahrhunderts ebenfalls passen könnte, nämlich 1812/13, 1829/30, 1849/50 und 1890/91. Da nun Lauff ausdrücklich vom Winter 1869/70 spricht, liegt auf der Hand, dass seine Erinnerung sich eben vollkommen irren muss. Nach Berliner Beobachtungen hatten der November und Dezember 1869 fast genau die normale Temperatur, der Januar 1870 war sogar um $1^1/_2{}^0$ zu warm. Am Niederrhein können die Verhältnisse schwerlich viel anders gewesen sein. Dass die geschilderte Witterung sonst im Ausgang der 60er Jahre schon in der



vorweihnachtlichen Zeit, und noch dazu in den stets besonders milden Gegenden am Niederrhein eingetreten sein kann, ist glattweg eine Unmöglichkeit und ist ebenso ausgeschlossen, wie die von Lauff behauptete Andauer des Zustandes der „verschneiten Felder" über mindestens 6 Wochen in eben jenen Jahrzehnten. Am Rande sei bemerkt, dass seit einigen 80 Jahren eine in der norddeutschen Ebene um Ende November vorhandene Schneedecke sich nur ein einziges Mal bis Weihnachten und sogar bis über Neujahr hinaus hielt. Das war im Winter 1890/91 — Lauff wird also keinesfalls behaupten dürfen, dass er jemals in seiner Jugend einen auch nur annähernd seiner „Erinnerung" und Beschreibung entsprechenden Frühwinter erlebt habe.

Dieser eine Fall, der absichtlich im einzelnen zergliedert wurde, um klarzulegen, wie schematisch nicht nur die Winterschilderung unsrer Dichter und Romanschriftsteller, sondern auch das menschliche Gedächtnis für alle Wintererlebnisse von nicht ausnahmsweise sinnfälligem Charakter arbeitet, ist durchaus typisch in seiner Art, wenngleich es, wie gesagt, nur sehr selten möglich ist, die aufgestellten Behauptungen einer fehlerhaften Erinnerung so bestimmt, wie im vorliegenden Fall, als irrig nachzuweisen. Es kann rundweg die Behauptung aufgestellt werden, dass allgemein der deutsche Winter sich in der Erinnerung viel härter, der Sommer viel heisser darstellt, als er es wirklich zu sein pflegt. Der Mensch neigt dazu, einzelne Erlebnisse von strengen oder schneereichen Wintertagen, von bedeutender Hitze und Gewittertätigkeit zu verallgemeinern. Einige wenige lebhafte Eindrücke, an extrem winterlichen oder sommerlichen Tagen gewonnen, stellen sich dem rückschauenden Gedächtnis gern als die eigentliche Norm dar, auf die man in jedem Durchschnitts-Winter und -Sommer sozusagen Anspruch hat und deren Ausbleiben dann die bekannte Klage auslöst, die Winter und die Sommer seien charakterlos geworden, eine Variante der bekannten Behauptung, dass „zu meiner Zeit" alles viel anders und besser gewesen sei. Sowohl einzelne strenge Winter und heisse Sommer, die man in der Jugend erlebt hat, prägen sich dem Gedächtnis mit besonderer Eindringlichkeit ein wie auch bestimmte vereinzelte Witterungsereignisse, die uns aus irgend einem Grunde ausnehmend lebhaft zum Bewusstsein gekommen sind, nach Art der Kälte des 16. März 1888. Was ein Extrem war, sieht das menschliche Gedächtnis nach Jahrzehnten gern als das Normale an und gewinnt daran naturgemäss einen grundverkehrten Maßstab zur Beurteilung von Witterungsereignissen der Gegenwart. Wetter-Extreme ereignen sich heutzutage genau so oft oder richtiger so selten, wie vor einem viertel und einem halben Jahrhundert. Man kann als gewiss annehmen, dass die Kinder, die in unsrer Zeit in Norddeutschland mit Bewusstsein etwa die grosse 25tägige Dauerhitze des Sommers 1911 oder die strenge Kälte an ins-

gesamt vielleicht 14 Tagen des Januar und Februar 1912 und im Februar-März 1917 oder die gewaltigen Schneefälle des 30./31. Januar 1907, 2./3. März, 17. November 1909, des 30. Dezember 1913 und 13./14. Januar 1918 miterlebt haben, nach 30 und 50 Jahren ihren Kindern und Enkeln ebenfalls berichten werden, dass in ihrer Jugend die Winter und Sommer ganz anders geartet gewesen seien als in dem jahreszeitlichen Mischmasch der Zeit um 1950: da hätte der „ganze" Winter „regelmässig" krachende Kälte und unglaublich tiefen Schnee und der „ganze" Sommer ebenso „regelmässig" sengende Hitze gebracht usw. Ich möchte vermuten, dass die so oft hörbar werdende Behauptung älterer Personen von der Abnahme der Charakteristik der einzelnen Jahreszeiten seit ihrer Jugend so alt sind wie die Menschheit selbst! Die übertreibende Vorstellung von bestimmten, weit zurückliegenden Witterungserlebnissen gehört offenbar in das Kapitel von der Verschönerung der Erinnerung, die sich auf nahezu alle, traurige und freudige Vorgänge alter Zeit, insbesondere verklungener Jugendtage, erstreckt. Die Vergangenheit scheint uns ceteris paribus reizvoller als die Gegenwart, und selbst unliebsame Ereignisse alter Zeit können als schöner empfunden werden denn ein an sich viel behaglicheres und sorgloseres Erleben des heutigen Tages. Man könnte diese weitverbreitete menschliche Empfindung, die zumal bei Menschen mit starkem Gemütsleben ausserordentlich häufig vorkommt, geradezu das Gesetz der romantischen Verklärung alter Erinnerungen nennen. Dieses Gesetz ist es auch, das unsere fern zurückliegenden Witterungseindrücke von Grund auf fälscht, und zwar nicht unbedingt im verschönernden, sondern im grundsätzlich übertreibenden Sinn, insofern als jede Erinnerung in der Richtung nach dem Extrem zu verzerrt wird. — Dass in der Tat allgemein keine objektive, sondern stets eine subjektive Ursache den immer erneuten Legenden von den winterlichen Wintern und den sommerlichen Sommern alter Zeit zugrunde liegt, können wir heut aus dem Grunde mit Bestimmtheit behaupten, weil in den Kulturländern die regelmässigen und zuverlässigen Witterungsbeobachtungen und -aufzeichnungen weit genug zurückgehen, um eine zahlenmässige Nachprüfung im weitesten Umfang zu ermöglichen. Und die sorgsamsten Untersuchungen ergeben, dass sich zum mindesten in den letzten 80 Jahren, wahrscheinlich aber seit mehreren Jahrhunderten der durchschnittliche Charakter des deutschen Klimas überhaupt nicht geändert hat. Wohl gab es einige Zeitläufte, in denen sich eine bestimmte Neigung zu extremer Witterung öfters als sonst zeigte, aber diese relative Häufung abnormer jahreszeitlicher Erscheinungen ist erstens nur schwach ausgeprägt und zeigt sich zudem in neuerer Zeit gelegentlich ebensogut wie in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten. Strenge Winter häuften sich z. B. im Jahrzehnt 1795/1805, in der Zeit von 1812 bis 1830, im Jahrzehnt 1845/55



und 1887/97; ein verhältnismässiger Reichtum an zahlreichen oder bedeutenden Schneefällen zeigt sich einmal im Jahrzehnt 1885/95, dann aber auch noch jüngst in den Jahren 1907 bis 1913 usw. Die Abweichungen derartiger Jahrzehnte vom jahrhundertelangen Durchschnitt bewegen sich aber immerhin nur in engen Grenzen, umfassen zudem nicht etwa jedes einzelne Jahr der Epoche, sondern nur etwa die Hälfte oder noch weniger und halten sich durchaus im Rahmen der normalen Schwankungen um einzelne Witterungs-Mittelwerte. In keiner Weise weichen sie etwa derartig auffallend vom Durchschnitt ab, dass man in dieser Tatsache die Erklärung suchen darf für die Behauptung der grösseren Charakteristik typischer Jahreszeiten in alter Zeit, ganz abgesehen davon, dass diese Behauptung vollkommen wahllos von jedem Zeitalter aufgestellt wird, in das gerade die Jugendzeit des Behauptenden fiel.

Den sichersten Beweis aber, dass wir es bei allen diesen Schilderungen früherer Witterungsverhältnisse in der Tat mit poetisierenden Ausschmükkungen, mit der oben genannten „romantischen Verklärung alter Erinnerungen" zu tun haben, liefert uns die „Legende vom deutschen Weihnachtswetter" (wie ich sie gelegentlich genannt habe). Es dürfte wenige unter uns geben, die nicht bereit sind, Stein und Bein darauf zu schwören, dass in ihrer Jugendzeit in den Weihnachtstagen „regelmässig" Schnee und Frost an der Herrschaft gewesen seien. Ohne eine tiefverschneite Winterlandschaft können wir uns das Weihnachtsfest überhaupt kaum vorstellen. Man weise mir in der Literatur oder auch in der Malerei eine einzige Schilderung der Weihnachtspoesie auf deutscher Erde nach, in der nicht neben dem brennenden Lichterbaum und den übrigen gemütvollen Attributen des schönen Festes auch die tiefe Schneedecke und entweder ein Flockengewimmel oder eine bitter kalte Sternennacht als selbstverständliche äussere Umrahmung wiederkehren! Die Ideenassoziation, die das Weihnachtsfest mit der Schneelandschaft verknüpft, erscheint uns allen so naturnotwendig, dass man gar nicht allzu selten die Geburt Christi selbst auf dem Boden Palästinas in einer Schneelandschaft findet.

Und doch, wie wenig entspricht die Wirklichkeit dem Bilde, das uns alle so wohlvertraut anmutet! Kurz vor dem Weihnachtsfest 1906 (das selber eine echte Schnee-Weihnachten brachte) wies ich im „Berliner Lokalanzeiger" auf die höchst merkwürdige Tatsache hin, dass damals seit vollen 16 Jahren keine richtige Schneedecke mehr in den Weihnachtstagen in Norddeutschland gelegen habe. Damals glaubte ich darin ein absonderliches Kuriosum erblicken zu müssen — so fest war auch in mir, der ich seit Jahrzehnten eifrigst die Witterung beobachtete, die Ueberzeugung vorhanden, dass die Mehrzahl der Weihnachtsfeste in der norddeutschen Ebene von Frost und Schnee begleitet sein müsse. Erst



als nach dem schönen Schnee-Weihnachten von 1906, dem ersten seit 1890, die Erscheinung der schneelosen Weihnachtsfeste sich abermals 9 Jahre lang wiederholte, ging ich dem Problem näher nach und fand zu meiner eigenen lebhaften Ueberraschung, dass die Erzählungen vom „normalen deutschen Weihnachtswetter" eine reine Legende sei, die allenfalls für höher gelegene Teile unserer Mittelgebirge, vielleicht auch noch für einige Teile Ostpreussens Wirklichkeit ist, nicht aber für die grössten Teile des übrigen Deutschlands und vor allem nicht für die Städte. Mässiger Frost oder ein leichter Schneefall zu Weihnachten stellt sich zwar häufig ein, wenn er auch keinesfalls die Regel bildet, aber die angeblich obligate Schneedecke oder gar die „tiefe Schneedecke" bedeckt zu Weihnachten, wenn's hoch kommt, in 10 Jahren allenfalls 1 mal die norddeutsche Erde, und die ebenso obligate schneidende Kälte der Weihnachts-Schilderungen in Literatur und Malerei hat in Berlin während der letzten 86 Jahre nur insgesamt — — 2 mal in den Weihnachtstagen geherrscht, 1870 und 1876[1])!

Diese Ausführungen dürften als hinreichend erachtet werden, um endgültig zu beweisen, dass die kälteren Winter und heisseren Sommer, die ungezählte Zehntausende von Menschen in ihrer Jugend erlebt haben wollen, nichts sind als ein gaukelndes Phantom, eine Massen-Erinnerungstäuschung wunderlichster Art. Der menschliche Geist neigt nun einmal dazu, Lebensabschnitte, die endgültig vergangen sind, in jeder Hinsicht als wünschenswerter und besser anzusehen, als es die rauhe Gegenwart ist, und es sind wahrlich nicht die schlechtesten Menschen, die dieser täuschenden „Perspektive der Empfindungen" (Berta v. Suttner) am leichtesten zum Opfer fallen und dem Tannenbaum in dem schönen, unendlich sinnigen Andersenschen Märchen gleichen. In diesem Lichte betrachtet, gehört die Erinnerungstäuschung, die uns für unsere Jugendzeit charaktervollere Winter und Sommer vorgaukelt, als wir sie heuer jeweilig zu erleben pflegen, in dasselbe Kapitel der psychologischen Wissenschaft, in dem u. a. auch die Namen „Paradies" und „goldenes Zeitalter" verzeichnet stehen.

[1]) Inzwischen hat uns das Jahr 1917 wieder einmal ein Weihnachtsfest mit mässig strengem Frost und mit Schnee gebracht.

Psychologie der „Begehrungsvorstellungen“[1].

Von Dr. Karl Gumpertz, Berlin.

Ein Begehren wird selbst Vorgängen in der unorganischen Natur zugeschrieben, so spricht Schopenhauer von der Begierde, die Wasserstoff und Sauerstoff zusammenführt. Aber schon eine der vielen Sekten der altindischen Philosophie sagt: Das eben geborene Kindlein strebt zur Mutterbrust nicht wie das Eisen zum Magneten, sondern weil es nie ein Wesen ohne Begehren gab. Das Begehren soll aus früheren Lebensperioden stammen, und das was allen diesen Geburten eigentümlich ist, wird eben als Seele bezeichnet. So erscheint das Begehren als eines der Seelenvermögen der alten Wolff'schen Psychologie. Von seinem voluntarischen Standpunkt aus sieht Wundt in dem Begehrungsvermögen nur ein logisches Artefakt, nicht einen differenzierbaren Seelenzustand. Dem Streben und Begehren entsprechen ebenfalls Spannungsempfindungen in gewissen zur bevorstehenden äusseren Willenshandlung in Beziehung stehenden Muskelgebieten; die psychischen Teilvorgänge, die man als Begehren bezeichnet, entschwinden bei einfachen Willenshandlungen überhaupt der Beobachtung, hier folgen Motiv, Strebungsgefühle und Handlung so unmittelbar auf einander, dass für einen irgendwie abtrennbaren Zustand des Begehrens kein Raum bleibt. Dieses tritt nur dann relativ isolierbar hervor, wenn die auftauchenden Motivgefühle wieder verschwinden, bevor es zur Anschauung derselben kommt und namentlich, wenn die Gefühle zwar fortdauern, aber äussere Hemmungen den Willensvorgang nicht zur Entwicklung kommen lassen. Demnach ist das Begehren die Gefühlslage eines gehemmten Wollens. Verbindet sich dieser Gefühlszustand mit intellektuellen Bestandteilen, so nimmt das sogenannte Begehren die besondere Eigentümlichkeit an, die wir mit dem Wort Wünschen bezeichnen. Man könnte der Seele ebenso gut ein Begehrungs- wie ein Wunschvermögen beilegen.

Dieser Anschauung Wundts gegenüber halten wir vom Standpunkte der Assoziationspsychologie an der psychophysiologischen Differenzierbarkeit zweier Begehrungsformen fest. Der Nahrungs- und der Geschlechtstrieb sind von Begehrungszuständen begleitet, deren körperliche Erscheinungen feststehen, deren psychischer Anteil vornehmlich im Zurücktreten der Aufmerksamkeit für alle andere Wahrnehmungen und Erinnerungen zutage tritt. In der Brunstzeit des Wildes ist Gehör und Geruch gemindert, so dass es da leicht die Beute des Jägers wird. Der Hunger macht selbst den kultivierten Menschen widerstandslos gegen die sonst durch sittliche Gemeingefühle bedingten Hemmungen. Diese — sagen wir einmal libidinösen — Zustände hinterlassen entsprechend

[1]) Nach einem am 21. Juni 1917 in der Berliner psychologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage.



ihrer längeren oder kürzeren Dauer mehr oder minder deutliche affektbetonte Erinnerungsbilder oder Vorstellungen, die irgendwie assoziativ oder sensugen geweckt zu mimischer und allgemein motorischer, vasomotorischer und sekretorischer Entladung führen können — wie der berühmte psychische Magensaftfluss des Pawlowschen Hundes beweist.

Ganz anderer Art sind die Begehrungen, mit denen wir uns hier beschäftigen wollen. Sie tragen den intellektuellen Charakter des Wünschens, und die sogenannten „Begehrungsvorstellungen" sind sicherlich als einfache psychologische Vorstellungen nicht zu erfassen. Das Erinnerungsbild eines Empfindungs- oder Wahrnehmungsvorgangs ist nicht zu rekonstruieren.

Man hat von ärztlicher Seite eine Hypothese aufgestellt, die eine psychologische Erklärung vorzutäuschen scheint und deshalb der psychologischen Analyse bedarf.

Seit Jahrzehnten wird beobachtet, dass nach Unfällen, die mit Erschütterung oder bloss mit Schreck für die betroffene Person verbunden waren, sich Lähmungen, Krämpfe oder andauerndes Zittern einstellte, in der Regel verbunden mit Gleichgewichtsstörungen, Pulsbeschleunigung sowie mehr oder minder starker seelischer Veränderung meist vom Charakter der Apathie. Dass solche Veränderungen nach Zerstörung gewisser Hirnprovinzen auftreten können, ist bekannt. Hier aber sprach der in das Gefüge des Körpers gar nicht eingreifende Unfall sowie das oft schwankende Bild der Erscheinungen gegen direkte Zerstörung als Ursache. So wurde nicht organische, sondern funktionelle Störung im Gehirn angenommen.

Bekanntlich führt der blosse heftige Schreck leicht zu Sprachlosigkeit, Zittern, Erröten, Erblassen; für die Perseveration solcher — als atavistische Abwehrbewegungen gedeuteter — Komplexe wurde dann der psychische Faktor herangezogen: Begehrungsvorstellungen sollten an den nun verbleibenden Dyskinesien und Hyperkinesien, an der Beeinträchtigung des Körpergleichgewichts, an den verschiedenen vasomotorischen Abweichungen schuld sein.

Das in diesem Zusammenhange supponierte Begehren ist keineswegs blind, hat vielmehr einen höchst realen, freilich von der elementaren Physiopsychologie nicht zu erfassenden Inhalt: Geld, Rente. Das Geldbegehren, die nicht bloss in der Dichtung wohlbekannte auri sacra fames ist von der physiologischen fames immerhin grundverschieden. Der Nahrungshunger ist eine Empfindung, verbunden mit ganz bestimmten körperlichen nach aussen sichtbaren Zeichen; die Nahrungsbegehrungsvorstellung war, wie wir bemerkt, von gleichen oder ähnlichen sicht- und messbaren Vorgängen begleitet.

Demgegenüber dürfen die den Rentenbegehrungsvorstellungen zu-

geschriebenen Erscheinungen — halbseitige Lähmungen, Krämpfe, Empfindungsstörungen — auf Spezifizität keinen Anspruch erheben.

Das Drängen nach Geld ist etwas sehr verbreitetes. Der Kampf um geldwerte Vorteile zeitigt die verschiedensten Abweichungen. Dass jemand vor Geldgier zittert, errötet, dass seine Pulszahl zunimmt, können Sie in jedem Spielsaale beobachten — alles in der physiologischen Breite der Erregung. Die Aufmerksamkeit des Spielers ist auf das Spiel konzentriert, er hört nicht den Anruf des eintretenden Freundes, spürt es auch nicht, wenn dieser ihm sanft die Hand auf die Schulter legt. Alles das ist nicht typisch für Geldgier, sondern lediglich für Absorption durch ein dominierendes Interesse. Die lediglich auf das Ziel eingestellte Aufmerksamkeit findet man auch bei Schachspielern, die keinen Einsatz zu verteidigen haben.

Eine dauernde abnorme Steifigkeit einzelner Körperteile, wie sie gar in sog. Obergutachten gelegentlich durch Begehrungsvorstellungen erklärt wird, kann das Geld- oder Rentenbegehren nicht zustande bringen — mit einer Ausnahme. Aus Geldbegehren steif wird nur der indische Fakir, welcher von seinen Künsten leben will; da führt aber volle Bewusstheit und Wahlentscheidung dazu, erlernte Künste geltend zu machen; das scheidet aus der psychologischen Betrachtung aus. Bewusste Herbeiführung körperlicher Abweichungen zum Zwecke der Geldgewinnung findet auch bei der Simulation statt. Dem üblichen gerade zu Dauerabweichungen führenden Begehrungsmechanismus wird ein unbewusster Nexus von Vorstellungen zugeschrieben.

Die Psychiatrie kennt gut eine Form der chronischen Verrücktheit, welche mit echten oder vermeintlichen Verlusten an Geld und Ansehen ursächlich zusammenhängt: den sog. Querulantenwahn. Der Querulant verwendet ein grosses Maß von Scharfsinn auf Eingaben an Justiz- und Verwaltungsbehörden, um zu seinem Rechte zu gelangen; er hält die längsten Reden, um darzutun, dass die Richter bestochen sind, dass die schlechten Ratgeber des gütigen Landesherrn dieser höchsten Person die Aktenstücke des Klägers unterschlagen. Ich habe noch nie einen Traumatiker gesehen, der diese Wahnform darbot, ebensowenig einen Querulanten, an dem irgend etwas von den körperlichen Erscheinungen der „traumatischen Neurose“ zu entdecken war.

Die seelische Alteration der Traumatiker trägt meist den Charakter der Denkhemmung. Eine solche kann sehr wohl durch Vorstellungslähmung zustande kommen und sich körperlich in Bewegungslosigkeit und Starre aussprechen. So gibt es Traumatiker — vornehmlich im Anschluss an Kopfverletzungen — deren Wesen und Gesichtsausdruck an das melancholische Stadium der fortschreitenden Gehirnlähmung erinnert. Bei der Katatonie wie bei der Katalepsie des tief Hypnotisierten bleibt jedes Glied in der ihm einmal gegebenen Stellung — kraft des



Gesetzes der Trägheit, weil eben der Impuls zu einer andern Bewegung oder Unterlassung nicht stattfindet oder — wie in der Hypnose — künstlich ferngehalten wird. Bei massenhaften Halluzinationen findet gleichfalls ein planvoller Verkehr mit der Aussenwelt in Form zweckmässiger Handlungen und Unterlassungen nicht statt. So kommt es gerade bei Verfolgungsideen bald zu langdauernder Bewegungslosigkeit, bald zu einem Bewegungsdrange mit Zerstörungsimpulsen. Begehrungsvorstellungen können zu solchen Zuständen von „Automatismus" schon deshalb nicht führen, weil es Begehrungshalluzinationen nicht gibt.

Die Spannung, die Erwartung ist ein Seelenzustand, der vorzüglich mit sexuellen Momenten gemischt schon bei normalen Menschen Illusionen aufkommen lässt. „Hör ich das Pförtchen nicht gehen, hat nicht der Riegel geklirrt", heisst es in jenem Dichtervers, da der die Geliebte erwartende Jüngling irgendwelche Geräusche im Sinne seiner Wünsche umdeutet.

In abnormen Seelenzuständen ist die illusionäre Verfärbung der Wahrnehmungsdata noch auffallender. So beobachtete ich im Kriegslazarett einen Soldaten mit hysterischen Antezedentien, der aus dem nahen Geschützdonner die Salven heraushörte, die zu seiner standrechtlichen Exekution abgegeben werden sollten.

Bekannt ist bei dem Kleinheits- wie bei dem Grössenwahn die Verrückung der Beziehung, in der der Kranke zum Weltbilde steht. Seine Illusionen und Halluzinationen fallen entsprechend aus, ebenso — wie dargelegt — seine motorische Entladung bzw. Akinesie.

Impulsive Gewalttaten eines von Verfolgungsideen beherrschten, eines Halluzinanten, Handlungen oder Unterlassungen eines gehemmten Melancholikers werden von allen Psychiatern und dementsprechend von jedem Strafrichter dem Täter nicht zugerechnet.

Ganz anders bewertet man die angeblich aus Rentenbegehrungsvorstellungen Gehemmten. Da hat ein führender Psychiater sogar eine neue Form kreiert. Die Hemmungszustände der Traumatiker nennt er „Pseudodemenz". Er will beobachtet haben, dass diese Kranken nur scheinbar vergesslich sind, dass sie bei weiterem Bemühen sich gut zu erinnern und sinngemäss zn handeln verstehen. Wir halten diese „Neuorientierung" nach zwei Seiten für verfehlt. Dass ein Hemmungszustand Verblödung vortäuscht, dass der Vorstellungsablauf verlangsamt ist, kann man bei dauerndem Unlusteffekt wie bei originären Intelligenzstörungen beobachten. Die Bewertung vom sozialen Standpunkte ist sicherlich unzutreffend. Die alte Haftpflichtversicherung wie das Unfallversicherungsgesetz und die Reichsversicherungsordnung setzen den Verlust eines Gliedes dessen Nichtgebrauchsfähigkeit gleich. Die Aufgaben selbst des ungelernten Arbeiters verlangen heute ein schnelles Erfassen, sofortige Umsetzung des Impulses in zweckmässige Handlung. Solange



der Arbeiter mit dem wirklichen geheimen Intellekt diese Funktionen nicht erfüllen kann — und ihn von der Hemmung dauernd zu befreien ist ja leider der Psychiater ausserstande — muss er ebenso entschädigt werden, als ob der Intellekt fehlt.

Sowohl vom psychologischen wie vom psychiatrischen Standpunkte stellten somit unsere „Begehrungsvorstellungen" einen Seelenzustand nicht dar. Als logische Abstraktion kommen sie den Monomanien gleich, mit denen die Nervenheilkunde zurückliegender Zeiten gewirtschaftet hat. Heute sind wir nicht geneigt, einen Kleptomanen oder Pyromanen für sonst vollsinnig oder genial anzusehen, selbst der rein moralische Schwachsinn wird nicht mehr anerkannt. Der Inhalt des wahnhaften Denkens, die Art des abnormen Handelns ist gleichgültig, sie wird bestimmt oder mitbestimmt durch Erlebnisse und Zeitströmungen. Für die Wertung der Verfolgungsvorstellungen ist es gleichgültig, ob Hexen am Mark zehren oder durch Röntgenstrahlen heimtückisch die Gewebe vernichtet werden.

Hier könnte der Einwand erhoben werden: Die Begehrungsvorstellungen sind eben erzeugt durch die Unfallgesetzgebung. Diese ist daran schuld, dass die etwa durch Gehirnerschütterung gesetzten körperlichen Abweichungen nach Abklingen der akuten Erschütterungssymptome nicht schwinden, sondern sich konsolidieren. Wäre dies der Fall, so könnte man die „Begehrungsvorstellungen" wenigstens als heuristische Hypothese gelten lassen. Dagegen spricht vor allem: die bekannten körperlichen Störungen finden sich auch bei Unfällen, die niemals zur Entschädigung führen können, sie treten selbst auf als Operationsfolgen (lokale Hysterie), man findet einzelne Zeichen bei Personen, die ihren Unfall längst vergessen haben und oft fragt der kundige Untersucher nach einem vorangegangenen Trauma, weil anders die Abweichungen schwer zu erklären sind.

Es gibt Krampf- und Schüttelformen, die nahezu ungeschwächt während des Schlafes persistieren. Sollen die Begehrungsvorstellungen im Moment des Einschlafens prompt vom Traumbewusstsein übernommen werden? Oder ist diesen merkwürdigen Vorstellungen eine so geringe Deutlichkeit eigen, dass sie im Wachzustand unbewusst bleiben, dagegen eine solche Durchschlagskraft, dass sie zu dauernden, vom Gesunden nicht darstellbaren Bewegungsanomalien führen?

Die Lehre von den Begehrungsvorstellungen hat durch die Kriegsneurosen eine weitere Ausdehnung erfahren. Wer die Haftpflicht- und Unfallversicherungsgesetzgebung für den spezifischen Erreger der Begehrungsvorstellungen ansah, der musste an dieser Spezifizität irre werden dadurch, dass Kriegsereignisse, speziell Verschüttung und Granatschock ähnliche Bilder erzeugten. Der bewusstlos aus dem eingestürzten Unterstand Gezogene konnte doch nicht im Moment dieses ungewohnten Er-

eignisses die längst vorbereiteten Begehrungsideen produzieren. Was sollte er übrigens begehren? Ist die Militärrente der Unfallrente (womöglich den hohen bei Eisenbahnverletzungen gezahlten Entschädigungen) vergleichbar? Liegt etwa in der Art, wie der Militärfiskus die Beschädigten unterstützt, ein besonderer Anreiz Militärinvalide zu werden? Da ist nun die Theorie etwas gemodelt worden. Neben dem Wunsch versorgt zu sein soll das Verlangen dem Kampf zu entrinnen, also Befürchtungsvorstellungen an Lähmungen, Zittern, Pulsbeschleunigung, seelischer Veränderung und ähnlichem schuld sein. Wenn schon bei Zivilunfällen ein Unfall-Monoideismus nur ausnahmsweise darstellbar ist: kann bei den Kriegsneurotikern so etwas sicherlich nicht festgestellt werden. Wo der Vorstellungsschatz verarmt oder der Vorstellungsablauf defektvoll oder verlangsamt ist, da betrifft die Veränderung alle Vorstellungen. Unterhaltungen mit Zittern, Assoziationsversuche bei vorher intelligent gewesenen Kriegern, die längst mit Rente entlassen, jetzt im bürgerlichen Leben stehen, haben mir gezeigt, dass auch stärkere Affekte von irgend welchen Kriegsvorstellungen nicht ausgelöst werden.

In der Behandlung der Kriegsneurotiker spielt jetzt die Suggestion in Form der Hypnose oder anderer mehr gefürchteter Methoden eine grosse Rolle. Die Hypnotisierbarkeit soll für die Labilität der Krankheitsbilder, für den Wunschcharakter der variablen Symptomenkomplexe sprechen. Ich schliesse daraus das Gegenteil. Eine psychogene Lähmung ist durch Hypnose nur heilbar, wenn das die Lähmung herbeiführende, stark affektbetonte Erlebnis diese Affektbetonung verloren hat. So war bei einer hysterischen Person eine Lähmung eingetreten, weil eine Verwandte gefallen war. Diese Lähmung konnte suggestiv beseitigt werden, nachdem die Verwandte sich längst von dem Falle erholt hatte. Eine andere Beobachtung lehrte: Bei einer länger leidenden Dame war nach Empfang eines grosse Vermögensverluste meldenden Briefes Lähmung zweier Extremitäten mit Spontan- und stärkeren Bewegungsschmerzen aufgetreten. Hier bestand der Affekt fort, die Vorstellungsverbindung, die zu der Lähmung geführt, war unklar, der Suggestion blieb selbst ein vorübergehender Erfolg versagt.

Bei der Behandlung der Kriegsneurosen gehören offenbar Dauererfolge zu den Seltenheiten. Nun beweist die ausbleibende oder unvollkommene Heilung zwar nichts für die Begehrungsvorstellungen, die wirklich erfolgende aber sehr viel dagegen. Der Wunsch dem Kriege fern zu bleiben oder eine Rente zu erhalten muss stets der Suggestion entgegenwirken, welche den Mann symptomfrei machen will, um ihn wieder dem Kriegsdienste zuzuführen oder doch seine rentenlose Entlassung zu ermöglichen.

Ich verfüge bereits über ein reichliches Material Kriegsbeschädigter, die mit mehr oder minder grosser Rente als dienstuntauglich entlassen sich in bürgerlichen Berufen betätigen. Sie sind meist in bevorzugten

Stellungen, oft von dem früheren Arbeitgeber aus besonderem Vertrauen eingestellt; dennoch arbeiten sie nur in kurzen Zeiträumen, um bei der geringsten Erschütterung wieder ihr Zittern, ihre Krampfanfälle, ihre halbseitige Schwäche zu bekommen. In ihrem Ernährungszustande gehen sie zurück, und ihre geistige Regsamkeit lässt nach. Dabei fällt es ihnen nicht ein, sich etwa als bedauernswerte Opfer des Krieges zu fühlen und zu benehmen.

Gewiss gibt es noch Personen die aus einem Zivil- oder Kriegsunfall Kapital zu schlagen suchen. Das sind aber nicht die Leute mit seelischer Depression, mit körperlicher Lähmung, Krämpfen, Steifigkeit, Empfindungsstörungen. Wer da sagt „was, ich habe einen Unfall gehabt und soll nun nicht entschädigt werden", der bietet gar keinen alterierten Seelenzustand, er ist nur von einem Irrtum befallen. Wie man es findet, dass an die Krankenversicherung der Anspruch gestellt wird, die normale Ermüdung, die normale Erholungsbedürftigkeit zu entschädigen: so möchte der vom Unfall betroffene gern die Konjunktur zu einem kleinen Schmerzensgelde ausnützen. Macht man diese Leute beizeiten auf ihren Denkfehler aufmerksam, so sehen sie das oft ein und ziehen mit einigen Bemerkungen über das schlechte Gesetz ihren Anspruch zurück. Man tut unrecht, diese grobe Form von Selbstsucht als Charakterveränderung infolge des Unfalls zu werten; wir rechnen sie zu den normalen durch Belehrung oft korrigierbaren Irrtümern.

Ein Urteil ist ein logischer, nicht ein psychologischer Akt. Aber es gibt Arten von Urteilen oder vielmehr Vorurteilen, verbunden mit starker Affektbetonung, welche den Wahrnehmungsakt bedenklich zu beeinflussen geeignet sind.

Ich muss hier auf eine Sache eingehen, in der ich bitte mich nicht misszuverstehen. Das Augenspiegelbild wird getrübt, wenn in den Augenmedien des Untersuchten eine Trübung besteht, ebenso aber durch Fehlerquellen in den Medien des Spiegelnden, sobald dieser seinen Defekt nicht kennt und vom Bilde abzuziehen versteht.

Das Unfallgutachten gibt ein Bild der Störung bei dem Untersuchten, es wird unklar, wenn das Organ des Gutachters, seine Psyche dauernd beherrscht wird von einseitigen Vorstellungskreisen und Gefühlen, deren sich der Gutachter nicht immer voll bewusst wird. Man erlebt da in den sog. Obergutachten seltsame Ueberraschungen. Da wird eine zuvor von geübten Untersuchern festgestellte Hemianalgesie ohne weiteres in Abrede gestellt und auf Anfrage erklärt, es mögen wohl geringe Unterschiede vorhanden sein, die sind aber aus den Angaben des Untersuchten sowie aus den fehlenden Hautreflexen nicht zu erschliessen und nach unserer grossen Erfahrung von keiner Bedeutung oder „der sonst biedere Untersuchte wird durch Begehrungsvorstellungen dahingebracht, eher hinzufallen, ehe er sein Kreuz beugt".



Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, dass es Zielvorstellungen sind, die zu Verfärbung des Wahrnehmungsinhalts führen. Das — gewiss nicht immer bewusst vorgesteckte — Ziel ist einmal: das vorhergehende Gutachten des Freundes oder Schülers nicht zu bekämpfen. Häufiger ist noch der Gedankengang so zu erklären: durch genaue Untersuchung fixiere ich womöglich Anomalien der Sensibilität, ich berücksichtige also nur positive Resultate. Hemmungen sind ja doch nur durch „Begehrungsvorstellungen" vorgetäuscht.

Die Zielvorstellungen der Gutachter, welche zu Wahrnehmungsfehlern führen, können an sich sehr edler Natur sein. Während des Krieges sind Wünsche, Verletzte wieder kampffähig zu machen, dem Staate Millionen an Renten zu ersparen, gewiss erklärlich. Aber auch patriotisches Begehren, volkswirtschaftliche Begeisterung kann hier als normal nicht betrachtet werden, wofern sie die Objektivität des Gutachters beeinflusst. Wir sehen heute schon, wohin diese Richtung führt: Man erklärt die Kriegsneurotiker — etwa mit Ausnahme der schwersten Gehirnerschütterungen — für geheilt, sobald sie „symptomlos" geworden sind. In neueren Schriften finden sich gelegentlich weltfremde Hinweise auf die Verletzten, die völlig untätig von ihren zum Teil erheblichen Renten leben. Man vergisst gern, dass diese Renten bei den heutigen Lebensmittelpreisen eine Verlockung nicht bedeuten können. Die Arbeitsfähigkeit der Kriegsneurotiker ist auch nur eine scheinbare, nach dem Kriege wird man die jetzt durch den Personalmangel gebotene Rücksicht auf persönliche Leistungsfähigkeit nur ausnahmsweise nehmen können.

Die Vorschläge der Begehrungsfanatiker, einmalige Abfindungen anstatt Rente zu gewähren, kann ich nur gutheissen. Sicherlich kommen dadurch nicht Begehrungs- oder Wunsch- oder Befürchtungsvorstellungen zum Schweigen, aber es werden Einflüsse ausgeschaltet, welche die Unfallkranken dauernd in seelische Depression versetzen, vor allem die Angst vor Nachuntersuchungen, die Erregungen durch neue Prozesse.

Auf welche Weise Frieden- und Kriegsunfälle zu den seltsamen neuropsychischen Symptomenkomplexen zu führen vermögen, ist nicht erklärt, auch die Wege der reinen psychischen Emotionen sind selten klar. Die Theorie der „Begehrungsvorstellungen" liefert keine Erklärung, sondern ein Schlagwort, arm an anschaulichen Partialvorstellungen, das aber — wie häufig in der Medizin — bei der Masse Erfolg verspricht, weil es sich so schön zur rechten Zeit eingestellt hat, als seine Vorgänger, die Simulation und Aggravation abgewirtschaftet hatten. Physiopsychologisch entspricht den „Begehrungsvorstellungen" nichts. Sie bedeuten einen logischen Begriff, von dessen Essenz — nach dem alten philosophischen Grundsatz — auf Existenz nicht geschlossen werden darf.



Zur Prophylaxe des jugendlichen Schwachsinns.

Von Direktor **Gustav Major**, Berlin-Seehof.

Den Ausbruch einer Krankheit aufhalten oder unmöglich machen, ist stets leichter als die Krankheit selbst restlos heilen oder doch eine wesentliche Besserung herbeizuführen. Gilt dies schon bei den körperlichen Erkrankungen, so hat dieser Satz erhöhte Bedeutung bei allen Erkrankungen des Hirns oder des Nervensystems. Den Schwachsinn, ganz gleich ob den angeborenen oder den erworbenen, kann niemand heilen, wohl kann man die Symptome desselben in ihrer Intensität herabsetzen, ja man kann gewisse Anomalien fast ganz beseitigen, doch heilen kann den Schwachsinn niemand. Wollen wir der weiteren Ausbreitung des jugendlichen Schwachsinns entgegenarbeiten, und das müssen wir, da Volksgesundheit und Volkswehrkraft an sich schon in absteigender Linie sich bewegen, so können wir nur prophylaktisch vorgehen, um befriedigende Resultate zu zeitigen; die Ursachen müssen bekämpft werden, damit wir den Ausbruch der Erkrankung verhüten. In zweiter Linie erst steht die Behandlung der Erkrankung selber.

Unter den ursächlichen Momenten steht der Alkoholismus an erster Stelle. Bourneville hat über die Schädlichkeiten des Alkohols nach dieser Seite hin umfassende Erhebungen angestellt, er hat 1000 Fälle registriert und gefunden, dass in 471 Fällen der Vater, in 84 Fällen die Mutter und in 209 Fällen beide Eltern dem Trunk ergeben waren. In 57 Fällen konnte er mit absoluter Sicherheit nachweisen, dass die Konzeption im Rauschzustande stattgefunden hatte, und in 24 Fällen lag die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme vor. Dazu konnte er in 171 Fällen keine Auskunft über den Alkoholismus der Eltern erhalten. Ich habe bei über 170 Kindern meiner Anstalt Erhebungen angestellt und folgende Zahlen erhalten: Unter 170 Kindern waren 37 Schwachsinnige, und der Schwachsinn derselben war sicher nachweisbar durch Alkohol bedingt in 41 Fällen, 47 %. Und zwar war die Ursache in 33 Fällen der Alkoholismus des Vaters, in 4 Fällen der der Mutter und in ebenfalls 4 Fällen derjenige beider Eltern. Als mit auslösendes Moment des Schwachsinns jedoch kommen 66 Fälle in Betracht und zwar 52 Fälle von Alkoholismus des Vaters, 5 von Alkoholismus der Mutter und 9 von beiderseitigem Alkoholismus, also in 75,86 % aller Fälle von Schwachsinn spielt der Alkohol eine Rolle.

Durch den Alkoholismus des Vaters entstand sicher nachweisbar in 4 Fällen Idiotie, in 13 Fällen Imbezillität und in 16 Fällen Debilität. Durch den Alkoholmissbrauch der Mutter waren 4 Fälle von Debilität bedingt und durch beiderseitigen Alkoholismus 2 Fälle von Idiotie, 1 Fall von Imbezillität und 1 Fall von Debilität. Die Erkrankungen, in denen

der Alkoholismus mitauslösendes Moment war, verteilen sich wie folgt auf die einzelnen Stufen des Schwachsinns: Der Alkoholismus des Vaters bedingte in 7 Fällen Idiotie, in 18 Fällen Imbezillität und in 27 Fällen Debilität. Einen Alkoholismus der Mutter fand ich in 5 Fällen der Debilität. Beiderseitigen Alkoholismus konstatierte ich in 4 Fällen von Idiotie, in 3 Fällen von Imbezillität und in 2 Fällen der Debilität. Zu beachten ist hierbei, dass die 9 Fälle von Erblichheit hier mit zu registrieren sind, weil die Eltern dem Alkoholismus ergeben waren, so dass also zur erblichen Belastung durch die Grosseltern der Alkoholmissbrauch der Eltern kommt, und zwar entstanden durch Erblichkeit seitens des Grossvaters 3 Fälle, einmal Idiotie — verstärkt durch den Alkoholismus des Vaters — 2 Fälle Imbezillität — einmal war der Vater dazu Alkoholiker und einmal die Mutter. In 2 Fällen war die erbliche Belastung von der Grossmutter, die zweimal Imbezillität hervorrief unter Verstärkung in je einem Falle durch Alkoholismus des Vaters oder der Mutter. 4 Fälle fand ich, in denen eine doppelseitige Belastung vorlag durch Grosseltern und Eltern. Alle 4 Fälle führten zur starken Idiotie, da dazu in 2 Fällen der Vater und in den anderen 2 Fällen beide Eltern Alkoholiker waren.

Daneben sind noch die bekannten Tatsachen zu registrieren, dass immer 6 Jahre nach einem guten Weinjahre in den Weingegenden viel schwachsinnige Kinder eingeschult werden, und ferner die Tatsache, dass Erstgeborenene oft schwach befähigt oder schwachsinnig sind. Mögen auch hier andere Ursachen mitsprechen, der starke Alkoholgenuss während der Hochzeitstage bleibt nicht ohne Einfluss.

Als weitere indirekte Folge des Alkoholismus des Mannes ist der vielen Sorgen und Kümmernisse der graviden Frau zu gedenken, deren Mann trinkt. Schlaflose Nächte und Tage angestrengter Arbeit, dazu Misshandlung und eine schlechte unzureichende Ernährung können auf Mutter und Kind nicht ohne Einfluss bleiben.

In vielen Fällen ist eine Erblichkeit als ursächliches Moment zu konstatieren. Von meinen 87 Fällen waren 19 Kinder von seiten der Eltern belastet, die Eltern waren geisteskrank, schwachsinnig oder psychopathisch. 14 Kinder stammten aus Familien, in denen der Vater krank war, in 4 Fällen wies die Belastung auf die Mutter, und in 1 Falle waren beide Eltern geisteskrank. 21,84 % der Kinder stammten sonach von kranken Eltern. Nun ist es aber durchaus nicht nötig, dass es gerade immer die Eltern sein müssen, die geisteskrank oder minderwertig sind, es kann auch die krankhafte Disposition von den Grosseltern ererbt sein, so dass ein Glied übersprungen wird. Sind aber Eltern und Grosseltern psychopathisch, minderwertig oder geisteskrank, so muss die Belastung eine noch stärkere sein. Ganz sichere Resultate konnte ich hierüber nicht zusammenstellen, da die Angaben der Eltern nicht immer zu-



verlässig waren, ich habe nur die sicheren Angaben registriert, so dass die Zahlen die geringste Beteiligung der elterlichen oder grosselterlichen Belastung angeben. In 3 Fällen war der Grossvater, in 2 Fällen die Grossmutter und in 4 Fällen Eltern und Grosseltern minderwertig oder geisteskrank. Während die Belastung durch die Eltern 21,34 % betrug, war die durch die Grosseltern 5,74 % und die durch Grosseltern und Eltern 4,82 %. Die einzelnen Erkrankungen verteilen sich auf die drei Formen des Schwachsinns folgendermassen: Idiotie wurde ausgelöst durch Erblichkeit des Vaters in 3 Fällen, durch die der Mutter in 1 Falle und durch doppelte Belastung beider Eltern in keinem Falle. Imbezillität wurde bedingt durch Belastung seitens des Vaters in 6 Fällen, seitens der Mutter in 2 Fällen und durch beiderseitige in 1 Falle. Debilität ist entstanden auf Grund väterlicher Erblichkeit in 5 Fällen, auf Grund mütterlicher in 1 Falle, und beiderseitige Belastung kam nicht in Frage.

Durch die Erblichkeit seitens des Grossvaters war in 1 Falle Idiotie, in 2 Fällen Imbezillität bedingt. Die Erblichkeit durch die Grossmutter rief beidemale Imbezillität hervor. Die 4 Fälle der doppelseitigen Belastung hatten schwere Idiotie zur Folge.

An dritter Stelle steht die hereditäre Syphilis. Piper fand sie unter 310 Fällen 16 mal, und Ziehen konstatierte auf Grund „einer sorgfältigen Statistik über die Häufigkeit der Erbsyphilis“ bei 17 % wahrscheinlich und bei 10 % sicher Erbsyphilis als Ursache des angeborenen Schwachsinns. Ziehen betont ausdrücklich, dass diese Zahlen auf leichtere Fälle des angeborenen Schwachsinns sich beziehen. Ich hatte 12 Fälle von Erbsyphilis und zwar 6 seitens des Vaters, 3 seitens der Mutter und 3 Fälle durch beiderseitige Erkrankung bedingt. Diese Fälle verteilen sich auf die Formen des Schwachsinns so: In 1 Falle entstand durch die Syphilis des Vaters Idiotie und in 5 Fällen Debilität. Durch die Syphilis der Mutter wurde in 1 Falle Imbezillität und in 2 Fällen Debilität hervorgerufen, und auf dem Boden beiderseitiger Syphilis entwickelte sich in 3 Fällen Debilität. Das Ergebnis ist dasselbe wie bei Ziehen, von den 12 Fällen sind 10 leichtere Debilität, 1 Fall von Imbezillität steht neben 1 Fall von Idiotie. Die 13,79 % der Fälle von Schwachsinn, die durch Syphilis bedingt sind, verteilen sich mit 1,01 % auf Idiotie, 1,01 % auf Imbezillität und 11,50 % auf Debilität, also weit mehr leichte Fälle als schwere.

Weit unsicherer ist die Bedeutung der Tuberkulose auf die Entstehung von Schwachsinn. Piper verzeichnet bei 15 % Tuberkulose der Eltern und bei 8 % solche der Grosseltern, zusammen 23 % als auslösende Ursache. Ziehen dagegen sagt, dass die Tuberkulose überhaupt ausserordentlich verbreitet ist und dass sie auch bei geistesgesunden Kindern in wenigstens 15 % nachweisbar ist. Weiter argumentiert er, dass wenn die Tuberkulose als Ursache des Schwachsinns in Betracht käme,



man recht häufig unter den schwachsinnigen Kindern Skrofulose — angeborene oder früh erworbene Tuberkulose der Lymphdrüsen — finden müsse, was sich jedoch nicht erweisen lässt. Ich fand unter allen Fällen meiner Schwachsinnigen nicht einen einzigen Fall, den ich nur auf das Konto der Tuberkulose setzen konnte, immer waren noch andere Momente mit auslösend. 15 Fälle hatte ich, in denen die Eltern tuberkulös waren und zwar in 8 Fällen der Vater, in 5 Fällen die Mutter, und in 2 Fällen beide Eltern, zusammen 17,24 %. Noch ungewisser waren die Ergebnisse bei der Belastung durch die Grosseltern, die Angaben waren da sehr wenig sicher, so dass sie fast keinen Wert haben, es sollen in 4 Fällen die Grosseltern und in 2 Fällen Grosseltern und Eltern krank gewesen sein. Lassen wir diese Fälle unberücksichtigt, so erhalten wir 17,24 %, welchen 18,51 % von Tuberkulose unter meinen gesunden — geistig gesunden — Kindern gegenüberstehen, also ungefähr dieselben Zahlen, welche die Bedeutung der Tuberkulose für die Entstehung des Schwachsinns sehr zweifelhaft erscheinen lassen.

Die Schwangerschaft und die Geburt selbst sind nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung des Kindes. Erkrankungen, die mit hohem Fieber einhergehen, oder Nervenkrankheiten oder heftige Gemütsbewegungen während der Gravidität vermögen infolge einer Ernährungsstörung oder der allgemein schlechten Ernährung während dieser Krankheiterscheinungen Mutter und Kind zu schädigen, das Kind dadurch, dass das Hirn in seiner normalen Entwicklung durch die Ernährungsstörungen behindert wird. Piper führt bei 4 % Sorgen der Mutter während der Gravidität an als Ursache des Schwachsinns. Bei 3 % ist Fall der Mutter, bei 1 % Schreck der Mutter, bei 1 % Krankheit der Mutter und bei 1 % Unterleibsleiden der Mutter als schädigender Faktor angegeben. Ich hatte im ganzen 4 Fälle — 1 Fall von Imbezillität und 3 Fälle von Debilität, zusammen 4,59 %, in denen Krankheit der Mutter usw. während der Gravidität in Frage stand.

Frühgeburten können auch die Veranlassung sein zum Schwachsinn. Piper fand 3 %, ich hatte nur 2 Fälle 2,3 %, doch muss ich dabei bemerken, dass ich in beiden Fällen einen Alkoholismus der Eltern, einmal des Vaters, das andere Mal der Mutter festgestellt habe. Es ist ohne weiteres klar, dass ein zu früh geborenes Kind nicht einem normalen gleichen kann in seinen psychischen und physischen Kräften, doch bedingt eine Frühgeburt durchaus nicht eine spätere anormale Entwicklung, da sich die psychischen Kräfte unter sorgsamer Pflege später oft überraschend schnell ausgleichen und den normalen nähern. Es handelt sich also immer nur um eine nicht vollendete Entwicklung, nicht aber um eine anormale. Es gibt genug Frühgeburten unter den normalen Menschen.

Als Ursachen kommen neben diesen angeborenen noch die erworbenen in Betracht. An erster Stelle stehen die



Verletzungen des kindlichen Kopfes. Es ist gleichgültig, ob die Verletzungen vor, während oder nach der Geburt eintraten, schädigend können sie immer wirken. Ein Fall der Mutter während der Gravidität, Verletzungen des kindlichen Kopfes während der Geburt durch Sturz- oder Zangengeburt, starkes Zusammendrücken des Kopfes durch ein zu enges Becken der Mutter, Fall aus dem Wagen, Sturz von der Treppe usw., alles kann eine Entwicklungshemmung des kindlichen Hirnes zur Folge haben. Piper hat bei 9 % Kopftraumen gefunden. Nach einer anderen Statistik sind es sogar 14 %, 198 Fälle von 1436. Ich habe 3 Fälle, 3,44 % gehabt.

In gleicher Weise wirken verlangsamte Geburt, Schwergeburten infolge zu grosser Enge des Beckens, Nachlassen der Wehen, mangelhafte Elastizität des Uterus usw. Durch ein zu langes Stehen des kindlichen Kopfes im Durchbruch wird ein Druck auf denselben ausgeübt, der die Blutzirkulation hemmt und dadurch die Ernährung des Hirnes für diese Zeit unmöglich macht, welche Störung Entwicklungshemmungen zur Folge haben kann. Hierin findet auch die Tatsache zum Teil ihre Erklärung, dass Erstgeborene öfter schwachsinnig sind als Nachgeborene, jedoch will mir dies nicht sehr wahrscheinlich sein, da die junge Mutter in ihren Weichteilen doch nicht unelastischer sein kann als ältere Mütter. Mir erscheint die Alkoholisierung während der Hochzeitstage eine natürlichere Erklärung zu sein, zumal es keinen Nachweis dafür gibt, dass die unehelichen Erstgeborenen ebensooft schwachsinnig sind als die ehelich geborenen Kinder.

Entwicklungsstörungen und Ernährungsstörungen nach der Geburt haben einen viel grösseren Einfluss auf die Entwicklung des kindlichen Hirnes, als man gemeinhin glaubt. Man unterschätzt sehr häufig die Wirkungen dieser Erkrankungen, hofft von später viel, wenn nicht alles, das Leiden werde sich von selber legen, wenn sich der Körper erst gekräftigt habe. Selbst Aerzte sind in dieser Hinsicht zu sorglos, sie erkennen die Schwere der Folgen nicht. Wie soll sich denn der Körper kräftigen, wenn der Verdauungsapparat nicht richtig funktioniert? Die Rachitis steht hier an erster Stelle. Früher sah man in ihr eine Knochenerkrankung, heute ist die Annahme erhärtet, dass es eine Stoffwechselerkrankung ist, deren Wesen zwar noch unbekannt ist; doch steht mit Sicherheit fest, dass kalte, schlecht ventiliert, feuchte, dunkle Wohn- und Schlafzimmer der Ausbreitung und Entstehung der Krankheit förderlich sind. Das Knochensystem bleibt in der Entwicklung zurück und leidet sehr im Wachstum. Nun glaubte man, dass durch diese anormale Knochenentwicklung des Schädels das Wachstum des Hirnes beeinträchtigt würde, wodurch seinerseits wieder Schwachsinn entstünde. Man machte also das behinderte Wachsen des Schädels für den Schwachsinn verantwortlich, übersah aber, dass es ebensoviel grosse, als kleine rachitische Schäde



gibt. Heute neigt man jedoch auf Grund sorgfältiger Beobachtungen zu der Ansicht, dass das Nervensystem von der Erkrankung selbst mitergriffen wird und dass dadurch die mangelhafte Hirnentwicklung bedingt ist. Anormale Hirnentwicklung und anormale Schädelentwicklung sind demnach koordinierte Erscheinungen.

Die Erkrankung der Schilddrüse ist auch eine Stoffwechselerkrankung, die Schwachsinn ursächlich gegenübersteht. Durch die krankhafte Veränderung der Schilddrüse ensteht eine einer Vergiftung ähnliche Stoffwechselerkrankung. Es werden einerseits körperliche Veränderungen hervorgerufen und andererseits psychische Defekte ausgelöst. Die körperlichen Anomalien sind ein allgemeines Zurückbleiben des Körperwuchses und Hautwulstungen. Die Zunge ist dick, gross und mit vielen Rissen versehen. Unter den Achseln und am unteren Halse finden sich starke Wülste. Der Leib ist aufgetrieben. In den Fingern besteht eine starke Biegsamkeit der Gelenke. Dieselbe Hyperextension findet sich mitunter auch in den Handgelenken. Die psychischen Defekte sind die Intelligenzdefekte der Schwachsinnigen, hervorgerufen durch eine mangelhafte Hirnentwicklung.

Magen- und Darmkatarrhe werden wenig beachtet, man hofft und hofft. Oftmals handelt es sich um Erkrankungen auf rachitscher oder syphilitischer Basis. Die Kinder vertragen fast nichts, leiden oft lange, jahrelang an Diarrhöe, wodurch sehr wohl eine schlechte Ernährung des Hirnes herbeigeführt werden kann, die irgend eine Form von Schwachsinn auslöst.

Handelt es sich um ein etwas zartes Kind oder um ein solches, das wenig vertragen kann, so helfen die Eltern entweder aus eigenem Antriebe oder auf Anraten des Arztes „etwas nach mit gutem Wein". Andere wieder geben ihren Kindern, wenn sie viel schreien zur Beruhigung Alkohol. Beides ist falsch, denn Alkohol ist ein Nervengift und schädigt in jeder Form das Hirn, zumal das kindliche Hirn. Diese Kinder wollen dann erst recht nicht gedeihen, und man gibt ihnen noch mehr Alkohol und erreicht das, was man nicht wollte, eine schwere Beeinträchtigung der Gesundheit des Kindes. Wenn das Kind nach Verabreichung von Alkohol ruhig ist, so ist es eben betrunken, eingeschläfert durch den Wein. Mir sind Fälle bekannt, in denen absolut gesunde, kräftige kleine Kinder nach heimlicher Verabreichung von Branntwein oder Wein durch leichtsinnige Ammen schwer schwachsinnig oder epileptisch wurden. In einem anderen Falle meinte es der Vater mit seinem Kinde recht gut, indem er ihm jeden Abend von seinem Bier bis zu einem halben Glase zu trinken gab. Er glaubt heute noch nicht, dass sein Kind, das „bis zum 2. Jahre wie andere Kinder war" — jetzt begann das Biertrinken — durch den Alkohol geschädigt worden sei. „Der Alkohol hat noch niemandem geschadet, warum soll er gerade meinem Kinde geschadet haben?"



Auch die Syphilis gehört zu den erworbenen Ursachen. Es gibt noch immer genug leichtsinnige Eltern, die ohne ärztliche Untersuchung eine Amme zur Ernährung ihres Kindes nehmen. Eine syphilitische Amme überträgt die Krankheitserreger auf das Kind, und so kann eine Entwicklungshemmung des kindlichen Hirnes entstehen.

Typhus, Pocken, Scharlach, Diphtherie in den ersten drei Kinderjahren sind nicht selten die Ursache der Defektpsychosen. Die allgemeinen Ernährungsstörungen dieser Krankheiten können die Ernährung und das Wachstum des kindlichen Hirnes beeinträchtigen, weiter wirken sie direkt schädigend auf die Hirnrinde, und endlich haben sie nicht selten Herderkrankungen der Hirnrinde zur Folge, die ihrerseits Intelligenzdefekte bedingen können.

Herderkrankungen sind als ursächliches Moment von grosser Wichtigkeit. Der Herd selbst kann eine Geschwulst, eine Blutung, eine Thrombose usw. sein. Dieser Herd ruft an sich eine Ausfallserscheinung hervor durch Läsion einer Partie der Hirnrinde, es zeigen sich Lähmungen usw. Andererseits bleibt aber der Herd nicht auf seine ursprüngliche Grösse beschränkt, da das kindliche Hirn noch wächst; der Herd breitet sich so mehr aus, und es entstehen grössere Ausfälle intellektueller Natur durch die diffusen Herde. Während bei einem Herde des ausgewachsenen Hirnes meist nur die nächste Nachbarschaft in Mitleidenschaft gezogen wird, ist beim kindlichen Hirn die ganze Hirnrinde in Gefahr der Miterkrankung.

Den zuletzt genannten Ursachen des jugendlichen Schwachsinns schenkt man meist sehr wenig Beachtung, desto mehr der Masturbation. Man begeht hier einen Trugschluss, indem man von der Häufigkeit der kindlichen Masturbation unter Schwachsinnigen auf diese als ursächliches Moment schliesst. Der Schwachsinnige masturbiert ebenso triebartig, wie er Haare zupft, oder Nägel kaut, oder am Rockzipfel zupft, oder Schachteln sammelt usw. Ich kenne genug Schwachsinnige, die keinerlei angenehme Empfindungen dabei haben, die es nur tun, weil andere es ihnen gezeigt haben, weil sie etwas zu tun haben müssen, und da kommt ihnen der Penis im Bett sehr gelegen. Wenn die Masturbation die Ursache des kindlichen Schwachsinns sein soll, so muss erwiesen sein, dass das Kind vor Beginn der Masturbation vollständig normal gewesen ist; die Aussagen der Eltern genügen nicht, denn die Eltern haben immer normale Kinder, ihr Kind ist immer geistig gut entwickelt gewesen. Es müssen Gutachten von Fachmännern vorliegen über die Zeit vor der Masturbation, und dann noch ist es schwer zu sagen, weil auch andere Momente mitgewirkt haben können. Ich kenne bis jetzt nur einen Fall unter den 7—800 Idioten meiner Praxis, wo die Masturbation die Ursache des Schwachsinns gewesen sein soll. Der Knabe soll mit zwei Jahren exzessiv onaniert haben, doch fehlen hier die fachmännischen Angaben



über die vorherige geistige Gesundheit des Kindes. Die Gefahren der Masturbation sind bis heute noch nicht einwandfrei erwiesen, noch viel weniger die Schädlichkeit als ursächliches Symptom des Schwachsinns.

Wenn wir nun zur Prophylaxe übergehen, so wollen wir uns an die Ursachen halten und daran die Maßnahmen zur Bekämpfung anschliessen. Denn dass der bis heute beschrittene Weg der einfachen Anstaltsbehandlung der Krankheit nicht Einhalt tun kann, ist niemandem verborgen geblieben. Auch wenn die Anstalten noch so schön, noch so hygienisch einwandfrei gebaut werden, der Schwachsinn wird dadurch nie eingedämmt. Es gibt nun zwei Wege der Hilfe: die Selbsthilfe und die Hilfe des Staates. Ethisch ungleich höher steht die Selbsthilfe, da sie die moralischen und ethischen Kräfte des Einzelnen und der Gesamtheit entfacht und die Verantwortung jedem Einzelnen mit überträgt. Wenn man immer nach Staatshilfe schreit, so entbindet man den Einzelnen seiner Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber, man verurteilt grosse Massen zum ethischen Indifferentsein, was wiederum der staatlichen Hilfe eminente Schwierigkeiten entgegenstellt. Was die Gesellschaft verschuldet hat, soll sie versuchen, selbst wieder wett zu machen und erfreulicherweise sind in unserem Volke immer noch genug Ansätze dafür vorhanden, dass man selbst die verloren gegangenen Werte wieder heben will. Je mehr man dem Einzelnen auferlegt, desto mehr wachsen seine ethischen Kräfte, desto grösser wird sein Verantwortungsgefühl, desto mehr fühlt er sich schuldig an dem allgemeinen Abstieg der geistigen und moralischen Gesundheit unseres Volkes, desto energischer wird er seinerseits bestrebt sein, in seiner Umgebung früchtetragend zu wirken.

Noch ein anderes verpflichtet zur Eigenhilfe. Die Staatshilfe kann niemals so allumfassend und durchgreifend wirken, da es die kleinen, feinen imponderabilen Ansätze und Veranlassungen nicht treffen kann, da seinen Maßnahmen in der Persönlichkeit des Einzelnen immer Schranken gesetzt sind. Es müssen dann immer unerfüllte Wünsche bleiben, immer wird es Hintertüren und Kautschukparagraphen geben, die eine strenge Durchführung der getroffenen Maßnahmen oft illusorisch erscheinen lassen. Aus kleinen Ursachen entstehen oft Wirkungen von ungeahnter Tiefe und Nachhaltigkeit, die der Staat nicht in den Bereich seiner Vorschriften einbeziehen kann. Alle die internen erziehlichen oder zersetzenden Einflüsse der engsten Gemeinschaften kann der Staat niemals treffen, er würde zu weit die Rechte des Einzelnen beschneiden müssen, was nie geduldet werden kann.

Im Kampf gegen die Degeneration, die tagtäglich mehr um sich greift, kann die Eigenhilfe mehr wirken als staatliche Vorschrifte Jeder, der erkannt hat, dass die Volksgesundheit und -sittlichkeit sich in absteigender Linie bewegen, muss an seinem Teile dahin wirken, dass hier Einhalt geboten wird. In erster Linie sind es die Aerzte und



Hygieniker, die in gemeinverständlicher Form die Ergebnisse ihrer Sammelarbeiten und Forschungen über die Gesetze der physiologischen und pathologischen Erblichkeit der breiten Oeffentlichkeit zugänglich machen sollen. Das Volk muss erkennen, dass durch zunehmende Schwäche der Erzeuger die Erzeugten minderwertig oder geschwächt zur Welt kommen, dass die Geschlechtszellen durch Alkoholismus, Syphilis, Geistes- und Nervenkrankheiten, Stoffwechselerkrankungen ungenügend entwickelt sind, dass durch diese Beschädigungen der Keimzellen die Frucht selbst nicht normal und gesund sein kann.

Wenn wir nun auf die intrauterinen Beschädigungen der Frucht durch Entzündungen der Hirnhäute oder des Hirnes durch Thrombosen und Blutungen oder Geschwülste innerhalb des Hirnes und der Häute desselben Bedacht nehmen, so ist ohne Schwierigkeiten jedem verständlich zu machen, dass durch diese Schädlichkeiten das Hirn einer degenerierten Frucht weit eher geschädigt werden kann, als das Hirn einer gesunden, widerstandsfähigen Frucht. Die Abstammung von Degenerierten schafft im Nervensystem des Erzeugten einen locus minoris resistentiae. Diese Wahrheiten müssen Eigentum der breiten Oeffentlichkeit werden, dann wird sich schon gar manches ändern. Die ebenso alte, als grundfalsche Annahme „vom Gesundheiraten" wird verschwinden, man wird über diese Einfalt lachen. Zuzugeben ist, dass das geregelte Leben innerhalb der Ehe das Allgemeinbefinden der Ehegatten heben kann, aber niemals kann durch den Geschlechtsgenuss die Nervenkraft zunehmen, wie man doch annimmt. Neurasthenische, hysterische, epileptische und andere Geistes- und Nervenkranke gehören in die Behandlung des Arztes, aber nie in die Ehe als letzte Möglichkeit der Gesundung. Die Ehe ist kein Sanatorium, kein Krankenhaus. Wenn irgend jemand einem andern bewusst oder unbewusst und unabsichtlich einen Schaden in geistiger oder körperlicher Hinsicht zufügt, wird er als Verbrecher bestraft. Was ist es anders, wenn ein Degenerierter ein junges Mädchen oder umgekehrt heiratet; schadet er nicht dem andern Teile der Ehe, wenn nicht in körperlicher, so doch in geistiger Weise? Und wie viele versündigen sich an ihrer Nachkommenschaft. Ist das kein Verbrechen, wenn ein notorischer Trinker, oder Syphilitiker seine Kinder körperlich und seelisch vernichtet? Das Verantwortlichkeitsgefühl muss nach dieser Richtung wachgerufen werden, was am ehesten geschieht durch eine umsichtige Aufklärung, die Schritt für Schritt vordringend, das Interesse breiter Kreise sucht und die nicht das Kind mit dem Bade ausschüttet. Malt man gleich schwarz in schwarz, so ist der Erfolg gleich Null, man verlacht den Fanatiker seiner Forschungen und Erkenntnisse und spricht ihm die klare Erkennung der Tatsachen im Leben ab. Wozu stehen die vielen Präparate in den medizinischen Kliniken im Regal? Nur damit sie die Studenten dann und wann ansehen, damit sie irgend jemand



gelegentlich zu einer wissenschaftlichen Arbeit ausgräbt? Nein, der Oeffentlichkeit sind sie zu zeigen, in hygienischen Kursen kann man sehr wohl sein Publikum so schulen, dass es nicht zur Befriedigung seiner Neugier oder gar noch aus andern, niederen Gründen Kenntnis von diesen Präparaten nimmt, sondern dass es von der ehrlichen Absicht beseelt, etwas zu lernen im Interesse der Allgemeinheit, seine Kenntnisse wieder weiteren Kreisen zugänglich macht.

Wenn die Eltern der Brautleute sich vor der Hochzeit ihrer Kinder über beide ein ärztliches Gutachten geben lassen wollen, so würde es zwar manche Tränen und Enttäuschungen geben, aber auch die Beteiligten würden, sobald sie die Tragweite dieser fürsorglichen Weigerung der Eltern erkannt haben, dieselbe gut heissen. Denn ich glaube niemals, dass sich zwei Menschen miteinander verbinden wollen, wenn sie mit Sicherheit Kummer und Herzeleid zu erwarten haben. Soweit muss die hygienische und soziale Erziehung kommen.

Da wir aber nicht so lange warten können, bis diese Erkenntnisse Eigentum des ganzen Volkes geworden sein werden, ist ein Eheverbot Degenerierter staatlicherseits zu verlangen, welches sich selbstverständlich immer auf ein ärztliches Zeugnis stützen muss. Jedoch ist dies aber keineswegs das Allheilmittel, das alle Minderwertigkeit tilgt, trifft es doch alle unehelichen Geburten nicht. Und wenn das Gesetz die Ehen Degenerierter verbietet, so wird es genug gewissenlose Menschen geben, die in wilder Ehe leben oder sonst für minderwertigen Nachwuchs sorgen. Als ultima ratio kann nur die Kastration degenerierter Männer und Sterilisation degenerierter Frauen in Betracht kommen. Unserm Empfinden ist diese Forderung noch ungeheuer, unmenschlich, ja barbarisch. Ich kann das durchaus nicht finden. Ebenso wie die Gesellschaft verlangt, dass sie geschützt wird vor Geisteskranken und Kriminellen, kann sie Schutz verlangen vor minderwertiger und krimineller Nachkommenschaft. In Connecticut und Indiana besteht schon das Gesetz der Kastration der Gewohnheitsverbrecher, besonders Notzüchtiger und der unheilbar Blödsinnigen. Ein Sachverständigenkollegium — Verwaltungsrat der Anstalt, der Oberarzt und zwei Chirurgen — entscheiden über die Notwendigkeit der Kastration. Und vor ganz kurzer Zeit ist im Staate New York ein Gesetzentwurf angenommen, der die Einrichtung einer Behörde bestimmt, die den Titel „Prüfungsamt für Schwachsinnige, Verbrecher und andere Minderwertige" erhalten soll. Sie wird sich aus einem Chirurgen, einem Nervenarzte und einem praktischen Arzte zusammensetzen. Diese Aerzte erhalten die Aufgabe, zunächst die Insassen der Gefängnisse daraufhin zu untersuchen, ob nach der Gesamtheit ihrer Eigenschaften die Gefahr vorliegt, dass sie verbrecherische Neigungen, Geisteskrankheit oder Schwachsinn auf ihre Nachkommen fortpflanzen können. Im Falle der Bejahung sollen sie dann durch Operation daran



verhindert werden. Ausserdem soll im einzelnen Falle auch darüber entschieden werden, ob der Geisteszustand solcher Männer durch andere chirurgische Eingriffe verbessert werden könnte. — Einige Staaten haben also unsere Forderung fast erfüllt? andere werden bald folgen. Was hindert uns, es auch zu tun, da bei uns die Verhältnisse keineswegs besser liegen?

Und nun noch die Eigenhilfe des Volkes. Auf breiter Basis müssen Bestrebungen einsetzen, das moralische Niveau des Volkes zu heben und die Vergnügungssucht, die Gier nach Geld und Reichtum herabzusetzen. Das Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen ist zu heben und die Selbstbeherrschung zu stählen. Doch nützt hier alles Reden nichts. Richtet euch nach meinen Worten aber nicht nach meinen Taten darf hier nicht Grundsatz werden. Derjenige, der andern bessere Wege zeigen will, muss sich selbst beherrschen gelernt haben, er selbst muss alle seine Taten sozial gemessen und ethisch gewertet haben. Er muss selbst den andern durch sein Leben den Weg zur reineren, tieferen Genussfähigkeit vorleben. Heute glaubt der ein besonders tüchtiger Mensch zu sein, der auf keinem Vergnügen gefehlt hat, der alle sumpfigen Winkel der Großstadt kennt, der ohne Gewissensskrupel bestrebt ist, reich zu werden auf jeden Fall, auch um die Existenz anderer. Der Weg, der über Leichen seiner Vordermänner geht, ist ein oft begangener. Diese unmoralische Lebens- und Denkweise bedingt eine moralische Degeneration, wenn nicht schon mehr, die im Interesse der Volkssittlichkeit und Volksgesundheit tief zu beklagen sind, da sie nicht ohne Wirkung sind auf die Zukunft. Kinder, die von solchen Eltern stammen, die in dieser Atmosphäre aufwachsen, die diese Strebungen der Eltern mit der Muttermilch einsaugen, denen sich die Unmoral vom ersten Tage an aufdrängt, müssen ethisch und körperlich und geistig degenerieren. Wenn ein Kind körperlich gedeihen soll, so muss es frische Luft und Sonnenlicht haben, wenn ein Kind ethisch sich normal entwickeln soll, so bedarf es erst recht reiner Luft, Licht und Sonnenschein. Mehr Achtung vor den Rechten anderer, mehr Verantwortlichkeitsgefühl, mehr Selbstbeherrschung, reine edle Freuden, das sind die Wege der Regeneration.

Sehr eng mit der Degeneration ist der Alkohol verbunden, ja man kann sagen, dass er in vielen Fällen die Ursachen der geistigen, sittlichen und körperlichen Verwahrlosung ist. Genau so, wie durch die Degeneration im allgemeinen die Keimzellen geschädigt werden, wirkt der Alkohol nachteilig auf dieselben. Diese Wirkung tritt nun aber nicht erst ein, wenn der Betreffende ein notorischer Trinker mit täglichem Rausch ist, sondern weit früher. So ist es zu verstehen, dass Erstgeborene unter den Nachwirkungen des in den Hochzeitstagen genossenen Alkohols minderwertig oder nervenschwach werden. Eine einzige starke Alkoholisierung genügt, um die Keimdrüse momentan zu schädigen; tritt



jetzt eine Konzeption ein, so kann sehr wohl ein Minus in irgend einer Form sich geltend machen. Beim Alkoholisten finden wir Herzfehler, Erkrankungen des Nervensystems, Arterienverkalkung, Leberkrankheiten. Diese Erkrankungen setzen die Leistungsfähigkeit eines Menschen herab, sie degenerieren den Körper und schädigen so die Nachkommen.

Der Kampf gegen den Alkohol ist so unendlich schwer, weil man mit der so viel gepriesenen Mässigkeit die Erfolge herabsetzt. Was ist denn mässig? Der eine verträgt viel — er glaubt bei 6—8 Halben noch mässig zu sein, — der andere verträgt wenig, und beide glauben, dass keinerlei Schaden für ihre Gesundheit zu befürchten sei. Auf keinen Fall können sie sich zu der Ansicht bekennen, dass ihre Nachkommen ev. geschädigt werden könnten. Ihnen ist auch nicht verständlich zu machen, dass auch ganz geringe Quantitäten Alkohol, täglich in derselben Dosis genossen — Dämmerschoppen — den Körper schädigen, auch ohne dass sie es merken, dass ihr Körper widerstandslos wird, dass ihre Nervenkraft sinkt, und dass auf Grund dieser allgemeinen Schwächung des Körpers kein gesundes Geschlecht erblühen kann, auch dann nicht, wenn wir von den direkten Schädigungen der Keimzellen noch absehen wollen.

Allgemein gehaltene Belehrungen und Aufklärungen nutzen sehr wenig, der gelegentliche Kampf gegen den Alkohol zersplittert sich, viel schärfer und besser organisiert muss der Angriff auf ganzer Linie einsetzen. Zahlen beweisen, ihnen mit ihrer Nüchternheit glaubt man immer noch, wenn man auch diese Beweise als von Fanatikern künstlich aufgerichtet hinzustellen sich bemüht. Nach Scholz fallen 180000 Vergehen und Verbrechen jährlich in Deutschland ganz oder teilweise dem Alkohol zur Last, 1300 Unglücksfälle, 1600 Selbstmorde, 30000 Deliranten und andere Geisteskranke verdanken ihm ihr Leiden, und 32000 Menschen versinken mit seiner Hilfe in Armut. Dies gewaltige Elend durch den Alkohol! Und dazu sind diese Zahlen noch nicht einmal erschöpfend, weil viele Menschen eben den Strafrichter streifen, andere nicht in öffentliche Armenpflege oder in öffentliche Kliniken kommen. Sehr viele lassen sich privatim behandeln. Also noch weit grössere Zahlen würden wir haben, wenn wir diese Menschen alle mit in Anrechnung setzen wollten.

Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache: Der Alkoholgenuss ist nicht private Angelegenheit des Einzelnen, sondern eine sehr ernste Sache der Allgemeinheit. Es kommt gar nicht darauf an, ob Müller oder Bierhuber ein oder zwei Maß Bier mehr oder weniger trinkt, ob einer einige Schoppen Wein mehr trinkt oder nicht, die Alkoholfrage ist ein soziales Problem erster Ordnung, an dessen Lösung jeder einzelne mitarbeiten soll und muss. Jeder einzelne soll durch sein Beispiel vorbildlich wirken, damit es dieser oder jener in seinem Büro, in seiner

Werkstatt, in der Fabrik oder sonstwo auch versucht, mit weniger Alkohol auszukommen. Und bei öffentlichen Festen, bei Gesellschaften und Familienfeiern kann doch heute schon jeder mit Wasser oder stark verdünntem Wein sogar den Kaisertoast ausbringen. Ein Beispiel kann da oft mehr Nachahmung finden, als man glaubt, gibt es doch genug Menschen, die an sich gar nichts nach starkem Trinken fragen, die aber allein den Mut nicht finden, es öffentlich zu tun. Aber auch der Alkoholiker kann indirekt Gutes wirken, wenn er, der nun einmal nicht von seiner Unmässigkeit lassen will, den Nichttrinkenden wenigstens nicht verspottet und verhöhnt ob seiner Abstinenz; es ist doch wahrlich mannhafter, unter lauter Alkoholikern nicht zu trinken, als den einen zu verulken. Man wirft den Antialkoholikern gern Intoleranz vor, nun ich weiss nicht, was toleranter ist, den Alkoholiker trinken zu lassen oder den Nichttrinkenden zu verhöhnen. Selbstverständlich soll der Antialkoholiker sich nun und nimmer desselben Vergehens schuldig machen, trotzdem sein Vorgehen ein segensreiches ist, nur aus dem einfachen Grunde, weil er unter allen Alkoholikern niemals Erfolg haben wird, er arbeite in der Stille.

Wenn sich die Aerzte entschliessen könnten, den Alkohol von ihrer Drogenliste zu streichen, wenn sie in ihrer Praxis allen durch Alkohol Geschädigten das weitere Trinken verbieten wollten, so kämen wir rüstig voran. Aber das will immer noch nicht gehen, weil viele Aerzte glauben — und es ist in Wahrheit auch so — dass sie manchen Patienten verlieren werden, wenn sie ihm den Wein oder das Bier untersagen, wenn sich aber viele Aerzte finden würden, so müsste es gehen. Es ist eine alte Ausrede der Alkoholiker, dass die Aerzte es gestatten. Gewiss, ein wenig Alkohol schadet nicht viel, aber was ist wenig? Niemand wird jemals den Alkohol von der Erde vertilgen, es ist auch gar nicht nötig, nur müssen die Menschen besser erzogen werden, dass sie sich mehr in der Gewalt haben.

Welche Schädlichkeiten der Alkohol anrichtet, beweist wieder die Sterblichkeitstabelle: In Bayern, dem gesegneten Lande der Maßkrüge, wurden im Jahre 1910 237 000 Kinder geboren, darunter waren 6500 Totgeburten, 69 000 starben im ersten Lebensjahre, von 1000 Geborenen erreichten nur ungefähr 700 das zweite Lebensjahr. Genau so war die Kindersterblichkeit in Norwegen vor ungefähr 80 Jahren, als noch in jedem Hause die Destillierblase stand und der Alkoholverbrauch fast der grösste in Europa war. Heute, wo Norwegen zu den nüchternsten Ländern gehört, ist sie auf 60—80 pro 1000 gefallen. — Kann man da den Zusammenhang der Kindersterblichkeit mit dem Alkohol noch leugnen?

Wer aber trotz aller Belehrungen nicht von seinem Maßkrug lassen kann, den soll die Gesellschaft dazu zwingen. Ich kann auch wiederum in dieser Maßnahme keinen Eingriff in die persönliche Freiheit des Ein-



zelnen sehen. Die Gesellschaft hat das Recht, diejenigen unschädlich zu machen, die gesellschaftsfeindlich sind, die der Gesellschaft schaden. Schadet nun der Alkoholiker der Gesellschaft nicht ebenso sehr wie der Verbrecher? Interniert man diese, warum jene nicht? Ich sehe in einer Trinkerzwangserziehung darum nichts Unrechtes. Wer absolut sich betrinken muss, dem nehme man zwangsweise die Möglichkeit dazu durch die Trinkerzwangserziehung. Gemeint sind Anstalten, die auf der Basis der freien Arbeitsgemeinschaften jedem sein Recht lassen, die sogar jeden verpflichten, an seinem Teile und seinen Fähigkeiten entsprechend für seinen Unterhalt und die auf ihn entfallende Quote des Betriebes zu zu verdienen. Wenn der Staat diese Maßnahme einführen wollte, würde es bald keine unmässige Trinker mehr geben. Wer zwei Jahre in der Anstalt gewesen ist, wird probeweise entlassen, bewährt er sich, bleibt er frei, im anderen Falle wird er wieder interniert, und diesmal länger.

Ein anderes Gesetz, das vielleicht weniger grausam ist, das dadurch vielleicht mehr Anhänger finden könnte, wäre ein solches, das den Alkoholausschank beschränkt, das denjenigen bestraft mit hohen Geld- und Freiheitsstrafen im Wiederholungsfalle, der Betrunkenen noch weiter Alkohol verabreicht, oder der einem Gaste soviel Alkohol gibt, dass er betrunken wird. Dieses Gesetz darf sich aber nicht nur auf Gastwirte beschränken, sondern muss auf den privaten Alkoholkonsum ausgedehnt werden, wenngleich hier die Kontrolle erschwert ist. Weiter kann der Staat helfen, indem er weniger freigebig in der Erteilung der Schankkonzessionen ist. Auch die Ausbeutung des Alkoholikers durch das Grosskapital, das nur seinen Vorteil — Erhöhung des Konsums — im Auge hat, muss staatlicherseits lahmgelegt werden. Daneben muss sich der Staat für verpflichtet halten, die Bestrebungen des Kampfes gegen den Alkohol zu unterstützen, und seinerseits soll er Sorge trager für eine Aufklärung im grössten Stile.

Der Kampf gegen den Alkohol muss in erster Linie versuchen, die Jugend für sich zu gewinnen. Auch da kann der Staat sehr wohl ein Gesetz erlassen, welches den mit hohen Strafen belegt, der Kindern und Jugendlichen Alkohol verabreicht. Es liegt der Jugend gar nicht, sich in alkoholistischen Orgien zu ergehen; sie will etwas ganz anderes, und nur in dem völligen Fehlen dieser Kinderfröhlichkeit sucht sie andere Genüsse, und weiter sind wir selbst daran schuld, wenn wir unseren Kindern ein so schlechtes Vorbild sind. Doch über diese erziehlichen Maßnahmen später.

Derselbe Volksfeind ist die Syphilis. Auch hier soll die Eigenhilfe der Staatshilfe vorausgehen. Aufklärung und Belehrung über die Geschlechtskrankheiten stehen in erster Linie. Es ist kaum glaublich, wie unwissend selbst gebildete Menschen auf dem Gebiete der Geschlechts-



krankheiten sind. Viele halten eine syphilitische Infektion für nicht schlimmer als irgend eine andere Infektion, sie legen daher wenig Wert auf eine sachgemässe sofortige Behandlung, verschleppen die Krankheit, fallen schliesslich Pfuschern in die Hände und erschweren dadurch die Heilung, wenn diese nicht sogar unmöglich gemacht wird durch diesen sträflichen Leichtsinn. In gewissen Kreisen gilt es als besonders tüchtig, wenn einer oft geschlechtlich erkrankt war. Der „Kavaliertripper" ist keine erfundene Geschichte. Wenn so mancher Mann wüsste, was es mit einer syphilitischen Infektion auf sich hat, dass er sich, seine Frau und seine Kinder zeitlebens schädigen kann, dass er sie seelisch und körperlich ruiniert, dass er durch seine Ausschweifungen der Mörder seiner Familie werden kann, mancher würde sich doch wohl überlegen, ob er einer augenblicklichen sexuellen Reizung folgen und zu einer Prostituierten gehen soll. Die Aufklärung allein tut es nicht, wie wäre es denn möglich, dass gerade junge Studenten der Medizin so häufig infiziert werden, die doch den Ernst der Sache kennen?

Wir müssen wohl oder übel den Schutz gegen die Infektionen besser organisieren. So lange wir die Infektionsmöglichkeit nicht auf das denkbar niedrigste Maß herabdrücken, werden wir nicht helfen können. Die bis jetzt geübte Kontrolle der Mädchen genügt nicht, es muss die Kontrolle auch auf die Männer erstreckt werden, um die Prostituierten selbst vor Infektionen zu schützen. Sie haben dasselbe Recht geschützt zu werden, wie der Mann. Es liesse sich ohne viel Schwierigkeiten in jedem Bordell ein Sanitätsbeamter stationieren, der die Männer bei ihrem Eintritt untersucht. Das kann sehr dezent gehandhabt werden. Wer infiziert ist, muss gezwungen werden zu einer öffentlichen Behandlung, wenn er nicht die Garantie erbringt, dass er sich privatim sachgemäss behandeln lässt. Und über die Kosten braucht man sich gar nicht zu unterhalten, die werden von den Bordellbesuchern aufgebracht. Für den Mann ist es leicht, dass er während der Zeit der Infektion sich jeglichen Geschlechtsverkehrs enthält, was macht aber die Prostituierte? Wovon lebt sie? Es muss eine neue Art Fürsorge einsetzen, die grosszügig genug ist, den Mädchen ihren Beruf nicht immer vorzuhalten, die nicht in pietistisch frömmelnder Weise mit der körperlichen Krankheit auch die Seelennot der Prostituierten beseitigen will. Ich weiss, dass viele wussten, dass sie infiziert waren, aber trotzdem weiter ihren Beruf ausübten, „weil sie doch nicht verhungern können". Man sollte anstatt immer nur verächtlich auf diese Wesen herabzusehen, versuchen, ihnen zu einer höheren Auffassung ihres Berufes zu verhelfen, denn die Prostituierte kann sehr wohl veredelnd auf die Männer wirken, die zu ihr kommen, sie kann der tierischen Brunst steuern und den ganzen Akt auf eine sittlich viel höhere Stufe heben. Man redet so viel vom Retten dieser Mädchen, und weiss gar nicht, ob sie sich retten



lassen wollen. Im Retten liegt m. E. gar nicht die Aufgabe der Arbeit an diesen Menschen, sondern darin, dass wir für menschenwürdige Verhältnisse sorgen, dass wir das Verantwortungsgefühl dieser Mädchen schärfen, dass die Frauen sich entschliessen, in ihnen auch Angehörige ihres Geschlechtes zu erblicken, denn wenn die Prostitution eine Notwendigkeit ist, muss sie zur Institution erhoben werden. Geben wir aber der Prostituierten eine menschenwürdige Stellung, so wird sie dies zu würdigen wissen, so werden sie sich in den Rahmen der Gesellschaft selbst eingliedern, deren Schutz sie geniessen. In demselben Maße, wie wir zu einer Reform der Ehe kommen, wird die Prostitution aufhören volkszersetzend zu wirken. Unsere Ehe muss ebenfalls auf ein höheres sittliches Niveau gehoben werden, dass sie das Ziel der jungen Menschen zu bilden vermag.

In gleicher Linie steht die Aufklärung über die künstlichen Antikonzeptionsmittel. Die meisten, die sich derselben bedienen, glauben gegen Ansteckung und Elternschaft gesichert zu sein. Das ist nun beides nicht der Fall. Der Kordon schützt günstigstenfalls vor einer Konzeption, die Ansteckungsgefahr bleibt bestehen; sie wird sogar vergrössert, weil der Mann sich sicher fühlt und vielleicht die anderen notwendigen Reinigungen unterlässt. Noch unsicherer sind die chemischen Mittel, welche Ansteckung und Konzeption auf chemischem Wege verhindern sollen, aber beides nicht tun, da trotzdem Syphilisgift in die Harnröhre oder in eine kleine Wunde eindringen kann. Weiter sind alle diese Mittel eine Gefahr, weil sie zur häufigen Ausübung des Geschlechtsaktes die Veranlassung sind, wodurch schon an sich eine gesundheitliche Schädigung herbeigeführt werden kann. Der am meisten schädigende Einfluss ist aber der moralische, indem jedes Verantwortungsgefühl herabgedrückt wird und der Geschlechtsakt zu einer sinnlich-tierischen Befriedigung herabsinken muss, andererseits der Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten Vorschub geleistet wird.

Der Kampf gegen die Syphilis wird aber so lange erfolglos bleiben, solange der Alkoholismus nicht sieghaft bekämpft ist, da die meisten sexuellen Exzesse im Alkoholrausch begangen werden. Ein normaler Mann wird wohl kaum zu einer Prostituierten gehen, er tut es bei beschränkter Selbstbestimmung und Urteilsfähigkeit. Ich habe stets, wenn ich von einer Infektion hörte, nach den Begleitumständen gefragt und fast immer die Antwort erhalten: es war nach einer durchkneipten Nacht, nach einem Herrenessen, nach einem Kommerse, nach einem Festakt usw. Der Kampf gegen Alkohol und Syphilis müssen Anfang und Ende aller Aufklärungen und Belehrungen sein.

Die Tuberkulose kann ev. auch Schwachsinn auslösen, weshalb auch hier anzugreifen ist. Belehrung kann schon viel Gutes wirken, wenn man auf mehr Reinlichkeit, peinliche Beseitigung des Auswurfes,



frühes Aufsuchen des Arztes, Vermeiden von Einatmen schlechter Luft, Beachten von Erkältungen, Vermeiden starker Erhitzung usw. Gewicht legt. Gerade die Schwindsüchtigen sind die Kranken, die wohl am wenigsten von dem Ernst ihrer Krankheit wissen wollen, sie alle wollen nicht glauben, dass sie ernstlich krank sind. Dazu kommt noch, dass gerade sie sexuell sehr leicht erregbar sind, was doppelte Schädlichkeiten nach sich zieht, in Hinsicht auf das Kind und auf die eigene Gesundheit. — Auch der Staat muss eingreifen, er muss für die Patienten sorgen, muss verlangen, dass jeder in Behandlung geht, und dann muss er es sich angelegen sein lassen, nicht alle Grade der Erkrankung in einem Sanatorium zu verpflegen. Die leichter Kranken gesunden nicht, weil sie seelisch so entsetzlich leiden. Sobald ein neuer Patient ankommt, interessiert man sich für den Grad seiner Erkrankung, man hört auf sein Jammern und unterhält sich nur von den Leiden der Patienten. Fehlt einmal einer bei Tisch, so beunruhigt das viele, man forscht nach dem Grunde und findet immer eine Verschlimmerung des Zustandes. Sieht jemand einmal schlechter aus, so fühlt er sich veranlasst, jedem sein Leid zu erklären, und auf diese Weise kommen die Patienten nicht zur Ruhe. Unheilbar Kranke sind dauernd und abgesondert von den andern zu verpflegen. — Wohnungsinspektionen sind einzurichten, die der Gesundheitspolizei diejenigen Wohnungen bezeichnen, die gesundheitswidrig sind. Eine rationelle Bodenreform muss das Spekulieren mit Grund und Boden unmöglich machen, da das Grosskapital nur den einen Gesichtspunkt hat, den Boden in seinem Werte zu steigern, was eine erhebliche Steigerung der Mieten zur Folge haben muss. So müssen sich viele Menschen mit minderwertigen Wohnungen begnügen. Durch die Kurzsichtigkeit vieler Stadtverwaltungen sind die freien Plätze innerhalb der Stadt verschwunden, für ihre Wiederbeschaffung ist Sorge zu tragen. Die Fabriken sind an die Peripherie der Städte zu verlegen. Spielplätze für die Jugend sind zu schaffen. Grosse Aufgaben!! Wann kommt ihre Verwirklichung?

Nunmehr hätten wir der Schädlichkeiten des kindlichen Hirnes zu gedenken, die durch Verletzung der graviden Mutter oder eine verlangsamte Geburt bedingt werden. Die Natur hat schon fürsorglich die Frucht im Mutterleibe geschützt, doch kann die Mutter selbst durch Ueberanstrengung sich und dem Kinde schaden. Wenn auch eine körperliche Arbeit während der ersten Monate der Schwangerschaft nicht schadet, so ist selbige innerhalb der letzten drei Monate einzustellen. Die Bestrebungen des Mutterschutzes gehen dahin, aber wenn nicht grosse Mengen des Volkes dieselben Forderungen stellen, so kommen wir nicht schnell genug weiter. Gewiss, es ist schon etwas erreicht, wenn Arbeiterinnen vor und nach Niederkunft im ganzen acht Wochen nicht beschäftigt werden dürfen. Ihr Wiedereintritt in die Arbeit ist an einen



Ausweis geknüpft, dass seit ihrer Niederkunft wenigstens sechs Wochen vergangen sind. Zwei Wochen entfallen davon auf die Gravidität. Viel zu wenig. Und die Heimarbeiterinnen werden davon alle nicht betroffen. Krankenkassenmitgliedern wird im Fall einer Entbindung ein Krankengeld sechs Wochen lang gewährt. Alles ganz gute Ansätze, doch was soll eine Frau mit dem wenigen Krankengelde beginnen. Schon vorher braucht sie Geld? mehr Geld, um sich gut zu nähren und alles für die Entbindung herzurichten. Eine neue Versicherung muss eingeführt werden, die den Müttern in dieser Zeit das nötige Geld gewähren. Karlsruhe ist bahnbrechend vorgegangen durch eine Mutterschaftskasse, die allen Versicherten je nach der Länge der Mitgliedschaft 20, 30 oder 40 Mark ausbezahlt. Diese Anfänge bedürfen weiterer Unterstützung. Die Selbsthilfe allein genügt nicht, ein Gesetz ist zu erlassen, welches Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu Beiträgen verpflichtet. Ruhe während der Schwangerschaft ist das beste Prophylaktikum gegen Frühgeburten.

Eine gravide Frau bedarf mehr als jede andere Person des Schutzes der Gesellschaft. Mehr Achtung und Ehrfurcht vor der Frucht im Mutterleibe muss dem Volke eingeimpft werden. Wenn auch zuzugeben ist, dass nach unsern heutigen Begriffen, eine gravide Frau kein ästhetisch schöner Anblick ist — es war nicht immer so, z. B. während der Renaissance — so muss man doch einem Wesen, das unter grossen persönlichen Unbequemlichkeiten, Unannehmlichkeiten und Schmerzen zur Erhaltung der Rasse beiträgt, mit grosser Achtung begegnen, alles Schimpfen, Höhnen, Schlagen und Stossen ist ernstlich zu unterlassen. Wenn solch ein Rohling nur immer daran denken wollte, dass er auch diesen Werdegang gegangen ist, dass seine Mutter, Schwester und Frau in dieselbe Lage kommen, und was er sagen würde, wenn sich ein brutaler Patron in gemeiner Weise an diesen vergriffe, mit einem Schlage wären viele Angriffe auf gravide Frauen unmöglich gemacht und diese geschützt. Dies Gefühl der Achtung muss grossgezogen werden.

Sehr im argen liegt die Hebammenfrage. Wie viele Hebammen verschulden durch ihren sog. Ehrgeiz, durch schreiende Unwissenheit, durch Leichtsinn eine Schwergeburt mit ihren Nachteilen für Mutter und Kind. Wie oft glaubt die Hebamme das Kind selber holen zu können, was sie nicht soll und darf. Solange wir nicht gebildete Frauen als Hebammen haben, werden diese Klagen nicht aufhören. Dass sich keine gebildete Frau diesem Beruf widmen will, liegt nicht an der Nichtachtung desselben an sich, denn es ist mindestens so verantwortungsschwer und Umsicht fordend, einer Mutter und ihrem Kinde gerecht zu werden, als einen Kranken zu pflegen. Der Grund liegt nur in der minderen Wertschätzung der Personen, die den Beruf ausüben, es besteht nun einmal ein Vorurteil gegen diesen Stand; das ist absurd, aber nicht von heute auf morgen zu beseitigen. Jede Mutter wünscht sich wohl

während der Entbindung und nachher eine liebevolle, gebildete Frau, die es versteht, ihr die Unannehmlichkeiten leicht zu machen durch ein freundliches anteilnehmendes Wort, durch zarte Behandlung. Aber wenn diese Hebamme nach der Zeit ihrer beruflichen Arbeit mit derselben Dame, die sie jetzt so geschätzt hat, gesellschaftlich verkehren wollte, so würde man ob dieser Anmassung sprachlos sein. Verbannen wir unser Vorurteil, und wir bekommen gebildete Hebammen, deren Vorzug sonnenklar zutage liegt.

Wenden wir uns jetzt zu der Prophylaxe der erworbenen Ursachen. Kinder belasteter Eltern sind Schädlichkeiten viel eher ausgesetzt, als Kinder gesunder Eltern, da die schlummernde erbliche Anlage den Schädlichkeiten nicht so spannkräftig gegenübersteht wie eine widerstandsfähige gesunde Psyche. Der geringere psychische Widerstand der Kinder belasteter Eltern wirkt somit verstärkend beim ev. Ausbruch einer Geisteskrankheit, so dass alle die prophylaktischen Maßnahmen hier in Betracht gezogen werden müssen, welche auf eine Hebung der Gesundheit der Erzeuger hinausläuft. Sodann ist insbesondere auf eine rationelle, Körper und Geist berücksichtigende Erziehung Bedacht zu nehmen. Wir müssen bestrebt sein, den Kindern all das zu bieten, was eine gesunde Volkshygiene als notwendig und führend anerkannt hat. Da steht nun wieder die Wohnungsreform und die Frauenarbeit obenan. Der Aufenthalt in dumpfen, schlecht ventilierten, niedrigen, kalten feuchten Schlaf- und Wohnzimmern ist dem Ausbruch oder der Ausbreitung der Rachitis förderlich. Es ist doch wahrhaftig unserer Zeit unwürdig, in der man gern in alle Welt die Forderung hinausträgt: Jedem Deutschen wöchentlich sein Bad, und in der lange nicht jedes Kind seine eigene Lagerstätte hat. Es kann sich kein Mensch gesund entwickeln, nicht körperlich, nicht seelisch, der mit 1—3 Personen, Kindern und Erwachsenen das Bett teilen muss. Weiter ist die Säuglingspflege und Ernährung besser zu organisieren und zu kontrollieren, sie dürfen nicht diesem oder jenem Vereine oder Privatversonen beliebig überlassen werden. Hier bieten sich so viel neue Frauenberufe; unsere gebildeten Frauen schreien nach Arbeit, hier bietet sie sich ihnen an in einer ihrem Wesen entsprechenden Form.

Wenn einmal die gewerbliche Frauenarbeit beschränkt oder gar verboten sein wird, wenn die Frau dem Hause wiedergegeben ist, dann werden auch mancherlei Ursachen schwinden, die der Entwicklung des jugendlichen Schwachsinns förderlich sind. Diese Frage der Aufhebung der Frauenarbeit ist aber nicht so leicht gelöst, denn mit dem Momente, wo die Frau nicht mehr gewerblich sich betätigen darf, ist sie noch lange keine Hausfrau geworden. Ich kenne viele Frauen, die absolut nicht dazu zu bewegen waren, zu Hause zu bleiben, sie wollen nichts mit der Wirtschaft zu tun haben, weil sie nichts davon verstehen. Unsere

Mädchen müssen besser hauswirtschaftlich erzogen werden, damit sie einst, wenn sie heiraten, auch wirklich einen Haushalt führen können. Aber gesetzt den Fall, wir hätten die Mutter auch als Hausfrau wieder im Hause, so würde unsere Jugend besser beaufsichtigt und vor allem beschäftigt sein. Man sehe sich doch die Jugend der Großstadt an, die meiste Zeit verbringt sie auf der Strasse; dass sie da nach jeder Richtung gefährdet ist, weiss jeder; uns interessiert nur das eine, dass durch das Unbeschäftigtsein beim Schwachsinnigen Zeiten erhöhter Aufnahmefähigkeit ungenutzt vorübergehen. Im Leben jedes Schwachsinnigen gibt es solche Lichtblicke, Zeiten erhöhter Bildungs- und Aufnahmefähigkeit. Lässt man sie ungenutzt vorüberstreichen, so wird das Kind benachteiligt, und man weiss nicht, ob jemals eine ähnliche Zeit wiederkommt und ob man nicht durch diese Unterlassung das Kind zum tiefsten Schwachsinn verdammt. Sobald der Geist eines Schwachsinnigen nicht stetig angeregt wird, muss er verflachen, veröden und versiegen, nur Uebung stählt die schwachen Kräfte. Uebung und Gewöhnung sind das Geheimnis der Erziehung Schwachsinniger. Dass die ständige Beschäftigung und Beaufsichtigung daneben noch andere Vorteile in sich birgt, bedarf keiner besonderen Erwähnung, nur das sei noch gesagt, dass fast alle gesellschaftsfeindlichen Triebe und Strebungen durch Uebung in soziale umgewandelt werden können.

Unsere Erziehung muss weiter darauf Bedacht nehmen, dass unserer Jugend wieder Ehrfurcht vor der Persönlichkeit und Arbeit anderer, Achtung, ja Hochachtung vor grossen Männern und Frauen unseres Volkes, Selbstbeherrschung und freiwillige Unterordnung unter die bestehenden Ordnungen der Gesellschaft eingeprägt werden. Unsere Jugend heute ist blasiert, stets fertig im Urteil über die Taten anderer, streng in diesem Urteil, dagegen milde gegen sich, anmassend, herschsüchtig, anspruchsvoll und oft unzufrieden. Wir selbst sind daran schuld, die wir glaubten, unsern Kindern einen grossen Gefallen zu erweisen, wenn wir ihnen alles gestatten, wenn wir ihnen fast dieselben Rechte einräumen, die wir selbst haben. Das ist der Fluch der so verlockend gepriesenen Erziehung zur Freiheit des Willens. Ausleben aller Anlagen und Kräfte. Gewiss, wir sollen in der Erziehung alle Kräfte der Kinder beachten und zur Blüte zu bringen versuchen, sofern es sich lohnt und Segensreiches daraus zu erwarten steht. Aber unter allen Umständen dem Kinde seinen Willen lassen — ausgehend von dem Gedanken, dass das Kind eine fertige Wesenheit für sich ist — muss immer in die Irre führen zum grössten Nachteile des Kindes selber. Es kommt in die Schule des Lebens, und da gibt es kein Durchsetzen seiner eigenen Wesenheit, sondern ein Sichfügen unter die bestehenden Ordnungen. Ebenso falsch ist aber die alte Pädagogik des unbedingten Gehorsams, dessen Richtschnur der nicht ganz wahre Satz ist: Wer nicht



gehorchen gelernt hat, kann nicht befehlen. Man kann auch sagen: Wer nur gehorchen gelernt hat, kann deshalb noch lange nicht befehlen. Der Mittelweg wird uns weiterbringen, wenn wir der Wesenheit des Kindes folgend, seinen Willen versuchen umzubiegen, einzulenken und auf das Gute zu richten, ohne dem Kinde Zwang anzutun. Wenn man dem Kinde von klein auf sagt, dass es nichts zu wollen hat, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn man später die wenig entschlussfähigen Menschen sieht, die immer erst einer Weisung von irgend jemand bedürfen, ehe sie etwas tun. Selbst unser politisches Leben krankt an dieser Unterordnung.

Niemals soll man, wenn ein kleines Kind einen Wunsch äussert, sagen: Nein, das geht nicht, sondern man versuche das Kind durch eine andere Beschäftigung auf andere Gedanken zu bringen, was sehr leicht ist. So lernt das Kind bald selbst, was es darf und was man besser unterlässt; es ordnet sich selbst ein und hat für später grosse Vorteile, wenn es sich stets einfügen kann, ohne dabei sklavisch nach links und rechts schauen zu müssen. Unsere Pädagogik kann also nur von dem Umbiegen und nicht vom Brechen des kindlichen Willens eine Besserung erwarten.

Ein so erzogenes Kind kann auch ohne Sorge freien Umgang mit dem anderen Geschlecht haben, es weiss, was man tut und was nicht. Ist unser Umgangston mit den Kindern dazu ein fröhlich-offener, freier, harmloser und dezenter, so kann es keine Verstösse geben. Man unterschätze in der Erziehung nicht das wichtige Moment der Nachahmung. Kinder sind die besten Nachahmungskünstler; was Vater und Mutter einmal taten oder sagten, tut und sagt das Kind gewiss wieder nach. Hört und sieht das Kind nun nur Gutes, so weiss ich keine Gefahr mehr zu entdecken.

Das wichtige Gebiet der sexuellen Aufklärung können wir hier auch nur streifen. Auf das Bestimmteste jedoch müssen wir herausstellen, dass diese niemals eine schulmässig-lehrplanmässige sein kann, dass die Schule nicht berufen ist, hier zu wirken. Die Aufklärung ist Sache der Eltern, der Mutter. Mit den ersten Aufklärungen wird man schon im sechsten Jahre beginnen müssen. Der weiteren objektiven Aufklärung, die die physiologischen Vorgänge der Befruchtung, des Wachstums der Frucht, der Geburt, der Geschlechtsteile selbst umfasst, kann die Schule sehr wohl vorarbeiten im naturkundlichen Unterrichte. Mehr soll sie nicht tun, als vorbereiten. Die subjektive Seite der Aufklärung, zu der die Wirkungen des Geschlechtstriebes, die Schwangerschaft, Geschlechtskrankheiten gehören, kann ein Arzt übernehmen, da er den jungen Menschen eine Autorität ist, von dem sie gern eine Belehrung annehmen. Bei diesen Aufklärungen kann man auch die Masturbation und ihre Folgen streifen — doch hier Vorsicht, nicht schwarz in schwarz malen, was jedesmal den entgegengesetzten Erfolg hat.

Die ins Ungemessene gestiegene Vergnügungssucht von gross und klein überhitzt die Phantasie der Kinder und lenkt diese auf Dinge, die für ihr Alter und ihre Gesundheit Gift sind. Die Vergnügungen der Erwachsenen eignen sich nicht für die Kinder, auch dann nicht, wenn man die Dosis etwas verringert. Man schaffe den Kindern wieder kindliche Vergnügungen, lasse sie Kind sein ohne Theater, Konzert, Klavierstunden, Malstunden usw. und wird finden, dass die Kinder ohne Romane, Gesellschaften, Bälle usw. besser gedeihen als mit ihnen. Und später werden die Kinder diese Vergnügungen besser zu würdigen verstehen.

Unsere Devise muss also sein: Zurück zur Einfachheit, zum kindlichen Frohsinn! Dann wird das Kind, anspruchsloser geworden, gar nicht an sexuelle oder alkoholistische Ausschweifungen denken, dann wird es zufriedener und glücklicher sein als jetzt.

Die Infektionserkrankungen endlich erfordern eine bessere Organisation. Jeder, der an einer Infektionskrankheit erkrankt ist, muss in einer Klinik verpflegt werden, um die Gewähr dafür zu haben, dass nichts versäumt wird, und um eventuell Nachkrankheiten vorzubeugen oder dieselben bei ihrem Ausbruch wieder richtig zu behandeln. Nur derjenige, der die Garantie dafür bieten kann, dass das Kind im Hause sachgemäss behandelt wird, dass die Isolation eine ausreichende ist, darf sein Kind selbst behandeln lassen. Aber eine Kontrolle wird sich auch dann noch als notwendig herausstellen.

Wenn wir jetzt die Forderungen einer verständigen aussichtsreichen Prophylaxe des jugendlichen Schwachsinns zusammenstellen, so sind es im wesentlichen drei Forderungen:

1. Ein rücksichtsloser Kampf gegen Degeneration, Alkohol und Syphilis.
2. Die Errichtung einer oberen Gesundheitsbehörde, die alle die Maßnahmen prüft und sie dem Reichstag zur Gesetzgebung vorschlägt, die notwendig sind zu einer erfolgreichen Prophylaxe. In ihr Arbeitsfeld gehören der Mutterschutz, die Frauenarbeit, Säuglingspflege und -ernährung, Wohnungsgesetzgebung, Kampf gegen Degeneration, Alkohol und Syphilis, Hebammenwesen, Schutz gegen Infektionserkrankungen, Schulärzte und Anstaltswesen. Sie soll darüber wachen, dass kein Kind in sanitärer Hinsicht vernachlässigt werde.
3. Rückkehr zu einer vernünftigen kindlichen Erziehung durch eine Pädagogik der Tat und des Umbiegens und nicht des Brechens.

Die Frage der Prophylaxe des jugendlichen Schwachsinns ist eine ernste Frage der Menscherhaltung, des Kulturaufstieges, und jeder muss sie als seine heilige Sache ansehen, er muss sein Bestes geben für seine Nation.



Sitzungsberichte.

Psychologische Gesellschaft zu Berlin.

Sommerhalbjahr 1913.
Donnerstag, den 24. April 1913.

Vorsitzender: Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Prof. Dr. **Gramzow** spricht über Genie und Talent. Der Meinung, dass die Kulturfortschritte das Werk der Menge sind, stellt der Vortragende aufs neue die von vielen Geschichtsphilosophen vertretene Ansicht entgegen, dass das Genie der Erzeuger und Beweger des Fortschritts ist. Diese Ansicht ist im Heroenkultus der alten Völker vorgeahnt. Die Bedeutung des Genies und Talents kann nur aus seinem Wesen erkannt werden. Den bedeutendsten Versuch, das Wesen beider entwicklungsgeschichtlich aufzuklären, stellt Albert Reibmayers „Entwicklungsgeschichte des Talents und Genies" (München, 1908, J. F. Lehmanns Verlag) dar. Der Vortragende setzte sich kritisch mit Reibmayers Theorie auseinander und brachte alsdann die Ergebnisse seiner eigenen Untersuchungen zum Vortrag.

Genie und Talent sind nur graduell vom Durchschnittsmenschen verschieden. Beim Genie ist der Gradunterschied häufig so gross, dass uns ein neuer Typus Mensch gegeben erscheint. Wer durch geistige Kraft und durch Leistungen auf irgend einem Wissens- oder Kunstgebiete den Durchschnittsmenschen merklich überragt, ist ein Talent. Das Talent, das die Gabe des Neuschaffens oder der Empfindung besitzt, bezeichnen wir als Genie. Bei ihm verlaufen alle physischen und psychischen Prozesse besonders intensiv. Das zeigt sich in der Ernährungsweise, in der Sinnestätigkeit, im Grade der Aufmerksamkeit und in der Phantasietätigkeit. Die letztere ist so intensiv, dass man in ihr fälschlicherweise oft das Hauptkennzeichen des Genies gesehen hat. Mit der gesteigerten Tätigkeit der Phantasie hängt ein oft bis zur Leidenschaftlichkeit gehendes Gefühlsleben zusammen. Das zeigt sich namentlich im Ichgefühl, das mit der Ichstellung verbunden ist. Kein Mensch ist sich selber gleichgültig. Aber das Genie empfindet seine Mängel und Vorzüge ganz besonders lebhaft. Daher der heftige Wechsel seiner Gefühle. Es ist leidenschaftlich in seiner Liebe, in der Behauptung seines Rechts und seiner Ehre. Sein Temperament ist gewöhnlich eine Mischung aus dem cholerischen und sanguinischen. Jedenfalls kann der cholerische Bestandteil niemals fehlen. Phlegmatische Genies gibt es nicht. Das Genie besitzt ein empfindliches Gefühl für die Wahrheit und für die Richtung, in der sie zu suchen ist. Dies Wahrheitsgefühl hat Instinktcharakter und hat seine tiefsten Wurzeln im Unterbewusstsein. Es lässt leicht Analogien erkennen und befähigt zu Analogieschlüssen, die als Leitfaden des Erkennens dienen. Es hat Veranlassung gegeben zur Vorstellung vom Daimonion und der Inspiration. Schlaf und Einsamkeit sind dem Genie gleich notwendig, weil sie die Vorbedingungen bieten für die Entfaltung der unterbewussten geistigen Tätigkeit. Das Genie hat den Hang, sein Werden und Wachsen vor störenden Einflüssen zu bewahren. Damit hängt seine Verkennung in der Jugend zusammen. Die Pubertätsperiode, die für viele Menschen eine kritische Lebensperiode ist, bringt dem Genie die Gefahr, dass sich die leibliche Schöpferkraft auf Kosten der geistigen entwickelt und sie schliesslich auslöscht. Die meisten Genies waren von mittlerer Grösse und gedrungenem Körperbau. An vielen ist bemerkt worden, dass sie den Kopf leicht nach links geneigt hielten. Das mag in der Lage des Herzens begründet sein. Es kommt auf die reichliche Durchblutung aller Organe, namentlich des Gehirns an. Das Genie ist nicht selbstlos, aber sein Egoismus ist auch nicht ohne Furcht. Die an ihm bewunderte Kaltblütigkeit und Ruhe wurzeln in seinem Kraftgefühl und sind ein Ergebnis der Selbstkultur.

Schliesslich erörterte der Vortragende die Fragen, ob es weibliche Genies gibt und geben kann, ob das Genie in einem Volke vorhanden ist, wenn es



gebraucht wird, und ob die drängenden Bedürfnisse der Selbsterhaltung eines Volkes von Einfluss auf die Züchtung von Genies sind.

An der Aussprache nehmen teil die Herren Dr. Hohenemser, Dr. Adler, Frau Rappaport, Dr. Jaffé, Dr. Baerwald, Dr. Gramzow.

Donnerstag, den 8. Mai 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Richard Baerwald** spricht über lautes Denken (mit Benutzung der Enquête der Psychologischen Gesellschaft über: Die Psychologie des motorischen Menschen).

Unter den unwillkürlichen „Mitbewegungen", die sich von den gewöhnlichen Ausdrucks- und Entladungsbewegungen dadurch unterscheiden, dass sie den Inhalt des Gedachten in Bewegungen wiederspiegeln, ihn sozusagen kinästhetisch illustrieren, ist das laute Denken die häufigste. Man kann bei ihm, je nach der Art der Ursachen und Motive, zwei Arten unterscheiden: Das zwecklose und das zweckmässige. Zweckloses Lautdenken entsteht erstlich da, wo die kinästhetische Vorstellung so stark und lebhaft ist, dass sie nach aussen durchschlägt, sich in wirkliche Bewegung umsetzt, oder da, wo eine Person hohe Irradiabilität (Reflexerregbarkeit) besitzt, wo ihren Nervenprozessen nur geringe Hemmungen und Widerstände entgegentreten. Daher zeigt sich das Lautdenken häufig bei solchen Personen, deren Hemmungsfähigkeit unentwickelt oder reduziert ist, bei Kindern, Greisen, Geisteskranken, Berauschten, Aufgeregten. Das zweckvolle Lautdenken kann nicht aus eigentlicher Absicht hervorgehen, sonst wäre es keine unwillkürliche Mitbewegung mehr; aber bald ist es ein mechanisch gewordener Rest früher absichtlich vollzogener und auf diese Weise eingeübter Bewegungen, bald entsteht es aus solchen unbewussten, aber doch willensartig wirkenden Einflüssen, die selbst ganz physiologische, garnicht in das Gebiet des Bewusstseins fallende Bewegungen zweckmässig modifizieren können; man denke etwa an die unwillkürlichen Veränderungen und Anpassungen der Zungenbewegungen, die sich nach kurzer Zeit einstellen, wenn die Zunge sich mehrfach an einem spitzen Zahn verletzt hat. Der deutlichste Fall zweckmässigen Lautdenkens ist das unwillkürliche Laut lernen; es tritt selbst bei ganz schwachen Motorikern so in den Vordergrund, dass sich bei ihnen, wie Segal fand, ein besonderer motorischer Lerntyp entwickelt. An diesem Falle können wir auch die verschiedenen Zwecke verfolgen, aus denen Lautdenken und andere Mitbewegungen entstehen. Es sind die folgenden: 1) Bei lautlernend Eingeprägtem bilden die motorischen Vorstellungen eine besondere Assoziationsreihe, welche die übrigen (wortvisuellen, wortakustischen, begrifflichen) unterstützt. 2) Lautsprechen beim Lernen wirkt versinnlichend, veranschaulichend. 3) Lautdenken fixiert, wie namentlich Sybel bei Lernversuchen feststellte, die Aufmerksamkeit und verhindert ihr Abschweifen. 4) Sprechen ist ein Tun, jedes Tun aber bedeutet eine Synthese von Einzelelementen, die vorher durch eine Zertrennung, eine Analyse gewonnen sein müssen. Daher kann der Stoff, der zu einem Tun benutzt werden soll, nicht im Zustande einer verwaschenen, diffusen Totalvorstellung verharren, er muss durch sukzessive Aufmerksamkeitsakte geklärt und in seine Bestandteile zerlegt werden. Deshalb die bewusstseinssteigernde, betonende, die Klarheit und Spezialisierung des Wahrnehmens und Denkens fördernde Rolle des Lautdenkens und Lautlernens. 5) Lautdenken und andere Mitbewegungen wirken bei überaktiven („zappeligen") Personen als Entladung und ermöglichen so oft erst eine ruhige und besonnene Rezeption. 6) Das meiste Gelernte ist dazu da, um später aufgesagt oder vorgetragen zu werden; Lautlernen bringt es also in die Form, in der man es nachträglich gebrauchen soll.

Hat man die Zweckmässigkeit des Lautdenkens in seinen unwillkürlichen und instinktiven Anwendungen erkannt, so liegt der Gedanke nahe, dass man das laute oder halblaute Selbstgespräch auch absichtlich und syste-



matisch verwenden könne. Der Vortragende sucht an Beispielen zu zeigen, dass wir in ihm ein wichtiges Mittel zur Steigerung der Selbstkontrolle, der Willenskraft, des intensiven Geniessens der Widerstandsfähigkeit gegen Schicksalsschläge besitzen, ein wirksames Requisit systematisch geübter Lebenskunst.

Donnerstag, den 22. Mai 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Wilhelm Neumann** spricht über Psychologisches vom Schach. Der Anhängerkreis des Schachspiels, die sogenannte Schachwelt ist sehr ausgebreitet und umfasst die hervorragendsten Männer aller geistig arbeitenden Stände. Moltke, Freiherr von Marschall, Voltaire, Buckle, Stuart, Mill, Musset, unter den Berliner Künstlern: Regas, Niemann, Lieban, Oskar Blumenthal seien als starke Schachliebhaber genannt. In der dramatischen Poesie aller Kulturvölker wird das Schach episodisch zur Charakteristik der dichterischen Gestalten verwendet. In der Malerei würde eine Sammlung der Schachbilder aller Zeiten einer Darstellung des Fortschrittes der psychologischen Malerei gleichkommen. Für die psychologische Forschung umfasst das Schachspiel eine Fülle von Problemen, von denen nur das eine, die psychischen Vorgänge beim Blindspielen, in Binets Meisterwerk „Les grands joueurs d'échecs" einen mustergültigen Bearbeiter gefunden haben. Nach der Feststellung von J. Mieses besteht der Vorzug des Schachs darin, dass es, wie keine andere wissenschaftliche oder künstlersiche Betätigung einem objektiven Maßstabe für die Messung der Leistungen zugänglich ist. Daher ist es auch ein Gradmesser für die geistige Leistungsfähigkeit der verschiedenen Lebensalter, was von gleich grosser wissenschaftlicher, wie praktischer Bedeutung ist. Die Schachbegabung zeigt sich frühzeitig in bedeutenden Leistungen, erreicht mit den 40er Jahren ihren Höhepunkt und nimmt erst in der zweiten Hälfte der 50er Jahre ab. Charakteranlagen: Wagemut und Vorsicht, Uebermut und Depression, Ueberraschung und Ermüdung, wie auch die allgemeine Gemütslage üben, wie an zahlreichen Beispielen nachgewiesen wird, einen starken Einfluss auf die Leistung im Einzelfalle aus, gleichen sich aber, wenn man die Gesamtleistung der Meister heranzieht, aus, so dass eine Rangliste der Spielstärke möglich wird.

Bei manchem Schachspieler steigert sich die Leidenschaft für das Spiel bis zur Monomanie, die alle anderen Lebensinteressen auslöscht; bei mässiger Anwendung für die Mussestunden aber bildet es ein schätzbares Gegengewicht gegen übertriebenen körperlichen Sport und lässt leibliche und seelische Leiden vergessen.

Keine Frau hat bisher den Meisterrang erreicht. Sehr verbreitet ist die Begabung für Schach unter den Juden, die ein reichliches Drittel der grossen Schachmeister stellen. Der Spieltyp der jüdischen Meister hat aber nichts Charakteristisches; es finden sich verhältnismässig ebensoviele Vertreter des gekünstelten wie des schlichten geraden Spiels, ebensoviele Angriffs- wie Verteidigungstypen, ebensoviele Anhänger des alten Kombinationsspiels, wie des modernen Schachs unter ihnen, wie unter den nicht jüdischen Spielern.

Für jeden Spieler ist die Beherrschung der Notifikation (d. h. die Benennung der Felder nach Buchstaben a—h und Ziffer 1—8) notwendig, da in dieser Formelsprache die Partien wiedergegeben werden, der Blindspieler ist gänzlich darauf angewiesen. Der Spieler übersetzt sich aber sofort diese Formelsprache in die Wirklichkeit. Die Hauptstütze für die sensationelle Gedächtnisleistung bei der Wiedergabe von 5—6 Partien bildet der Einblick in die logischen Beweggründe für jeden einzelnen Zug und der gefühlsmässige Eindruck, den jede einzelne Stellung auf den Kenner macht: nach Binet wird der Mémoire des sensations die Mémoire des idées substituiert. Wie auf anderen geistigen Gebieten erweist sich die Sprache unzulänglich für die Wiedergabe der Gefühlseindrücke, daher die für den Nichtspieler manchmal grotesk wirkenden Charakteristiken der Schachbesprechung.



Auf Anfänger üben die einzelnen Schachfiguren einen durch ihren Rang und ihre Funktion beim Spiel bestimmten Eindruck aus, die Neigung zur Personifizierung und Einfühlung kommt zu ihrem Recht. Bei fortschreitender Spielgewohnheit findet ein Abstraktionsprozess von der konkreten Figur bis zu ihrer Auffassung als wirkende Kraft statt. In dieser reichen Folge nimmt jeder Spieler eine für ihn charakteristische Stufe ein. Den Prüfstein bildet der von Binet durch eine mustergültig bearbeitete Enquête bei den grossen Blindspielern festgestellte Grad der Visualisation. Das konkrete Sehen des Schachbrettes mit allen Figuren und deren Einzelheiten ist äussert selten beim praktischen Blindspiel, wenn es auch durch einen Willensakt hervorgerufen werden kann; interessant ist sein Vorkommen bei einem wirklich erblindeten Spieler. Auf der zweiten Abstraktionsstufe verschwindet die Form der Figuren, nur die Grösse bleibt. Auf der dritten werden nur die Figuren konkretiert, an denen ein besonderes Interesse genommen wird. Auf der vierten verschwinden Farben und Formen, nur die Vorstellung von eigenen und gegnerischen Figuren bleibt. Auf der fünften erscheint das ganze Feld im durchsichtigen Grau, nur die Felder, auf denen eine an der interessierenden Stellung beteiligte Figur steht, sind etwas dunkler, die Figuren existieren nur als Bewegungsmöglichkeiten. Sittenfeld ist es gelungen, dieses sein inneres Bild in einer für den Psychologen interessanten Weise zu zeichnen. Der letzte Grad der Abstrakten, von Charcot als visuelles geometrisches Gedächtnis bezeichnet, sieht nur noch Kraftlinien auf einem gedachten, aber nicht vorgestellten Brett. Eine Erleichterung für das Behalten der Partien, wie für das Blindspielen, bildet die Kenntnis der Eröffnungen. An diese schliesst sich das sogenannte Mittelspiel an, dieses bildet den ästhetischen Teil des Schachspiels. Schön sind solche Züge, die neuartig, überraschend, kühn und stark sind und mit zwingender Gewalt zum Matt des Gegners führen. Alles Zufällige und Gewaltsame wirkt nicht ästhetisch. Ein ästhetisch noch ununtersuchtes Feld bilden die Schachprobleme und die Mattansagen auf viele Züge voraus. Bei letzteren dürfte das Gefühl des Zuschauers mit dem Erhabenen verwandt sein. Gerade die Mattansagen beweisen, dass alles richtig Schachspielen ein Blindspielen ist. Der ästhetische Eindruck der Opferkombination besteht in der Veranschaulichung des Sieges des Geistes über die Materie. Das moderne Schach sucht das jedem Kämpfer vorschwebende Endziel des Sieges auf einem sichereren Wege zu erreichen als das Kombinationsspiel, es erstrebt die Beibringung wenn auch leichterer Schwächen zu Beginn des Spiels und geht, sobald eine für den Sieg ausreichende Ueberlegenheit erreicht ist, durch Abtauschen der Figuren unter Ausschaltung des Mittelspiels zum Endziel über, bei dem infolge der geringeren Figurenzahl wieder der Erfahrung ein grösserer Spielraum verschafft wird. Der ästhetische Reiz dieser Spielform, der von ihrem Erfinder sehr stark betont wird, besteht in der Einfachheit und Zweckmässigkeit und hat mit dem Eindruck der technischen Schönheit Verwandtschaft. Eine unvermeidliche Folge des modernen Schachs ist die Zunahme der unentschiedenen, der sogenannten Remispartien, da für jeden Zug eine entsprechend starke Erwiderung errechnet werden kann und so die Kräfte bis zu Ende gleich stehen[1]). Zum Glück ist dieser Termin fern genug, um der psychologischen Forschung Zeit zu lassen, aus dem Schachspiel wissenschaftliche Resultate zu ziehen.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Adler, Dr. Lewitt, Rektor Ruthe, Dr. Kern, Studitz, Dr. Stern, Rechtsanwalt Loewy. Das Schlusswort hat Herr Dr. Neumann.

Donnerstag, den 5. Juni 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Professor **Dessoir** erstattet einen Bericht über Aussageversuche. Am 14. März 1912 hatte er in der Psychologischen Gesellschaft

[1]) Damit ist aber die Selbstvernichtung des Schachs vorbereitet.



einen Vortrag über die Methoden der Aussagepsychologie gehalten und bei dieser Gelegenheit zwei Versuche vorgeschlagen, die den Teilnehmern eine lebendige Anschauung der Probleme vermitteln sollten. Die Versuche fanden noch in derselben Sitzung statt. Das auf diese Art gewonnene Material wurde vom Vortragenden in Gemeinschaft mit Dr. Kurt Burchardt durchgearbeitet: Ueber die Ergebnisse berichtet er nunmehr.

Der erste Versuch hatte den Sinn, die Beschreibung eines Vorgangs zu erhalten, der sich vor den Augen der Anwesenden abspielte. Es wurde kein Ereignis gewählt, das irgendwelche Affekte hervorrufen konnte, auch keins, das verwickelt oder schwer zu beobachten gewesen wäre. Das ganze Experiment bestand darin, dass ein Diener ein Tablett mit einer Wasserflasche und vier Gläsern ans Rednerpult brachte; der Redner goss etwas Wasser in eins der Gläser und der Diener trug alles wieder hinaus. Hierüber schrieben nun 85 Anwesende (54 Männer, 31 Frauen) freie Berichte d. h. solche, die durch keine Vorschriften oder Fragen beeinflusst waren. Um die Berichte vergleichen zu können, wurde der Vorgang von Herrn Burchardt in 27 Teilvorgänge zerlegt und jeder der einzelnen Posten in den verschiedenen Darstellungen nachher untersucht. Es zeigen sich bei den meisten Faktoren allerhand Abweichungen. z. B. schwankt die Angabe der Zahl der Gläser zwischen 1 und 6; aber die Mehrheit der Angaben ist zutreffend, z. B. wird die richtige Zahl der Gläser (4) von 70,97% der Frauen und 70,40% der Männer genannt.

Ausserdem bemerkt man, dass die Angaben gegen Ende des Berichts knapper und weniger genau werden, offenbar weil Aufmerksamkeit und Interesse nachlassen; eine Erscheinung, die bei Frauen wohl noch etwas früher und entschiedener hervortritt, als bei Männern. Sonst sind die Geschlechts- und Altersunterschiede minder auffällig als gewisse Charaktereigentümlichkeiten: Neigung zur romantischen Ausschmückung des Tatbestandes, misstrauische Einschränkung bei jedem Satz, aus Furcht, etwas nicht ganz sicheres behauptet zu haben u. dgl mehr. Die Tatsache, dass manche Berichterstatter sehr gewissenhaft, andere mit ziemlicher Gleichgültigkeit schildern, dass überhaupt persönlich gefärbte schriftstellerische Leistungen vorliegen, erschwert die Vergleichbarkeit der Berichte. Es scheint deshalb wünschenswert, die freien Berichte durch Fragebogen zu ergänzen. Durchaus notwendig aber ist es, den wirklichen Verlauf der Handlung festzulegen, damit kein Zweifel darüber entstehen kann, was tatsächlich geschehen ist. Der Vorgang muss vor dem Versuch genau eingeübt und schriftlich aufgezeichnet, ausserdem während des Versuches von einem Eingeweihten beobachtet werden, damit eine etwaige zufällige Abweichung vom Plan angemerkt wird. An dieser objektiven Aufnahme des Ereignisses sind die Protokolle abzumessen.

Der zweite Versuch vom 14. März 1912 hatte darin bestanden, dass acht Fragen über den Vorraum unsres Sitzungssaales gestellt wurden. Die Fragen wurden von 84 Personen, 57 Männern und 27 Frauen beantwortet. Bei der ersten Frage: „Welche Form hat der Raum?“ haben nur 4 Männer Raum und Grundriss unterschieden, 7 sich über das Verhältnis der Seiten geäussert; bei den Frauen fehlt beides vollständig. Die Aussagen über die Farben (2. Frage) zeigen einen merkwürdigen Einfluss der augenblicklich vor Augen stehenden Farben auf die Erinnerung; es ist anscheinend nicht gleichgültig, in welchem Raum sich derjenige befindet, der aus der Erinnerung einen andern Raum beschreiben soll, denn er sucht nach Stützpunkten und Hilfen in seiner augenblicklichen Umgebung. Die weiteren Fragen nach der Decke, den Bildern, Büsten, Fenstern, Türen förderten Antworten zutage, aus denen sich ergibt, dass alles, was in Augenhöhe liegt, vorzugsweise beobachtet und erinnert wird.

Die Genauigkeit der Angaben bildet noch keine Gewähr für ihre Richtigkeit; einige verblüffende Einzelheiten sind freie Erfindung der Versuchsperson. Am deutlichsten tritt das bei der letzten Frage hervor, in einer Suggestivfrage nach der Zahl der (nicht vorhandenen) Bänke. Das Hauptergebnis der Antworten war das folgende: bei den beiden Geschlechtern machten sich 37%



von der Suggestion frei und sagten „keine Bank"; 14°/₀ der Männer, 18,5°/₀ der Frauen unterlagen der Suggestion; die übrigen liessen die Frage unbeantwortet.

Zur Ergänzung des Verhörs dienten Fragen nach dem Lebensalter und nach der Dauer der Bekanntschaft mit dem Raum. Es hat sich daraus nichts von Belang entnehmen lassen, jedenfalls nicht, dass längere Bekanntschaft mit dem Raum bessere Berichte verbürgt. Auffallend ist, dass bei der Zahlenangabe der Jahre oder der Besuche Männer viel öfter mit runden Zahlen (besonders 5 und 10) operieren, als die Frauen.

An der Aussprache beteiligen sich Frau Loeb, Dr. Lechner, Professor Dessoir.

Donnerstag, den 9. Juni 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **B. Berliner** spricht über den Einfluss von Wetter, Klima und Jahreszeit auf unser Seelenleben.

Das Forschungsgebiet der vom Vortragenden sogenannten Klimatogenpsychologie ist erst in jüngster Zeit einer exakten Bearbeitung zugeführt worden. Eine Schwierigkeit besteht darin, von dem Inhaltlichen des Seelenlebens zu abstrahieren und das Formale, Dynamische des seelischen Geschehens in seiner Abhängigkeit von meteorischen Naturvorgängen zu untersuchen. Die landschaftlichen Eindrücke gehören daher nicht zum vorliegenden Thema. Die eigentlichen klimatischen Einflüsse sind diejenigen, die, von den physikalischen meteorischen Reizen ausgehend, auf dem Wege über die peripheren Nerven, den Stoffwechsel und die Blutverteilung unseres Seelenorgans, das Grosshirn affizieren. Daher ist die klimatopsychologische Forschung untrennbar verknüpft mit der Erforschung der physiologischen Zwischenglieder zwischen Reiz und seelischer Reaktion. Anderseits ist manche physiologische Reaktion erst die Folge einer primären psychischen Beeinflussung, z. B. die Stoffwechselsteigerung bei Kälteeinwirkung, die auf triebartigen und willkürlichen Muskelbewegungen beruht.

Das Stadium der Wetter- und Klimawirkungen hat zurückzugehen auf die Wirkung der einzelnen klimatischen Elemente, die man aber nicht, wie vielfach irrtümlich geschehen, gleichsam als biologische Konstanten ansehen darf, die immer in der gleichen Art auf den Menschen wirken müssten, so dass jedem Reiz eine eigene, von der Wirkung der andern Reize scharf unterschiedene Wirkung entsprechen müsste, sondern die gleichen Wetterformen können sehr verschiedene Wirkungen haben, je nach der Einstellung des Individuums auf vorhergehende Reizlagen; und anderseits können sehr verschiedene Wettereinflüsse gleiche oder ähnliche Effekte hervorbringen, weil die Reaktionsmöglichkeiten des Organismus an Zahl weit beschränktere sind als die klimatischen Reize. Massgebend für die Wirkungen sind niemals die absoluten Temperatur- usw. Grade, sondern immer nur die physiologischen und psychologischen Adaptationsverhältnisse.

Die Temperatur, die sich mit der Luftfeuchtigkeit, Luftbewegung und Wärmestrahlung zu einem Komplexe von thermischen Klimafaktoren verbindet, bewirkt schon bei geringer Zunahme über den jeweiligen Indifferenzpunkt Unbehagen, Müdigkeitsgefühl, Erschwerung des Denkens und der Aufmerksamkeitskonzentration. Es scheinen chemische und vasomotorische Vorgänge unmittelbar die Tätigkeit der Gehirnwellen herabzustimmen. Daneben aber entfällt infolge instinktiver Richtigstellung der Muskelaktionen zwecks Hintanhaltung der Wärmebildung eine Anzahl zentripetaler Reize, die mit der Willenstätigkeit in engster assoziativer Verknüpfung stehen. Der Fortfall dieser zentripetalen Impulse wirkt hemmend auf die psychische Aktivität zurück.

Experimentalpsychologische Untersuchungen des Vortragenden, angestellt an einer grösseren Zahl von Schulkindern, ergaben unter Wärmewirkung eine Verminderung der apperzeptiven Leistungsfähigkeit; dagegen war die Arbeits-

leistung bei fortlaufender geistiger Arbeit (Kraepelinscher Rechenversuch) des öfteren wider Erwarten objektiv auffällig gesteigert, obwohl die Kinder angegeben hatten, wegen der Hitze nicht rechnen zu können. Der Grund dafür ist — neben anderen Erklärungsmöglichkeiten — wahrscheinlich eine Begünstigung der untergeordneten assoziativen und durch Uebung stark mechanisierten Tätigkeit des Rechnens infolge Abschwächung übergeordneter, hemmender apperzeptiver Funktionen. Ein solches Nebeneinander von Lähmung und Erregung verschiedener Zentren tritt deutlicher bei den Formen des Hitzschlages sowie bei den seelischen Wirkungen der Gewitterschwüle, des Föhn und des Scirocco hervor. Beim Föhn, speziell auch dem milden Frühlingsföhn der Alpenvorländer steht die psychische Erschlaffung und Genussunfähigkeit oft in starkem Gegensatze zu dem prachtvollen sinnlichen und Landschaftseindruck des Föhnwetters.

Die Kälte wirkt in geringen Graden erfrischend, stimulierend, dieses auch, wie die Wärme, auf assoziativem Wege, da zum Zwecke vermehrter Wärmebildung der Muskeltonus teils reflektorisch, teils triebartig, teils willkürlich erhöht wird. Bei stärkerer und längerer Kälteeinwirkung folgt der Erstraffung die Ermüdung, unter dem Fortfall apperzeptiver Hemmungen steigert sich die psychomotorische Erregung zu heftiger Unruhe, die in Apathie übergehen kann. Wenn der Körper unterkühlt wird, erlahmt zuerst die höchste seelische Tätigkeit, der Wille; der Erfrierende ist trotz wachen Bewusstseins und der Erkenntnis der drohenden Gefahr seines Selbsterhaltungstriebes beraubt, wirft sich nieder, schläft ein und stirbt.

Auch für die Wirkung kühlen Wetters konnte Vortragender instruktive experimentelle Befunde erheben, nämlich Steigerung der Muskelkraft als Folge der verstärkten Muskelinnervation, Steigerung der Rechengeschwindigkeit als Ausdruck der psychomotorischen Erregung und Sinken der Aufmerksamkeitsleistung infolge körperlicher Ermüdung.

Von grosser Bedeutung sind die Einflüsse des Lichtes, das einmal auf der Haut einen Reiz bildet, der auf sensiblen, vasomotorischen und chemischen Wegen dem Zentralnervensystem zugeleitet wird, und zweitens von der Retina aus, neben den optischen Wahrnehmungen, reflektorisch die Erregbarkeit der motorischen Zentralorgane beeinflusst. Es kommt zu kräftigerer Muskelinnervation und zu einer Hebung und Anregung der Gemütsstörung bis zu dem Grade eines leichten manischen Zustandes.

Die Einflüsse der Luftelektrizität, sowie der gewöhnlichen Luftdruckschwankungen sind heute noch unbewiesen. Die Hypothesen über die Luftelektrizität gehen meist über ein wissenschaftliches Mass weit hinaus.

Ein Witterungswechsel. insbesondere beim Herannahen eines barometrischen Minimums, verursacht bei disponierten Personen ein Leiden, das von Loewenfeld als Witterungsneurose, von Frankenhäuser als Zyklonopathie beschrieben ist, und für das uns insbesondere Nietzsche geradezu klassische Selbstbeobachtungen hinterlassen hat. Es besteht in reizbarer Stimmung, Erregbarkeit, Niedergeschlagenheit, Minderung der Willenskraft und des Denkvermögens, Angstgefühlen und einer ganzen Reihe körperlicher nervöser Störungen. Unter den gleichen Bedingungen wurden bei Epileptikern und Geisteskranken vermehrte Anfälle und Erregungszustände beobachtet.

Das Klima enthält neben den besprochenen Wetterelementen einen besonderen Reizfaktor in der täglichen und interdiurnen Veränderlichkeit. Diese ist ein für unser Wohlbefinden unentbehrlicher Lebensreiz, dessen Fortfall beim Uebergang in Klimate mit geringerer Veränderlichkeit zu seelischer Erschlaffung bis zu dem Grade einer ausgesprochenen Melancholie führen kann. Mancher Besucher der Mittelmeerländer erlebt an sich diese Erschlaffung, die ihn unfähig zum Genusse selbst paradiesischer Schönheiten macht. Wer von Norddeutschland in ein solches mildes, reizarmes Klima einwandert, wie es z. B. in einigem Grade schon die oberrheinische Tiefebene darstellt, kann eine

dauernde Einbusse an seiner geistigen Arbeitskraft erleiden. Kommt zu der Reizarmut noch eine exzessive Wärme, wie im Tropenklima hinzu, so kann eine erhebliche Schwächung der Willensenergie und der intellektuellen Leistungen neben schwereren neurasthenischen Störungen (Tropenkoller) die Folge sein.

Auch das Seeklima hat eine herabstimmende Wirkung für die Höhe der psychischen Prozesse. Daneben kommen aber, besonders bei Frauen und anämischen Personen, rauschähnliche Erregungszustände vor. Unter Schwächung der apperzeptiven Funktion treten psychomotorische Erregungen auf, die Vortragender im Experiment auch an solchen Individuen feststellen konnte, die keine Aufregungszustände darboten.

Das Hochgebirgsklima wirkt ausschliesslich erregend. Zwischen den leichten Akklimatisationserscheinungen und den höchsten Stadien der psychischen Bergkrankheit finden sich nur quantitative Uebergänge. Charakteristisch für die Bergkrankheit ist ein Vergessen, ein Auslöschen ganzer Bewusstseinsinhalte, zuerst der lose haftenden, dann auch der stabileren, womit Hemmungen entfallen und Triebregungen, auch sexueller Natur, uneingeschränkt hervortreten.

Im Polarklima bedingen neben der Kälte die Dunkelheit des Winters und die Helle des Sommers charakteristische Einwirkungen.

Die Frage nach der Mitwirkung des Klimas auf die Bildung seelischer Rasseneigenschaften wird kurz gestreift, da sie nach unsern heutigen Kenntnissen nicht diskutabel ist.

Unter den Jahreszeiten übt der Frühling die stärkste Wirkung auf unser Seelenleben aus, und zwar der Vorfrühling eine etwas andere als der Hochfrühling. Sie besteht in einer gesteigerten Gefühlserregbarkeit mit sexuellem Grundton, gleichsam eine fragmentarische Wiederholung des Zustandes der Pubertät. Lombroso fand eine grössere Häufigkeit künstlerischer Konzeptionen und genialer Geistesleistungen im April und Mai. Die rein intellektuelle Geistestätigkeit scheint gegenüber der intuitiven und affektiven benachteiligt zu sein. Die Statistik zeigt eine Zunahme der Konzeptionen, Selbstmorde und Sexualverbrechen. Die Ursache ist in der zunehmenden Wärme und nach den Forschungen Gaedekens besonders in der zunehmenden Lichtstärke zu erblicken.

Im Sommer kann höhere Wärme zu seelischer Erschlaffung, im Winter Lichtmangel zu Depression führen. Der Frühherbst mit seiner oft frühlingsartigen Witterung kann eine abgeschwächte Wiederholung der Frühlingswirkung mit sich bringen, die besonders in Lombrosos Kurven hervortritt.

Der Vergleich der psychischen Reaktionen mit den meteorologischen Tatsachen ergibt, dass der April den Ruf der Wetterveränderlichkeit ganz zu Unrecht trägt. Die Witterung des April ist eine relativ konstante, das „Aprilwetter" liegt vielmehr in unserer Stimmung, in der Frühlingslabilität der Psyche und wird fälschlich auf das Wetter übertragen.

An der Aussprache nehmen teil die Herren Dr. Hennig, Dr. Levy-Suhl, das Schlusswort hat Herr Dr. Berliner.

Winter-Halbjahr 1913/14.

Donnerstag, den 23. Oktober 1913.

Vorsitzender: anfangs Herr **Moll,** der dem verstorbenen Professor Robert Kutner einen Nachruf widmet, sodann Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Moll** spricht über Sexualität und Charakter[1]). Der Einfluss der Sexualität auf den Charakter kann kaum zweifelhaft sein. Man erkennt ihn an dem Einfluss der Keimdrüsen, mag dieser durch Nervenreize

[1]) Der Vortrag ist in der Zeitschrift „Sexual-Probleme", Jan., Febr. und März 1914 erschienen.



zustande kommen, wie man früher wohl annahm, oder durch die innere Sekretion, für deren Bedeutung gegenwärtig ein besonderes Interesse besteht. Die Kastration ändert, besonders wenn sie frühzeitig ausgeführt wird, den Charakter. Hat man früher in dem Einfluss der Keimdrüsen wohl etwas primäres gesehen, so ist diese Anschauung zurzeit zurückgetreten, und es gewinnt die Annahme mehr Einfluss, dass die Trennung der Geschlechtscharaktere schon im frühen embryonalen Stadium von Anfang an den ganzen Körper betrifft, dass das Seelenleben zum grossen Teil in dieser Trennung bereits präformiert wird oder doch Dispositionen geschaffen werden. Die Bewerbungsart zeigt bei Mann und Weib verschiedene Erscheinungen, wie wir auch schon in der Tierwelt finden. Allerdings ist die Bewerbungsart beim Menschen auch bei verschiedenen Rassen oder doch Kulturstufen verschieden. Die der Wilden ähnelt sehr der der Vögel; der geschmückte Mann stellt sich zur Schau und sucht durch seinen Mut und seine Geschicklichkeit das Weib zu erringen. Ueberall ist aber das Weib der wählende Teil, ohne dass es aber etwa vollkommen passiv ist. Dies ergibt sich schon aus der Koketterie, die eine spezifisch weibliche Eigenschaft ist. Nahe steht ihr das sexuelle Schamgefühl. Das Schamgefühl ist ein Schutz für das Weib, das einen grösseren Schutz braucht als der Mann. Die Folgen des Verkehrs sind für das Weib viel intensivere; insbesondere Schwangerschaft und Mutterschaft kommen in Betracht. In engem Zusammenhang damit steht auch die gesellschaftliche und soziale Aechtung des illegitimen Verkehrs des Weibes, die nicht bloss etwas zufälliges ist, sondern ihm auch einen psychischen Schutz gewähren soll, ebenso wie das Hymen anatomisch. Auch die Liebe ist für das Weib etwas wesentlich anderes als für den Mann. Das Weib geht in ihr viel mehr auf. Für das Weib ist die Liebe weit mehr der Inhalt des ganzen Lebens als für den Mann. Für den Mann ist andererseits die Sinnlichkeit mit der Liebe stärker verknüpft als für das Weib. Die Sehnsucht nach Nachkommenschaft ist ebenfalls ein Charakteristikum der Sexualität des Weibes.

Auch die Charakterzüge, die nicht unmittelbar mit dem sexuellen Leben zusammenhängen, sind bei den Geschlechtern verschieden. Die Emotionalität und Impulsivität sind beim Weibe durchschnittlich stärker als beim Manne. Mit diesen Eigenschaften hängen wohl auch manche scharfe Urteile über Weibescharakter zusammen. Im übrigen würde die Abhängigkeit des Charakters von der Sexualität einen grossen Teil der Frauenpsychologie umschliessen; erwähnt wird noch das Mitleid, die geringere Beteilung des Weibes bei Verbrechen.

Andererseits sei auf die starke gegenseitige Charakterbeeinflussung hingewiesen, die Weib und Mann in der wirklichen Liebe aufeinander ausüben. Auch die unglückliche Liebe zeigt den Einfluss auf den Charakter. Das Weib, das der Mann nicht erreichen kann, wird schliesslich Objekt des Hasses, und es erstreckt sich, wie ein Autor hervorhebt, dieser Hass mitunter nicht nur auf die Person, sondern auch auf die Umgebung des anderen, auf das ganze Geschlecht, ja auf die ganze Menschheit. Es zeigt sich dann als Folgezustand nicht erwiderter Liebe eine starke Verbitterung. Auch beim Weibe zeigt die unerwiderte Liebe starken Einfluss auf den Charakter; der Einfluss ist aber ein erheblich anderer. Das Weib z. B., das einen Mann liebt, der ein anderes Weib vorzieht, hasst dieses; und nicht nur um ein augenblickliches Rachegefühl zu befriedigen wird die Konkurrentin angegriffen, sondern ganz besonders deshalb, um ihr die Reize zu nehmen, die den geliebten Mann locken könnten; man denke an die Vitriolattentate.

Sehr traurig sind die Folgen, die eine Liebe mitunter bei anscheinend *gefestigten Charakteren* ausübt. Verheiratete Männer, die jahrzehntelang die besten Ehegatten gewesen sind, verlieben sich zuweilen in Frauen, die zu einer tiefen sozialen Schicht gehören. Sie können sich nicht dem Banne entziehen, und die vollkommenste Vernachlässigung der eigenen Frau, der Familie usw. sind die Folge. Jedenfalls zeigt sich gerade hier der Einfluss der Sexualität darin, dass auch die festesten Charaktere mitunter



erliegen und das, was man als Pflicht betrachtet, vernachlässigen. Kurz hingewiesen sei auch noch auf die starke Abhängigkeit, die sog. Hörigkeit im Sinne Krafft-Ebings, die sich ebenfalls mitunter bei sonst sehr charakterfesten Persönlichkeiten zeigt. Sadistische Erscheinungen bei sonst ausgezeichneten Männern, das Pantoffelheldentum mancher sonst sehr energischen Charaktere zeigen uns den starken Einfluss des Sexuallebens auf den Charakter und eine gewisse Unabhängigkeit dieses Einflusses von der sonstigen Persönlichkeit.

Das weibische Wesen mancher Homosexueller sowie die unangenehmen Charaktereigenschaften, die sich doch recht häufig bei ihnen finden — wie gegenüber ihren Lobrednern betont sein mag —, dürfen nicht übergangen werden. Das normale Selbstbewusstsein hängt offenbar eng mit dem normalen sexuellen Fühlen zusammen. Schiller hat den Einfluss in seinem Gedicht: „Die Männerwürde" vielleicht besser als alle Psychologen geschildert.

Es sei noch kurz darauf hingewiesen, dass die Beeinflussung von Sexualität und Charakter eine gegenseitige ist, dass auch der Charakter die Sexualität beeinflusst. Die Anschauungen, die jemand über Sexualbetätigung hegt — man denke an die Askese —, sind von Einfluss auch auf das Sexualleben. Wenn auch feste Charaktere oft im Sexualleben straucheln, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass religiöse und sittliche Motive doch bis zu einem gewissen Grade die Stärke des Triebes und die Stärke organischer Vorgänge ausgleichen können. Aufgabe der Erziehung ist es — besonders im Interesse des Weibes —, den Charakter so zu bilden, dass er allen gefährlichen Lockungen zu widerstehen vermag.

Man lasse sich durch den Umstand, dass Charakterzüge durch die Erziehung zu beeinflussen sind, aber nicht dazu verleiten, die vollkommen verschiedene psychische Gestaltung von Weib und Mann zu übersehen. Auch die Periodizität im Sexualleben, das Klimakterium sind solche spezifische Charakterzüge des Weibes, wenn sie auch nach neueren Anschauungen in geringerem Grade beim Manne beobachtet werden. Jedenfalls lasse man sich nicht verleiten, die spezifisch psychischen Charakterunterschiede von Mann und Weib zu übersehen. Die verschiedene körperliche und seelische Gestaltung der Geschlechter ist eine Kulturerscheinung, und die Abschwächung der sekundären Sexualcharaktere würde als ein Rückschritt zu betrachten sein. Dieser Gesichtspunkt darf bei der immerhin aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten hervorgegangenen Frauenbewegung nicht übersehen werden.

An der Aussprache nehmen teil Herr Jezek, Dr. Levinstein und Dr. Adler.

Verschiedenes.

Prof. **Dück** (Innsbruck, Schillerstr. 8), der sich seit längerer Zeit mit Wirtschafts- und Berufspsychologie beschäftigt, bittet zur Erforschung des Berufswechsels möglichst viele um Beantwortung folgender Fragen: 1. Hat ein oder mehrmals ein Berufswechsel oder der Versuch hierzu stattgefunden? Welcher? 2. Hat die Absicht, der Wunsch hierzu bestanden? 3. Wenn ja, was war die Ursache, was die nähere Veranlassung? Was hat eventuell davon abgehalten? 4. Welches war der Erfolg in materieller und in geistiger Beziehung? Ist Zufriedenheit oder Enttäuschung eingetreten? 5. Angaben über Geschlecht, Alter, Geburtsland, Bildungsgang und Lebenszeit, in welcher der Berufswechsel oder die Absicht hierzu fällt.

Unbedingte Verschwiegenheit verbürgt.

ZEITSCHRIFT

FÜR

PSYCHOTHERAPIE

UND MEDIZINISCHE

PSYCHOLOGIE

MIT EINSCHLUSS

DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION
UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON
DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VII. BAND, 5. HEFT



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1919

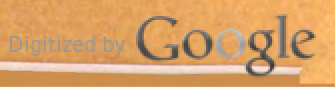
Preis für den Band von 6 Heften M. 14.—, jährlich ein Band
Ausgegeben am 1. April 1919.





Inhalt.

Adresse der Redaktion: Geh. Sanitätsrat **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45



Studien über das Problem der willkürlichen Amnesie[1]).

Von Dr. med. jur. et phil. **Ferdinand Winkler**
und Dr. phil. **Willibald Kammel**, Leiter des pädagogisch-psychologischen Laboratoriums an der pädagogischen Akademie in Wien.

„Es ist für unsere Seelenruhe ebenso notwendig, vergessen zu können, wie nicht vergessen zu können."
(Ebner von Eschenbach.)

I. Einleitung.

Unter „Vergessen" verstehen wir ein Schwinden der Assoziationen; wir sind gewöhnt, diesen psychischen Prozess in unwillkürlicher Weise sich vollziehen zu sehen, und wissen, dass wir ihn nur mit Mühe aufhalten können. Umso lehrreicher ist es, dass es uns trotzdem oftmals gelingt, durch Akte des gewollten Vergessens Assoziationen zu zerstören und die Vorstellungsreproduktion zu hindern, also singuläre und komplexe Vorstellungen aus unserem Bewusstsein zeitweilig oder auch für immer zu verdrängen.

Die ältere psychologische Literatur ist zwar nicht reich an Belegen für diesen seelischen Vorgang, immerhin sei an einzelne Stellen aus Autoren erinnert. So ist uns bekannt, dass der Abt Nesteros dem Mönche Cassianus, der in seiner Jugendzeit heidnische Schriftsteller gelesen hatte, es zur strengen Gewissenspflicht gemacht hatte, durch „Askese und fortwährende Betrachtung der heiligen Schrift" die Erinnerungen an den einst genossenen schöngeistigen Schulunterricht wieder auszulöschen[1a]). — Und von dem Philosophen Mendelssohn wird berichtet, dass es in seinem Leben eine Zeit gab, in der er sich aus dem Zimmer wegbegeben musste, wo man von Philosophie sprach; denn er ward ohnmächtig, wenn er nicht wegging. Lange verbot er sich darum alles Denken. In diesem Zustande kam einst sein Arzt zu ihm und fragte: „Was machen Sie dann, wenn Sie in ihrer Stube sind und nicht denken dürfen?" — „Ich gehe ans Fenster", erwiderte Mendelssohn, „und zähle die Ziegel auf meines Nachbars Dache"[2]).

Die neueste psychologische Literatur pflegt für diesen psychischen Vorgang den Ausdruck „Verdrängung" zu gebrauchen und ver-

---

[1]) Veröffentlichung Nr. 12 des päd.-psych. Laboratoriums an der pädagogischen Akademie in Wien (I. Hegelgasse 12).

[1a]) Zitiert in Specht, F., Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland, 1885, S. 44. Vgl. dazu Stiglmayr, J., Kirchenväter und Klassizismus, Herder 1913, S. 88.

[2]) Vgl. Zimmermann, J. G., Ueber die Einsamkeit, 8. Teil, 1785, S. 144.



bindet damit die Meinung, dass die zu u n willkürlichem Vergessen bestimmten Vorstellungen durch einen besonderen Willensentschluss des Individuums aus dem Bewusstseinsinhalt „hinausgeschoben“ werden[3]). Unter den Autoren, welche sich mit diesem Problem befasst haben, sind bis auf wenige Ausnahmen alle der Ansicht, dass der Einfluss des Willens das Zurücktretenlassen von bestimmten Vorstellungen verursacht. Gegen diesen Erklärungsversuch spricht sich G. Störring in seiner „Psychologie des menschlichen Gefühlslebens“ (1916) aus, wenn er S. 146 meint, dass man nicht verstehen könne, wie der Wille eine solche Wirkung zustande bringen könne. Ein augenblickliches[4]) Vergessen vermöge der Wille ohne Zweifel zustande zu bringen, indem durch den Willen eine Ablenkung von einem bestimmten Gedankenkreis zustande gebracht werden könne. Damit aber, so meint Störring, sei das Erlebnis keineswegs für die Dauer[5]) aus dem Bewusstsein verdrängt.

Zu den Ausführungen Störrings ist zunächst zu bemerken, dass er eine temporäre Amnesie für durchführbar hält (dabei stützt er sich nur auf die von Breuer und Freud in ihrer Schrift über die Hysterie beigebrachten Fälle). Vorstellungen, die für eine begrenzte Zeit eliminiert werden können, kann man durch mehrfache Uebung des Eliminationsvorganges tatsächlich zum vollständigen Verblassen und zum Vergessen bringen.

Diesen Einfluss des Willens auf ein Zurücktretenlassen von Vorstellungen anerkennt auch Alois Höfler in seiner „Psychologie“ (1897, S. 551)[6]); doch erachtet er für die theoretische und praktische Erklärung des Verdrängenlassens einer Vorstellung durch andere Vorstellungen dieselbe nicht allein ausreichend; es müsse, so meint er, der pejorative Gefühlscharakter durch das überzeugende Gefühl des „weiseren und besseren Tuns“ eliminiert werden. Auf diesen Sonderfall des Verdrängens wird weiter unten näher eingegangen werden. Einstweilen genügt es, konstatiert zu haben, dass es sich bei dem in Frage stehenden psychischen Prozess um eine Isolierung von Vorstellungen handelt[7]). Um einen geistreichen Vergleich zu wiederholen, sei bemerkt, dass die zu verdrängenden Vorstellungen gewissermaßen auf eine Insel ins Exil geschickt werden, deren Verbindungsbrücke mit dem Festland in ähnlicher Weise wie die Zugbrücken alter Burgen aufgezogen bleiben, bis die Disjektion schwindet. Wenn die verdrängten Vorstellungen wieder ins Bewusstsein zurückgebracht werden sollen, so erfolgt dies durch einen Widerstand (vergleichbar der effektuellen Hemmung) und, um im früheren Bilde zu verbleiben, werde dieser Widerstand durch die Kraft versinnbildlicht, welche zum

[3]), [4]), [5]) Hier absichtlich gesperrt gedruckt.

[6]) Erscheint in Kürze als dreibändiges Werk.

[7]) Ueber den Begriff des Verdrängens bei Nietzsche, der es ressentiment heisst, vgl. M. Scheler, Ueber Ressentiment und moralisches Werturteil. Ein Beitrag zur Pathopsychologie. Zeitschrift für Pathopsychologie 1, 1911, 268.



Wiederniederlassen der schweren Zugbrücke und somit zum Wiederherstellen der Verbindung zwischen Insel und Festland notwendig ist.

Nach Sigmund Freud[8]) tritt ein Erlebnis, eine Empfindung oder eine Vorstellung an die kranke Person heran und weckt in ihr einen so peinlichen Affekt, dass der Kranke beschliesst, darauf zu „vergessen", weil er sich die Kraft nicht zutraut, diese unlustbetonte Vorstellung von sich zu weisen. Freud meint nun, dass die Aufgabe, die sich dabei das abwehrende Ich stellt, diese affektbetonte Vorstellung als „non arrivée" zu behandeln, geradezu unlösbar sei; doch gelinge es in zahlreichen Fällen, diese sehr affektbetonte Vorstellung abzuschwächen, indem die dem Affekt immanente Erregungssumme reduziert werde. Die auf diese Weise geschwächte Vorstellung ist alsdann minder assoziationsfähig, nur muss die von ihr künstlich losgelöste Erregungskapazität einer anderen Verwendung im Individuum zugeführt werden. Die Gedächtnisspur der vom starken Affekt getrennten Vorstellung geht darum noch nicht verloren, sondern bildet von nun an den Kern eines zweiten psychischen Geschehens. Ein solcher Kern kann durch neue Eindrücke gleicher Art vergrössert, also durch homogene Affekte verstärkt werden. Dadurch kann, zeitweilig wenigstens, die assoziative Verknüpfung der beiden psychischen Geschehnisse hergestellt und die in die Körperinnervation gedrängte Erregung zur Vorstellung zurückgeführt werden, wo sie dann den Kranken zur assoziativen Verarbeitung oder zur Abreagierung in hysterischen Anfällen nötigt. Die Verlegung grosser Erregungssummen in die Körperinnervation, die Umsetzung der Erregungssumme ins Körperliche, wird nach Freud als „Konversion" bezeichnet.

Es besteht nach den Ausführungen von E. Abramowski[9]) ein psychisches Ueberleben des Verdrängten in Gestalt einer affektiven Nachwirkung; die Summe der verdrängten Erlebnisse ist in unserer inneren Erfahrung nichts anderes als das Ichgefühl selbst. Das Erlebte besitzt, trotzdem es nicht repräsentativ im Bewusstsein vertreten ist, eine dauernde psychische Wirkung in Gestalt des emotionellen Nachwirkens.

Die im weiteren Verlaufe dieser Abhandlung beschriebenen psychologischen Experimente haben den Zweck, festzustellen:

A. in welcher Weise ein solches Lösen von assoziierten Vorstellungen möglich ist, ob es sich dabei nur um ein Beiseiteschieben von Vorstellungen oder Vorstellungskomplexen oder um ein Unwegsammachen von Leitungsbahnen oder um ein tatsächliches Vernichten von Assoziationen handelt. Dabei soll untersucht werden, ob man annehmen darf, dass die „Verdrängung", wie sich C. G. Jung[10])

[8]) Neurologisches Zentralblatt, 1894, Nr. 10 und 11.

[9]) Journal de psychologie normale et pathologique, 10, 1913, 375, ref. in Zeitschrift für Psychologie 69, 1914, 133.



[10]) Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie, Wien 1913, S. 6.



ausdrückt, gewissermaßen einem bewussten Entschlusse des Individuums entspringt oder ob sie vielmehr ein dem Individuum keineswegs bewusstes, mehr passives Verschwinden sei.

Sigmund Freud, der den Begriff des „Verdrängens“ in der psychiatrischen Literatur inauguriert hat, bringt Belege für eine sozusagen bewusste Tendenz, peinliche Vorstellungen zu verdrängen. Nach Jung kennt jeder Psychoanalytiker zahlreiche Fälle, in denen es dem Patienten klar wird, dass es einmal in seiner Krankheitsgeschichte einen Moment gegeben hat, wo er sich mehr oder weniger vorgenommen hat, nicht mehr an den zur Verdrängung bestimmten Bewusstseinsinhalt denken zu wollen. Eine Patientin habe ihm einmal sehr bezeichnend gesagt: „Je l'ai mis de côté“. Doch muss andrerseits auch anerkannt werden, dass es nicht wenige Fälle gibt, wo auch die intensivste Ergrübelung kein bewusstes Zurseiteschaffen, bzw. Verdrängen nachweisen kann, wo der Verdrängungsprozess vielmehr als ein passives Verschwinden oder Heruntergezogenwerden der Empfindungen oder Vorstellungen erscheint. Die Fälle der ersten Art ereignen sich bei vollentwickelten Menschen, die sich nur minder willensstark gegenüber ihren Gefühlserregungen zu erweisen scheinen; die Fälle der zweiten Art erwecken den Eindruck schwererer Entwicklungshemmungen, indem bei ihnen der Verdrängungsprozess viel eher mit einem automatisch tätigen Mechanismus verglichen werden kann.

Nach Max Scheler[11]) besteht die Verdrängung in einem sich triebartig einstellenden inneren Wegsehen von Regungen des Fühlens oder Wollens, des Liebens oder Hassens, d. h. von solchen Regungen, die, voll wahrgenommen, ein negatives Werturteil des eigenen Gewissens oder einer sozialen, von uns anerkannten Norm zur Folge hätten. Es wäre nach Scheler sehr irrig, diese Erscheinung nur auf die Erinnerung an frühere Erlebnisse zu beschränken; die Erinnerung biete für sie nur ein besonders fruchtbares Feld dar, vorhanden sei sie auch schon bei der Perzeption gegenwärtiger Elemente. Die Verdrängung unterscheide sich von der sittlichen Selbstbeherrschung, von jeder bewusst willkürlichen Hemmung und Unterdrückung voll erfasster Erlebnisse strenge dadurch, dass die Erlebnisse zwar vorhanden sind, aber nicht als bewusst erfasst werden, d. h. dass sie nicht in bewussten Willensakten, sondern triebartig verdrängt werden. Man müsse das Erlebnis nicht schon innerlich wahrgenommen haben, damit es verdrängt werden könne. Die Wertung einer Gefühls- oder Willenserregung sei der inneren Wahrnehmung schon gegenwärtig, wenn das Erlebnis selbst, inbesondere dessen Inhalt, auf den das Fühlen oder Wollen, das Hassen oder Lieben eine gewisse Richtung hat, noch nicht gegenwärtig ist. Schon auf diesen zunächst erscheinenden Wert hin reagiere jene trieb-

[11]) Zeitschrift für Psychotherapie 1, 1911, 150.



artige Tätigkeit, die das Erlebnis von der Schwelle der inneren Wahrnehmung zurückhält; so bleibe das Erlebnis nicht nur der Urteilssphäre verschlossen, sondern auch der Sphäre der inneren Wahrnehmung. Es sei eine ganz andere Tatsache, wenn ein Erlebnis wahrgenommen werde und nun etwa Stolz, Scham oder Pflichtmotive mit der ihnen innewohnenden Tendenz im Streit lägen; bei der Verdrängung komme es zu einem solchen realen Motivkonflikt nicht, da Scham, Stolz, Ekel, Furcht, Angst oder was sonst der Grund der Verdrängung sei, hier nicht das Erlebnis einschränken oder seine weitere Entfaltung hemmen, sondern nur die Wahrnehmung des Erlebnisses hemmen. Dadurch könne es sich real umso ungehemmter durch solche unwillkürliche Gegenkräfte und durch die sittliche Selbstbeherrschung entfalten. Es laufe daher eine scharfe Grenzlinie zwischen sittlicher Selbstbeherrschung, die dem Feindlichen ins Auge sieht, zwischen realem Motivenkampf, in dem die gegen das Erlebnis auftretenden Gegenkräfte Sieger bleiben, und jenem innerlichen Wegsehen, welches als Verdrängung bezeichnet wird. Nicht minder scharf sei die Verdrängung in der Erinnerung an frühere Erlebnisse von allem gewöhnlichen Vergessen sowie von positiven Erinnerungstäuschungen zu unterscheiden. Während gewöhnliche Erinnerungsdefekte regellos sich einstellen, halten sie hier eine gewisse sinnvolle Richtung ein, die einem ganz bestimmten Interesse, einem Streben oder Widerstreben des Individuums entspreche. Auch könne das Verdrängte weit leichter wieder in volle Erinnerungshelle gebracht werden als dasjenige, was darum nicht erinnert werden könne, weil der Mechanismus der Reproduktion gestört sei. Im verdrängenden Erinnern sei der Reproduktionsmechanismus so ungestört, wie bei hysterischer Blindheit oder bei hysterischer Gesichtsfeldeinengung der Mechanismus des äusseren Sehorgans und der seinen Reizungen entsprechenden Empfindung ungestört ist. Ja, das Erlebnis, das verdrängt wird, sei nicht tot, sondern lebendig und wirke fortwährend in das der inneren Wahrnehmung Gegebene hinein. Es sei dem Individuum wohl bewusst, dass in einer bestimmten Richtung noch etwas vorhanden sei mit der Wertcharakteristik eines Niedrigen, Gemeinen, Hässlichen, Schlechten, aber es werde nicht gesehen, was es sei.

B. soll untersucht werden, *ob dieses bewusste Hinabdrängen von Vorstellungen unter die Schwelle des Bewusstseins uns nötigt, das Vorhandensein eines Unbewussten anzunehmen.*

Bei dem Studium des vorliegenden psychischen Geschehnisses müssen wir daran erinnern, dass die mit der Verdrängung von Vorstellungen korrespondierenden Psychismen ihrer physiologischen Natur nach auf Bahnungen ablaufen, welche nach der einen Richtung die Wiederholung der Bewegung und nach der anderen rückläufigen Richtung die Vorstellung des Bewegungserregers ermöglichen. Wenn diese Bahnung nach der einen oder der anderen Seite hin unwegsam wird, dann erfolgt trotz



des Engramms die Reproduktion nicht. Jedes Erinnern ist eine Wiederholung der früheren Bewegung[12]). Wenn die Bewegungswiederholung durch einen anderen Bewegungsreiz erschwert wird, so haben wir es mit einem Widerstande zu tun, welcher sich nach aussen bemerkbar machen kann. Dieser Widerstand hindert, dass die Bewegung immer auf der ursprünglichen Bahn abläuft, und bringt es mit sich, dass sich die Erinnerung an ein Geschehnis, welches ursprünglich die Ausleitung in lokomotorische Bahnen hatte, späterhin ganz andere, visuelle oder sekretorische Ausleitungen sucht.

Die im folgenden wiedergegebenen Untersuchungen haben zum Teil subjektiven Charakter; ist es doch ausserordentlich schwer, objektiv die Sicherheit über die Zuverlässigkeit der retrospektiven Introspektion bei fremden Versuchspersonen (= Vpn.) zu gewinnen; nichtsdestoweniger wurden für mehrere Versuche fremde Personen herangezogen.

Bei diesen zahlreichen Versuchen handelte es sich, wie vorher dargelegt wurde, um die Feststellung, in welcher Weise willkürlich Vorstellungen unterdrückt oder gar aus ihren Assoziationsverbindungen gelöst werden können. Wie schon weiter oben einleitend dargetan wurde, ist dies erfahrungsgemäss schwer. Die Erfahrung des täglichen Lebens lehrt denn auch, dass sowohl singuläre als auch kollektive Vorstellungen, welche verdrängt, d. h. willkürlich vergessen werden sollen, infolge einer ungewollten Verstärkung und Erweiterung der assoziativen Verkettung erst recht gewusst werden. Schon Balthasar Gracian, ein spanischer Jesuit des XVII. Jahrhunderts, schreibt in seinem „Handorakel und Kunst der Weltklugheit": „Vergessen können: es ist mehr ein Glück als eine Kunst. Der Dinge, welche am meisten fürs Vergessen geeignet sind, erinnern wir uns am besten!" — Hierher gehört auch die bekannte Anekdote von dem Vater, der zu seinem Sohne gesagt haben soll, er möge ein auf dem Hausboden vergrabenes Stück Gold suchen. Wenn er jedoch dabei an ein gewisses Wort denke, so werde er den Schatz nicht finden. Der Sohn kommt nach vergeblichem Suchen vom Boden jammernd zurück, indem er sagt: „Vater, nie habe ich noch an das Wort gedacht. nur während ich nach dem Schatze suchte . . ."

Dieser Sachverhalt entspricht den tatsächlichen Verhältnissen: „Es bedarf einer wirklichen Anstrengung" — „Ich zwinge mich, nicht daran zu denken", um die Ausleitung eines Bewegungsreizes, welcher der Wiederholung eines Erlebnisses und damit der Erinnerung entspricht, hintanzuhalten.

Dabei ist zu bemerken, dass die hier in Frage kommende Willensanstrengung einer Autosuggestion nahe kommt und auch unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden muss; inwieweit es sich um eine Verengerung

[12]) Vgl. Adolf Stöhr, Psychologie, Wien 1917, Braumüller, S. 291 ff.



des Bewusstseins handelt, ist dabei zu untersuchen. Hier soll nur bemerkt werden, dass nach dem glücklich gewählten Ausdruck von G. E. Müller und A. Pilzecker[13]) die Enge des Bewusstseins unserem Denken und Handeln eine gewisse Einheitlichkeit sichert, und dass daneben die Unbeständigkeit des Bewusstseins unseren Beobachtungen und Ueberlegungen die erforderliche Schnelligkeit und Vielseitigkeit zu geben vermag, weil sie verschiedenen, von einer und derselben Vorstellung ausgehenden Reproduktionstendenzen die Möglichkeit gewährt, schnell nacheinander die ihnen entsprechenden Vorstellungen ins Bewusstsein zu führen.

II. Eigene Versuche.

I. Versuch. Als Vpn. wurden 11 Schüler einer Wiener Oberrealschule verwendet, die im Alter von 15 bis 16 Jahren standen. Die Versuche fanden während der Osterferien, am 20. und 21. April 1916 um 8, bzw. 10 Uhr vormittags statt. Es wurde den Vpn. folgende Reihe von 10 einsilbigen Wörtern laut im Sekundentakt ohne Rhythmus vorgelesen und die vier im Text gesperrten Wörter als nicht zu merkend bezeichnet: Brief, Kranz, Wort, Mund, Steg, Gold, Punkt, Leck, Sarg, Sieg. Sofort nach dem Vorlesen, zwei Stunden und vierundzwanzig Stunden später wurden die Vpn. einem Einzelverhör unterzogen, in dem sie angewiesen wurden, sich zu bemühen, die vorgelesenen Silben in der richtigen Aufeinanderfolge zu reproduzieren. Schon zu Beginn dieses Versuches war ihnen die bündige Vorschrift gegeben worden, während des Intervalles zwischen dem Vorlesen und dem Aufsagen dieser Wörter weder mit den Kameraden darüber zu sprechen, noch darüber nachzudenken. Es sei erwähnt, dass während dieses und des II. Versuches bei diesen Vpn. eine geistige Ueberbürdung, welche den Verlauf des Experimentes hätte nachteilig beeinflussen können, ausgeschlossen war, da die Versuche in die Osterferien fielen.

Nach dem Beispiele G. E. Müllers und A. Pilzeckers[14]) waren die Vpn. angewiesen worden, nicht nur die Silben zu nennen, von deren Richtigkeit sie positiv überzeugt waren, sondern auch solche, deren Richtigkeit ihnen nicht ganz ausgeschlossen erschien, da es sich in den Experimenten der beiden genannten Psychologen gezeigt hatte, dass eine richtige Silbe gelegentlich ohne den Eindruck ihrer Richtigkeit im Bewusstsein der Vpn. auftauchen kann. Voraus sei gesagt, dass bei keiner der Vpn. die Erinnerung vollständig versagte, d. h. dass sie überhaupt keine Silbe reproduzierte. Vor der Analyse der Versuchsergebnisse seien die Ergebnisse der drei Reproduktionen wiedergegeben.

Die Reproduktionen erfolgten im Einzelverhör mündlich, waren also akustisch.

[13]) Zeitschrift für Psychologie, I. Ergänzungsband 1900, 91.
[14]) Zeitschrift für Psychologie, I. Ergänzungsband 1900, 9.



A. Reproduktion **unmittelbar** nach dem Vorsagen:

Ny.[15]) = Gold, Kranz, Sarg, Brief, Leck, Punkt.
Mh. = Leck, Sarg, Steg, Kranz, Wort, Punkt.
Md. = Brief, Wort, Mund.
Zk. = Sarg, Brief, Mund, Steg.
Sk. = Mund, Steg, Leck, Scheu, Brief.
Sy. = Brief, Wort, Mund.
Ls. = Gold, Mund, Sieg, Sack, Leck, Wort.
Rl. = Brief, Gold, Leck, Kranz.
Kg. = Brief, Steg, Leck.
Mr. = Brief, Gold, Wort, Leck, Punkt, Steg,
Sl. = Brief, Wort, Mund, Steg, Sieg.

B. Reproduktion nach **zweistündigem** Intervall:

Ny. = Gold, Brief, Kranz, Punkt, Sieg, Mund, Sarg, Steg.
Mh. = Sieg, Leck, Mund, Kranz, Sarg, Steg, Punkt.
Md. = Brief, Mund, Stab, Sieg, Bild.
Zk. = Brief, Mund, Steg, Weg, Korb, Leck, Sarg.
Sk. = Brief, Mund, Steg, Leck, Kranz, Gold, Wort, Punkt, Sieg.
Sy. = Sieg, Brief, Kranz, Mond, Wort.
Ls. = Wort, Bund, Gold, Steg, Sieg, Mund, Kranz, Leck, Band.
Rl. = Gold, Kranz, Leck, Sack, Punkt, Steg.
Kg. = Mund, Gold, Kranz, Brief, Punkt, Steg, Sieg.
Mr. = Brief, Gold, Wort, Leck, Kranz, Laut, Punkt.
Sl. = Punkt, Mund, Wort, Sieg, Kranz, Lieg, Steg, Band.

C. Reproduktion nach **vierundzwanzigstündigem** Intervall:

Ny. = Gold, Mund, Sarg, Leck, Wort, Sieg, Punkt, Steg, Kranz.
Mh. = Sieg, Kranz, Sarg, Steg, Punkt.
Md. = Sieg, Mund, Bild, Wort, Brief.
Zk. = Brief, Mund, Steg, Weg, Wort, Kranz, Sarg, Leck.
Sk. = Gold, Mund, Kranz, Sarg, Stehen, Leck, Wort, Brief.
Sy. = Mund, Kranz, Brief, Sieg, Wort.
Ls. = Gold, Mund, Wort, Sarg, Leck, Band, Bund, Kranz.
Rl. = Kranz, Sieg, Gold, Leck.
Kg. = Gold, Silber, Sarg, Brief, Mund, Steg.
Mr. = Brief, Wort, Gold, Leck, Punkt, Laut, Kranz.
Sl. = Mund, Wort, Sieg, Kranz, Steg, Leck, Band, Bund.

Was nun die Ausdeutung dieses ersten Versuches anbelangt, so muss zunächst konstatiert werden, dass die beiden Grenzfälle — Reproduktion keiner, bzw. aller Silben — bei keiner der Versuchspersonen zu verzeichnen sind. Die folgenden Tabellen mögen über die Anzahl und die Qualität der reproduzierten Silben orientieren, sie stellen eine numerische Zusammenfassung der Ergebnisse dar:

[15]) Die Namen der Vpn. in Abkürzung.



Tabelle I.

Name der Vpn.	Anzahl der Reproduktionen			
	f[1])	r	R	Summe
Ny.	—	4	2	6
Mh.	—	3	3	6
Md.	—	3	—	3
Zk.	—	3	1	4
Sk.	1	3	1	5
Sy.	—	3	—	3
Ls.	1	4	1	6
Rl.	—	3	1	4
Kg.	—	2	1	3
Mr.	—	4	2	6
Sl.	—	4	2	6
Summe	2	36	14	52

Tabelle II.

Name der Vpn.	Anzahl der Reproduktionen			
	f	r	R	Summe
Ny.	—	4	4	8
Mh.	—	3	4	7
Md.	1	3	1	5
Zk.	3	4	1	8
Sk.	—	5	4	9
Sy.	1	2	2	5
Ls.	2	4	3	9
Rl.	1	2	3	6
Kg.	—	3	4	7
Mr.	1	4	2	7
Sl.	2	2	4	8
Summe	11	36	32	79

Bei der unmittelbar nach dem Vorsagen erfolgten Reproduktion zeigte sich, dass im ganzen nur 52 Wörter behalten worden waren, wobei als Minimum für eine Vp. 3 Wörter, als Maximum 6 Wörter erzielt

[1]) Erklärung der in dieser und den folgenden Tabellen Nr. II, III, VI, VII und VIII verwendeten Abkürzungen:
f = unrichtige Reproduktion der nicht verbotenen Wörter bzw. Zahlen.
F = unrichtige Reproduktion verbotener Wörter und Zahlen.
r = richtige Reproduktion nicht verbotener Wörter bzw. Zahlen.
R = richtige Reproduktion verbotener Wörter bzw. Zahlen.

Tabelle III.

Name der Vpn.	Anzahl der Reproduktionen			
	f	r	R	Summe
Ny.	—	5	4	9
Mh.	—	1	4	5
Md.	1	3	1	5
Zk.	1	5	2	8
Sk.	1	6	1	8
Sy.	—	3	2	5
Ls.	2	5	1	8
Rl.	—	2	2	4
Kg.	1	4	1	6
Mr.	1	4	2	7
Sl.	—	5	3	8
Summe	7	43	23	73

wurden. Die Zahl der unrichtigen Reproduktionen der verbotenen Wörter betrug: 2, die der richtigen Reproduktionen nicht verbotener Wörter: 36, während nur 14 richtige Reproduktionen verbotener Wörter erfolgten. Bemerkenswert ist dabei die verhältnismässig geringe Zahl der überhaupt wiedergegebenen Gedächtniselemente, besonders aber der unrichtigen Reproduktionen nicht verbotener Wörter (2) und der richtigen Reproduktion der verbotenen Wörter (14).

Nach zwei Stunden Intervall ist das Bild der geleisteten Reproduktionen anders gestaltet: die Gesamtsumme steigt von 52 auf 79 Reproduktionen, eine Erhöhung, die ihren Grund in zahlreicher auftretenden unrichtigen Reproduktionen nicht verbotener Wörter (11 gegen 2) und in der richtigen Wiedergabe von 32 verbotenen Wörtern gegen 14 beim ersten Verhör hat. Diese bedeutende Zunahme der als nicht zum Behalten bestimmten Wörter beim zweiten Verhör erklärt sich aus dem Umstande, dass der Befehl des künstlichen Verdrängens durch die unsicher gewordenen Bewusstseinselemente nicht mehr zur reinen Scheidung führen konnte, umsomehr als die Vpn. bei allen ihren Aussagen im Unklaren gelassen wurden, ob dieselben richtig oder falsch waren.

Das Ergebnis des Verhöres nach vierundzwanzig Stunden stimmt im allgemeinen zu der Tatsache, dass eine Abnahme in quantitativer Hinsicht (die Summe der Reproduktionen beträgt nur 73 gegenüber 79 beim zweiten Verhör) durch eine Verbesserung in qualitativem Belang wettgemacht wird. So sinkt die Zahl der unrichtigen Wiederholungen der nicht verbotenen Wörter von 11 auf 7, die der richtigen Reproduktionen verbotener Wörter von 32 auf 23. Die Zahl der richtigen Reproduktionen



der nicht verbotenen Wörter, die im ersten und zweiten Verhör 36 beträgt, erreichte die Zahl 43, eine beachtenswerte Leistung im Gesamtbilde der Versuche.

Was die Stellung der verbotenen Wörter in der Reihenfolge betrifft, so darf nicht übersehen werden, dass die zum Nichtmerken bestimmten Wörter eine eigenartige Gruppierung bei der Reproduktion in den drei Teilversuchen einnehmen:

Tabelle IV.

Stelle		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.	X.
Anzahl der verbotenen Wörter in den Teilversuchen	I.	0	3	2	4	2	3	0	0	0	0
	II.	3	1	5	5	7	3	5	3	0	0
	III.	3	3	3	3	3	3	2	2	1	0

Zum Verständnis dieser tabellarischen Uebersicht sei daran erinnert, dass im ersten Verhör die Summe aller reproduzierten Wörter 52, im zweiten 79 und im dritten 73 betrug. Wenn nun im ersten Verhör unter 52 Wörtern 14 reproduziert wurden, die vergessen sein sollten und von diesen keines an erster Stelle in der Reihenfolge, 3 an zweiter, 2 an dritter, 4 an vierter, 2 an fünfter und schliesslich 3 an sechster Stelle erscheinen, so lässt sich aus dieser Rangordnung die Finalstellung der prohibierten Wörter erkennen. Diese Tatsache ist auch erklärlich, wenn erwogen wird, dass gemäss dem Auftrage des Versuchsleiters gerade diese Wörter als nicht zu merkend bezeichnet worden waren. Beim zweiten Verhör liegt der Kulminationspunkt der Streuungskurve zwar auch noch zwischen der vierten und fünften Rangstelle, doch treten schon grössere Initialwerte auf (3 an der ersten Stelle!). Nach vierundzwanzigstündigem Intervall scheint infolge des Schwundes des Befehles, diese Silben zu vergessen, eine ziemlich gleichmässige Verteilung der Wörter um sich zu greifen, weil die die Rangstelle bedingenden Assoziationen in ihrer Festigkeit eingebüsst haben. Ja, es erweckt die Betrachtung der Zusammenstellung der Reproduktionsergebnisse in Tabelle V die Mutmaßung, dass die verbotenen Wörter allmählich sich in Wortkomplexen zusammengeschlossen haben:

Tabelle V.

Komplexe von	2	3	4
	Gliedern		
I. Teilversuch	3	0	0
II. Teilversuch	5	2	0
III. Teilversuch	3	1	1

Wenn auch beim dritten Teilversuche nur fünf Komplexe von Wörtern vorkamen, so sei doch im Hinblick auf die 7 Komplexe des zweiten daran erinnert, dass beim dritten Teilversuch je ein drei- und viergliedriger Komplex auftauchte.

Nun hat Herbart[17]) wohl jeder Vorstellung die Möglichkeit zuerkannt, freisteigend zu werden; er meinte, dass die Tendenz jeder Vorstellung, von selbst ins Bewusstsein zurückzukehren, nur durch den Gegensatz anderer Vorstellungen zurückgedrängt werde, und dass sie beim Aufhören dieser Hemmnisse frei emporsteigen könne. In ähnlicher Weise schreiben Müller und Pilzecker allen Vorstellungen Perseverationstendenz zu; sie verstehen darunter die Tendenz, frei ins Bewusstsein zurückzukehren. Sie sei um so stärker, je intensiver die Aufmerksamkeit auf die Vorstellung gerichtet war, und steigere sich, wenn sich die betreffende Vorstellung oder die Vorstellungsreihen sehr bald wiederholen. Ebbinghaus[18]) meint, dass es sich dabei um Reproduktionen durch unbewusst bleibende Zwischenglieder handle, und dass diese mittelbaren Reproduktionen durch Nebenassoziationen, wie rückläufige und Stellenassoziationen, Assoziationen mit nebenherlaufenden Gedanken zustande kämen. Personen, denen leicht etwas einfällt, seien solche, bei denen die gesamte assoziative Energie, mit der sich ihre jeweiligen seelischen Erlebnisse aneinanderschliessen, gleichmässiger zwischen Haupt- und Nebenassoziation verteilt sei, während sie bei Personen, denen weniger einfalle, vorwiegend zur Bildung von Hauptassoziationen diene. Müller und Pilzecker erinnern daran, dass wir Melodien, die auf uns einigen Eindruck gemacht haben, lange nicht los werden können und dass Vorstellungen und Gedankenreihen, die man längere Zeit hindurch mit lebhaftem Interesse verfolgt hat, hinterher noch geraume Zeit hindurch auch ganz gegen Wunsch das Bewusstsein heimsuchen können, falls dieses nicht durch anderweitige Inhalte stark in Anspruch genommen ist. Im

[17]) Lehrbuch der Psychologie. Herbarts philosophische Hauptschriften, herausgegeben von O. Flügel und Th. Fritzsch, 3. Bd., 1914, S. 21.
[18]) Grundzüge der Psychologie 1³, 1900, 696.



Gegensatz zu diesen Ausführungen steht im gewissen Sinne die Anschauung von Aall[19]), dass die Reproduktionstendenz bei der Gedächtnisarbeit eine grosse Rolle spiele; man merke sich den betreffenden Inhalt mit der Absicht einer nachträglichen Reproduktion; sobald man lerne, sei mit dem Lernprozess das Vorhaben verbunden, den Inhalt später irgendwie zu verwerten. Die Grundlage der Gedächtnisleistung, welche in dem aufmerksamen Sicheinprägen der Eindrücke besteht, sei einer Art Spannung zu vergleichen, welche anders sei für eine nur einmal zu erwartende Reproduktion als für die Erwartung, dass der Inhalt einer wiederholten Reproduktion zugeführt werden soll. Weiss die Vp., dass der betreffende Inhalt nicht zu merken sei, wenn also die Vorstellung der völligen Nichtigkeit des Inhaltes besteht, so hat dies eine Art von Entspannung des Gedächtnismechanismus zur Folge. Man kann nach Aall gewissermaßen positiv die Bande lösen, welche den Inhalt mit einem Reproduktionsvorsatz verknüpfen; die Erinnerungsinhalte können nach Verzichtleistung auf die Gedächtnisleistung ziemlich verwischt werden. —

Die Reproduktion der einzelnen Wörter erfolgte bei den Vpn. nicht in gleichem Tempo: ein Zögern, ein leises Vorsprechen vor dem lauten Aussprechen verriet in einzelnen Fällen die obwaltende Unsicherheit in der Aussage[20]). Das Verhör dauerte für eine Vpn. durchschnittlich zwei Minuten. Es wurde das mündliche Verhör bei diesem und dem Versuche Nr. II angewendet, da sieben Vpn. von 11 mit ziemlicher Gewissheit (auf Grund von Beobachtungen im Unterricht, von Schreibfehlern und der subjektiven Aussage) dem akustischen Vorstellungstypus angehören, wenn sie veranlasst werden, Wortmaterial aufzunehmen und zu reproduzieren. Die Vpn. Md., Sy. und Sl. dürften visuell veranlagt sein, bei der Vp. Sk. dürfte ein visuell-akustischer Typus vorliegen. Das Ergebnis der als vermutlich visuell beanlagten Vpn. Md., Sy. und Sl. stimmt übrigens zu dem Habitus der Reproduktionen der übrigen Vpn.

Müller und Pilzecker bemerken, dass die übliche Darstellung der Vorgänge, welche beim Lesen und Lernen von Wort- und Silbenreihen stattfinden, unvollständig sei. Man stellt die Sache so dar, als ob wir uns beim Hersagen einer Silbenreihe entweder nur auf die gegenseitigen Assoziationen der visuellen, der akustischen oder der kinästhetischen Silbenvorstellungen, oder endlich, was die Regel sei, auf mehrere dieser drei Arten von Assoziationen zugleich stützen; dabei bleibt die Tatsache im Hintergrund, dass sich beim Lesen einer Silbenreihe auch solche Vor-

[19]) Zeitschrift für Psychologie 66, 1913, 41.

[20]) In den Versuchsprotokollen von Müller und Pilzecker findet sich die Bemerkung, dass eine Vp. gemeint habe, der Mund spitze sich von selber, dabei werde, wie sich diese Autoren vorstellen, die zugehörige Silbe ganz automatisch ausgesprochen. Zeitschrift für Psychologie 1900, I. Ergänzungsband, S. 13. Auch von Sybel schreibt, dass der Mund nach Angabe einer Vp. von selbst die zum Aussprechen der zu nennenden Silbe nötige Stellung eingenommen habe. Zeitschrift für Psychologie 53, 1909, 270.



stellungen von Silben miteinander assoziieren, welche verschiedenen Sinnesgebieten angehören. Wenn einer durch ihr optisches Aussehen hervortretenden Silbe eine in akustischer Beziehung auffallende folgt, so könne späterhin die erste Silbe die zweite mittels einer Assoziation reproduzieren, welche wesentlich zwischen einer optischen und einer akustischen Silbenvorstellung hergestellt sei. Müller und Pilzecker weisen darauf hin, dass die Beobachtung des rein mechanischen Aussprechens der Silben gegen die Meinung spreche, dass die visuelle Wahrnehmung der Silben die kinästhetische oder akustische Vorstellung auslöse; vielmehr müsse man annehmen, dass Assoziationen wirksam seien, welche bestimmte visuelle Eindrücke direkt mit gewissen motorischen Vorgängen verknüpfen; es gebe Gedächtnisse, deren Besonderheit darin bestehe, dass die Assoziation bestimmter verschiedener Sinnesgebiete, z. B. zwischen visuellen und akustischen Vorstellungen ganz besonders stark ausfalle.

Die Verknüpfung visueller Eindrücke mit motorischen Vorgängen wird nur erklärlich, wenn wir uns an die sensorielle Empfindungstheorie halten, welche die Ausleitung von Reizen nach den verschiedenen Seiten hin verständlich macht. Die Rindenneurone, welche den Reiz von den Sehzellen her aufnehmen, geben ihn nach den motorischen, vasomotorischen und akustischen oder nach einer anderen sensoriellen Seite ab. Jedes Empfindungsneuron ist auch ein motorisch leitendes Neuron; wenn der weitergeleitete Reiz in die Lippen- und Zungenmuskulatur fortgepflanzt wird, so wird die Silbe wirklich, wenn auch „automatisch", ausgesprochen, und wenn der Reiz zu den Hörzellen kommt, so entsteht eine akustische Wortvorstellung.

Müller und Pilzecker nehmen an, dass nicht selten die Kenntnis der Stelle, welche die vorgezeigte Silbe in der betreffenden Silbenreihe besessen hatte, der Vp. dazu diene, die richtige Silbe zu finden. Die Vp. vergegenwärtige sich etwa, dass die vorgezeigte Silbe die vorletzte in der Reihe gewesen sei, und dies erleichtere entweder ohneweiteres die Reproduktion der zugehörigen Silbe, oder die Vp. bemühe sich, die Silbe an der nachfolgenden Stelle der Reihe in Erinnerung zu bringen. Wenn die betreffende Silbenreihe sehr fest eingeprägt sei, so vergegenwärtige sich die Vp. zuweilen einen mit der vorgezeigten Silbe endigenden ganzen Abschnitt der Silbenreihe und suche so durch die reproduzierende Wirksamkeit eines ganzen Abschnittes der Reihe dasjenige zu erreichen, was ihr die reproduzierende Kraft der vorgezeigten Silben allein nicht zu leisten vermag[21]).

Interessanterweise wird häufig ein mnemotechnischer Behelf zur Anwendung gebracht. Müller und Pilzecker bemerkten nämlich, dass sich gelegentlich die Vp. des Umstandes erinnerte, dass sie zu der vorgezeigten Silbe eine von besonderer Beschaffenheit gehört habe, und dass

[21]) Klugmann, H., Ueber Fehler bei der Reproduktion von Zahlen. Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen. IV. Bd., 7. Heft.



sie auf Grund dieser Vorstellung zu der gesuchten Silbe zu gelangen suchte. Auch in dem hier mitgeteilten I. Versuche kamen derartige „Hilfen" zur Verwendung; die Vp. brachte mit Hilfe von Aehnlichkeitsbeziehungen im Klange oder in der Bedeutung auf assoziativem Wege verloren gegangene Silben, bzw. Wörter ins Bewusstsein. So reproduzierte z. B. beim zweiten Verhör die Vp. Zk. auf das Wort „Steg", das als fünftes Reizwort vorgesprochen wurde, nicht das unmittelbar darauffolgende „Gold", sondern das nicht vorgesprochene, daher falsche Wort „Weg". Die im bekannten Diktum: „Guten Weg, guten Steg!" festgehaltene Klangassoziation mag die Vp. zu dieser Fehlleistung veranlasst haben. Derselbe Fehler findet sich ebenfalls im dritten Verhör und spricht dadurch für die perseverierende Tendenz dieser Assoziation. Seltsamerweise hatte Zk. beim ersten Verhör gerade mit dem Wort „Steg" seine Reproduktion geendet! — Um noch ein Beispiel anzuführen, sei auf die im zweiten Verhör vorkommenden Fehlleistungen einiger Vpn. in Bezug auf die Reproduktion des Reizwortes „Mund" verwiesen. Die Vp. Ls. reproduziert neben dem richtigen „Mund" in Anlehnung an den Klangcharakter dieses Wortes: „Bund" und am Schluss: „Band". Beim dritten Verhör erscheinen diese Wörter unmittelbar aufeinanderfolgend in umgekehrter Reihenfolge: „Band-Bund", nachdem schon an zweiter Stelle das richtige Wort „Mund" wiedergegeben worden war. Eine ähnliche Beobachtung lässt sich im zweiten und im dritten Verhör bei der Vp. Sl. aufweisen. Vgl. dazu die Uebersichten auf S. 265—266.

Es konnte bei den drei Teilversuchen, aus denen sich der erste Hauptversuch zusammengesetzt, bemerkt werden, dass einzelne Vpn. die Wörter gewissermaßen automatisch aussprachen. Dieser Vorgang entspricht dem sogenannten mechanischen Hersagen, bei dem nach den Ausführungen von G. E. Müller dem Aussprechen eines Reihenbestandteils kein kinästhetisches Vorstellungsbild des letzteren vorangehe. Die Erklärung ist in dem sprechmotorischen Ausleiten des Bewegungsreizes zu suchen, der beim Lernen vom Ohre ins Gehirn eingedrungen ist und nun rückläufig seinen Weg vom Gehirn zur Peripherie sucht. Müller erklärt das mechanische Hersagen auf andere Weise; er meint, dass derartige Fälle dadurch zustande kommen können, dass die rein physiologische Komponente der Lernwirkung zur Bewirkung des Hersagens der betreffenden Reihenglieder ausreiche, während die psychologische Komponente überhaupt nicht so stark entwickelt sei, dass durch ihre Wirksamkeit eine Reproduktion der kinästhetischen Vorstellungsbilder der zu nennenden Reihenbestandteile möglich wäre. In anderen Fällen wird es so stehen, dass sowohl die rein physiologische als auch die psychologische Komponente der Lernwirkung an und für sich für die Ermöglichung des Hersagens ausreicht, dass aber infolge der Wirksamkeit der ersteren Komponente das Hersagen so schnell vor sich geht, dass das Aussprechen eines Reihenbestandteiles der Reproduktion



seines kinästhetischen Vorstellungsbildes zuvorkommt und infolgedessen dieses Vorstellungsbild entweder gar nicht im Bewusstsein aufkommt oder in der Weise mit der eintretenden kinästhetischen Empfindung des Aussprechens des Reihenbestandteiles verschmilzt, dass sein Erwecktsein der Selbstbeobachtung ganz entgeht. In einer sehr grossen Anzahl von Fällen wird der Sachverhalt der sein, dass die rein physiologische Komponente der Lernwirkung zwar nicht ausreicht, um allein das Hersagen zu bewirken, aber doch in den betreffenden motorischen Organen eine sehr hohe Disposition oder Neigung zur Folge hat, in die das Aussprechen der Reihenglieder bedingende Erregung zu geraten. In solchen Fällen wird es auch geschehen, dass die Selbstbeobachtung ein vor dem Aufsagen eines Reihenbestandteiles eintretendes kinästhetisches Vorstellungsbild des letzteren nicht zu erfassen vermag, weil eben das auftauchende Vorstellungsbild schon in dem allerersten Stadium seiner Entwicklung zur Bewirkung des Aussprechens genügt und durch die auftretende Wahrnehmung des Aussprechens entweder an seiner weiteren Entwicklung gehindert oder durch Verschmelzung der gesonderten Erfassung entzogen wird. Ist jene durch das Lernen bewirkte Disposition der beim Hersagen zu beteiligenden motorischen Nervenorgane eine noch mindere, so vermag sich das kinästhetische Vorstellungsbild vor dem Eintreten des Aussprechens so weit zu entwickeln, dass es für die Selbstbeobachtung als ein undeutliches motorisches Bild, als eine motorische Vorahnung oder dergleichen merkbar wird. Ist jene Disposition der motorischen Nervenorgane noch weniger stark, so geht dem Aussprechen ein deutliches, relativ leicht erfassbares kinästhetisches Vorstellungsbild des betreffenden Reihenbestandteiles voraus, vorausgesetzt natürlich, dass die psychologische Komponente der Lernwirkung zur Bewirkung des Hersagens ausreicht.

II. Versuch. Analog dem ersten Versuch wurden den elf Vpn. zweistellige Zahlen im Sekundentakt vorgesprochen; unter ihnen befanden sich, wie die folgende Zusammenstellung zeigt, vier Zahlen, welche die Ziffer „sieben“ enthalten, und gerade diese wurden als zu unterdrückende bezeichnet: 4 7, 63, 9 7, 84, 16, 52, 7 7, 31, 2 7, 48. Wie beim ersten Versuch so wurden auch hier dieselben Versuchsbedingungen eingehalten. Bei dem unmittelbar auf das Vorsagen erfolgten mündlichen Verhör wurde folgendes Ergebnis erzielt:

A. Reproduktion **unmittelbar** nach dem Vorsagen:

Ny.[22]) = 63, 16, 31, 91, 52.
Mh. = 63, 50, 84. 16, 83,
Md. = 63, 84, 16, 52, 24.
Zk. = 31, 48, 64.
Sk. = 48, 64, 52, 82.

[22]) Die Namen der Vpn. in Abkürzung.



Sy.	= 48, 63, 52, 16, 84. 96.
Ls.	= 48, 63, 31, 24.
Rl.	= 7, 84, 91, 49, 34.
Kg.	= 63, 84, 52, 16, 96.
Mr.	= 64, 63, 84, 22.
Sl.	= 84, 91, 48, 63, 49.

B. Reproduktion nach **zweistündigem** Intervall:

Ny.	= 31, 16, 91, 52, 68, 77, 27, 47.
Mh.	= 16, 63, 50, 83.
Md.	= 37, 63, 27, 84, 67, 16, 57, 21, 97, 24.
Zk.	= 47, 63, 52, 48.
Sk.	= 47, 64, 82, 17, 43, 52, 98, 27.
Sy.	= 16, 27, 52, 77, 63, 84, 96.
Ls.	= 81, 24, 27, 77, 63, 34.
Rl.	= 7, 34, 49, 84, 91.
Kg.	= 47, 57.
Mr.	= 22, 27, 47, 84, 63, 64, 48, 77.
Sl.	= 48, 84, 36, 47, 49.

C. Reproduktion nach **vierundzwanzigstündigem** Intervall:

Ny.	= 31, 16, 91, 52, 63, 77, 47, 27.
Mh.	= 48, 63, 60, 16, 83, 50.
Md.	= 48, 63, 37, 84, 27, 16, 57, 21, 67, 24.
Zk.	= 47, 48, 63, 52, 37 (?).
Sk.	= 47, 64, 98, 16, 27, 52, 82, 17.
Sy.	= 16, 52, 77, 27, 84, 96.
Ls.	= 24, 34, 63, 81, 27, 77, 67 oder 76.
Rl.	= 7, 34, 49, 84, 91.
Kg.	= 16, 47, 98, 84.
Mr.	= 22, 63, 47, 77, 27, 84, 48, 64.
Sl.	= 48, 84, 27 (?), 56, 79 (?).

Auch bei diesem zweiten Versuche zeigt es sich, dass keiner der beiden möglichen Grenzfälle — Reproduktionen aller oder gar keiner Zahl — vorkommt. Was die Ausdeutung der Ergebnisse anlangt, so sei zum Verständnis der gleich folgenden tabellarischen Uebersichten gesagt, dass in denselben vier Kategorien zu verzeichnen sind im Gegensatz zu den Ergebnissen beim ersten Versuch. Es können nämlich die folgenden vier Arten von Leistungen vorkommen: 1. richtige Reproduktion der nicht verbotenen Zahlen, 2. richtige Reproduktion der verbotenen Zahlen, 3. unrichtige Reproduktion der nicht verbotenen Zahlen und schliesslich 4. unrichtige Reproduktion der verbotenen Zahlen. Diese letzte Kategorie kam bei dem Wortmaterial nicht in Betracht, weil unrichtige Reproduktionen der verbotenen Wörter beim mündlichen Verhör schlechthin nicht möglich sind.

Das Ergebnis des ersten Verhörs lässt sich in der folgenden tabellarischen Uebersicht darstellen:



Tabelle VI.

Name der Vpn.	Anzahl der Reproduktionen				
	f	F	r	R	Summe
Ny. . . .	1	—	4	—	5
Mh. . . .	2	—	3	—	5
Md. . . .	1	—	4	—	5
Zk. . . .	1	—	2	—	3
Sk. . . .	2	—	2	—	4
Sy. . . .	1	—	5	—	6
Ls. . . .	1	—	3	—	4
Rl. . . .	3	1	1	—	5
Kg. . . .	1	—	4	—	5
Mr. . . .	2	—	2	—	4
Sl. . . .	2	—	3	—	5
Summe	17	1	33	–	51

Waren beim ersten Versuch mit sinnvollem Wortmaterial 52 Wörter von allen Vpn. reproduziert worden, so korrespondiert das Ergebnis mit den Zahlen, da auch hier nur 51 Reproduktionen erfolgten. Nur die Vp. Rl. reproduzierte einmal eine verbotene Zahl, und zwar in unrichtiger Weise, nämlich „7“ für (wahrscheinlich) „77“. Sonst wurden insgesamt 34 richtige Reproduktionen der nicht verbotenen Zahlen und 17 unrichtige der nicht verbotenen Zahlen erzielt. Bemerkenswert bei diesem ersten Teilversuche ist die Tatsache, dass von allen Vpn. keine Reproduktion der

Tabelle VII.

Name der Vpn.	Anzahl der Reproduktionen				
	f	F	r	R	Summe
Ny. . . .	1	—	4	3	8
Mh. . . .	2	—	2	—	4
Md. . . .	2	3	3	2	10
Zk. . . .	—	—	3	1	4
Sk. . . .	4	1	1	2	8
Sy. . . .	1	—	4	2	7
Ls. . . .	3	—	1	2	6
Rl. . . .	3	1	1	—	5
Kg. . . .	—	—	1	1	2
Mr. . . .	2	—	3	3	8
Sl. . . .	2	—	2	1	5
Summe	20	5	25	17	67

zu unterdrückenden Zahlen erfolgte, dass also der strikte Befehl, der zu Beginn des Versuches den Vpn. erteilt wurde, ohne Fehlleistung ausgeführt wurde bis auf die eine, schon erwähnte Ausnahme bei der Vp. Rl.

Bei dem zwei Stunden nach dem Versuche vorgenommenen Verhör ergab sich das in vorstehender Tabelle VII zusammengestellte Resultat.

Die Gesamtsumme der Reproduktion ist von 52 auf 67 gestiegen, beim Wortmaterial wurden sogar 79 Reproduktionen erzielt. Wenn die Zahl der Reproduktionen somit um 12 zurückbleibt, so liegt der Grund in der geringeren Anzahl der richtigen Reproduktionen der nicht verbotenen Zahlen: 25 im zweiten Versuch gegenüber 36 im ersten. Die Zahl der Fehlleistungen bei den nicht verbotenen Zahlen betrug 20 (eine Zunahme von 3) und bei den unrichtigen Reproduktionen der verbotenen Zahlen 5 gegenüber 1. Auch hier mag die Ursache der Zunahme von Fehlleistungen in dem unbewussten Sichaufdrängen der bezeichneten Zahlen zu suchen sein.

Nach vierundzwanzigstündigem Intervall ergab die Zusammenfassung der Verhörsergebnisse die folgende Uebersicht:

Tabelle VIII.

Name der Vpn.	Anzahl der Reproduktionen				
	f	F	r	R	Summe
Ny. . . .	1	—	4	3	8
Mh. . . .	3	—	3	—	6
Md. . . .	2	3	3	2	10
Zk. . . .	—	1	3	1	5
Sk. . . .	3	1	2	2	8
Sy. . . .	1	—	3	2	6
Ls. . . .	3	1	1	2	7
Rl. . . .	3	1	1	—	5
Kg. . . .	1	—	2	1	4
Mr. . . .	2	—	3	3	8
Sl. . . .	1	2	2	—	5
Summe	20	9	27	16	72

Im Vergleich mit dem Ergebnis beim Wortmaterial ist hier noch ein Steigen der Reproduktionen von 67 auf 72 zu verzeichnen. Die Ursache davon liegt in dem Umstande, dass sich die Anzahl der unrichtigen Reproduktionen der verbotenen Zahlen verdoppelt hat, d. h. dass in dem Maße, als die Zeit zunimmt, der Befehl bestimmte Zahlen zu verdrängen, an Intensität, an auswirkender Kraft verliert. Es ist gewiss kein Zufall, wenn die Versuchsergebnisse zwischen dem zweiten und dritten Verhör sonst so ziemlich übereinstimmen.

Auch bei diesem zweiten Versuch ist auf die Reihenfolge zu achten, in der die zum Nichtmerken bestimmten Zahlen erscheinen. In den drei Verhören erscheinen sie folgendermaßen gruppiert:

Tabelle IX.

Stelle			I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.
Anzahl der verbotenen Zahlen in dem Verhöre	Nr. 1	R	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	1	F	1	—	—	—	—	—	—	—	—
	2	R	3	2	3	3		1	1	3	1
	2	F	2	—	—	1	1	—	1	—	—
	3	R	3	1	2	2	4	2	1	1	—
	3	F	1	—	2	—	2	—	2	1	1

Zum Unterschiede von der tabellarischen Uebersicht Nr. IV (S. 267) wurden nun bei den drei Einzelverhören sowohl die richtigen als auch die unrichtigen Reproduktionen der verbotenen Zahlen angeführt. Die Ergebnisse lassen sich deshalb mit Fug und Recht vergleichen, weil in beiden Versuchen die Anzahl der Wiederholungen so ziemlich übereinstimmt. So zeigt sich auch bei der Gruppierung der richtigen Reproduktionen der verbotenen Zahlen: im ersten Versuch ist sie „O“ an allen Stellen; beim zweiten und dritten Verhör setzt zwar die Anzahl der Reproduktionen mit je dreien ein, doch lässt sich in beiden Reihen eine deutliche Finalstellung der zum Unterdrücken bestimmten Zahlen nachweisen, besonders beim Wort- und Zahlenmaterial von der fünften Stelle an. Auch hier lehrt eine genauere Betrachtung der Reproduktionsfolge, dass neben der Finalstellung und, besser gesagt mit ihr die Neigung zur Komplexbildung vorzuliegen scheint. Die folgende Tabelle Nr. X legt diese Vermutung nahe.

Sprach beim Wortmaterial für die Tendenz zur Komplexbildung bei den verbotenen Elementen der Umstand, dass im dritten, also zeitlich spätesten Verhör, sogar Komplexe von vier Elementen vorkamen, so ergibt sich auch bei dem zweiten Versuch, dass im dritten Verhör die Komplexbildung nicht nur quantitativ (4 gegenüber 3), sondern auch qualitativ zugenommen hat, da zwei Komplexe zu je zwei Elementen zu verzeichnen sind. Dies beweist eben, dass die zum Unterdrücken bestimmten Elemente,

Tabelle X.

Komplexe von		2	3	4
		Gliedern		
I.	Verhör	0	0	0
II.	Verhör	2	1	0
III.	Verhör	2	2	0

seien es Wörter oder Zahlen, wenn sie vergessen werden sollen, sich gewissermaßen als Art zur Selbstverteidigung zusammenscharen, um so besser in assoziativer Verknüpfung zu bleiben: die Assoziation, mag es sich um eine inhaltliche oder klangartige handeln, wird zu einer voluntativen; die Intensität in Bezug auf Abwehr hat zugenommen.

I. Exkurs. Es sei an dieser Stelle in Form eines Exkurses auf einen Parallelversuch verwiesen, der ungefähr in derselben Zeit wie die beiden soeben charakterisierten vorgenommen wurde. Als Vpn. dienten ein Universitätshörer und ein Bankbeamter. Zum Unterschiede von den beiden Versuchen, die sich nur auf akustische Reproduktionen beschränkten, wurden in diesem Experiment die Prüfung schriftlich vorgenommen, war also visuell. Dabei erreignete sich nun, dass die letztgenannte Vp. P. beim Niederschreiben die richtige Ziffer „7" zwar zu zeichnen begann, aber die Ausführung des Zahlenzeichens nicht zu Ende führte, ja, es sogar unter deutlich sichtbarer Hemmung durch die Zahl „2" ersetzte.

Urbantschitsch[23]) bemerkt in seinen Versuchen über die Beeinflussung von subjektiven Anschauungsbildern durch äussere Reize, dass eine Umwandlung der Zahlziffer „7" in „2" erfolgte. Freilich war in der Vorlage die Zahlziffer „7" verkehrt geschrieben, und es diente der Hakenstrich, welcher in der Schrift durch den vertikalen Strich der Ziffer „7" ging, zur Umwandlung in die Ziffer „2", während der nach der anderen Seite abgekehrte Teil des Hakenstriches sowie der über diesen hinüberragende Teil des Vertikalstriches der Zahl „7" im Gedächtnisbilde ganz ausgelöscht zu sein schien. Ferner beschreibt Urbantschitsch[24]) einen Versuch, in welchem die Vp. die Ziffer „7" im subjektiven Anschauungsbild in die Ziffer „2" umgeändert zu sehen hatte. Dies geschah in der Weise, dass die Ziffer „7" sich umdrehte und hierauf die durch den Vertikalstrich der Ziffer „7" der Schrift gehende Bogenlinie nach rechts ver-

[23]) Ueber subjektive optische Anschauungsbilder, 1907, S. 93.
[24]) Ueber subjektive Hörerscheinungen und subjektive optische Anschauungsbilder, 1908, S. 43.

schwand, später auch die ober der Bogenlinie nach aufwärts reichende Vertikallinie der verkehrt stehenden Ziffer „7“, wodurch die Ziffer „2“ entschwand. Als diese Versuchsperson einige Stunden danach im Amt zu rechnen hatte, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen, dass sie die Ziffer „2“ nicht zu schreiben vermochte. Diese Unmöglichkeit, deren Ursache sich die Vp. nicht zu erklären vermochte, hielt durch mehrere Stunden an und verschwand hierauf. Erst später fiel der Vp. ein, dass es sich um die Ziffer gehandelt hatte, die beim Versuche im subjektiven Anschauungsbilde aus der verkehrten Ziffer „7“ hervorgegangen war. Als dieselbe Vp. ein andermal die Ziffern „3“ und „6“ in ungewöhnlicher Form im Anschauungsbilde zu sehen hatte, die Ziffer „3“ mit einer rudimentären oberen und kolossal ausgebauchten unteren Krümmungslinie und auch „6“ mit einer grossen Kreislinie, vermochte die Vp. unmittelbar nach dem Versuche nicht, die beiden Ziffern „3“ und „6“ zu schreiben; sie schrieb einige Stunden später im Amt, ohne an den Versuch zu denken, beide Ziffern mit unförmlichen Ausbauchungslinien. Erst aus der absonderlichen Form dieser beiden Ziffern erinnerte sich die Vp. an den vorausgegangenen Versuch. Die Erscheinung hielt auch diesmal durch einige Stunden an und trat später auch dann nicht mehr ein, wenn sich die Vp. die Gestalt der Ziffern „3“ und „6“ im subjektiven Anschauungsbilde vorstellte. Dieselbe Beobachtung betraf auch eine in die subjektive Anschauung getretene unvollständige Ziffer „4“.

III. Versuch: A) Frl. E., Lehrerin, 20 Jahre alt, wurde am 14. Dezember 1915 in hypnotischen Schlaf versetzt, wobei ihr die Suggestion gegeben wurde die Ziffer „7“ zwar zu lesen, aber sich nicht merken zu können. Nach dem Erwachen wird ihr die im Versuch Nr. II verwendete Zahlenreihe vorgelegt. Die Vp. liest die Zahlen ohne Stockung, bei der Reproduktion fallen aber alle vier Zahlen, welche die Ziffer „7“ enthalten, weg.

Zur Erklärung dieser Erscheinung sei daran erinnert, dass der hypnotische Versuch eine Einengung des Bewusstseins mit sich bringt und auf derselben Stufe steht wie die bekannten Versuche, in denen in der Hypnose aus der Vorstellung des hypnotisierten Individuums gewisse Buchstaben eliminiert werden, so dass sie beim Schreiben vollständig ausgelassen werden. Winkler hat einen derartigen Versuch bei den Verhandlungen des internationalen Vereins für medizinische Psychologie in Wien im September 1913 demonstriert [25]) und gezeigt, dass an der Stelle des ausgelassenen Buchstabens sich entweder eine Schreibpause nachweisen lässt oder dass der fehlende Buchstabe durch einen Anstrich vertreten wird.

B) Die Vp. Bd. erhält in der Hypnose den Auftrag, die Ziffer „7“ zwar sehen, lesen und aussprechen zu können, sie aber nicht im Ge-

[25]) Zeitschrift für Pathopsychologie, I. Ergänzungsband, 1914 S. 172.



dächtnisse behalten zu vermögen. Es wird ihr nach dem Erwachen die obige Zahlenreihe vorgezeigt. Die Vp. liesst diese zehn Zahlen laut vor; bei der Aufforderung, sie auswendig wiederzugeben, bemerkt sie, dass sie sich nicht an Zahlen erinnern, daher auch nicht die soeben gelesenen wiederholen könne.

Das Ergebnis dieses Versuches erinnert an gewisse Formen der Seelenblindheit. Winkler hat schon an anderer Stelle[26]) darauf hingewiesen, dass Seelenblindheit und Seelentaubheit mit der Affektunterdrückung verwandt sind; in beiden Fällen sind die Leitungsbahnen für die Bewegungsreize gestört. Es unterbleiben die motorischen Reizausleitungen in den gewohnten Bahnen und damit die zweckmässigen Reaktionen, die rückläufigen Reizungen in die Sinnesperipherie. Infolgedessen fehlen die an das Sehen und Hören assoziiert gewesenen Vorstellungen und damit das Verständnis des Gesehenen und Gehörten.

IV. Versuch: Vier Vpn., Universitätshörern im Alter von 19 bis 25 Jahren, wird die Aufgabe gestellt, zwei ziemlich gleich umfangreiche Prosastellen auswendig zu lernen. Als Texte wurden gewählt: a) eine Stelle aus einer Rede Bismarcks und b) eine aus dem Kriegsmanifest, mit welchem weiland Kaiser Franz Josef I. im Sommer 1914 seine Völker zu den Waffen rief. Den Vpn., welche ans Auswendiglernen gewöhnt waren, wurde zu jeder Stelle 20 Minuten Zeit gegeben und der Auftrag erteilt, die auswendiggelernten Stellen nach zwei Stunden niederzuschreiben. Die vier Vpn. hatten versprochen (wie die Vpn. der Versuche Nr. I und II) nicht nach dem Erlernen an den Text zu denken und auch nicht Hilfsmittel zum Lernen zu benützen. Das Bruchstück der Bismarckschen Reichstagsrede sollte vollständig auswendig gelernt werden, im Kriegsmanifest aber der durch gesperrten Druck kenntlich gemachte Satz unterdrückt werden.

Die aus dem Manifest herangezogene Textstelle lautet:

. . . . . „In dieser ernsten Stunde bin ich Mir der ganzen Tragweite Meines Entschlusses und Meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewusst.

Ich habe alles geprüft und erwogen.

Mit ruhigem Gewissen betrete ich den Weg, den die Pflicht Mir weist.

Ich vertraue auf Meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um Meinen Thron geschart haben und für die Ehre, Grösse und Macht des Vaterlandes zu schwersten Opfern immer bereit waren.

Ich vertraue auf Oesterreich-Ungarns tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht.

Und ich vertraue auf den Allmächtigen, dass Er Meinen Waffen den Sieg verleihen werde.“

Die Durchsicht der Elaborate der Vpn. lehrte, dass den gestellten Versuchsbedingungen nicht Genüge geleistet worden war. Aus dem

26) Ebendort S. 21.

Bruchstücke der Bismarckschen Rede fehlte zwar keine Wortfügung, im Kriegsmanifest waren dagegen einzelne Stellen gar nicht oder nur unvollständig wiedergegeben worden. Die zum Unterdrücken bestimmte Stelle: „Ich habe alles geprüft und erwogen“ wurde von allen Vpn. wiedergegeben, aber an eine andere Stelle im Texte gesetzt. Es zeigte sich, dass die Vpn. gleich nach dem Niederschreiben sich des Unterdrückungsauftrages erinnerten, denn in allen Manuskripten war dieser Satz teils begonnen, teils ganz niedergeschrieben und dann durchgestrichen worden.

Nach vierundzwanzigstündigem Intervall zeigte sich in den neuerlich angefertigten Niederschriften, dass sich das Erinnerungsbild noch mehr verwischt hatte. Sätze aus dem einen Stücke waren in das andere übergegangen, und in einzelnen Fällen waren ganz neue, dem Originaltexte nicht entsprechende Sätze gebildet worden. Die zur Verdrängung bestimmte Phrase wurde von einer Vp. überhaupt ausgelassen, von einer anderen in die Reichstagsrede hineingesetzt und von den beiden anderen als Schlußsatz des Kriegsmanifestes verwendet.

Nach 48 Stunden wurden die vier Vpn., welche nicht ahnten, dass sie nochmals über das Gelernte gefragt werden würden, aufgefordert, die bewussten zwei Textstellen aus dem Gedächtnis niederzuschreiben. Es zeigte sich, dass beide Stellen noch mehr in der Erinnerung verblasst waren, es wurden nur einzelne Sätze reproduziert, und die Redewendung, welche nicht gemerkt werden sollte, wurde ganz ausgelassen. Die Vpn. wurden gefragt, ob sie nicht an dieselbe beim Niederschreiben gedacht hätten. Sie gaben übereinstimmend an, dass sie sie absichtlich ausgelassen hätten.

Um festzustellen, ob die nicht reproduzierten Sätze leicht erinnert werden können, wurden den Vpn. einzelne charakteristische Worte aus diesen Sätzen zugerufen. Es gelang ausnahmslos, die vergessenen Sätze zu rekonstruieren, so dass die Wiedergabe der beiden Stücke endlich fehlerlos erfolgt.

Nach acht Tagen wurde das Reproduktionsverfahren wiederholt. Keine der vier Vpn. war imstande, auch nur einen einzigen Satz richtig wiederzugeben. Nun wurden sie angewiesen, einzelne Wörter niederzuschreiben welche ihnen bei diesem Auftrag einfallen. Es wurden die folgenden zwei Wörter niedergeschrieben: „Prüfung“ und „prüfen“. Auf Grund dieser Erinnerung reproduzierten die Vpn. nun folgende Sätze: „Ich habe geprüft; ich habe alles geprüft; es wurde alles geprüft, gezählt und gewogen“. Die Vp., welche das Wort „gewogen“ hingeschrieben hatte, wurde darauf aufmerksam gemacht, dass sie einen Fehler begangen habe; nun schrieb sie statt „gewogen“ das richtige Wort „erwogen“ hin, liess aber „gezählt“ stehen.

Nach Ablauf von drei Wochen, im ganzen also einem Monat nach dem Auswendiglernen, war keine Vpn. imstande, auch nur einen Satz wiederzugeben. Das Zurufen von charakteristischen Worten blieb voll-



ständig ergebnislos. Trotz der Assoziationsworte konnte kein einziger Satz reproduziert werden mit Ausnahme der zur Unterdrückung bestimmten Redewendung aus dem Kaisermanifest. Diese wurde, wenn auch nicht vollständig, so doch dem Inhalte nach wiedergegeben, und zwar wurde auch das Wort „erwogen" reproduziert, während es, wie oben erwähnt, drei Wochen vorher nicht spontan in der Erinnerung auftauchte.

Schliesslich erklärten zwei der Vpn., als sie nach zwei Monaten nochmals gefragt wurden, was sie sich von den seinerzeit auswendig gelernten Prosastellen gemerkt hätten, sie hätten sich nur die zu unterdrückende Redewendung gemerkt, während die beiden anderen sich zwar erinnerten, sie hätten einen Satz aus dem Kriegsmanifest zu unterdrücken gehabt, den Satz aber selbst nicht mehr zu reproduzieren vermochten.

Dieser Versuch zeigt deutlich, dass es gelingt, willkürlich Gedächtnisinhalte zu verdrängen und durch Assoziationsexperimente wieder hervorzurufen. Beachtenswert ist, dass eine Vp. bei dem Niederschreiben statt „erwogen" das Wort „gewogen" brachte; offenbar hat sie an das biblische „Gezählt und gewogen" gedacht und auf diese Weise, dem Gleichklang nachgebend, das irrige Wort notiert. Das Gesetz der Aehnlichkeit, nach welchem ähnliche Vorstellungen die Tendenz besitzen, einander zu reproduzieren, bringt es mit sich, dass die unrichtige Vorstellung „gewogen" leicht das richtige Wort „erwogen" hervorruft.

Es ist wohl ersichtlich, dass sich das Wiederauftauchen der vergessenen Wortvorstellungen bei dem Zurufen von Reizworten ohne jenen Widerstand entwickelt, von dem Freud spricht, und der sich bei dem Wiederauftauchen der verdrängten Vorstellungen einstellen soll. Jedes Erinnern ist eben eine Wiederholung der früheren Bewegung; wenn die Bewegungswiederholung durch einen anderen Bewegungsreiz erschwert wird, so haben wir es tatsächlich mit einem Widerstand zu tun.

Bei der Beurteilung dieser Versuchsergebnisse ist übrigens an die Feststellungen von C. Jesinghaus[27]) zu denken, dass die Reproduktion von Gelerntem in umso höherem Grade erschwert sei, je mehr sich die geistige Gesamtverfassung in der Zeit des Lernens von der Verfassung in der Zeit der Reproduktion unterscheidet. Es wurde deshalb darauf geachtet, dass die allgemeine Stimmung der Vp. zu den Zeiten des Lernens und der Reproduktion möglichst gleich sei, und es wurden zu der Prüfung Tage verwendet, an welchen die Leistungsfähigkeit der Vpn. weder körperlich noch psychisch stark in Anspruch genommen worden waren[28]).

V. Versuch: Dem dreissigjährigen Schauspieler M. wurde die Aufgabe erteilt, die ersten fünf Strophen von Bürgers „Lenore" auswendig

[27]) Wundt, Psychologische Studien 7, 1911, 363.

[28]) Bei weiblichen Vpn. ist deshalb darauf zu achten, dass sie nicht nur während der Menstruation, sondern auch einige Tage vorher nicht zu derartigen Versuchen herangezogen werden.



zu lernen. Nachdem dies innerhalb einer halben Stunde geschehen war, wurde ihm nach der ersten Reproduktion der fünf Strophen der Auftrag erteilt, die zweite Strophe zu vergessen. Ein am Abend desselben Tages, etwa acht Stunden nach dem Auswendiglernen, angestellter Versuch ergab, dass alle fünf Strophen vollinhaltlich wiedergegeben wurden. Am nächsten Tage, vierundzwanzig Stunden nach dem Auswendiglernen, war das Ergebnis schon anders gestaltet. Die zweite, d. i. die zum Verdrängen bestimmte Strophe konnte nur mit Nachhilfe wiedergegeben werden, während für die Wiedergabe der anderen vier Strophen eine solche nicht notwendig war. Zwei Tage darauf brauchte der Schauspieler zum Rezitieren der zweiten Strophe die Hilfe eines Souffleurs, das heisst, er musste die auszusprechenden Worte vorher gehört haben, während er die übrigen Strophen aus dem Gedächtnisse frei wiedergeben konnte.

Nach vier Wochen waren auch die jetzt fehlerlos wiedergegebenen Strophen aus dem Gedächtnis so weit entschwunden, dass der Schauspieler nur einzelne Zeilen wusste und nicht in der Lage war, die Strophen vollständig wiederzugeben[28a]). Die Wiedergabe der zweiten Strophe war sichtlich schwerer als die der übrigen und gelang nur bruchstückweise. Auch die Hilfe des Souffleurs genügte nicht, um die zweite Strophe zu reproduzieren. Nach weiteren vier Wochen gelang es dem Schauspieler wieder nicht, auch mit Hilfe des Souffleurs die zweite Strophe vortragsmässig wiederzugeben, während bei den übrigen Strophen diese Hilfe vollständig genügte. Der Schauspieler meinte selbst, dass ihm die zweite Strophe ganz „fremd" vorkomme und er erstaunt sei, dass sie so vollständig seinem Gedächtnis entschwunden sei.

Bei der Ausführung des Assoziationsversuches durch Zurufen von charakteristischen Worten, die in der Strophe enthalten waren, konnten nun auch die Zeilen der zweiten Strophe wieder in Erinnerung gebracht werden.

Dieser Versuch lehrt, dass das willkürliche Vergessen sich nicht nur auf einzelne Silben oder Wörter oder kleine Wortverbindungen bezieht sondern ganze Vorstellungskomplexe erfassen kann. Dabei ist als wichtig zu bemerken, dass dieser grosse Vorstellungskomplex durch wenige Reizworte hervorgerufen werden konnte; es scheint gewissermaßen, dass es nur der Anregung der Energie bedürfe, um den Bewegungsreizen, welche unser Erinnern vermitteln, bei einer Hemmung das Sichauswirken zu ermöglichen.

VI. Versuch: Der fünfundzwanzigjährigen Sängerin C., mit gut ausgebildetem musikalischen Gedächtnis wurden sechs kurze Weisen etwa in der Form von Leitmotiven auf dem Klavier mit der Aufforderung vorgespielt, diese Motive sich einzuprägen und sie nachzusingen. Es gelang ihr

[28a]) Vgl. die Schulexperimente von R. Wessely über das Behalten von Gedichten. Meumann, E., Vorlesungen, I², 1911, 460.



dies nach dreimaligem Vorspielen in zufriedenstellender Weise. Sie war sowohl in der Lage, die vorgeführten Motive nachzusingen als auch sie auf dem Klavier nachzuspielen. Nun wurde ihr mitgeteilt, dass man jeder Tonfolge Worte unterlegen werde und dass sie sich die Melodien samt den unterlegten Worten merken möge; nur bei einer der Tonfolgen, welche durch unpassende und unziemliche Worte charakterisiert sei, sollte sie eine Ausnahme machen und sich hier weder Text noch Tonfolge merken. Aus ihrer Bemerkung, ob sie gewissermaßen das Gemerkte beiseiteschieben solle, ergab sich, dass sie den Sinn des Auftrages vollkommen verstanden hatte. Am Abend desselben Tages, etwa zehn Stunden nach dem Auswendiglernen, wurde die erste Prüfung vorgenommen. Die Sängerin hatte alle Tonfolgen behalten, sie wusste alle unterlegten Worte (mit Einschluss der als unziemlich bezeichneten) mit entsprechenden Tönen zu verbinden; dabei wusste sie ganz genau, dass sie auch die unziemlichen Worte wiedergegeben hatte, also ihrem Auftrage, dieselben zu vergessen, nicht nachgekommen war. Zwei Tage nachher hatten sich die Verhältnisse wesentlich geändert. Die Sängerin verband die unziemlichen Worte nicht mit der richtigen Tonfolge, sondern mit einer ganz anderen und unter den vorgespielten Melodien nicht befindlichen; sie wurde auf ihren Fehler aufmerksam gemacht und bemühte sich umsonst, die richtige Tonfolge zu finden: sie war aus ihrem Gedächtnis entschwunden, während die dazu gehörigen Worte, offenbar wegen ihrer besonderen Betonung im Gedächtnis geblieben waren; indes war sie imstande, aus einer Reihe von Tonfolgen, unter welchen sich die richtige befand, diese sofort herauszufinden. Nach acht Tagen stellte sich bei einer neuerlichen Prüfung derselbe Erfolg ein: sie konnte die bewusste Tonfolge nicht mehr reproduzieren, erkannte sie aber sofort, als sie vorgespielt wurde. Nach vier Wochen wurden ihr die sechs Melodien, gemischt mit einer Reihe von anderen, vorgespielt mit der Weisung, zu den ihr bekannt scheinenden Melodien die entsprechenden Worte zu singen. Es war eben jener Rhythmus, der zum Vergessen bestimmt war. Die Wiederholung desselben Versuches mit einer besonders angenehmen charakteristischen Tonfolge brachte ebensowenig ein Vergessen zustande wie durch die Charakterisierung durch ein Gefühl anderer Art; in letzterer Hinsicht wurden patriotische Worte der Tonfolge unterlegt.

Der Versuch zeigt, dass unser musikalisches Gedächtnis denselben Gesetzen unterliegt wie das allgemeine Gedächtnis. Gerade beim Erinnern von Melodien meinen wir oft die Weise wirklich zu hören, oder wir singen sie gewissermaßen mit. Es beruht dies darauf, dass die Ausleitung der Bewegungsreize nach der akustischen oder der motorischen Seite hin erfolgt. Die Melodie geht uns im Kopf herum, wir können sie nicht losbringen und summen sie endlich wirklich vor uns her, oftmals ohne davon zu wissen.



Nichtsdestoweniger misslangen bisher alle Versuche, einzelne Tonfolgen an sich zum Vergessen zu bringen, also ein absolutes Verschwinden einzelner Melodienteile aus dem Gedächtnisse zu erzielen, während der analoge Versuch mit Silben und Zahlen verhältnismässig leicht zum erwarteten Resultate führte. Bei der Versuchsperson war es nötig, der Melodie einen unlustbetonten Charakter zu geben, dann erst gelang der Versuch. Interessanterweise gelang der Versuch mit einer lustbetonten Melodie nicht. Es stimmt dies mit dem Gesetz überein, dass lustbetonte Vorstellungen leichter erinnert werden als unlustbetonte. Jung[29]) hat die Meinung vertreten, dass affektbetonte Komplexe bedeutend schlechter erinnert werden als andere, und dass sie leichter vergessen werden. Dabei sei allerdings daran erinnert, dass in Bezug auf die erste Einzelerinnerung dieses Gesetz eine starke Einschränkung erfährt, da nach der Untersuchung von W. Kammel von 344 Aufzeichnungen über die erste Erinnerung 168 mit einer Aeusserung des Gemütslebens verbunden waren[30]). Peters[31]) hat aus seinen Versuchen den Schluss gezogen, dass die unlustbetonten Ergebnisse am seltensten richtig reproduziert werden. Diese Tatsache, welche Peters als Tendenz zur Unlustverminderung bezeichnet, entspricht der allgemeinen Beobachtung, dass die Zeit alle Schmerzen heile, und dass wir nichts so leicht vergessen wie Leid und Trübsal. Für die erste Erinnerung scheint aber nach den Feststellungen von Kammel[32]) diese Tendenz trotz der Untersuchungsresultate von Peters-Nemeček[33]) nicht zu bestehen.

VII. Versuch: Den Vp. M. und F. wurde das Bild von Carl Larsson: „Die Meinen", enthalten in dem Buch von Viktor Urbantschitsch über „Subjektive optische Anschauungsbilder" (1907), vorgelegt mit dem Auftrage, sich das Bild so gut zu merken, dass sie es in den Umrissen nachzeichnen konnten, wobei sie jedoch die Figur des im Vordergrunde befindlichen schlafenden Hundes aus dem Gedächtnisbilde auszuschalten hätten. Die beiden Vpn. waren, wie vorausgegangene Vorversuche gezeigt hatten, imstande, mit Leichtigkeit subjektive Anschauungsbilder hervorzurufen; denn wir hatten sie schon zu solchen benützt, um im Sinne Urbantschitsch die Beeinflussung subjektiver optischer Anschauungsbilder durch äussere Reize zu studieren. Bei der Ausführung des hier in Rede stehenden Versuches zeigte sich, dass beide Vpn. angaben, nicht nach Belieben die Figur aus dem Anschauungsbilde ausschalten zu können. Die Vp. M., welche die Lehre von Freud ge-

[29]) Darstellung der psychoanalytischen Theorie. S.-A. aus dem Jahrbuche für psychoanalytische und psychopathologische Forschung 5, 1913, 5.

[30]) Ueber die erste Einzelerinnerung. Päd.-psych. Forschungen, herausg. von E. Meumann, 1913.

[31]) Psychologische Arbeiten, herausg. von Kraepelin, 6. Bd., 2. Heft.

[32]) l. c. S. 23 ff.

[33]) Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen, herausg. von K. Marbe, 2. Bd. 1914, 226.



nauer kannte, versuchte die Unterdrückung in der Weise, dass sie sich den Hund mit einer ekelerregenden Hautkrankheit behaftet vorstellte. Nach ihrer Angabe vermochte sie das Bild des Hundes, als mit dem sonnigen Charakter des übrigen Bildes nicht zusammenstimmend, auszuschalten. Diese Vp. bekam nach etwa acht Stunden den Auftrag, das Bild zu reproduzieren und das Vorgestellte mit einigen Strichen wiederzugeben; es zeigte sich, dass an der Stelle, wo auf dem wirklichen Bild sich der Hund befindet, nichts gesehen und der betreffende Platz in der Skizze als Rasen bezeichnet wurde. Am folgenden Abend wurde diese Vp. wieder aufgefordert, das Bild neuerlich zu reproduzieren. Jetzt zeichnete sie an Stelle des liegenden Hundes einen liegenden Knaben und liess dafür einen im wirklichen Bilde in der Nähe des liegenden Hundes an einem Balken lehnenden Knaben aus. Diese Erinnerungstäuschung blieb auch an den folgenden Tagen bestehen, weil der Versuchsleiter es vermieden hatte, die Vp. auf das Irrtümliche ihrer Zeichnung aufmerksam zu machen. Als nach acht Tagen der Vp. aber bedeutet wurde, es befände sich auch ein Hund auf dem Bilde, da wurde sie sich des gemachten Fehlers bewusst und bestimmte richtig die Stelle, an welcher der Hund sich befindet; sie konnte sich aber nicht mehr an die Form des Hundebildes erinnern, denn es war ihr ganz entschwunden, dass das Bild einen in der Sonne schlafenden Hund darstellt. Nach weiteren acht Tagen wurde der Vp. gegenüber im Laufe des Gespräches das Wort „Räude“ gebraucht. Darauf meinte die Vp., jetzt wisse sie, dass es sich um einen hautkranken liegenden Hund handle, welcher aus ihrem Gedächnisbilde entschwunden, jetzt aber wieder aufgetaucht sei. In den nächsten Tagen wurde die Erinnerung immer deutlicher, so dass nun das Bild richtig mit allen Einzelheiten reproduziert werden konnte.

Dieser Versuch erweist die Möglichkeit, dass auch aus solchen Erinnerungskomplexen, welche anscheinend immer zusammengehören, einzelne Teile abgesprengt und an der Wiederkehr in das Bewusstsein verhindert werden können; dazu aber ist eine Unlustbetonung nötig. W. Peters[34]) hat, wie schon erwähnt, darauf hingewiesen, dass durch einen unbekannten Faktor das Erinnern der Unlusterlebnisse gehemmt wird, und dass die ungünstigeren Erinnerungsaussichten unlustbetonter Erlebnisse sich auf die Wirksamkeit einer Tendenz zur Unlustverminderung auffassen lassen; er betrachtet die Phänomene der Unlustverminderung als Wirkungen von Willensakten. Wir wollen uns an unlustbetonte Erlebnisse der nahen Vergangenheit nicht erinnern und sind in der Regel schon bald nach dem Erleben bestrebt, die Erinnerung an das unlustbetonte Ereignis zu unterdrücken.

---

[34]) Kraepelin, Psychologische Arbeiten 5, 1911, 197.



III. Epikrise der Versuche.

Aus den im Vorausgehenden beschriebenen sieben Versuchen ergibt sich, dass

I. ein willkürliches Vergessen möglich ist, und dass

II. unlustbetonte Vorstellungen verhältnismässig leicht willkürlich vergessen werden können.

Um sich eine Vorstellung zu bilden, wie das willkürliche Vergessen zustande kommt, kann man an zwei Erklärungsmöglichkeiten denken:

I. Wir nehmen im Anschlusse an Adolf Stöhr an, dass das Engramm, welches das Geschehnis gesetzt hat, eine Bahnung ist, welche nach der einen rückläufigen Richtung die Wiederholung des Geschehnisses und nach einer anderen rückläufigen Richtung die Vorstellung des Bewegungserregers ermöglicht. Wenn diese Bahnung nach der einen oder anderen Seite hin unwegsam wird, dann erfolgt trotz des Engramms die Wiederholung der Bewegung nicht.

Wenn infolge unseres Willensaktes die Bewegungswiederholung durch einen anderen Bewegungsreiz gehemmt oder unmöglich wird, dann ist das willkürliche Vergessen eingetreten.

Eine Unlustempfindung ist die Folge eines übermässigen, von der Peripherie ins Gehirn laufenden Bewegungsreizes, einer übermässigen Auslösung chemischer Spannkräfte. Wenn ein Bewegungsreiz durch vasomotorische Bahnen in die muskuläre Wandung der Gehirnblutgefässe gelangt, so entsteht eine Kontraktion der Gefässmuskeln und damit eine Unlustempfindung und ein Gemütsdruck; die denselben hervorrufende Kontraktion der Gefässmuskeln steht auf derselben Stufe wie die sichtbare Kontraktion und Bewegung eines peripheren Muskels, wenn ein Bewegungsreiz in ihm fortgeleitet wird, und wie die Drüsensekretion, wenn eine Fortleitung des Reizes auf einer sekretorischen Nervenbahn erfolgte.

Unlustbetonte Erregungen haben zwar eine grosse Spannung, aber nur wenig Bereitschaft zur Entspannung. Bei interessebetonten und lustbetonten Erlebnissen ist aber die Entspannungsbereitschaft sehr gross. Diese Spannung oder, wie man sie auch nennen kann, die Ladung des Affektes, besteht nun in der Einleitung übermässiger Bewegungsreize in das Gehirn und in der Ausleitung in der Form der Fortsetzung des Reizes auf das Gefäßsystem. Die Affektentspannung oder Affektentladung besteht darin, dass die übermässig starken Reize plötzlich aus den vasomotorischen Bahnen in die lokomotorischen, gesichtsmotorischen, sprechmotorischen, sekretorischen, imaginären und halluzinatorischen Bahnen einströmen. Affektladung und Affektentladung stehen zu einander in einem Ventilverhältnisse; durch jede Entladung schwindet der vasomotorische Affekt, anderseits wird er durch jede Verhinderung des Handelns oder des Sprechens gesteigert.

II. Nach der zweiten Erklärungsmöglichkeit haben die interesse- und lustbetonten Vorstellungen ein Plus, die unlustbetonten ein Minus von Energie, und infolgedessen können die ersteren leicht den rückläufigen Weg finden, während den energieschwachen unlustbetonten Vorstellungen gewissermaßen der Weg verloren ging, der zur Peripherie, zur Wiederholung des Bewegungsimpulses und zur Entladung führt. Wenn durch das Zurufen von Reizworten im Assoziationsexperiment den energieschwachen Vorstellungen neue Energie zugeführt wird, so wird dadurch die Energieladung vermehrt, und die Bewegungsimpulse erreichen jene Höhe, welche zur Durchführung der rückläufigen Bewegung notwendig ist.

Es ist deshalb gar nicht erforderlich, dass wir den Begriff des Unbewussten verwenden und in etwas naiver Weise eine räumliche Abgliederung von Vorstellungen annehmen. Die in der Seele fortlebenden Erinnerungen früherer Bewusstseinsinhalte sind nicht unbewusst geworden, und Wundt[35]) tadelt mit Recht die Auffassung, dass im Unterbewusstsein die für den späteren Gebrauch im Gedächtnis bewahrten Vorstellungen verschwinden.

Wenn Pierce[36]) das Unterbewusstsein als das Bewusstsein aller Erfahrungen eines Individuums ausser den aktuellen nennt, so kann man sich dieser Definition insofern anschliessen, als man unter den aktuellen Vorstellungen jene versteht, welche mit Energie geladen sind, während man die energieschwachen dem Unterbewusstsein zuteilt; dann hat das Unterbewusstsein nicht mehr den unwissenschaftlichen Begriff der räumlichen Absonderung in sich, sondern es ist damit nur ein Wort gefunden, welches die energieschwachen Vorstellungen zusammenfasst. Dann ändert sich auch der Begriff, dass zwischen dem Unterbewusstsein und Bewusstsein eine Reizschwelle existiert. Wenn die Energieladung eine gewisse Höhe erlangt hat, dann ist die Vorstellung bewusst; die Reizschwelle ist nichts anderes als der Augenblick, in welchem die Energieladung genügend stark ist. Das bekannte Beispiel von Lipps[37]), welches von den Vertretern der Theorie vom Unbewusstsein als Paradigma des „erregt Unbewussten" angeführt wird, dass ein Name, den wir vergeblich suchen, uns plötzlich nachher bei der Beschäftigung mit anderen Dingen, wenn sich die Aufmerksamkeit von den gesuchten Dingen abgewendet hat, einfällt und uns scheinbar aus dem Nichts entgegentritt, findet seine Erklärung nicht darin, dass das Unbewusste seine Minierarbeit getan hat, sondern darin, dass durch die auf den Namen gelenkte Aufmerksamkeit die Vorstellung mit Energie geladen wurde, und dass die volle Energieladung erst nach Abkehr der Aufmerksamkeit erfolgte, so dass das Auftauchen des

[35]) Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, 1906, S. 385.
[36]) Zitiert bei Weingartner, Das Unterbewusstsein, 1911, S. 24.
[37]) Leitfaden der Psychologie, 3. Aufl., 1909, S. 141.



richtigen Namens im Bewusstsein eine Folge des Suchens ist und auf Grund einer bewussten Willenshandlung zustande kommt.

Es ist weiter oben bemerkt worden, dass die durch Aufmerksamkeit betonten Vorstellungen nicht willkürlich vergessen werden können. Anderseits könnte man meinen, dass die zum willkürlichen Vergessen bestimmten Vorstellungen ebenfalls durch Aufmerksamkeit betont seien. Und in der Tat besteht nach der Definition von Alfred Lehmann[39]) die Willkür in einer betonten Vorstellung, die wir in diesem Falle das Motiv des Willens nennen, und die willkürliche Richtung der Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Vorgang entspricht nach seiner Auffassung einem vasomotorischen Phänomen, also im Stöhrschen Sinne einem Affekte. Man könnte glauben, dass gerade die zum Vergessen bestimmten Vorstellungen, weil sie durch den Willen zum Vergessen besonders vasomotorisch ausgezeichnet sind, nicht vergessen werden könnten; in Wirklichkeit aber sind nicht die zum Vergessen bestimmten Vorstellungen betont, sondern die anderen zum Behalten bestimmten erscheinen betont, und deshalb werden die zum Vergessen willkürlich verurteilten Wahrnehmungen weniger energievoll gestaltet und treten gegenüber den anderen zurück.

Eine gewisse Analogie bieten die negativen Halluzinationen in der Hypnose. Auch bei ihnen handelt es sich anscheinend um eine Lücke im Sehraume, es wird auf den erteilten Befehl hin ein wirklich vorhandenes älteres Objekt nicht gesehen. Wundt[40]) macht es nun wahrscheinlich, dass hier zugleich positive Halluzinationen vorhanden sind, mittels derer die den nicht gesehenen Objekten entsprechenden Stellen des Sehfeldes nach Maßgabe der Umgebung ausgefüllt werden.

Wie man durch Suggestion leicht imstande ist, derartige negative Halluzinationen zu erzeugen und ein — im Sinne fremden Wollens — willkürliches Vergessen herbeizuführen, so ist es zweifellos auch durch Autosuggestion möglich, ein — im Sinne eigenen Wollens — willkürliches Vergessen zu erzwingen. Und es mag leicht möglich sein, dass ein Teil der oben beschriebenen Experimente teils auf Suggestion, teils auf Autosuggestion beruht, da sowohl die Suggestion, wie die Autosuggestion auf einer Einengung des Bewusstseins beruhen und wir es in unseren Versuchen mit einem ähnlichen Vorgange zu tun haben. Wundt führt die Suggestion auf Assoziationen zurück, welche das Bewusstsein in einseitiger Weise in Anspruch nehmen und widerstrebende seelische Veränderungen nicht zur Wirkung kommen lassen, und er definiert die Suggestion als eine Assoziation mit gleichzeitiger Verengerung des Bewusstseins auf die durch Assoziation angeregten Vorstellungen. In der Sprache der Energetik würde dies anders auszudrücken sein: Die Suggestion beruht auf Assoziationen

[39]) Die Hypnose und die damit verwandten normalen Zustände, 1890.
[40]) Hypnotismus und Suggestion, 2. Aufl., 1911, S. 14.



von energiebetonten Vorstellungen, welche alle anderen zur Wirkung aufstrebenden Wahrnehmungen als energieschwach unterdrücken. Wenn solche energieschwache Vorstellungen sich aus irgendeinem Grunde mit Energie laden, etwa infolge einer Gegensuggestion, so kommt die Suggestion nicht zur Wirkung, oder sie verliert ihre Kraft.

In diesem Sinne lässt sich der Assoziationsversuch des Hervorrufens vergessener Vorstellungen durch Reizworte, als dem Gebiete der Suggestion angehörend, darstellen. Wenn der Hypnotiseur eine Kartoffel als einen Apfel essen lässt und an der Vp. deutlich Zeichen des Wohlbehagens zu erkennen sind, so ist der energieschwach im Bewusstsein vorhandenen Vorstellung des Apfelgeschmackes ein Energiezuwachs gegeben worden, und die Vp. hat die Ueberzeugung, tatsächlich einen Apfel zu essen. In ähnlichem Sinne äussert sich Forel[41]), dass durch die Suggestion, das dargereichte Wasser sei Schokolade, einfach ohne adäquate Sinnesreize die alte, im Gehirn unbewusst ruhende Geschmacksvorstellung der Schokolade zur halluzinatorischen Höhe erhoben und mit der Wahrnehmung der Tasse und der Flüssigkeit assoziiert wurde. Dieselbe Bewandtnis hat es mit den durch die Reizworte hervorgerufenen vergessenen Vorstellungen; die Assoziationsworte entsprechen dem Befehle, den runden Körper für einen Apfel oder die Flüssigkeit für Schokolade zu halten; die vergessenen Vorstellungen entsprechen der Kartoffel oder dem Wasser, und ebenso, wie durch das Zurufen der Assoziationsworte die energieschwach gewordenen Vorstellungen Leben erhalten, so hat die geschmackfreie Vorstellung von der Kartoffel oder dem Wasser plötzlich einen ihnen an sich fremden Geschmack bekommen; auch diese Wahrnehmungen sind mit Energie geladen worden.

II. Exkurs. Zum Schluss sei noch ein Wort über die Bedeutung der willkürlich vergessenen Vorstellungen für die Neurosen gesagt. Bekanntlich ist durch die Arbeit von Breuer und Freud, sowie durch die Forschungen der von S. Freud geführten psychoanalytischen Schule der Beweis geliefert worden, dass durch verdrängte peinliche Erregungen gewisse Krankheitssymptome hervorgerufen werden; jede Begierde, die wir ersticken, brütet in uns — wie Oskar Wilde[42]) sagt — ein Gift aus, an dem wir zugrunde gehen. Wie kommt es nun, dass derartige energieschwache oder energielos gewordene Vorstellungen in uns im Sinne eines Krankheitsstoffes nachwirken können und dass die krankhaften Erscheinungen verschwinden, wenn diese Vorstellungen wieder zur alten vollen Energie emporgehoben werden? Wie bringt eine energielose Vorstellung eine hysterische Lähmung hervor? Heymans[43]) bemerkt sehr richtig, dass eine hysterische Anästhesie sich von einer organisch bedingten

[41]) Hypnotismus, 1889, S. 54.
[42]) Lehren und Sprüche. Inselverlag, S. 7.
[43]) Die Psychologie der Frauen. Heidelberg 1910. (Band III der Ebbinghaus-Meumannschen Psychologie in Einzeldarstellungen) S. 47.



in sehr wichtiger Weise unterscheide; bei einem Nadelstiche in die Haut des Hysterischen erweitert sich die Pupille ebenso, als ob Schmerz empfunden würde; der Reflex vom anästhetischen Teile bleibt unverändert, aber die Vorstellung des Schmerzes ist energielos. Deshalb beklagt sich der organisch Anästhetische, etwa derjenige, bei dem eine wirkliche Störung in der Leitung der Reize zum Gehirn besteht, sehr lebhaft über seine Unempfindlichkeit, während bei der hysterischen Anästhesie erst die ärztliche Untersuchung den Kranken auf seine unempfindlichen Zonen aufmerksam macht. Wenn nun durch die psychische Behandlung die vergessene Vorstellung, welche energieschwach oder energielos im Bewusstsein vorhanden ist, ihre volle Energieladung wieder erhält, so werden durch die nach den verschiedensten Seiten ausströmenden Bewegungsimpulse und Energieladungen auch andere energielose Vorstellungen geändert, es wird die energielos gewesene Vorstellung des Schmerzes bei der hysterischen Person in eine normale energievolle umgewandelt, und die Hysterie wird geheilt; nicht also deshalb, weil die hysterische Anästhesie mit der vergessenen Vorstellung in einem ursächlichen Zusammenhange steht, wird durch das Wiederhervortreten der vergessenen Vorstellung die Anästhesie geheilt, sondern weil sich in dem Augenblicke, als sich die vergessene Vorstellung ins Leben des Bewusstseins hinaufarbeitete, auch viele andere energielos gewesene Vorstellungen einer gleichen Umwandlung erfreuen durften. Die psychoanalytische Methode heilt die Neurose aber nicht direkt, sondern nur indirekt, gleichwie die aufsteigende Sonne nicht bloss die Berggipfel bestrahlt, sondern der ganzen Erde ihre wärmenden Strahlen zusendet und alles fördert, was der Wärme und des Lichtes zum Leben bedarf.

Wenn in den vorausgehenden Ausführungen die grundsätzliche Möglichkeit des willkürlichen Vergessens dargetan wurde, so soll in einer folgenden Arbeit die pädagogische Bedeutung dieses psychischen Prozesses dargelegt werden. Wie schon J. Bessmer in seinem Buche über „das menschliche Wollen“ (1916, S. 87) gezeigt hat, ist es für die intellektuelle und moralische Bildung von Wichtigkeit, nicht zur Sache gehörige Vorstellungen fernzuhalten, z. B. jene, welche das sinnliche Begehren gegen Recht und Pflicht aufzureizen vermöchten. Dabei ist nicht nur auf den inhaltlichen Verlauf der Vorstellungen zu achten, sondern auch auf die Geschwindigkeit, mit der sich eine Vorstellung an die andere reiht. Denn nicht bloss das Erinnern, sondern auch das Vergessen ist eine Funktion des Gedächtnisses, und man würde einen folgenschweren Irrtum begehen, wenn man im Vergessen nur das Negativ des Erinnerns sehen würde. Hängt die Geschwindigkeit des Vorstellungsablaufs mit der Erinnerung zusammen, so hat sie sicherlich auf das Vergessen einen wesentlichen Einfluss. Nicht bloss die Art der Assoziationsbildung, sondern auch die Raschheit, mit der die Vorstellungen ins Bewusstsein treten und



wieder aus ihm verschwinden, haben für die Oekonomie des Gedächtnisses praktische und theoretische Bedeutung, und die künftige Gedächtnisforschung darf an dem Problem der Amnesie nicht mehr achtlos vorbeigehen.

Förderung und Auslese jugendlicher Begabungen[1]).

Von Prof. Dr. **W. Stern**, Hamburg.

I. Die Förderung.

Die Förderung der Begabungen, in Platos und Fichtes Moralphilosophie als Programmpunkt aufgestellt, soll heute zur Wirklichkeit werden. Forderungen der Individualethik, der Sozialethik und der Menschenökonomie vereinigen sich in dem Ruf nach der Schatzhebung der seelischen Fähigkeiten. Das Problem der Begabtenförderung aber ist an den verschiedensten Stellen durchsetzt von psychologischen Gesichtspunkten.

Begabung ist Fähigkeit zu wertvollen Leistungen. Diese Fähigkeit aber darf man nicht allein auf intellektuellem Gebiet suchen. Denn erst das Zusammenwirken von geistiger und Willensbegabung führt zu wirklicher Tüchtigkeit. Der Intellektualismus, der schon in der hohen geistigen Gabe an sich einen Wert sieht, ist zu bekämpfen.

Innerhalb der geistigen Begabung ist zu scheiden zwischen Allgemeinbegabung (Intelligenz) und Sonderbegabungen (Talenten). Daraus ergibt sich, dass die Begabtenförderung nicht nur ein quantitatives, sondern auch ein qualitatives Problem ist. Es muss nicht nur für die Intelligenzen der Aufstieg, sondern auch für die Talente die richtige Differenzierung in Schulbahn und Berufsbahn ermöglicht werden.

Die Anwendung des Prinzips bei Erwachsenen führt vornehmlich zu der Forderung, dass bestehende Hemmungen beseitigt werden, die den Tüchtigen das Hineinkommen in den ihnen angemessenen Beruf erschweren: die Starrheit des Berechtigungswesens, des Dienstaltersgrundsatzes, der Rekrutierung bestimmter Berufe aus eng begrenzten Schichten muss durchbrochen werden. Eine organisierte Berufsberatung muss dafür sorgen, dass „der rechte Mann an den rechten Platz komme“. Auch hier ist die Psychologie im Begriff, mitzuarbeiten, indem sie die psychische Berufseignung erforscht und prüft.

Uns geht aber hier die Anwendung bei Jugendlichen an. Denn da die Schulbahn die normale Vorbereitung für die Berufsbahn ist, muss schon

[1]) Vortrag, gehalten in der „Psychologischen Gesellschaft in Berlin“, Berlin, Oktober 1917.



dafür gesorgt werden, dass das rechte Kind in die rechte Schule komme.

Die Idee der staatlichen Volksschulpflicht kann nicht bedeuten, dass alle Kinder den gleichen Unterricht bekommen, sondern dass jedes Kind möglichst die ihm gemässe, d. h. seiner Veranlagung entsprechende Ausbildung erhalte. Und wie aus diesem Gedanken heraus bereits seit längerer Zeit besondere Schulveranstaltungen für die Schwachbefähigten geschaffen wurden (Hilfsschulen, Förderklassen), so müssen auch die über dem Durchschnitt Stehenden eine besondere Beschulung erhalten. Was den Sorgenkindern recht ist, muss den Hoffnungskindern billig sein.

Das Prinzip besonderer Schulveranstaltungen für die Hochbegabten steht also fest; bei der Durchführung aber taucht ein ganzes Knäuel von Problemen auf; ihre allmähliche Lösung wird nur durch das Ineinandergreifen von praktischer Erprobung und theoretischer Besinnung möglich sein. Darum sind die kühnen Anfänge, die jetzt Berlin, Hamburg und andere Städte mit praktischen Versuchen von Begabten-Schulen und -Klassen machen, aufs höchste zu begrüssen, und es ist doppelt erfreulich, dass hierbei die Psychologie als Beraterin und Helferin herangezogen wird.

Hier sollen aber vor allem die Schwierigkeiten, die in dem Problem liegen, gedeutet und zur Diskussion gestellt werden.

1. Sollen die Sonderschuleinrichtungen mehr den quantitativen oder qualitativen Begabungsunterschieden gelten? Bisher hat man vornehmlich die ersten beachtet: man schafft Klassen für die besonders intelligenten Kinder, an die auf allen Gebieten höhere Anforderungen gestellt werden können. Einseitige Talente können in die Begabungsschulen nicht aufgenommen werden, weil sie in verschiedenen Fächern versagen würden. Diese Lücke der Begabungsförderung muss noch ausgefüllt werden, denn sonst ist zu befürchten, dass gerade schöpferische Individuen (die oft einseitig beanlagt sind) von höheren Ausbildungsmöglichkeiten ausgeschlossen bleiben.

2. Wann muss die Auslese vorgenommen werden? Ein bestimmtes Alter, in welchem die Begabungsprognose mit Sicherheit gestellt werden kann, ist heute noch nicht angebbar; auch sind hier die individuellen Differenzen besonders gross: es gibt frühreife Kinder, die später enttäuschen, und langsam sich entwickelnde, die später überraschen. Es bleibt daher nur übrig, daraus die pädagogischen Folgerungen zu ziehen: Erstens: es darf nicht nur an einer einzigen Stelle des Schulsystems die Möglichkeit des Uebertritts in Begabtenklassen gegeben sein; zweitens: es muss ohne grössere Schwierigkeit die Rückkehr in die normale Schulbahn möglich sein, wenn ein Schüler in der Begabtenschule nicht mehr mitkommt.

3. Wie scharf soll die Auslese gemacht werden, und welche Schulform soll für die Ausgelesenen gewählt werden? Beide Fragen hängen zusammen. In weiten Kreisen versteht man heut unter „Förderung der Begabten" die Ueberführung befähigter Volksschüler in die höhere Schule

und damit zur Möglichkeit des akademischen Studiums. Eine solche „Akademisierung der Begabten“ darf nur auf einen ganz geringen Prozentsatz der Volksschüler angewandt werden und zwar auf die mit allerhöchster, wesentlich theoretisch gerichteter Befähigung; denn man darf nicht eine zu grosse Zahl sozial entwurzeln, man darf nicht das gelehrte Proletariat zu sehr vermehren; man darf nicht die werktüchtigen Berufe zu sehr entgeistigen. Wo also, wie in Berlin, hierauf der Hauptnachdruck gelegt wird, kommt nur eine ganz scharfe Auslese in Betracht: so wurden im ganzen noch nicht hundert 14jährige aus vielen Tausenden 14jähriger Volksschüler ausgesucht, um die Tertien des neu zu gründenden Begabtengymnasiums zu bilden. Aber damit ist das Problem nicht erledigt. Es muss ein bedeutend grösserer Prozentsatz starker Fähigkeiten durch geeignete Schuleinrichtungen gefördert werden, aber ohne dass sie dadurch ihrer sozialen Umwelt und den arbeitenden Berufen entzogen werden. Es sind also entweder innerhalb der Volksschule selbst besondere Begabtenzüge zu schaffen — so geschieht es soeben in Hamburg, wo nach dem vierten Schuljahr für tausend 10jährige intelligente Kinder neue Klassen gebildet werden, die einen um ein Jahr längeren und intensiveren (fremdsprachlichen) Bildungsgang haben, als die anderen Volksschulklassen; oder es sind die (preussischen) Mittelschulen aus Standesschulen für das kleine Bürgertum zu Begabtenschulen ohne Rücksicht auf Geldbeutel und Stand der Eltern umzugestalten — in dieser Richtung bewegen sich Reformschulen in Berlin und Breslau.

4. Welche sozialpolitischen Folgerungen ergeben sich? Indem der Staat bzw. die Gemeinde ein Kind veranlasst, in die Begabtenklasse überzutreten, und damit entscheidenden Einfluss auf seine ganze künftige Gestaltung ausübt, übernimmt er auch eine gewisse Verpflichtung, die Durchführung dieses längeren und kostspieligeren Weges zu ermöglichen. Erziehungs- und Ausbildungs-Beihilfen, nicht als individuelle Almosen, sondern als öffentliche Pflichten, werden daher ins Auge gefasst werden müssen.

5. Welche pädagogische Folgerung hat die Aussonderung der Begabten? Gegner weisen oft darauf hin, dass die Klassengemeinschaft durch die Entziehung der anregenden Elemente eine starke Benachteiligung erfahre. Das ist zum Teil richtig; die intelligenten Schüler haben als Vorbild und Ansporn für die schwächeren einen unleugbaren Wert; sie machen nicht nur den Mitschülern, sondern auch den Lehrern den Unterricht interessanter. Es wäre aber ein Unrecht, wenn man deshalb die Begabten in der Normalklasse liesse. Denn einmal wird jene Wirkung doch stark überschätzt: wirken sie auf manche Mitschüler als Ansporn, so auf andere, die die stets unüberbrückbare Kluft zwischen den eigenen Leistungen und denen jener empfinden, als Abschreckung und Lähmung. Sodann ist aber die Begabung doch nicht vor allem dazu da, andere anzufeuern, sondern dazu, selbst in ihrer vollen Entwicklungsmöglichkeit ausgeschöpft und für die

Gesamtheit wertvoll ausgestaltet zu werden; das ist aber im Rahmen der Normalschule nicht möglich. Ja der Normalunterricht, der dem schwächern Durchschnitt angepasst werden muss, kann auf die Begabten geradezu sittlich schädigend wirken: sie langweilen sich, ihre Interessen werden nicht geweckt, ihr Fleiss nicht entwickelt (denn ihnen fällt alles leicht); was intensiv arbeiten und sich anspannen heisst, lernen sie nicht; so manche „verbummelte Genies" sind darauf zurückzuführen, dass die zu geringen Ansprüche der Schule keine genügende Willensschulung und Pflichterziehung gewährt haben.

6. Von wem sollen die Begabten unterrichtet werden? Die Auslese der richtigen Lehrer wird kaum weniger bedeutsam sein als die der richtigen Schüler. So wie sich für die Unternormalen ein besonderer Lehrertyp, der der Hifsschullehrer, herausbildete, so wird auch der Lehrer der Begabten seine besondere seelische Eigenart haben müssen. Er hat es zwar mit interessanteren aber auch mit unbequemeren Schülern zu tun; er muss mit ihrer geistigen Selbständigkeit, ihrem Forschungsdrang und tieferen Interessen, aber auch mit dem bei ihnen besonders hervortretenden revolutionären Zuge des Sturmes und Dranges, mit ihrer Neigung zu Kritik und Opposition rechnen; er muss diesen Bestrebungen Verständnis und Einfühlung entgegenbringen, zugleich aber jene geistige Ueberlegenheit, welche die nötige Willensschulung der Schüler nicht zu kurz kommen lässt.

II. Die Auslese.

Es ist eine ebenso schwierige wie verantwortungsreiche Aufgabe, aus der Gesamtmasse der Schüler eines bestimmten Alters die wirklich angemessene Auslese zu treffen. Denn Begabungsdiagnose ist viel schwerer als irgend eine körperliche Diagnose, auch schwerer als die Diagnose der geistigen Minderwertigkeit, wie sie etwa für die Hilfsschule gestellt wird. Es müssen deshalb alle Gesichtspunkte, die für die richtige Erkennung der Begabten zur Verfügung stehen, ausgenutzt werden; und so wird hier die pädagogische Erfahrung in enge Wechselwirkung mit der psychologischen Untersuchung zu treten haben.

In erster Linie hat natürlich der Lehrer der Klasse, aus welcher Schüler auszulesen sind, sein Urteil abzugeben; denn er besitzt eine auf langer Beobachtung beruhende Kenntnis der Schüler und ihrer Leistung. Aber diesem Urteil die alleinige Entscheidung anheim zu geben, geht aus mehreren Gründen nicht an. Das Lehrerurteil bezieht sich ganz vorwiegend auf die eigentlich schulmässigen Leistungen und zwar in ihrem äusseren Effekt. Dagegen sind andere Seiten der kindlichen Leistungsfähigkeit dem Lehrer mehr oder minder fremd; und auch die Schulleistung kann er in ihren eigentlichen Quellen (ob sie vorwiegend auf Fleiss oder gutem Gedächtnis, auf allgemeiner Intelligenz oder Sondertalent, auf häuslicher



Hilfe usw. beruhen), nicht im einzelnen durchschauen. Auch ist die Fähigkeit der Lehrer zu individueller Menschenkenntnis und richtiger Einschätzung seelischer Fähigkeiten ausserordentlich verschieden, verschieden auch die Strenge des Maßstabes, mit dem sie die Eignung für die Begabtenschule messen. Und so könnte es kommen, dass die Vorschläge der verschiedenen Schulen nach Qualität und Zahl der präsentierten Schüler stark voneinander abweichen. Dadurch würde die Verteilung sehr ungerecht werden.

Aus diesen Gründen müssen die Vorschläge der Lehrer den Charakter einer *Vorauslese* haben; diese kann, ja soll getrost mehr Schüler nennen als nachher aufgenommen werden können, damit keinesfalls ein Geeigneter übersehen wird. Aus diesen muss dann die *Nachlese* nach der Zahl der verfügbaren Plätze die endgültige Aufnahme bewerkstelligen. Hierbei hat die Psychologie mitzuwirken. Und zwar in doppelter Weise: sie hat für eine geleitete psychologische *Beobachtung* der Anwärter und sodann für ihre experimentelle *Fähigkeitsprüfung* durch Tests zu sorgen.

Die geleitete Beobachtung soll die individuelle Erfahrung der Lehrer in höherem Maße nutzbar machen, als es bei den gewöhnlichen Zeugnissen geschieht. Zu diesem Zweck ist ein psychologischer Personalbogen auszuarbeiten, der von dem Lehrer in den letzten Wochen oder Monaten vor der etwaigen Aufnahme in die Begabtenklasse auszufüllen ist. Der „*Beobachtungsbogen*" darf nicht nur nach den Fähigkeiten fragen, die sich in den Schulleistungen bekunden, sondern auch nach solchen Fähigkeiten, Interessen und Neigungen, die ausserhalb der eigentlichen Unterrichtsaufgaben hervortreten; er hat natürlich vor allem diejenigen seelischen Funktionen zu berücksichtigen, in denen sich die überdurchschnittliche Befähigung darstellt: allgemeine Intelligenz, Selbständigkeit des Denkens und Tuns, Sonderbegabungen, schöpferische Neigungen usw. — sowie diejenigen Andererseits darf der Bogen nicht zu viele Fragen enthalten und nicht zu weitgehende Anforderungen an die psychologische Analyse stellen, damit der Lehrer der Aufgabe gewachsen ist. Zwischen der Exaktheitsforderung sonstigen Eigenschaften, welche erst die Verwertung jener Gaben gewährleisten: Aufmerksamkeit, Ausdauer, Pflichtbewusstsein, Fleiss usw. der wissenschaftlichen Psychologie und den gröberen Bedingungen der Praxis muss hier ein Kompromiss geschlossen werden. Es ist zu hoffen, dass die oft bemerkte Abneigung der Lehrer gegen das Führen von Individualitätslisten in diesem Fall zu überwinden sein wird. Hat doch der Lehrer nicht für sämtliche Kinder seiner Klasse, sondern nur für einen oder einige wenige, die zudem durch ihre besonderen Gaben leichter der individualisierenden Beobachtung zugänglich sind, den Bogen auszufüllen. Die Bogen haben übrigens nicht nur als Hilfsmittel der Auslese Bedeutung; sie werden weiterhin für die Schüler in den Begabtenklassen ein sehr wert-

volles psychographisches Material darstellen, das ständig fortgeführt werden sollte.

Die psychologische Ausleseprüfung unterscheidet sich von allen sonst üblichen Aufnahmeprüfungen dadurch, dass sie kein Kenntnisexamen, sondern eine Fähigkeitsprüfung sein soll. Sie soll nicht den pädagogischen Erfolg des bisherigen Schulunterrichts, sondern die geistige Beschaffenheit des Kindes feststellen. Deshalb muss sie solche Leistungen zu erzielen suchen, die unabhängig von bestimmtem Schulwissen selbständige Aeusserungen der vorhandenen intellektuellen Fähigkeiten darstellen und dieses nach Grad und Qualität kennzeichnen. Die Prüfungen müssen einer zahlenmässigen Wertung zugänglich sein, damit die Prüflinge nach dem Ausfall der Prüfung in eine Leistungsreihe (Rangordnung) gebracht werden können.

Da die bisher geschaffenen Begabtenklassen und Schulen für höhere Grade der allgemeinen Befähigung bestimmt sind, so handelt es sich in erster Linie um Intelligenzprüfungen. Doch müssen deren Methoden für den neuen Zweck einer bedeutenden Umformung unterworfen werden. Denn bisher wurden Intelligenzprüfungen (so bei dem Binet-Bobertagschen Staffelsystem) vornehmlich zur Feststellung der Unternormalität verwendet. Für die Auslese der Uebernormalen müssen Aufgaben gewählt werden, die viel schwerer sind und an die selbständige Denkarbeit ganz andere Anforderungen stellen. Es ist ferner dafür zu sorgen, dass nicht nur eine Seite der Intelligenzbetätigung (z. B. das Kombinieren) untersucht werde, sondern dass die verschiedenen Arten der Denkleistungen zu ihrem Rechte kommen. Vor allem muss hier eine Unterscheidung mehr als bisher beachtet werden: zwischen solchen Denkleistungen, die zugleich eine sprachliche Formulierung bedingen (z. B. das sinnvolle Ergänzen lückenhafter Texte, das Definieren von Begriffen, das Erfassen der Moral einer Fabel oder der Pointe einer Bilderbogengeschichte, das Bilden sinnvoller Sätze aus gegebenen drei Begriffen), und solchen, die in bestimmten sinnvollen Handlungen ohne Beteiligung der Spache zum Ausdruck kommen. Bisher sind ganz überwiegend sprachliche Tests verwertet worden; und das ist ja gerechtfertigt, da die Sprache unentbehrlich ist, um viele höhere Intelligenzleistungen zu ermöglichen und zu tragen; doch dürfen wir daneben jene stummen Bekundungen der Intelligenz nicht übersehen, die hervortreten in der Art wie ein Auftrag ausgeführt, ein ungeordnetes Chaos geordnet, ein ungewöhnliches Ziel durch Wahl der richtigen Mittel erreicht, ein Hindernis überwunden wird. Die Psychologie beginnt erst, solche „stummen Tests“ in grösserem Umfang auszubilden; ich selbst habe eine Reihe von „Ordnungstests“ (Ordnen von Figuren verschiedener Seitenzahl oder verschiedener Grösse, Ordnen der Einzelbilder eines Bilderbogens usw.) ausgearbeitet. Freilich sind die stummen Tests nur in der Einzelprüfung verwendbar; denn es kommt dabei nicht nur das Ergebnis,

sondern das intellektuelle Verhalten des Prüflings während der Arbeit in Betracht; hierin liegt eine bedauerliche Grenze ihrer Brauchbarkeit für Ausleseprüfungen. Ueberall da, wo die Zahl der zu Prüfenden Gruppenprüfungen verlangt, wird man auf schriftliche, also auf sprachliche Tests, angewiesen sein.

Neben der Intelligenz können natürlich auch andere seelische Eigenschaften der Kandidaten geprüft werden: Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Widerstand gegen Ermüdung usw. Aber die knappe Zeit, die meist für solche Prüfungen zur Verfügung stehen dürfte, wird von selbst dazu führen, dass der Hauptnachdruck der Prüfung auf der Intelligenzfeststellung ruht.

Auf Grund des nun vorliegenden Materials hat die endgültige Auslese zu erfolgen. Ich halte es nicht für richtig, dass diese allein von den Psychologen auf Grund der Testrangordnung vorgenommen wird. Hierfür spricht zwar eine gewisse mathematische Exaktheit,; aber das Verfahren ist zu mechanisch und lässt die qualitativen individuellen Eigenschaften der Prüflinge zu wenig zu ihrem Rechte kommen. Auch ist es aus taktischen Gründen erforderlich, dass in den praktischen Pädagogen nicht das Gefühl geweckt werde, bei der entscheidenden Aufnahmetätigkeit ganz ausgeschaltet zu sein. Deshalb muss hier eine Aufnahmekommission wirken, in der Pädagogen und Psychologen gemeinsam das Urteil fällen, zu welchem alle vorhandenen Kriterien: Schulzeugnis, Beobachtungsbogen und Testausfall herangezogen werden müssen.

Die Heranziehung psychologischer Methoden zur Begabungsauslese ist zuerst von Berlin im Sommer 1917 verwirklicht worden. Hamburg und Breslau folgten im Winter 1918 nach. Sollte sich daraus eine regelmässige psychologische Tätigkeit ergeben, so wird man sehr bald die Notwendigkeit erkennen, eine besondere Hilfskraft für die Vorbereitung und Verarbeitung psychologischer Beobachtungen und Prüfungen einzustellen; eine solche Kraft muss gründliche psychologische Schulung mit pädagogischer Erfahrung verbinden. In Hamburg, wo nach dem neuen Organisationsplan der Volksschule jährlich etwa tausend 10jährige Kinder dem Begabtenzuge zugeführt werden sollen, ist ein Volksschullehrer, der langjähriger Mitarbeiter des psychologischen Seminars ist, eigens für „schulpsychologische Zwecke" von der Behörde an das Seminar beurlaubt worden. Auf solche oder ähnliche Weise kann das Problem des „Schulpsychologen" seiner Lösung entgegengeführt werden, ohne dass die von der Lehrerschaft gefürchteten Schwierigkeiten daraus erwachsen.

(Am Schluss der Sitzung wurde eine Reihe von neuen Tests, die bei der Hamburger und Breslauer Begabtenprüfung verwendet werden sollen, demonstriert.)



Hauptliteratur:

„Der Aufstieg der Begabten." Vorfragen. Ein Sammelband, herausgegeben im Auftrag des deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht von P. Petersen. Leipzig, Teubner 1916. — W. Stern, Die Jugendkunde als Kulturforderung. Mit besonderer Berücksichtigung des Begabungsproblems. Leipzig, Quelle & Meyer. 1916. — Moede-Piorkowski-Wolff, Die Berliner Begabtenschulen, ihre Organisation und die experimentellen Methoden der Schülerauswahl. Langensalza, Bayer & Stein, 1918. — Das psychologisch-pädagogische Verfahren der Begabtenauslese. — Eine Sammlung von Beiträgen. (Sonderausgabe von Bd. XIX, Heft 3/4 der Zeitschrift für pädagogische Psychologie). Herausgegeben von W. Stern. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. Das Heft enthält vor allem die Hamburger Methoden der Begabtenauslese. — Jakob Hacks (Stadtschulrat in Breslau), Der Aufstieg der Begabten und die Einheitsschule. Ein Problem der praktischen Volkswirtschaftslehre. Breslau 1917. — Dr. Hartnacke (Schulinspektor in Bremen), Das Problem der Auslese der Tüchtigen. Quelle & Meyer, 1916.

Zur Psychologie der psychoanalytischen Praxis.

Randbemerkungen von Privatdozent Dr. J. H. Schultz.
(Psychiatrische Klinik, Jena, Direktor Geheimrat Binswanger)
Stabsarzt d. R., z. Zt. Chefarzt eines Nervengenesungsheims im Westen.

Dem Objektiven scheint die Entwicklung Freuds der Galls vergleichbar: geniale Ansätze und Endigung beim Abstrusen, ein Weg vom Allgemeinsten, Weltbewegenden zum Zeit-allzuzeitlichen und Engbegrenztesten; aber von der Theorie bis zur praktischen Psychotherapie ist ein ebenso weiter Weg, wie umgekehrt. So scheint es gerade hier von Interesse, einmal herauszuarbeiten, welche wesentlichen nichtanalytischen Momente die psychoanalytische Praxis birgt; es soll davon abgesehen werden, Methodologisches zu erörtern; das ist oft genug mustergültig geschehen. Es soll auch nicht versucht werden, objektiv Wesen und Wert der psychoanalytischen Bewegung zu beleuchten; was in grundlegender und vorbildlicher Weise eben jetzt durch Mittenzwey geschieht. Sondern es soll vom praktisch-psychotherapeutischen Standpunkte an die Psychoanalyse herangetreten werden; vielleicht, dass manche der vielberührten „Imponderabilien" sich ein wenig verdeutlichen und verständlichen lassen, die sonst in den Schlagwörtern „unbewusster Suggestion", „Persönlichkeit des Arztes" und „intensiver Beschäftigung mit dem Kranken" aufgehen.

Die psychoanalytische Behandlung hat zunächst rein äusserlich die Eigenheit, dass sie in festen Stunden und — in typischen Fällen — durch Monate fortgeführt und streng auf rein seelische Beeinflussung beschränkt wird. Was wird durch diese einfachen Maßnahmen bewirkt? Der Kranke hat einen Rechtsanspruch auf einen bestimmten Teil der ärztlichen Tageszeit; einen Rechtsanspruch im äusserlichen und privatrechtlichen Sinne und noch weit mehr — im Sinne persönlichen Besitzgefühles. Für diese Zeit gehört der Arzt nur ihm. Und



er dem Arzte. Was das für die Herrschsucht und seelische Habgier, was es für psychopathische Seelenheimatlosigkeit, Weltschmerzlichkeit und Hingebesucht ausmacht, kann nicht genug betont werden. Man muss schon völlig in die psychoanalytische Einengung geraten sein, um hier schematisch lediglich mit einer „Uebertragung“ arbeiten zu können; es sind unendlich viel allgemeinere Strebungen von ausschlaggebender Bedeutung.

Neben den affektiven Momenten, die noch besondere Macht durch die von Freud gesetzte Vorbedingung haben, dass ein gewisses Maß von gegenseitiger Sympathie Voraussetzung für die Durchführung einer Analyse ist, enthält diese Stundenfixierung noch einen erheblichen erzieherischen Faktor; denn der Analytiker verlangt Pünktlichkeit und muss es seiner Tages-Einteilung wegen. Pünktlichkeit und Psychopathie reimen sich aber in der Mehrzahl der Fälle recht wenig. So unterstützt die ersehnte Analyse zu bestimmter Stunde unmerklich eine feste Zeiteinteilung; sie bahnt eine freiwillige Anpassung an kleinliche Alltagsgebundenheit an, deren schmerzlichen Druck die affektiven Hilfen der Analyse selbst für anarchisch-hyperästhetische Charaktere vergessen oder überwinden lassen.

So ist schon die ganz äusserliche Handhabung der Analyse ein therapeutischer Faktor, der um so intensiver und schneller eine Wirkung entfaltet, als kaum ein Patient in analytische Behandlung tritt, der nicht einigermaßen wüsste, was sie ihm bringen soll; das Problem der Aufgabe und Erwartungseinstellung ist daher für die Mehrzahl der Kranken schon in ganz bestimmtem Sinne fest, ehe sie in Behandlung eintreten. Raimann hat vor Jahren gerade diesen Punkt für Wiener Lokalverhältnisse betont, und jetzt ist die Kenntnis der Psychoanalyse so allgemein, dass sogar in abliegenden Kleinstädten vom Publikum gefragt wird, ob dieser oder jener Nervenarzt auch „die neue Methode“ ausübe. „Psychotherapie“, vor wenig Jahrzehnten noch selbst den meisten Nervenärzten eine fragwürdige Erscheinung, ist jetzt in weiten Schichten des Laienpublikums etwas bekanntes, „wissenschaftliches“; unzählige Laienbroschüren tragen allgemein — verworrene oder schematisch — dürftige Seelenheilungsmethoden zu Markte. Man kann jetzt seelisch krank sein und mit Aerzten darüber sprechen, ohne verlacht oder in die Irrenanstalt gewiesen zu werden. An den Früchten dieser allgemeinen Aufklärung nimmt auch die Psychoanalyse teil; kann man doch in gewissen Kreisen den Wunsch nach Psychotherapie, besonders nach Psychoanalyse schon als Modeerscheinung bezeichnen.

Und wie nimmt die Psychoanalyse den Kranken auf? Zunächst mindestens al pari. Jede Angabe, jede Phantasie ist wertvoll. Alles wird völlig ernst genommen und muss ernst, wichtig und vollgültig genommen werden. Denn es gilt die „Vorstellungen“, ihre Verbindungen und die Triebverschränkungen dahinter und darunter zu erkennen; es



gilt zu analysieren. Darin liegt für den Analysierten eine mehrfache Befreiung und Erlösung; er wird genommen, wie er sich fühlt. Denn von einer Willens- oder Urteilsbeeinflussung ist offiziell nicht die Rede, im Gegenteil! Eine solche „grobe" Beeinflussung wird der konsequente Analytiker als seiner Arbeit fremd und störend ablehnen; und sieht dabei oft nicht genug, dass die Prämissen seiner Arbeit die allerintensivste Beeinflussung enthalten. Er lehrt den Kranken, analytische Kausalität in seiner eigenen Psyche sehen; er führt ihn in eine Welt des unbeschränkt erkennbaren Determinismus.

So erlebt der Kranke im Gegensatze zu unverständlichem Pädagogisieren und Moralisieren vorerst die Erlösung, als Wesen an und für sich genommen zu werden; eine Erlösung, die ihm ja jede andere vorurteilslose ärztliche Beratung auch gewährt; aber in der Analyse steigert sich das Erlebnis. Was dem Kranken einfach, was ihm Teil seiner Persönlichkeit schien, wird nun zum Produkt dunkeler, überaus lebens- und affektreicher, vernunftloser Strebungen. Immer wieder wird er durch die Analyse darauf hingewiesen, dass bewusstes Arbeiten gegen die Symptome vergebliches Anstürmen gegen heimtückische Uebermacht ist; ja er sieht beim rückschauenden Durchblättern seiner Erinnerungsbilder direktere psychotherapeutische Versuche als „psychische Traumen" aufsteigen und erkennt hinter der Maske des einst einflussreichen Arztes die schemenhaften und doch magisch bannenden Züge seiner „Imago". Aus dämonischen Urtypen sieht er sein eigenes Bild aufschiessen; Bild oder Zerrbild. Wozu kämpfen? Warum sich mühen? Lieber erst die Dämmerungsmächte in sich selbst klar sehen, wenn auch jenseits von Gut und Böse. Eine Erlösung, aber eine unendlich gefährliche, nicht ethisch, sondern charakterologisch.

Allerdings ist die Gefahr praktisch so gross nicht; denn der Kranke sieht den Arzt und Meister arbeiten; er lebt mit in der vernünftigen Sachlichkeit einer rein theoretischen Deterministik und hat in dem Arzte und seiner Leistung ein Gegengift gegen die Unzulänglichkeit dieser Auffassung. Er ist ja auch nicht gekommen, um ein Theoretikum zu hören, sondern um gesund — wenigstens behandelt — zu werden; sein Arzt, der ihm die schauerlichen Tiefen seiner Persönlichkeit erschliesst, hat ja so viel schon damit geholfen! Ebensoviel psychologische Fehlerquellen, wie praktische Hilfen! Umsomehr als die Gefolgschaft der Psychoanalyse viel moralischen Mut erfordert und viel Verbitterung und Isoliertheitsgefühl setzt. „Wir" und „die Anderen", „die Schule". Dieser sektenhafte Zug, den Hoche in seinen bekannten Ausführungen so energisch unterstrich, prägt sich unweigerlich aus; ein wenig — zum Teil nicht unberechtigtes — Märtyrerbewusstsein. Durchschnittsnaturen unter den Aerzten werden in Deutschland diesen Weg nicht gehen.



Welche sensibele Psychopathenseele wird das nicht sofort empfinden? Ohne irgend ein Wort, irgend eine allzudeutliche Gebärde doch bis ins letzte erleben, dass hier ein Verkünder und Idealist vor ihr wirkt und mit ihr arbeitet? Bei der unendlichen Bildsamkeit und Ahnungstiefe vieler psychopathischer Persönlichkeiten können dadurch Saiten ins klingen kommen, die den einfachsten (und verkehrtesten) Reden tiefe Nachwirkungen schaffen. Die Szene wird nicht zum Tribunal, wohl aber zum Tempel. Glauben wirkt auf Glaube, Hingabe des Arztes an die Sache und den genialen Führer wirkt Hingabe an den Arzt und den treuen Verteidiger. Diese Wirkungen dürfen aber strenggenommen nicht als „suggestiv" bezeichnet werden; es sind — nicht erotisch — affektive Mechanismen.

So gewinnt die „Uebertragung" bei genauer Betrachtung sehr an Wurzelgebiet; denn es ist mit ihr bestellt, wie mit den meisten psychoanalytischen Feststellungen: dass eine unbezweifelbare seelische Verbindung erfühlt, gezeigt und ganz einseitig aufgedeutet wird.

Darum sei hier von jeder Erörterung einer „Uebertragung" im Sinne Freuds abgesehen und auf eine weitere Nebenwurzel hingewiesen. Der Kranke erlebt die Erlösung als „er selbst" genommen zu werden, die Erlösung psychologisch — schlichter, der Welt des Wertens bewusst und absichtlich entrückter Auffassung. Wird er selbst in den meisten Fällen dafür reif sein? Wer diesen Weg — im allgemeineren Sinne als die Psychoanalyse — und seine anfängliche Steilheit und Eiseskälte — kennt, wird unbedingt sagen: Nein, nicht nur „überträgt" der Kranke „libido" auf den Arzt und umgekehrt — dies dürfte nur eine etwas speziell dynamische Formulierung für die Tatsache sein, dass zwischen Sympathie, Freundschaft und Erotik nirgends im Leben scharfe Grenzen sind —, sondern als in den meisten Fällen naiverer, „unpsychologischer" Mensch wird er das auf ihn und seine Person gerichtete Interesse, die ihm und seinen Seelenvorgängen gewidmete Arbeit in dem Sinne persönlich nehmen, dass er sich selbst überbewertet. Kann doch ein Arzt von dem Scharfblicke und Tiefsinn, wie der seine, Wochen, Monate, ja Jahre an ihm arbeiten, bringt doch fast jede Sitzung neue überwältigende Einblicke in die Unendlichkeit der eigenen Seelenwelt. Nicht nur im Sinne des „interessanten Falles". Ein sehr bekannter Spezial-Spezialist für sexuelle Anomalien suggeriert bekanntlich seinen Perversen, dass sie eigentlich eine höhere species homo sapiens seien, bewusst und mit oft gutem Erfolge bei Deprimierten und Verzweifelten; ähnliches schafft, ohne es zu wissen, oft der Analytiker. Und eben, weil er es indirekt schafft, um so eindrücklicher und nachhaltiger. Ueber die bei den meisten Psychopathen besonders krasse Egozentrizität und primitive Eitelkeit der Durchschnittspsyche aber braucht hier kein Wort verloren zu werden.

Das Beispiel des Arztes als Arbeiter und Lehrer wurde schon bei Erwähnung der Gefahr deterministischer Missverständnisse erwähnt; von ganz bedeutendem Einflusse ist noch der unmittelbare Eindruck des erlöst über den Affekten schwebenden, verständnisvoll, doch oft etwas ironisch blickenden Beraters. Er ist für die Psychoanalyse nicht charakteristisch, aber bei einer so in allen Affektabgründen wühlenden Behandlungsweise von ganz besonders tiefer Wirkung. Denn das erkennen Feinde und Freunde ebenso an, wie Neutrale, dass eine regelrechte Psychoanalyse eben ihrer affektiven Tiefgänge wegen eine ungemein eingreifende Behandlung darstellt. Dabei ist aber nicht nur die doppelt günstige Beleuchtung des abgeklärten Arztes von Belang; so sind ferner Beziehungen zur Beichte usw. banal und oft dargelegt, namentlich auch die schonungslose Erörterung intimster Dinge.

Das führt vom rein psychologischen Beobachten der allgemeinen mensch-zu-menschlichen Beziehungen, der „Uebertragung" Freuds in der Analyse zu den Inhalten seiner Lehre, und hier ist bisher ein Gesichtspunkt etwas stiefmütterlich behandelt: die Gewöhnung in ihrer besonderen Form bei der Psychoanalyse.

Drei grundlegend wichtige Gewöhnungsvorgänge sollen noch kurz aufgezeigt werden, die psychoanalytisches Arbeiten ungemein fördern, ohne richtige Würdigung gefunden zu haben. Die erste, wichtigste ist die Gewöhnung des Kranken daran, sich seinen Symptomen gegenüber psychoanalytisch d. h. reflektierend einzustellen. Was damit bei allerlei psychoneurotischen Ausnahmezuständen geleistet werden kann, z. B. bei Zwangsdenken, ist einleuchtend; dem Kranken wird ein Weg gezeigt, sein „ich" dem Symptom, dem pathologischen Ergebnis gegenüber zu behaupten, und in der Tat kann in der Erziehung solcher Kranker zu möglichst objektiver Selbstbeobachtung im Anfall ein ganz hervorragendes Hilfsmittel gesehen werden, ein Hilfsmittel, das selbstverständlich in keiner Weise ein Reservat der Psychoanalyse ist, von ihr aber ungenannt in weitestem Maße verwendet wird. Ist doch die „Selbstbeobachtung" fast immer, auch bei Geschultesten, ein reflektierendes Rückblicken, bildlich gesprochen eine Vivisektion. Et fiat experimentum in corpore vili! Kein psychisches Erleben erträgt den Medusenblick der Selbstbeobachtung; denn sie fordert Abstraktion. Und leistet so als Ablenkung, wie ich schon 1909 betonte, ganz Ausgezeichnetes, so paradox es auf den ersten Blick aussieht, einen Kranken „durch Selbstbeobachtung abzulenken". Bei der Psychoanalyse geschieht das ganz besonders auch dadurch, dass der analysierte Kranke systematisch zum „freien Assoziieren" erzogen wird, das eine bewusste, aufgabemässige Aenderung des Vorstellungsablaufes darstellt;



so ist die Uebung veränderter Einstellung zugleich eine psychische Gymnastik, eine Willenstherapie von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Die zweite, weniger bedeutsame aber der Psychoanalyse durch ihre Theorie mehr eigentümliche Gewöhnung ist die an die analytisch gebotenen Inhalte; das stete ruhige und nüchterne Breittreten der für erregbare Gemüter aufreizendsten, schauerlichsten und geheimnisvollsten Fragen kann zu einer gewissen Sensationsverminderung und Abstumpfung führen; wessen Inneres bis zum Rande voll von Dingen ist, die er fürchtet und ersehnt, verabscheut und begehrt, die ihm Wonne und Ekel, Entzücken und Schauder zugleich einflössen, so dass er nicht wagt, diese Gedankengänge zu gehen, der mag lediglich durch ihre dauernde sachliche Erörterung befreit werden, gleichgültig, welchem logischen Ziele diese Erörterungen zustreben.

Wichtiger scheint die dritte Gewöhnung, die an eigene Erlebnisse und ihre Erinnerung: in dieser Gewöhnung liegt ein gut Teil der psychokathartischen Wirkung, die im „Abreagieren" bei weitem nicht erschöpft ist und namentlich wohl nie voraussetzungslos erfolgt, sodass selbst ihr Hauptvertreter, L. Frank, die Möglichkeit „suggestiver" Einflüsse stets offen lässt.

Gewöhnung, Ablenkung, Uebung, Willenstherapie . . . es klingt so prosaisch und alltäglich neben „masochistisch-homosexueller Uebertragung" oder „Vater-Imago"! Und damit ist noch ein letzter Punkt berührt, die eigenartige Mischung von Esprit und Schematismus. Die Psychoanalyse ist durch stete Ablehnung aller „rationalen" Zusammenhänge, denen wohl im Leitfaden oder Handbuch der Psychologie ein Ehrenplatz gegönnt, aber keine Anwendung für Neurosensymptome und Therapie gestattet wird, stets überraschend, kapriziös und unterhaltend. Der Kranke erlebt stets neue erstaunliche Einblicke und Wendungen und „schichtweise tiefer dringend" kann er praktisch ins Unendliche geführt werden; bei all dieser Bizarrerie aber erscheint das Gesamtlehr- und behandlungsgebäude nur immer einheitlicher und monumentaler.

So darf es den objektiven Beurteiler nicht wundern, wenn Arzt und Kranker mit einer Behandlung voll zufrieden sind, deren Wirksamkeit fast ohne irgend näheres Eingehen auf die vertretenen Lehren selbst, psychologisch voll verständlich ist; wieviel geniale Intention und künstlerisches Einfühlen aber noch ausserdem trotz aller Schwächen in den Lehren Freuds steckt, soll und braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden.



Sitzungsberichte.

Psychologische Gesellschaft zu Berlin.

Winterhalbjahr 1913.

Donnerstag, den 6. November 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Der Vorsitzende teilt mit, dass der Vorstand der Psychologischen Gesellschaft beschlossen hat, ein Preisausschreiben zu veranstalten. Nach längeren Verhandlungen im Vorstand sowohl wie mit berufenen Fachmännern ausserhalb der Gesellschaft habe man sich entschlossen, als Thema „Beziehungen zwischen der intellektuellen und moralischen Entwicklung Jugendlicher" zu wählen. Als Ablieferungstermin ist der 1. Juni 1915[1]) festgesetzt worden. Die Arbeiten müssen bis zu diesem Tage bei dem Vorsitzenden der Gesellschaft, Herrn San.-Rat. Dr. Albert Moll, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 45 abgeliefert sein; Schreibmaschinenschrift wird gefordert. Der ausgesetzte Preis beträgt 750 Mark. Eine Verteilung der Summe auf mehrere Arbeiten ist zulässig. Die Psychologische Gesellschaft hat das Recht, die Arbeit oder die Arbeiten, denen ein Preis zuer kannt ist, in ihr Eigentum übergehen zu lassen und in ihren Gesellschaftsschriften zu publizieren. Alle Anfragen sind an Herrn San.-Rat Dr. Moll zu richten. Um die Anonymität zu wahren, sollen die Arbeiten an der Spitze ein Stichwort enthalten, dieses Stichwort soll mit der genauen Adresse des Bearbeiters in einem versiegelten Umschlag der Arbeit beigefügt werden. Preisrichter sind die Herren Prof. Dr. Meumann[2]) in Hamburg, San.-Rat Dr. Moll in Berlin und Prof. Dr. William Stern in Breslau. Die Preisverteilung findet nach Mehrheitsbeschluss statt, doch steht in besonderen Fällen jedem Preisrichter ein Vetorecht zu.

Unter Jugendlichen sind nicht nur junge Leute von 14 bis 18 oder 20 Jahren, d. h. solche jenseits des eigentlichen Kindesalters, zu verstehen; es ist vielmehr das eigentliche Kindheitsalter eingeschlossen. Es ist auch statthaft, bei sonst fehlendem Untersuchungsmaterial die Untersuchungen ausschliesslich bei Kindern bis zu 14 Jahren vorzunehmen. Immerhin wäre es wünschenswert, dass auch die der eigentlichen Kindheit folgenden Jahre berücksichtigt werden.

Was die Methoden der Untersuchung betrifft, so werden bestimmte Vorschriften über die Wahl der Methode nicht gemacht. Um den Grad der intellektuellen Entwicklung festzustellen, sei auf folgendes hingewiesen: Es wird sich empfehlen, verschiedene Methoden anzuwenden, besonders sich nicht auf die Prüfung einer einzigen intellektuellen Fähigkeit, z. B. die Kombinationsmethode oder die Ebbinghaussche Ergänzungsmethode zu beschränken, weil sonst die Gefahr vorliegt, dass die Prüfung der intellektuellen Entwicklung einseitig wird.

Auch die Prüfung der moralischen Entwicklung soll nach möglichst mannigfaltigen Methoden erfolgen. Wünschenswert ist es, sich nicht nur auf die Beantwortung von Fragen zu stützen, die dem Kinde vorgelegt werden, obwohl die Fragemethode berücksichtigt werden kann. Es ist zu empfehlen, wenn möglich auch Beobachtungen über die objektive Handlungsweise des

[1]) Mit Rücksicht auf den Ausbruch des Krieges musste der Termin auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben werden, da es selbstverständlich Pflicht war, den Kriegsteilnehmern die Beteiligung an der Preisaufgabe nicht unmöglich zu machen.

[2]) Leider ist Herr Prof. Dr. Meumann unterdessen gestorben. Da ein Termin für die Ablieferung der Preisarbeiten mit Rücksicht auf den Krieg noch nicht festgesetzt werden konnte, ist anstelle dieses verdienstvollen Pädagogen und Psychologen noch keine Zuwahl erfolgt.

Jugendlichen und über das gesamte Benehmen der Kinder bei der Prüfung zu sammeln und zu verarbeiten; doch muss es dem Bearbeiter überlassen bleiben, nach den zur Verfügung stehenden Untersuchungsmöglichkeiten die Methoden zu bestimmen. Im ganzen hat die Prüfung der moralischen Entwicklung sich möglichst zu erstrecken auf die sittlichen Gefühlsreaktionen, die sittlichen Urteile (die sittliche Einsicht), das sittliche Wollen und wenn möglich das sittliche Handeln des Jugendlichen.

Selbstverständlich ist eine Untersuchung normaler Jugendlicher erwünscht; es sind höchstens zu Vergleichszwecken Befunde von abnormen und kriminellen Jugendlichen anzureihen.

Nachdem diese die Preisaufgabe betr. Einzelheiten mitgeteilt waren, sprach Herr Dr. **Albert Hellwig** zur Psychologie kinematographischer Vorführungen. Der Kinematograph, dieses Göttergeschenk der modernen Technik — so etwa führte der Vortragende aus — habe in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Pädagogen, der Techniker, der Juristen, der Theologen, der Aerzte usw. in hohem Grade erregt. Auch von psychologischer Seite habe man sich mit vereinzelten Fragen bisher beschäftigt, die durch die kinematographischen Vorführungen aufgeworfen würden; doch sei noch niemals der Versuch gemacht worden, die kinematographischen Vorführungen und die Probleme, welche sich aus ihren Entwicklungsmöglichkeiten sowie aus ihrer heutigen Gestaltung ergäben, einheitlich vom psychologischen Standpunkt aus zu betrachten. Ohne darauf Anspruch zu machen, das gestellte Thema erschöpfend zu behandeln, wolle er den Versuch machen, die Kinematographenfrage vom psychologischen Gesichtspunkte aus zu betrachten.

Wenn man bedenke, dass der kinematographische Film aus einer grossen Zahl nacheinander aufgenommener photographischer Einzelaufnahmen einer Handlung oder eines Vorganges bestehe, dass diese einzelnen Aufnahmen selbstverständlich jedesmal nur ein einziges Moment der Bewegung fixieren könnten, dass die einzelnen Bilder des Films also Zustandsbilder und nicht Handlungs- oder Vorgangsbilder seien, so ergäbe sich zunächst die Frage, wie es vom psychologischen Standpunkte aus zu erklären sei, dass die kinematographische Vorführung trotzdem in den Zuschauern die Illusion hervorrufe, dass sie das Bild einer Handlung, eines Vorganges sähen und nicht nur eine Serie aufeinander folgender Zustandsbilder. Es handle sich dabei nicht etwa, wie man früher angenommen habe, um einen rein physiologischen Vorgang, nämlich um eine Verschmelzung des dem Reize folgenden Nachbildes mit dem neuen Bild, sondern um ein psychologisches Problem, das identisch mit dem sei, wie es überhaupt möglich sei, dass wir Vorgänge sähen.

Als Hauptproblem seines Vortrages bezeichnete der Vortragende aber die Untersuchung des spezifischen Einflusses kinematographischer Vorführungen auf die Zuschauer. An Hand der italienischen Literatur wurde gezeigt, dass kinematographische Vorführungen auch bei geistig gesunden normalen Menschen zu Gehörs-, Geruchs- und Gefühlshalluzinationen und auch zu Illusionen Anlass geben, dass der Eindruck kinematographischer Vorführungen aufregenden Inhalts auf prädisponierte Jugendliche sowie auf nervöse und hysterische Erwachsene so stark sei, dass sie den Ausbruch akuter geistiger Störungen veranlassen könnten.

In ausführlicher Weise schilderte dann der Vortragende, der sich selbst eingehend mit der Frage der Schundfilms literarisch auseinandergesetzt hat, in welcher verhängnisvollen Weise die Schundfilms das Vorstellungsleben und Gefühlsleben der Zuschauer beeinflussen, wie ausserordentlich nachhaltig die sozialgefährlichen Willensimpulse sind, welche sie geben. Er betonte allerdings, dass durch eine scharfe Filmzensur diese Gefahren zum grössten Teil ferngehalten würden. Hervorgehoben mag werden, dass der Vortragende aus allgemeinen psychologischen Erwägungen mit Nachdruck dafür eintrat, dass insbesondere die kriminellen Schundfilms mittelbar und unmittelbar die Kriminalität ungünstig beeinflussen, dass er aber vor Uebertreibungen warnte und

auf Grund seiner aktenmässigen Nachprüfung von Fällen, die bisher als beweiskräftig angesehen wurden, auf die ausserordentlichen Schwierigkeiten hinwies, welche sich der einwandfreien Feststellung eines derartigen ursächlichen Zusammenhangs in konkreten Fällen ergäben. Nur in einem Falle, den der Vortragende auf Grund der Akten schilderte, glaubt er mit hinreichender Wahrscheinlichkeit einen derartigen Nachweis erbracht zu haben.

Des weiteren suchte der Vortragende in auschaulicher Weise darzulegen, dass und weshalb die Suggestivwirkung krimineller Schundfilms weit nachhaltiger wirke als die Lektüre von Märchen mit kriminellem Einschlag, von guten Romanen mit kriminellem Hintergrund, ja selbst von krimineller Schundliteratur, weshalb auch die Schilderung verbrecherischer Handlungen in Bildern oder stehenden Lichtbildern, ja selbst ihre Wiedergabe bei Theateraufführungen an Intensivität des Einflusses hinter der der kriminellen Schundfilms weit zurückbleibe.

Zum Schluss zog der Vortragende die Folgerungen, die sich aus der von ihm konstatierten intensiven Wirkung kinematographischer Vorführungen ergeben: Man müsse die Schundfilms nachdrücklich bekämpfen, insbesondere auch durch eine sachgemässe Reichsfilmzensur, andererseits aber durch Unterstützung einwandfreier kinematographischer Vorführungen, durch Nutzbarmachung des Kinematographen für Unterrichts- und Volksbildungszwecke, ja auch durch Gründung städtischer Kinemathographentheater die nachhaltige Wirkung der kinomatographischen Vorführung im Interesse des Gemeinwesens ausnützen.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Möller, Dr. Schneickert, Dr. Neumann, Dr. Gumpert. Das Schlusswort hat Herr Dr. Hellwig.

Donnerstag, den 20. November 1913.

Vorsitzender: anfangs Herr **Moll,** später Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Major** spricht über Charakterfehler und Geisteskrankheit. An der Aussprache nehmen teil die Herren Rektor Ruthe, Dr. Baerwald und Herr Major.

Donnerstag, den 4. Dezember 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. Paul **Seelig** spricht über das Thema Aus der amerikanischen Jugendfürsorge. Der Vortragende hat im Herbst vergangenen Jahres verschiedene der Vereinigten Staaten von Amerika besucht. Er berichtet über die gewonnenen Eindrücke beim Studium der Probleme und Einrichtungen, die sich mit der Fürsorge für die misshandelte, verwahrloste und kriminelle Jugend befassen. Es ist dies ein Gebiet, auf dem er selbst hier seit einem Jahrzehnt als Arzt tätig ist.

Neben England sind es die Vereinigten Staaten von Amerika gewesen, von denen vielfach Anregungen für die Jugendgerichtsbarkeit und die neuen Gesetzesentwürfe zur Behandlung der straffälligen Jugend nach Deutschland überkommen sind. Da die einzelnen Staaten der Union bezüglich der Gesetze und sozialer Einrichtungen ziemlich unabhängig voneinander sind, so wird die Jugendfürsorge nicht überall in gleicher Weise gehandhabt. Immerhin sind einige Grundsätze auf diesem Gebiete, jetzt fast allerorten durchgeführt.

Um zu verstehen, weshalb gerade in Amerika diese Bewegung so grosszügig eingesetzt und sich in vielen Beziehungen musterhaft entwickelt hat, muss man zunächst die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen versuchen.

1) Der Vortrag ist in dieser Zeitschrift 6. Band, 2. Heft erschienen.

Vieles wäre gar nicht ohne die eigenartige amerikanische Gerichtsbarkeit möglich gewesen; ferner sind viele der Anstalten und Organisationen, die bei uns staatliche sind oder wären, dort private Stiftungen oder Vereine. Diese boten die Möglichkeit, manche Ideen aus der Theorie schnell in die Praxis umzustetzen. Vor allem ist es aber die Art der Volksvermehrung, die die Jugendfürsorge zu einer Lebensfrage für die Amerikaner gemacht hat: So ist in einzelnen Staaten die Zahl der Eingewanderten höher als die der Geburten. Und gerade die Kinder der frisch Zugewanderten sind es, die häufig aus äusseren sowohl, wie aus inneren Gründen Gegenstand der Fürsorge werden.

Der Erzielung eines gesunden und kraftvollen Nachwuchses wird in allen Lebensabschnitten Interesse dargebracht. Die Gesellschaft für geistige Hygiene macht Propaganda für die Frage: Wie erreicht man, dass gesunde Gehirne geboren und erzogen werden? Diese Gesellschaft fordert unter vielem anderen auf dem Gebiete der Eugenik eine durchgreifende Fürsorge für die Schwachsinnigen, insbesondere um zu verhindern, dass sie sich verheiraten und vermehren. Es wird berechnet, dass die aufgewandten Kosten sich reichlich lohnen.

Auch das Problem der chirurgischen Sterilisation aus rassenhygienischen Gründen ist in der Union akut. Obwohl dieser Eingriff in einigen Staaten gesetztlich erlaubt ist, scheint die Durchführung noch auf Bedenken zu stossen.

In den verschiedenen Stadien, in denen die Jugend der öffentlichen oder privaten Fürsorge bedürftig wird, gibt es markante Einrichtungen. Hervorragendes leisten die Kinderschutzgesellschaften. Sie befassen sich mit dem Schutz vor Misshandlung und Verwahrlosung; sie leisten aber auch den Jugendgerichten eine unentbehrliche Hilfe. Rühmenswert sind die grossen Detentionshäuser, die in vielen Großstädten zum Teil von diesen Gesellschaften errichtet sind. Diese Häuser dienen als Unterkunft für Jugendliche, die aus irgend einem Grunde einer solchen bedürfen. Sie machen auch die Polizei- und Untersuchungshaft überflüssig, dabei bieten sie Gelegenheit, die persönlichen Verhältnisse der Kinder praktisch und wissenschaftlich zu studieren. Psychologen, Soziologen und Aerzte widmen sich dieser Arbeit. Ausserdem wird der Unterricht und die Besserungsarbeit sofort aufgenommen.

Jugendliche, die mit dem Gesetze in Konflikt geraten sind, werden vor dem Jugendgericht abgeurteilt. Die meisten — an manchen Orten bis 90% — werden zunächst unter Schutzaufsicht gestellt (Probation). In dieser Bewährungszeit werden sie von Probation-Officers kontrolliert. Hält der Jugendrichter die Unterbringung für erforderlich, so kann er die Anstalt auswählen, die er für die geeignete hält. Dabei wird die Höchstdauer der Ueberweisung ausgesprochen.

Eine frühere Entlassung ist nach den Satzungen der einzelnen Anstalten geregelt. Sie geschieht on parole und muss verdient sein. Die bedingt Entlassenen werden durch Parole-Officers kontrolliert, und zwar geschieht dies unter grösster Rücksichtnahme auf die jungen Leute, z. B. Abendrapporte. Rückfällige kommen wieder in dieselbe oder eine andere Anstalt.

Fast jede Anstalt hat ihren besonderen Charakter. Im allgemeinen dienen für Jugendliche, die zurzeit ihrer Einweisung über 16 Jahre alt sind, die Reformgefängnisse, für solche unter 16 Jahren die Jugendasyle (Kinderdörfer). In diesen werden die Zöglinge in einzelne Häuser und Gruppen sog. Familien verteilt, ein ursprünglich deutscher Gedanke.

Von den Reformgefängnissen hat das in Elmira eine gewisse Berühmtheit erlangt. In ihm ist der militärische Drill, die Berufsausbildung und das Verdienstsystem besonders ausgebildet. Bedeutungsvoll ist auch die George-Junior-Republic, die eine Kinderrepublik nach dem Muster der Grossen darstellt, weil in ihr das Prinzip der Selbstregierung und der staatsbürgerlichen Erziehung in grösster Vollendung durchgeführt ist.

Manches lässt sich in Amerika lernen. Manche der amerikanischen Einrichtungen sind schon zu uns gelangt, andere sind auf dem Wege. Dabei darf

nicht vergessen werden, dass einzelne der pädagogischen Gedanken deutschen Ursprungs sind, die gewissermassen drüben ausgestaltet oder grosszügig ausprobiert worden sind. Es wäre unsinnig, wahllos Einzelheiten überpflanzen zu wollen, da vielfach die Voraussetzungen und Sitten verschieden sind. Aber manche Grundfragen der Jugendfürsorge sind international.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Marx, Dr. Mittenzweig, das Schlusswort hat Herr Dr. Seelig.

Donnerstag, den 18. Dezember 1913.

Vorsitzender: Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Aronsohn** spricht über das Thema: Der psychologische Ursprung des Stotterns. An der Aussprache nehmen teil die Herren Fürst, Direktor Zelle, Dr. Baerwald, Frau Sophie Wolff, Professor Gramzow, Pastor Berendt, Frau Rappaport, Herr Gericke, Dr. Aronsohn.

Donnerstag, den 8. Januar 1914.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Der Vorsitzende widmet zwei verstorbenen Mitgliedern, Herrn Dr. Jon Lehmann und Dr. Wagner Nachrufe.

Herr Professor **Johannes Dück** aus Innsbruck spricht über die Ergebnisse seiner wirtschafts-psychologischen Versuche. Nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick führt er folgendes aus: Eine sorgfältige Auslese bei der Berufswahl liegt sowohl im Interesse des Arbeitnehmers wie in dem des Arbeitgebers. Zwar findet stets eine gewisse Anpassung und Selbstkorrektur statt, aber das ist mit unverantwortlicher Energievergeudung verbunden. Die Abgangszeugnisse, die nichts anderes als ein Urteil über die praktische Verwendbarkeit darstellen, enthalten gar nichts über die psychischen Bedingungen, unter denen die Schulleistungen zustande gekommen sind, ja gewöhnlich ist der Betreffende selbst über seine psychische Eigenart ganz im unklaren. Eine ergänzende Untersuchung über die verschiedenen Arten des Gedächtnisses, der Aufmerksamkeit, des Interessengebietes, des Arbeitsrhytmus, der Willensreaktion und der Suggestibilität wird also schon eine bessere Sichtung ergeben, die natürlich je nach Bedarf noch feiner und spezieller durchgeführt werden kann. Der Vortragende zeigt an der Hand einer Reihe von Tabellen, dass seine Versuche ein individuell recht verschiedenes Bild von der psychischen Eigenart seiner V.-P. ergaben; dass dabei auch die beiden Geschlechter interessante Unterschiede zutage treten liessen, ist für die praktische Verwendung von Bedeutung. Prof. Dück schloss mit dem Wunsch, es möchten sich weitere Kreise für diese das Volkswohl betr. Fragen interessieren, damit vielleicht im Anschluss an eine Hochschule, ein Institut als Brennpunkt für derartige Untersuchungen nur zur Heranbildung von Wirtschaftspsychologen entstehe.

An der Aussprache nehmen teil die Herren Dr. Gumpertz, Dr. Franz Oppenheimer, Dr. Kronfeld und Professor Dück.

Donnerstag, den 22. Januar 1914.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Fräulein **Kati Lotz** spricht über Farbenhören. Der Vortrag wird in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden. An der Aussprache nehmen teil Fräulein Dr. Stelzner, Dr. Hennig, Dr. Hohenemser, Dr. Marx, Martens, das Schlusswort hat Fräulein Lotz.



Donnerstag, den 5. Februar 1914.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Rektor **Paul Ruthe** spricht zur Psychologie der Mathematik. Von allen Wissenschaften hat die Mathematik am meisten das Ideal eines lückenlosen Systems von Wahrheiten, die auf wenige Axiome zurückführbar sind, zu erreichen gesucht und zum Teil auch erreicht. Eindeutige Definitionen und zweifelsfreie Beweise geben ihr das bestimmte Gepräge und grenzen sie scharf ab von der Philosophie, mit der sie wegen ihrer Neigung zum Abstrakten manche Züge gemeinsam hat. Eine ganze Reihe von Forschern (Descartes, Leibniz, d'Alembert, Poincaré u. a.) hat sich in beiden Wissenschaften hervorragend betätigt. Ihr eigentliches Leben und ihre überaus grosse kulturelle Bedeutung gewinnt die Mathematik keineswegs durch das Kontrollsystem der formalen Logik, sondern durch Induktion und Intuition. Die Denkvorgänge der Mathematik haben es nicht mit reellen Objekten, sondern mit idealen Gegenständen, selbsterzeugten Vorstellungsgebilden zu tun (Fiktionismus). Die kinderpsychologisch orientierte mathematische Didaktik empfiehlt für den progädeutischen Unterricht allerdings, „natürliche Geometrie" unter voller Bewertung der Anschauung zu treiben. Der Analogieschluss, die konstruktive Phantasie und ein gewisser mathematischer Instinkt sind die Komponenten mathematischer Produktion, und zwar nicht bloss im grossen, bei den Pfadfindern unserer Wissenschaft, sondern auch im kleinen, bei der Lösung mathematischer Schüleraufgaben, ja sogar beim blossen Verstehen mathematischer Gedankenfolgen. Die Grenzen zwischen rezeptivem und spontanem Geistesleben fliessen hier ineinander. Die typische Arbeitsweise der Mathematik wurde durch ausführliche Analyse eines geometrischen und eines zahlentheoretischen Beispiels auseinander gesetzt. Der Vortragende zeigte hier, dass zu der schon besprochenen innigen Durchdringung von Anschauung und Logik eine ausserordentlich intensive Konzentrationsfähigkeit und ein nie erlahmendes Interesse hinzukommen müssen, damit das Ringen mit mathematischen Problemen schliesslich zum Siege führt. Die Arbeit von P. J. Möbius: „Ueber die Anlage zur Mathematik" veranlasste den Vortragenden, zum Begabungsproblem, zur Frage der äusserlichen Erkennbarkeit des mathematischen Talentes und zu dem Thema: „Die Mathematik und die Frauen" Stellung zu nehmen. In einer Gegenüberstellung des Mathematikers, des Philosophen und des Schachspielers wurden die wesentlichsten Züge ihrer seelischen Eigenart entwickelt, wobei sich wichtige Unterschiede in den Aufmerksamkeitsprozessen sowie interessante Beziehungen hinsichtlich der Sinnestypen, der Sprache und der Interessensphäre ergaben. Der Vortragende schloss mit einem Hinweis auf die Beziehungen zwischen Rechnen und Mathematik, auf die Amathematiker und mit einem Ausblick auf die mathematische Didaktik.

Donnerstag, den 19. Februar 1914.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Friedrich Leppmann** spricht über Kindliche Vaganten. Der natürliche Spieltrieb des Kindes wird durch den Zwang der Schule und der Häuslichkeit auf ein um so geringeres Mass heruntergedrückt, je ungünstiger die Wohnungsverhältnisse sind, und je grössere Pflichten dem Kinde aufgebürdet werden. Es ist leicht zu verstehen, dass Kinder überaus häufig versuchen, diese Fesseln zu lockern. Nicht ganz selten aber erreicht der Hang der Kinder, sich der Schule und der Häuslichkeit zu entziehen, solche Grade, dass man von einem kindlichen Vagantentum reden kann. Beispielsweise hatte die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge in den Jahren 1908 und 1909 mit 120 bis 130 Fällen von Herumtreiben und Vagabundentum Jugendlicher zu tun.

Aus dem Material dieser Zentrale stammen auch die Fälle, an denen

der Vortragende seine Studien machen konnte (etwa 75). Sie sind insofern einseitig ausgewählt, als es sich immer um Kinder handelte, bei denen der zuständigen Fürsorgedame Bedenken über den Geisteszustand der Kinder gekommen waren und infolgedessen eine psychiatrische Untersuchung angeordnet wurde. Gleichwohl lassen die untersuchten Fälle nicht nur die Eigenart desjenigen Bruchteils der kindlichen Vaganten erkennen, bei denen krankhafte Züge nachzuweisen sind, sondern auch die äusseren Bedingungen, die dieses Vagantentum begünstigen.

Allgemein lässt sich sagen, dass die Großstadtkinder nicht genügend Gelegenheit und zum Teil nicht einmal genügend Zeit haben, in ungefährlicher Weise ihrem natürlichen gesunden Spieltrieb zu genügen. Das richtige Sichaustoben in geeigneter Umgebung ist äusserst erschwert, während andrerseits eine Ablenkung der kindlichen Genußsucht auf unerwünschte Bahnen durch Verlockungen verschiedener Art gefördert wird. Es ist nicht ausgeschlossen, dass, wie dies von erfahrener Seite vermutet wurde, grade manche kräftige Naturen sich derjenigen Zucht, die eine übermässige Beschränkung des Spieltriebs fordert, besonders schwer fügen und sie auch gelegentlich durchbrechen. Andrerseits ergibt sich das Herumtreiben mehr oder weniger selbstverständlich, wenn eine häusliche Erziehung in ungenügendem Maße durchgeführt wird. In dieser Richtung ist es bedeutsam, dass unter dem Material des Vortragenden nicht weniger als 13 unehelich geborene und ausserdem noch 8 Kinder sind, bei denen der Vater oder die Mutter geisteskrank sind. Dazu kommen dann eine Anzahl solcher, bei denen die Väter verwitwet, die Mütter Witwen oder eheverlassen sind, und besonders diejenigen Fälle, in denen beide Eltern tagsüber auf Arbeit vom Hause fort, die Kinder infolgedessen sich selbst überlassen sind. Um zu beurteilen, wie viele von den vagierenden Kindern unter Erziehungsmängeln zu leiden haben, lässt sich auch die Tatsache heran ziehen, dass von den ehelich geborenen 14 Trinker zu Vätern haben. Vereinzelt liessen sich auch anderweitig ungünstige Einflüsse auf die Kinder durch Zwistigkeiten der Eltern, durch verdorbene ältere Geschwister usw. nachweisen.

In der Art des Vagierens und in seinen Nebenumständen kommen mannigfache Varianten vor, vom einfachen gewohnheitsmässigen Herumstreunen in den Strassen der Stadt mit Schulschwänzen und Versäumen der Mahlzeiten, bis zu zeitweiligen grossen Reisen, die manchmal quer durch ganz Deutschland führen.

Unter den ärztlich festzustellenden Gründen des kindlichen Vagabundentums spielt die Hauptrolle wohl die angeborene sehr zeitig erworbene Geistesschwäche. Die schwachsinnigen Kinder lassen sich leichter als andere zu Torheiten verleiten, vergessen auch leichter die Vorschriften der Eltern, kümmern sich weniger um Zeit und Ort und wissen sich, wenn sie merken, dass sie nicht recht getan haben, schlecht zu raten. Sie verfallen dann auf das körperlichste, einfachste Hilfsmittel, das Fortlaufen. Dazu kommt, dass Schwachsinnige am ehesten durch Furcht vor der Schule zum Schulschwänzen und Weglaufen bewogen werden.

Ein beträchtliches Kontingent stellen auch die abnorm veranlagten Kinder, die Psychopathen, deren Gruppe schwerer abzugrenzen ist, weil sie sich weniger durch Untersuchungsbefunde als durch Belastung und Vorleben kennzeichnen. Manche von ihnen leiden an einer dauernden, andere an einer zeitweiligen Unstetheit. Wieder andere werden durch ein Uebermass an Phantasie zum Fortlaufen bewogen, seltener kommt dasjenige Ueberwiegen antisozialer Triebe vor, das man früher als moralisches Irresein bezeichnete.

Verhältnismässig gering ist die Gruppe der Kinder, die man nach ihrem Vorleben für epileptisch zu halten hat, und das Weglaufen ist bei ihnen, in den Fällen des Verfassers, soweit sich ermitteln liess, niemals im Zustande der Bewusstseinstrübung (Dämmerzustand), sondern mehr infolge von plötzlich ausbrechendem Drangzustand geschehen.



Nicht unwesentlich sind für die Entstehung des kindlichen Vagantentums körperliche Gebrechen der Kinder. Mehr als ein Viertel der vom Vortragenden untersuchten waren teils in auffälliger Weise körperlich zurückgeblieben, teils mit störenden Mängeln des Gesichts und Gehörs behaftet. Diese Gebrechen sind zwar zum Teil eine Folge ungenügender Pflege und insofern nicht Ursache des Vagantentums, sondern nur Begleiterscheinungen. Zum Teil aber beeinflussen sie auch das gesamte Verhalten des Kindes. Solche Kinder können in der Schule schlecht mitkommen und haben daher dieselbe Abneigung gegen den Schulbesuch wie Schwachsinnige. Sie sind auch im Verkehr mit andern Kindern behindert, werden leicht verschüchtert und gehen ihre eigenen Wege. Die Phantasie entwickelt sich bei ihnen leicht in übermässiger Weise, weil sie sich auf anderen Gebieten des Seelenlebens und auch auf körperlichem Gebiete nicht recht ausleben können.

Was wir bisher über die Ursachen des kindlichen Vagantentums wissen, weist darauf hin, dass der einzelne Fall selten hoffnungslos ist. Die Gegenmassregeln müssen teils allgemeiner teils spezieller Natur sein. In ersterer Beziehung ist das Wichtigste: die Schaffung vermehrter Gelegenheiten zu gesundem, einwandsfreiem Spiel für die Großstadtkinder, die Ermittlung der gefährdeten Kinder und Zentralisierung der Fürsorge für sie. Um die Einzelfälle richtig zu bewerten, ist eine weitere Ausgestaltung der ärztlichen Untersuchungen, namentlich nach der psychologischen Richtung notwendig. Um die Neigung zum Herumlaufen auszuschalten, genügt in manchen Fällen schon eine Einwirkung auf die Eltern im Sinne einer besseren Beaufsichtigung in Verbindung mit Schutzaufsicht, ferner die Einweisung der Kinder in Hilfsschulen und Horte. Wertvoll ist, wenn diese Hilfsmittel nicht genügen, die Unterbringung in geeigneten Familien auf dem Lande oder in der kleinen Stadt. Weiter kommt die Unterbringung in Anstalten in Betracht, und zwar je nach der leichteren oder schwereren Beeinflussbarkeit des Kindes: das Kinderheim, die Anstalt für Schwachsinnige oder Psychopathen, die Fürsorgeerziehungsanstalt.

An der Aussprache nehmen teil die Herren Dr. Seelig, Pastor Berendt, Dr. Girstenberg, Dr. Dittmar, Dr. Adler, das Schlusswort hat Herr Dr. Leppmann.

Donnerstag, den 12. März 1914.

Ordentliche Generalversammlung.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten wird der frühere Vorstand wieder gewählt.

Sommerhalbjahr 1914.

Donnerstag, den 23. April 1914.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Der Vorsitzende widmet dem verstorbenen Mitglied, Herrn Dr. Aronsohn, einen Nachruf. Es werden einige Bibliotheksangelegenheiten besprochen. Herr Dr. **Adolf Franck** spricht über Telepathische Phänomene. Die grosse Zahl vorliegender Berichte über echte telepathische Erscheinungen (Wirkungen auf die menschliche Psyche ohne Vermittelung von Sinnesorganen) ist zwar kein Beweis für die Tatsache der Telepathie überhaupt, da jeder Bericht nur auf den Aussagen eines, höchstens zweier Zeugen beruht, die an sich unkontrollierbar sind; sie veranlasst aber zu dem Versuch, das Phänomen in Einklang mit unserem wissenschaftlichen (empirischen) Weltbild zu bringen. Dabei wird nicht von der Seele als „einer wirklichen, vom Körper unabhängigen, mit unbekannten Kräften begabten Wesenheit" (Flammarion) aus-



zugehen, sondern die Seele als Summe aller Funktionen des zentralen und peripheren Nervenapparates des Organismus zu setzen sein.

Erfahrungsgemäss ist die Technik der Theorie vielfach voraus; es besteht daher die Möglichkeit, dass es sich bei der Telepathie um eine besondere psychische Technik handelt: es muss mit „Medien" gearbeitet werden. Folglich spielen Täuschungen (bewusste = Betrug, unbewusste = Suggestion, Autosuggestion) die grösste Rolle.

Zu den telepathischen Phänomenen gehören: Gefühl der Nähe. Gedankenübertragung (Suggestion mentale), Fernsehen (räumlich = Hellsehen, zeitlich = Ahnungen, Prophezeihungen) Manifestationen Sterbender; experimentell: Gedankenübertragung, Erkennen verschlossener Gegenstände (Lesen verschlossener Briefe u. dergl.).

Fehlerquellen sind: Beobachtungsfehler, Sinnestäuschungen, falsche Interpretation von Sinneseindrücken, Ausserachtlassen negativer Ergebnisse, ungenaue Registrierung, Erinnerungstäuschung (fausse reconnaissance, latentes Gedächtnis), retroaktive Halluzinationen.

Bei den (häufigsten) „Manifestationen Sterbender" handelt es sich gewöhnlich um nahe Angehörige, weite Entferung, Gefühl des Alleinseins und der Sehnsucht (z. B. in Pensionaten, auf See). Der Tod bzw. die Todesvorstellung wirkt fast spezifisch auf die menschliche Psyche: Wunsch nach Gegenwart, Beteiligung, Auflehnung gegen die Ohnmacht beim Tode geliebter Personen; dazu der anthropozentrische Mythus von der Teilnahme der Natur in aussergewöhnlichen Erscheinungen beim Tode grosser Männer. Eine Art psychische Beziehung zwischen „Agent" und „Perzipient" erscheint als Regel: starker Reiz (Konzentration, Monideismus) auf der einen, erhöhte seelische Sensibilität auf der anderen Seite. Diese wird geschaffen durch Aktivität des Unterbewusstseins (Traum, Trance, Hypnose); auch unterbewusste Reize scheinen stärker aktiv zu sein.

Bei den „Wachhalluzinationen Gesunder", die (Parish) in Wirklichkeit Traum- bzw. Dämmerhalluzinationen sind, liegt also die Möglichkeit eines telepathischen Einflusses vor. Bei experimenteller T. sind demnach besondere psychische Versuchsbedingungen zu schaffen, ohne die negative Experimente nichts beweisen. Gedankenübertragungen (Worte, Bilder, Melodien) sind ohne „unwillkürliches Flüstern", Tricks u. dergl. mehrfach gelungen; die primitiveren psychischen Vorgänge (gefühlsbetonte Vorstellungskomplexe) sind am leichtesten übertragbar. Auch Fernhypnosen und Fernsuggestionen werden beglaubigt berichtet; hierbei ist wegen der Gewöhnung und des häufigen Spontanschlafes der Medien grosse Skepsis am Platze.

Lesen verdeckter Schrift (Schottelius) und Erkennen verschlossener Gegenstände (von Wasielewski) wird neuerdings berichtet; direkte Reizung des zentralen Organes Grosshirnrindenzentrum und Umwandlung in Gesichtsvorstellung müsste zur Erklärung angenommen werden. Wunderbare Leistungen von Somnambulen, die durch die unsichtbare Strahlung der Materie erklärt werden sollen, bedürfen wie das Hellsehen der Nachprüfung unter unzweifelhaften Bedingungen an geeignetem Material. Zeitliches Fernsehen, Prophetie — durch Wahrscheinlichkeitsberechnung scheinbar glaubhaft gemacht — setzt Vorhandensein der Wirkung vor der Ursache voraus, widerspricht somit aller Erfahrung und dem Kausalitätsbedürfnis des erkennenden Verstandes.

Die Vorstellung einer psychischen Energie, erzeugt durch spezifische Funktion der zentralen Nervensubstanz, die in den Raum ausgestrahlt wird, ist nicht von der Hand zu weisen und steht im Einklang mit energetischen Tatsachen der Physik: Resonanz in der Akustik, drahtlose Telegraphie mit weitem Aktionsradius und genauer Einstellung von Aufgabe- und Empfangsstation auf bestimmte Wellenlängen, unsichtbare Strahlungen (Radium, Emanation), elektrische Theorie der Entstehung und des Zerfalles der Materie geben Parallelen natürlichen Geschehens. Fernwirkungen bei der Brunst von Tieren (Nachtpfauenauge), („Rapport Verliebter"), und bei Phänomenen wie



Wünschelrute und siderischem Pendel zusammengenommen mit der Tatsache erhöhter Sensibilität im Tätigkeitsbereich des Unterbewusstseins und bei Psychopathen lassen die Möglichkeit echter Telepathie wissenschaftlich annehmbar. Immer bleibt sie eine sehr seltene Fähigkeit der Psyche wie abnormes Gedächtnis, mathematische, musikalische Begabung, Sportleistungen auf physischem Gebiet u. v. a.

Weitere Erforschung, nicht Ablehnung von vornherein ist Aufgabe der experimentellen Psychologie.

An der Aussprache nehmen teil die Herren Dr. Edel, Diebler, Dr. Hennig, Kempfer, Prof. Meyer, Dr. Moll. Der Vortragende hat das Schlusswort.

Donnerstag, den 7. Mai 1914.

Vorsitzender: Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Levenstein** spricht über Neue Wege zur Erforschung des Seelenlebens moderner Industriearbeiter.

Donnerstag, den 11. Juni 1914.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Levy-Suhl.**

Herr Dr. **Müller-Freienfels** spricht zur Psychologie des Komischen. Das Komische ist seinem Wesen nach nicht objektiv zu bestimmen. Auch die meisten neueren Definitionen, die zwar die Subjektivität berücksichtigen, verstricken sich doch in unlösbare Schwierigkeiten, indem sie auch dem Objektiven gerecht zu werden suchen. Das ist unmöglich. Der Begriff des Komischen ist nicht gewaltsam zu einer logischen Einheit zu machen. Was die verschiedenen Fälle des Komischen gemein haben, ist der Umstand, dass dabei gelacht wird. Es gilt also das Lachen psychologisch zu erklären. Von hier aus sind verschiedene Arten des Komischen zu unterscheiden. Die Methode ist also die Umkehrung der sonst fast immer angewandten. Suchte diese die Einheit im Komischen, so versuchen wir umgekehrt, gerade die Mannigfaltigkeiten aufzudecken, diese in deutlichen Gruppen voneinander zu scheiden.

Wir stellen also zunächst eine Reihe von Typen des Lachens auf, und zwar erklären wir individualpsychologisch das Lachen als Abreagierung, Ableitung einer seelischen Spannung. Diese kann eine durch Ueberfluss oder zu grosse Plötzlichkeit des Eintritts auf Abreaktion drängende Steigerung des Lebensgefühls sein (Lachen des Uebermuts oder der Ueberlegenheit). Die Ableitung im Lachen kann jedoch auch eine Ableitung plötzlicher Unlust sein, einer Verblüffung, Enttäuschung oder eines Geneckt-werdens. Wir nennen dies nach einem markanten Fall das Verlegenheitslachen. Des weiteren kann das Lachen noch in sozialen Beziehungen seinen Ursprung haben als Hohnlachen. Hier wird es ein sozialer Faktor von höchster Wichtigkeit.

Neben diesen drei Grundtypen, die sich oft kombinieren, kann der Humor nur als besondere, durch starken Anteil von Sympathie gekennzeichnete Abart einer jener drei gekennzeichnet werden. Für die Erklärung der psychischen Wirkung des Lachens ist vortrefflich zu verwenden die Lange-James-Ribotsche Lehre, die im Komischen eine besondere Stütze erhält. Die subjektive Stimmung wird nun objektivierend, indem sie sich an ein Objekt haftet. Doch muss einer objektiven Analyse stets die subjektive vorausgehen, da man dem komischen Objekt im einzelnen nie anmerkt, warum es im speziellen Falle Lachen erregt.

Donnerstag, den 18. Juni 1914.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Privatdozent Dr. **Kuntze** spricht über Studien zur Erkenntnispsychologie des Pragmatismus und Bergsons. Der



Vortragende ging von den gegenwärtigen Wandlungen des Begriffes der Gewissheit in den reinen und angewendeten mathematischen Wissenschaften aus: die Fragemethode von Weierstrass dort, die neuen naturwissenschaftlichen Entdeckungen hier, erzogen dazu, allen den von uns vordem als „sicher" angesprochenen Erkenntnissen teils nur eine eingeschränkte, teils nur eine vorläufige Bedeutung zu geben. Ist der Weg zur Gewissheit dem Erkennen aber etwa das, was ein leitendes Geländer, an dem er sich entlang tastet, dem Blinden ist, so wurde das Vorhandensein solcher „Leitlinien" überhaupt, sei es in unserem Verstande selbst, sei es in der uns umgebenden Natur problematisch. So kam man dazu, sich mit der Evidenz tatsache als einem „Zeiger" für irgendwelche (nicht notwendig mehr bloss theoretische) Sachverhalte vorwiegend zu befassen und das Problem des Evidenz rechtes zu vernachlässigen; so sind heute manchen Denkern die „Leitlinien" nur imaginäre Brennpunkte (bezw. Linien) und nur die „Zeiger" reell.

Der Frage nach der Natur der „etwelchen Sachverhalte" aber gab man zwei neuartige Antworten: 1. man suchte das Charakteristische der Prozesse, durch die wahre Sätze erzeugt werden, in gewissen instrumentalen Eigentümlichkeiten der Sätze selbst — das ist die Position des Pragmatismus von James bis zu Poincaré: 2. man suchte mit Bergson für das Auftreten der Evidenz den Erklärungsgrund, dass sie sich auf ein Vitales in uns bezöge. Aus den vielfachen, hier ineinander verknoteten Problemen suchte der Vortragende eines zu isolieren, das an dem Verzweigungspunkte von Psychologie und Erkenntniskritik liegt. Er nannte es „die Eigennamen des Bewusstseins für die Wirklichkeiten", und behandelte es in drei Teilen: 1. Sachverhalte und Zeiger. 2. Das System der Zeiger. Die sinngebende Funktion der Zeiger. 3. Die Entwicklung der Zeiger.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Prof. Dr. Gramzow, Dr. Max Cohn, Dr. Hohenemser, Rektor Ruthe, Dr. Emanuel Lasker und zum Schluss Herr Dr. Kuntze.

Donnerstag, den 2. Juli 1914.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Hurwicz** spricht zur Genesis der religiösen Krisis der Gegenwart. Das religiöse Gefühl ist als das Erlebnis absoluter Abhängigkeit von einer objektiven, ausserhalb des Menschen stehenden Gewalt aufzufassen. Demgemäss sind diese beiden Begriffe, das Erlebnis absoluter Abhängigkeit und die höhere Gewalt miteinander verbunden und massgebend für die Analyse des religiösen Bewusstseins und Lebens überhaupt und daher auch für die Analyse der religiösen Krisis der Gegenwart insbesondere. Als der hervorstechendste Zug der Gegenwart, der das letzte Glied der religiösen Entwicklung ist, in dem die Systeme des Fetischismus, des Polytheismus und des Monotheismus einander in der Herrschaft über das religiöse Gemüt des Menschen abgelöst haben, erscheint namentlich, dass in ihm nicht nur das letzte dieser Systeme, der Monotheismus, sondern überhaupt jedes theistische Denken einer Zerlegung unterworfen worden ist. Die Ursachen hierfür sind in dem Siegeslauf der Naturwissenschaften einerseits und in dem der positivistischen — allerdings von der Naturwissenschaft beeinflussten — Denkmethoden (welch letztere vielfach mit der erkenntnistheoretischen Besinnung, insbesondere dem erkenntnistheoretischen Kritizismus verbunden sind) andererseits zu suchen. Als der Hauptanführer dieser kritischen Bewegung erscheint Ludwig Feuerbach, der den kosmologischen Gottesbeweis bekämpft und alle theistischen Vorstellungen als Anthropomorphismus einer vernichtenden Analyse unterwirft. In seine Fußstapfen treten viele moderne Geister, vor allem Jean Marie Guyan („L'irréligion de l'avenir", 1. Aufl. Paris 1887) der, sich auf die neueren Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Mechanik stützend, die Ideen der absoluten Ruhe und der Vernichtung als Voraus-



setzungen des Theismus durch den Hinweis auf die ewige in der Natur vor sich gehende Bewegung widerlegt. In Italien stellt sich der frühere katholische Kanonikus und spätere Philosophieprofessor Ardigó entschieden auf die Seite des Positivismus, bekämpft die Verwechslung des Unendlichen mit dem Uebernatürlichen und weist nach, dass moralische Idealität auch ohne Religion möglich ist; der dänische Philosoph Höffding zeigt (in einer Polemik gegen Renouvier), dass das „Beziehungsgesetz" die Grenze unserer Erkenntnis bildet; endlich polemisiert Wundt gegen die Verwandlung der naturwissenschaftlichen Teleologie in eine Theologie. —

Verschwindet aber durch diese antitheistische Kritik mit dem Gottesbegriff ein (wie oben betont) für das religiöse Gefühl notwendiges objektives Korrelat, so kann als ein Ersatz eines solchen Korrelats nur der Begriff der Natur erscheinen. In der Tat wird die Natur zu dem letzten Quell der Religion erhoben durch eine Reihe neuzeitlicher Denker, von Feuerbach angefangen bis auf Guyan und Word (während als Vorläufer solcher Gedanken vielfach Spinoza und Rousseau erscheinen). Indessen führt die ganze Kulturentwicklung den heutigen Menschen auch von der Natur fort. Somit entschwindet der letzte objektive Halt der Religion, und diese unterfällt einem Prozess der Subjektivierung, der nicht imstande ist, Werte hervorzubringen, die als Aequivalente der Religion im überlieferten, objektiven Sinne des Wortes gelten könnten. Die Natur erscheint im technisch-industriellen System der Gegenwart als ein zu überwindendes Element. Im Verhältnis von Mensch zu Mensch aber verschwindet sie völlig. Es kommen noch Bedingungen unseres Lebens hinzu, die eine religiöse Entfaltung überhaupt verhindern: die Rastlosigkeit, das Uebermass der Aktivität, die Zweckmässigkeit aller Tätigkeit. Das ganze Zeitalter ist in seinem Wesen ein soziologisches, und der soziale Gedanke erlangt die Hegemonie im Denken und Fühlen des modernen Menschen.

Die Versuche der Erneuerung des religiösen Lebens bewegen sich vor allem in ethischer Richtung, und die Ethik erscheint vielen als die Religion der Zukunft. Aber die Ethik regelt das Verhältnis von Mensch zu Mensch, nicht von Mensch zum All. Auch die grossen sozialen Systeme, insbesondere der Sozialismus, der vielen seiner Anhänger zur Religion geworden ist, ist nur ein sozialpolitisches, rationell und möglichst wissenschaftlich ausgebautes System. Die sogenannte persönliche Religion vermag höchstens eine gewisse synthetische Form der Lebenskunst für den Einzelnen hervorzubringen. So vermögen alle diese Versuche kein Aequivalent für die entschwindende objektive Religion zu schaffen. Wie der Begriff einer solchen Religion dem modernen Bewusstsein immer fremder wird, zeigen der religionsphilosophische Pragmatismus (James), dem das religiöse Gefühl wesentlich nur als das Gefühl der Lebenseinheit erscheint, sowie andere moderne kulturpsychologische Darstellungen (so Koigen, Kultur der Demokratie, Heitmann, Großstadt und Religion), denen das religiöse Problem als ein „hygienisch-geistiges" Problem erscheint.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Professor Gramzow, Dr. Max Cohn, Dr. Moser, Frau Rappaport, das Schlusswort hat Herr Dr. Hurwicz.



Streifzüge durch die neurologisch-psychiatrische Literatur.

Von **Kurt Boas.**

Andersen, C. W. Kongenitale Optikusatrophie bei Kälbern. Archiv für wissenschaftl. u. prakt. Tierheilkunde, XLII, 1916, Heft 2 u. 3, S. 104. Bericht über 5 Fälle von kongenitaler Optikusatrophie bei Kälbern mit genauem pathologischem Befund. Auffallend war das enzootische Auftreten in den drei ersten Fällen. In allen Fällen war die Ursache der Amaurose der Kälber eine Atrophie von nervösen Elementen, begleitet von einer Bindegewebshyperplasie in den Sehnerven. Diese Anomalie führte zu einer Degeneration der Sehnervenbahnen und Ganglienzellen im Gehirn bis zu den primären optischen Zentren. Zugleich fanden sich nachweisbare, wenn auch schwache degenerative Veränderungen des Sehstrahlenbündels. In den degenerierten Faserbahnen trat Neurogliafaserproliferation auf. Bemerkenswert war in den Fällen des Verf.s einmal das Fehlen jedes ursächlichen Momentes der Optikusatrophie, ferner das gleichzeitige Auftreten anderer Gehirnfunktionsstörungen. Auffallend war ferner die lange Dauer der Erkrankung — in einem Falle 1½ Jahre lang. Die im Corpus striatum gefundenen Fettkörner scheinen auf das Vorhandensein von Fasern hinzudeuten, die zum Sehapparat gehören. Ausser der Amaurose boten die Kälber klinisch sonst normale Verhältnisse. Da sie ihre natürlich entwickelten Augen besassen und von verschiedenen Vätern und Müttern herrührten, so dass ein Konsanguinitätsverhältnis ausgeschlossen werden kann, so muss man annehmen, dass die Optikusanomalie, die sie ganz kurz nach der Geburt oder bereits bei dieser aufwiesen, nicht als ein angeborener Defekt, sondern vielmehr als eine Nachwirkung eines intrauterin verlaufenden toxischen oder infektiösen Prozesses aufzufassen ist, der ausschliesslich die Sehbahnen betroffen hat. — **D'Anglade. Tumeur cérébrale silencieuse chez un soldat.** Gaz. hebd. des Sciences méd. de Bordeaux 12. Déc. 1915, p. 131. Verf. berichtet über folgenden Fall: Ein als dienstfähig bezeichneter Soldat wird mit der Diagnose Paralyse unter folgenden Symptomen eingeliefert: Pat. ist erstaunt, etwas traurige Verstimmung, langsame und ungenaue Antworten, Klagen über Kopfschmerzen. Es wurde ein geistiger Schwächezustand angenommen. Pat. kam an apoplektiformen Anfällen ad exitum Bei der Sektion fand sich ein etwa 3 cm breiter und im vertikalen Sinne weit ausgedehnter Tumor der linken Hemisphäre. — **Antonim, L. La resezione intratoracica laterale del vago nei suoi rapporti con la patogenese dell'ulcera rotonda dello stomaco.** Riferma med. 1914, Nr. 4 u. 5. Die Verfasserin konnte durch intrathorakale, supradiaphragmatische Resektion beider Vagi experimentell ein Magenulkus erzeugen, wenn auch selten, etwa in 7 Prozent. Eine Tendenz zur Heilung besteht selbst nach längerer Zeit nicht. Die geringe Zahl von Fällen von Ulkuserzeugung nach doppelseitiger Vagusdurchschneidung spricht dafür, dass dem Magenulkus nur zum geringsten Teile neurogene Momente zugrunde liegen. — **Arthen, Georg. Hirngeschwulst und psychische Störung. Ein kasuistischer Beitrag.** Inaug.-Dissertation, Würzburg 1914. Das Wesentliche des von dem Verf. ausführlich klinisch und pathologisch-anatomisch geschilderten Falles liegt in der Tatsache, dass eine Lokalerkrankung in der Gegend des vierten Ventrikels zu einem klinischen Symptomenkomplex geführt hat, welcher die grösste Aehnlichkeit mit der progressiven Paralyse aufwies. In klinischer Hinsicht fehlte die Stauungspapille, dagegen bestand eine reflektorische Pupillenstarre, die im Verein mit den charakteristischen psychischen Störungen die Diagnose auf „progressive Paralyse" stellen liess. Die Sektion ergab einen gut walnussgrossen Konglomerattuberkel im Bereich der linken Kleinhirnhemisphäre. Ausser-



dem bestand ein beträchtlicher Hydrozephalus des Seitenventrikels, während bemerkenswerter Weise der Aquaeduktus und der vierte Ventrikel nicht erweitert waren. — **Bartels, M. Ueber willkürliche und unwillkürliche Augenbewegungen.** Klin. Monatsbl. f. Augenheilk., LIII, S. 358. Die Unmöglichkeit genauer Fixation weckt gewisse zentrale Erregungen (Reflexe). Man muss einen peripheren sensiblen Kleinhirntonus, einen vom Labyrinth und einen vom Grosshirn ausgehenden Tonus unterscheiden. Diese 3 „Proprioreflexe“ (Sherrington) erklären den Blindennystagmus, sie machen das zum Fixieren unfähige Auge gewissermassen zu ihrem Spielball. — Ferner erörtert B. die Frage willkürlicher Augenverletzungen bei Tieren. — **Beekman, F. Precocious maturity in girls with report of a case.** Arch. of Ped. XXXII, Nr. 4, 1915. Bericht über ein 6jähriges früh entwickeltes Mädchen, bei dem bereits die Periode aufgetreten war. Zeitweise bietet Pat. eigenartige Anfälle von Zwangslachen dar, die ebenfalls in diese Zeit fallen. Auch die Epiphysenentwicklung war der Pubertät entsprechend. Psychisch und sexuell dagegen entsprach die Pat. der Pubertät nicht. Die Sella turcica schien etwas erweitert. Der Hypergenitalismus beim Hypernephrom hat mit echter prämaturer Pubertät nicht das mindeste zu tun. — **Benedict, W. L. A study of the eyegrounds in psychoses.** (Annals of Ophthalmology, April 1914.) Verf. untersuchte den Augenhintergrund in 100 Fällen von Psychosen. In 40 Proz. von 35 Fällen von organischen Psychosen war der Fundus normal, ebenso in 80 Proz. der 5 Fälle von Schwachsinn und Epilepsie, in 73,3 Proz. der 15 Fälle von Dementia praecox und in 50 Proz. von 52 Fällen von funktionellen Psychosen Auffallend häufig war der Befund normaler Fundusverhältnisse bei der Dementia praecox, der den Untersuchungen von Tyson und Clark in auffallender Weise widerspricht. — **Bércél, L. Sur la transformation kystique des gliomes cérébraux.** Arch. de méd. experiment. 1914, Nr. 3. Verf. meint, dass die zystische Umwandlung der Gehirngliome zustande kommt durch eine eigentümliche myxomähnliche Ausgestaltung der Gliome und eine besondere Art der Blutgefässe, die keine eigene Wandung mehr besitzen. — **Beritoff, J. S. Die zentrale reziproke Hemmung auf Grund der elektrischen Erscheinungen des Muskels. II. Mitteilung. Ueber die Uebereinstimmung des Hemmungs- mit dem Erregungsrhythmus bei der reziproken Innervation.** Zeitschr. f. Biologie, 64, N. F., 46, 289, 1914. Ein Vergleich der Erregungs- und Hemmungsrhythmik und zwar auf Grund von elektrischen Erscheinungen antagonistischer Muskeln bei reziproker Innervation im Abweichreflex, gibt die Möglichkeit, folgende Tatsachenschlüsse zu ziehen: 1. Die Hemmung und die Erregung weisen denselben maximalen Rhythmus — etwa 100 in der Sekunde — auf, der zugleich für den Abweichreflex normal ist, und der sich mit der Frequenz oder Stärke der Reizung wenig ändert. 2. Bei einer niederen Reizfrequenz der sensiblen Nerven von 20 bis 40 in der Sekunde ordnen sich sowohl die Erregungs- als auch die Hemmungsimpulse gewöhnlich in Gruppen an, wobei in jeder Gruppe die Intensität vom Anfang zum Ende hin fällt. Bei einer hohen Intensität aber, wie 50 bis 100 in der Sekunde, können sie dem Reizungsrhythmus genau folgen. 3. Die Reaktionszeit des Erregungs- und des Hemmungsimpulses ist auch vollkommen gleich — etwa 0,02 Sekunden. 4. Die Frequenz und Amplitude der Erregungs- und Hemmungsimpulse in den Nachwirkungen sind dieselben wie während der Reizung; nur ganz am Ende, im Verlaufe eines geringen Bruchteiles einer Sekunde, und auch dann nicht in allen Fällen, erleiden diese Grössen eine bemerkbare Verringerung. — **Beritoff, J. S. Ueber die Erregungsrhythmik der Skelettmuskeln bei der reflektorischen Innervation.** Zeitschr. f. Biologie, 64, N. F., 46, 161, 1914. Aus den Untersuchungen des Verf.s ergibt sich u. a. folgendes: Der höchste Rhythmus der Muskelerregung im Beugungsreflex — 70 bis 80 in der Sekunde — ebenso wie die Eigentümlichkeiten des Erregungsverlaufes in Verbindung mit Reizungen von verschiedener Frequenz weisen keine merklichen



Unterschiede in Abhängigkeit vom Vorhanden- oder Nichtvorhandensein sekundärer peripherer Impulse, z. B. von seiten der Muskeln, der Sehnen und Gelenke auf. Der Rhythmus der Muskelerregungen weist während der reflektorischen Nachwirkung wie auch während der Reizung keinen bemerkenswerten Unterschied in Abhängigkeit von vorhandener oder fehlender Sensibilität. Wenn das Fallen der Intensität der erregenden Impulse ein allmählicheres ist, so zeigt auch die Frequenz gewöhnlich ein allmähliches Senken sofort nach dem Aufhören des Reizes; wenn aber das Fallen der Intensität plötzlich, gleich darauf eintritt, so ist das gewöhnlich mit einem Steigen der Frequenz auf kurze Zeit verbunden, wobei sie sich der maximalen Frequenz, 70 bis 80 in der Sekunde, nähert, wenn die Frequenz vor dem Aufhören des Reizes niedriger als die optimale Höhe war. Die Stärke der reflektorischen Kontraktion wird in jedem gegebenen Moment im gleichen Mass sowohl von der Intensität als auch von der Frequenz der erregenden Impulse bedingt. Die koordinierenden Zentren des Beugungsreflexes entladen sich bei erhöhter Erregbarkeit unter dem Einfluss einer Strychninvergiftung als Antwort auf jeden peripheren Reizschlag durch eine länger andauernde Reihe von Impulsen als beim gewöhnlichen Zustand, aber ohne Veränderung des gewöhnlichen maximalen Rhythmus der Muskelerregung. — **Beritoff, J. S. Die zentrale reziproke Hemmung auf Grund der elektrischen Erscheinungen des Muskels. III. Mitteilung. Der Charakter der Aufeinanderfolge der Erregungs- und Hemmungsimpulse während der von einer Hemmung begleiteten Kontraktion.** Zeitschrift f. Biologie, 64, N. F., 46, 301, 1914. Beobachtungen der elektrischen Erscheinungen am Sartorius und Ileofibularis während ihrer gehemmten Kontraktion bei einer Reizung des N. cut. femoralis lateralis (aus dem Rezeptivfelde des Abwischreflexes) führen zu folgenden Schlussfolgerungen: 1. Die gegebene gehemmte Kontraktion setzt sich aus einer Reihe von aufeinander folgenden Hemmungs- und Erregungsperioden zusammen. 2. Bei einer geringen Reizfrequenz, wie 18 bis 36 in der Sekunde, wechseln die Pausen regelmässig nach dem Reizungsrhythmus ab, und zwar folgt als Antwort auf jeden Reizschlag zuerst eine Hemmungs- und darauf eine Erregungsperiode. 3. Diese Hemmungs- und Erregungsperioden sind nicht von gleicher Dauer und bestehen aus einer verschiedenen Zahl von Impulsen: bei der Hemmung ist drei die höchste und bei der Erregung sieben die höchste Zahl. 4. Die Reaktionszeit der Hemmungsperiode ist beständiger — 0,017 bis 0.025 Sekunden, d. h. derselben Art, wie sie überhaupt bei Erregungs- und Hemmungsimpulsen im gewöhnlichen Abwischreflex beobachtet wird. Die Reaktionszeit der Erregungsperiode aber ist dank der verschiedenen Dauer der vorhergehenden Hemmungsperiode sehr veränderlich — von 0,03 bis 0,05 Sekunden. 5. Bei einer hohen Reizfrequenz, wie 50 bis 100 in der Sekunde, ist der Erregungsrhythmus niedriger als der Reizungsrhythmus und verläuft ohne regelmässige Hemmungsperioden, was durch das Herabsinken der Intervalle der Reizschläge bis zur Dauer einer Hemmungsperiode bedingt wird. 6. Jede Gruppe der Erregungsimpulse nach einer Gruppe der Hemmungsimpulse muss als Rückschlag (post-inhibitory exaltation von Sherrington) der letzten Gruppe betrachtet werden. 7. Die Kontraktion nach einer reinen Hemmung in Verbindung mit dem Aufhören der Reizung (rebound contraction post inhibition) wird wahrscheinlich durch die Unmöglichkeit des Eintretens der Rückschläge während der Reizung infolge der hohen Frequenz der Hemmungsimpulse und durch ihren Uebergang zum Schluss der Reizung bedingt; die Verstärkung der Kontraktion aber nach dem Aufhören der Reizung (rebound contraction post excitation) wird aller Wahrscheinlichkeit nach durch das ergänzende Erscheinen des Rückschlags nach Schluss der Reizung infolge seines nur teilweisen Auftretens während der letzteren bedingt. — **Beritoff, J. S. Die zentrale reziproke Hemmung auf Grund der elektrischen Erscheinungen am Muskel. I. Mitteilung. Ueber die Hemmungsrhythmik bei der reflektorischen Innervation.** Zeitschr. f. Biologie, 64, N. F., 46, 175, 1914.



Auf Grund der Aktionsströme des Semitendinosus bei Kombination der erregenden Reizung (Beugereflexe) mit der hemmenden (Abweichreflex) kann man folgenden Schluss ziehen: 1. Die zentrale reziproke Hemmung verläuft rhythmisch, ebenso wie die zentrale Erregung. Die Dauer von jedem hemmenden Impuls beträgt weniger als 0,01. Der Rhythmus der Hemmung aber ist veränderlich: im Moment seiner maximalen Tätigkeit erreicht er 100 in der Sekunde. 2. Bei geringen Reizfrequenzen, wie 20 bis 50 in der Sekunde, kann der Hemmungsrhythmus dem Reizungsrhythmus folgen, gewöhnlich aber ist er höher als letzterer. In diesem Fall sind die hemmenden Impulse gruppenweise zu je einer Gruppe als Antwort auf jeden Reizschlag angeordnet. Die Zahl der Impulse beträgt je zwei und drei in der Gruppe, wobei ihre Intensität in jeder Gruppe vom Anfang zum Ende hin abfällt. 3. Bei einer Reizfrequenz von 61 in der Sekunde gelingt es, den mit der Reizung synchronen Hemmungsrhythmus nur für kürzere Abschnitte der Aktionsströme zu verfolgen. Bei einer Frequenz von über 61 gelingt es überhaupt nicht, den entsprechenden Hemmungsrhythmus zu beobachten. Das lässt sich augenscheinlich durch das Bestehen eines hohen Hemmungsrhythmus erklären, wobei die hemmenden Impulse nicht durch regelmässige Pausen voneinander getrennt sind, die für das freie Auftreten der erregenden Impulse an der Peripherie notwendig sind — **Bernhard, E. Gesichtssinn und Sexualperversion.** (Zentralbibliothek f. Sexualwissenschaft und Sittenreform, Nr. 1, Werder a. H., 1914. Verlag Sexualreform) Die vorliegende, mit zahlreichen Textfiguren versehene Abhandlung beschäftigt sich vorwiegend mit der sog. Mixoskopie. Am Schluss der Abhandlung stellt Verf folgende Leitsätze auf: 1. Die Mixoskopie, sowohl die aktive als auch die passive, ist in der Mehrzahl der Fälle typische Erscheinung normal sexuellen Geschlechtslebens. Sie nimmt ihren Ursprung in der sadistischen Grundlage aller jener Gefühle, die in der Liebe als aktiv zu bezeichnen sind, weil der Charakter der Liebe in ihren Grundelementen destruktiver Natur ist, wenn man annimmt, dass Liebe nichts anderes als ein sieghaftes oder gewaltsam gedrüssigtes Persönlichkeitsbewusstsein darstellt. 2. Der Umstand, dass die Mixoskopie mitunter als Surrogat für die in heterosexuellem oder homosexuellem Umgang angestrebte endgültige Entspannung (Detumeszenz) dienen kann, beweist, dass bei einem geschwächten Nervensystem des Organismus häufig bereits während der Präliminarien des Aktes eintritt, was als psychotische Erscheinung bei Neurasthenikern, Abstinenten und an sexueller Hyperästhesie Leidenden bezeichnet werden kann. 3. Sexuelles Spähertum und Mixoskopie haben ihren Ursprung in zwei Dritteln aller Fälle in einer mangelhaften Evolution der körperlichen und psychischen Anlagen Als Symptom von Infantilismus oder unvollständiger Geschlechtsreife können sie Anspruch auf keine andere Wertung erheben als die sexuellen Manipulationen überhaupt, die bei zurückgebliebenen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts vorkommen. 4. Die Mixoskopie kann — wie auch das sexuelle Spähertum, selbst dann, wenn sich ein pathologischer Ursprung nachweisen lässt, — nicht als selbständige Perversion behandelt werden, sondern ist sorgfältig auf den Zusammenhang mit einer sadistischen bzw masochistischen Gefühlsrichtung zu prüfen. Es wird sich in allen Fällen, die als pathologisch angesprochen werden müssten, ergeben, dass die Mixoskopie nur eine merkwürdige Form der sadistisch-masochistischen Betätigung ist. Aus dem Grunde schaltet sie als selbständige Perversion unbedingt aus, und es wäre mit Rücksicht auf die vielen Zweideutigkeiten, die diese Berechnung verschuldet, sowie in Anbetracht der falschen Voraussetzungen, von denen die Theoretiker der sog. Mixoskopie ausgehen. erwünscht, dass die Bezeichnung Mixoskopie in der medizinischen Terminologie überhaupt nicht oder in nur beschränktem Umfang verwendet wird. Das Bestreben der ernsten wissenschaftlichen Forschung muss dahin gehen, einer Begriffserweiterung auf dem Gebiete der Pathologie zu steuern und namentlich das sexuelle Leben der Menschheit davor zu schützen, dass jede harmlose Form der Liebesspiele



zwischen Mann und Weib als Triebsverirrung gebrandmarkt wird. — **Biondi, Giosuè. Sul cosidetto „pigmento giallo“ dei centri nervosi.** Rivista italiana di Neuropatologia, psichiatria ed Elettroterapia, Vol. VI, Fasc. 6, 1913. Die Untersuchungen wurden bei normalen und bei vergifteten Hunden vorgenommen. Angewandt wurde die Herxheimersche, die Ciacciosche, die Marchische Methode usw. Die Fischlersche Methode ergab stets negative Resultate. Unter Berücksichtigung der Resultate, die andere Autoren mit reinen Lipoiden erhielten, kommt Verf. zu dem Schluss, dass das gelbe Pigment aus einer Mischung von Neutralfetten (Glyzerinestern) und Phosphatiden besteht. — **Bircher, Eugen. Beitrag zur Försterschen Operation bei spastischen Zuständen.** (Schweizerische Rundschau f. Medizin, 1914, Nr. 10.) In 5 Fällen von Littlescher Krankheit hat sich dem Verf. die Förstersche Operation vorzüglich bewährt. Die Spasmen liessen nach, ebenso die Reflexerregbarkeit. Die nachträgliche orthopädische Behandlung wurde dadurch sehr erleichtert. Mit Bewegungen, z. T. athetotischer Natur, der Arme wurden operativ ebenfalls günstig beeinflusst, ebenso die Psyche der Kranken. Zweimal wurde die primäre Förstersche Operation durch die Stoffelsche Operation ergänzt. Diesen günstigen Resultaten diametral entgegen stehen die Misserfolge der Försterschen Operation in je einem Falle von spastischer Hemiplegie und multipler Sklerose bei Erwachsenen. — **Bielschowsky. Beitrag zur Kenntnis der rezidivierenden und alternierenden Ophthalmoplegia exterior.** Arch. f. Ophthalmologie (Festschrift J. Sattler), XC, 1915, S. 433. Verf. berichtet über einen jetzt 19jährigen Patienten, der in 5jähriger Beobachtung bald Lähmung einzelner, von verschiedenen Nerven versorgter, bald Lähmung aller äusseren Augenmuskeln beiderseits, bald bei normalem binokularen Sehen normale Beweglichkeit beider Augen bei nicht paretischer Heterotopie zeigte. Die innere Augenmuskulatur und der sensorische Apparat waren intakt, ebenso alle äusseren Teile der Bulbi. Verf. ist dazu geneigt, einen nukleären Prozess anzunehmen. — **Blum, F. u. Grützner, R. Studien zur Physiologie der Schilddrüse. IV. Schicksal des Jods in der Schilddrüse.** Zeitschr. f. physiologische Chemie, XCI, 1914, S. 400. Die Verff. fassen die Ergebnisse ihrer Untersuchungen folgendermassen zusammen: Der bei weitem grösste Teil des Jods befindet sich, wie auch bisher schon angenommen, in fester Eiweissverbindung, ein kleiner Teil als in Azeton lösliche Substanz. Ein Teil davon konnte als Jodalkali erkannt werden. Dieses fand sich unabhängig von einer etwaigen Verfütterung von Jodalkali an Hunde, die nur mit Milch, Reis oder Fleisch ernährt waren. Die Quantität des Jodes ist bei Hunden wechselnd, dagegen die Jodverteilung auf die beiden Drüsen eine ziemlich gleichmässige. Der Jodgehalt nimmt beträchtlich zu nach Gaben von Jodalkali, und zwar wird das Jod hierbei entionisiert, in organische Form übergeführt. Dieser Prozess ist für die Schilddrüse charakteristisch. Der Jodeiweisskörper der Schilddrüse (Thyreoglobulin) hat einen wechselnden Jodgehalt. Derselbe wird durch Verabreichung von Jodkalium vermehrt durch die in der Schilddrüse sich abspielende Jodierung. Bei Wegnahme einer Schilddrüse und Injektion von Jodkalium vermehrt sich die Menge und der Jodgehalt des Thyreoglobulins der stehengelassenen Drüse. Bei ausbleibender Jodzufuhr bewahrt die Schilddrüse ihren Jodbestand. Wenn derselbe vergrössert war, wird auch später ein vergrösserter Jodgehalt gefunden. Die Untersuchungen der Verff. sprechen nicht zugunsten der inneren Sekretion eines Jodeiweisskörpers, wohl aber unterstützen sie die Lehre von der entgiftenden Wirkung der Schilddrüse.

ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOTHERAPIE
UND MEDIZINISCHE
PSYCHOLOGIE
MIT EINSCHLUSS
DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON
DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VII. BAND, 6. HEFT.



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1919
Preis für den Band von 6 Heften M. 14.—, jährlich ein Band
Ausgegeben am 16. August 1919.



Inhalt.

Adresse der Redaktion: Geh. Sanitätsrat **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45



Der Seelenbegriff in der Psychologie[1]).

Von Dr. **Max Cohn**, Arzt, Berlin, N. 20.

Das Seelenproblem bildet in der heutigen auf das Erfahrbare und Positivistische gerichteten Psychologie nicht mehr wie ehedem eine Kernfrage. Die Frage der gesonderten Seelenvermögen, und deren Ableitbarkeit aus der darstellenden Kraft der Seele, eine Frage, die eine der wesentlichen Aufgaben der rationalen Psychologie war, ist mit dieser selber endgültig abgetan. Sie erregte noch im 18. Jahrhundert stark die Geister und fand im 19. Jahrhundert noch in Benecke einen hervorragenden Vertreter gegenüber dem Einfluss des sie bekämpfenden Herbart. Die heutige Psychologie deutet die Seelenvermögen nicht mehr als „starre" Qualitäten, sondern als Aeusserungen eines einheitlichen organisierten seelischen Prozesses, der in verschiedenen Richtungen und Funktionen sich betätigt. Sie gelten hiernach heute als allgemeine fundamentale, wissenschaftlich geläuterte Begriffe von Dispositionen des Bewusstseins einer Person, bei denen bald das eine, bald das andere seelische Moment überwiegt.

Die Seele gilt heute allgemein in der Psychologie als ein kontinuierlicher Fluss von seelischen Vorgängen. Sie wird entweder als unräumlich oder als sitzlos anerkannt, oder auch gänzlich geleugnet. Nur noch einige Herbartianer treten für einen punktuellen Sitz der Seele ein. Aber auch das räumliche Dasein und Wesen der Seele findet noch in einem so namhaften Psychologen, wie Ebbinghaus, wenigstens in dem Sinne einen Vertreter, dass er darunter ein räumliches Wirken, Gefördert- und Gehemmtwerden durch andere Individuen an den verschiedenen Stellen des Raumes versteht.

Denn da die Seele „an einem Orte des Gehirns hört, an einem anderen sieht, riecht" usw., so kann sie nach Ebbinghaus auch nicht raumlos sein. Diese Behauptung ist um so mehr verwunderlich, als sie einem Anhänger des psychophysischen Parallelismus zugehört, bei dem die Annahme einer räumlichen Wechselwirkung der Seele mit materiellen, wirkenden und realen Dingen eigentlich für unmöglich gelten sollte. Denn nur bei einer solchen Wechselwirkung könnte die Räumlichkeit des Daseins der Seele in Frage kommen. Da ferner Ebbinghaus, wie auch die Assoziationspsychologen mit ihm die Seele als einen Komplex phänomenaler Bewusstseinsinhalte, als einen Kollektivausdruck definiert, indem er sie als den „Inbegriff alles des reichen Lebens, das man von ihr auszusagen Veranlassung hat", bezeichnet, so wird damit seine Auffassung von der Seele als einer ihrem Dasein und Wesen nach räumlichen Unsubstanzialität nur noch weniger verständlich. Aehnlichen Widersprüchen in dem Begriff von der Seele begegnet man in-

[1]) Nach einem in der „Psychologischen Gesellschaft zu Berlin" am 15. Februar 1917 gehaltenen Vortrage.



dessen nicht nur bei Ebbinghaus und anderen Phänomen- bzw. Assoziationspsychologen, sondern auch in anderen Lehrarten der Psychologie; denn wir besitzen heute noch viele Psychologien, keineswegs aber die Psychologie! Für die Psychologien, welche, wie die von Paulsen, Rehmke, Natorp, Heymanns u. a., auf dem Boden der transzendentalen Psychologie und des Kantischen transzendentalen Idealismus mehr oder weniger stehen, ist die Seele, insoweit wenigstens, als sie individuelle Seele ist, ein undefinierbares Etwas. Paulsen definiert sie als die im Bewusstsein auf nicht weiter angebbare Weise zur Einheit zusammengefasste Vielheit seelischer Erlebnisse. Ihr Träger ist nach ihm die absolute Einheit und absolute Substanz Gottes. Rehmke schreibt der Seele, die für ihn konkretes Bewusstsein ist, samt allen in ihr auftretenden Bestimmtheiten einem absoluten, allumfassenden, schöpferischen Bewusstsein als ihrer Quelle zu, einem allgemeinen Bewusstseinssubjekt, das alles in sich schliesst und in dem alles ist. Die Seele ist nach Rehmke deshalb auch kein selbständiges Individuum, sondern gleichsam ein Modus jenes Bewusstseinssubjektes, das einzig, ewig und allwaltend sein soll. Für seine Anschauung hat Rehmke vor der Paulsenschen wenigstens dies voraus, dass er konsequenter in ihrem Aus- und Aufbau verfährt. Er, als transzendentaler Idealist, sieht ein, dass der Parallelismus oder die Zweiseitentheorie auf dem Boden des transzendentalen Idealismus, der die Dinge ausserhalb des Bewusstseins von deren Erscheinungen im Bewusstsein unterscheidet, seinen Sinn verliert. Er lässt daher, wie dies einer auf diesem Idealismus basierenden Psychologie auch gebührt, dem Parallelismus in ihr keinen Platz. Paulsen, ebenso wie Heymanns, Wundt, König und allen voran Fechner verbinden jedoch den transzendentalen Idealismus unbedenklich mit der parallelistischen Lehre und entgehen daher auch nicht den hieraus für ihre Aufstellungen sich ergebenden Widersprüchen. Denn der Paralellismus hat nur dort einen Sinn, wo die Dinge einen eigenen objektiv-realen Wirkungskreis haben, wo die vielen individuellen Seelen mit ihren sie bestimmenden seelischen Prozessen, Inhalten und Tatsachen (Phänomenen, Akten, Dispositionen) gleichfalls einen eigenen subjektiv-idealen Bereich bilden und durch bewusstseinstranszendente, d. h. real-objektive oder extramentale Kausalität miteinander kommunizieren oder anders ausgedrückt: der Parallelismus lässt sich nicht mit dem transzendentalen Idealismus verbinden, der im Grunde ein Bewusstseinsspiritualismus ist und daher die Dinge nur als im Bewusstsein befindliche und vom Bewusstsein abhängige auffassen und sie als unsere völlig subjektiven Phänomene, als „Vorstellungen" als unsere Erlebnisse werten muss; der Parallelismus lässt sich vielmehr nur noch mit dem transzendentalen Realismus verknüpfen, dem sie als unabhängig vom Bewusstsein gelten und der ihnen ihren eigenen objektiv-realen Wirkungsbereich belässt. Beide Auslegungen der transzendentalen Lehre, bzw. des Kritizismus Kants, der transzendentale Idealismus und der transzendentale Realismus, beruhen auf der negativen oder positiven Deutung von dessen „Ding an sich", das der kritischen Erinnerung dient, die gesamte Erfahrungswelt nicht unabhängig vom erkennenden Bewusstsein aufzufassen, vorausgesetzt, dass man dies überhaupt irgendwie oder -wo vermöchte. Ihr Einfluss auf die modernen Psychologien und deren Stellung zum Begriff der Seele zeigt sich fortgesetzt, wenn auch häufig genug den Psychologen selber nicht bewusst, wie überhaupt denn der philosophische Einschlag in den vielen Psychologien deren Bearbeitern häufig genug gar nicht zum Bewusstsein kommt. Kant hatte bekanntlich die Seele nur als das Subjekt unserer Bewusstseinsprozesse gelten



lassen. Sie als einfach zu denken, ist nach ihm erlaubt, um gemäss dieser Idee eine Einheit aller seelischen Kräfte und damit ein Prinzip zu gewinnen, das der Beurteilung der inneren Erscheinungen der Seele zugrunde gelegt werden kann. Sie als einfache Substanz anzunehmen, sei aber ein unerweisliches, ganz willkürliches und blindlings gewagtes Unternehmen. Dadurch werde sie zu einem transzendenten (übernatürlichen) Begriff, einem transzendenten, metaphysischen Subjekt, für das die Einheit nicht mehr gelte; denn diese könne nur noch für das transzendentale Ich, das transzendentale Subjekt als allgemeinste Einheit stiftende Apperzeption der verschiedenen Vorstellungen eines Bewusstseins, d. h. für die Verbindung dieser Vorstellungen zu einer logischen Einheit von Urteilen und Urteilzusammenhängen bestehen und in Frage kommen. Allein, wenn auch die Seele Kant zufolge als eine logische Einheit, als ein abstrakter Begriff zu erfassen wäre, so ist sie damit durchaus noch nicht die psychologische Einheit, auf die es hier uns vornehmlich ankommen muss. Sie ist ein logischer, abstrakter Allgemeinbegriff, wie Kants „transzendentale Apperzeption" dies gleichfalls ist, die als logische Einheit alle besonderen Urteile umfasst und daher den abstrakten Begriff der logischen Einheit überhaupt bezeichnet, aus welchem die übrigen Einheiten, die Kantischen Kategorien (Grundbegriffe) als die formalen Elemente aller denkenden Erkenntnis und die Grundsätze des Verstandes durch Selbstentfaltung jener „obersten Einheit, der Kantischen transzendentalen Apperzeption", hervorgehen. Da diese als ein höchster Begriff und oberste Einheit im menschlichen Individuum als der Widerschein des „Bewusstseins überhaupt" auftritt, eines Weltbewusstseins, das selber einen allumfassenden und höchsten Weltbegriff darstellt, so kann sie wenigstens der Idee nach auch als das oberste Prinzip und die Einheit der seelischen Erscheinungen gelten. Die transzendentale Apperzeption Kants darf sonach als Seele immerhin gedacht werden, gleichsam, als ob in ihr ein wirkliches einfaches Wesen vorläge, durch das alles im leiblichen Organismus einzig und allein und aufs möglichst Beste bewirkt werde. Diese gedachte Seele ist aber für uns ebenso unerkennbar und muss uns ebenso stets unbekannt sein und bleiben, wie es ihr Ursprung, das „Bewusstsein überhaupt", als gleichsam eine Zentralseele, stets bleibt, jener allgemeinste höchste Weltbegriff, der als die alleinige erste und letzte Quelle aller und jeder Gesetzlichkeit und aller in den einzelnen Seelen vorhandenen und in den sie bildenden Bewusstseinsinhalten bewirkten Veränderungen gilt. Dieses allgemeine Weltbewusstsein als allumfassender Begriff ist aber seinerseits schliesslich nichts anderes, als nur eben eine Idee, als eine Bewertung des Weltzusammenhanges, welche gleichfalls nichts weiter ausdrückt und besagt, als ob alle Verbindungen der Welt, der gesamte Weltzusammenhang aus einem einzigen, ewigen, allumfassenden Wesen als oberster und allgemein gültiger Ursache, als einer Zentralseele, entsprungen seien. Paulsen drückt all dies viel deutlicher und verständlicher aus, wenn er ohne Umschweife die absolute Einheit und absolute Substanz Gottes als den Träger der Seele und als deren Ursprung bezeichnet. Damit bringt er es wenigstens unserem Kinderglauben und der uns von den Religonen her übermittelten Lehre nahe. Kant hatte zwar über die rationale Psychologie, die das Wesen der Seele als einfach, unsterblich, substanziell, persönlich und vom Leibe unterschieden erklären wollte und diese Kenntnis aus der Analyse des reinen Ichbegriffs zu schöpfen sich mühte, indem sie allen Angaben über unsere Bewusstseinsfunktionen als Subjekt und alleinigen Text



das: „Ich denke“ unterlegte, geurteilt, dass sie eine alle Kräfte der menschlichen Vernunft übersteigende Wissenschaft sei, und ihr daher den Rang einer echten Wissenschaft bestritten. Allein Kants gläubiges Gemüt und sein religiöses Interesse sträubten sich gegen das Resultat, das er selbst aus seiner Kritik der reinen (theoretischen) Vernunft zu ziehen gezwungen ist. Der Erkenntnisgegenstand der rationalen Psychologie, die reale Seele, mischt sich in seine Ausführungen stets hinein und wird in ihnen der Idee nach wenigstens zugelassen, aus welcher alsdann auch alles Wirkliche sich ableiten lässt. Das haben die Epigonen Kants auch gründlich besorgt. Bei ihnen wird das für Kant nur der Idee nach und regulativ Wirkliche zu einem schlechthin konstitutiven Wirklichen und Tatsächlichen umgewandelt; Kant selber hat allerdings hierzu den Grund gelegt. Er hatte eingestandenermaßen das Wissen forträumen müssen, um für den Glauben Platz zu schaffen. Er tat dies mittels seiner „Kritik der praktischen Vernunft“. Hiernach sind die reale Seele und deren Unsterblichkeit zwar wissenschaftlich nicht bestimmbar und logisch auch nicht zu beweisen, aber unzertrennlich mit dem moralischen Gesetz in uns verknüpft und bilden daher die moralischen Forderungen der praktischen Vernunft; sie werden als praktisch notwendig erheischt, und das erhebt sie trotz der ihnen mangelnden Wissenschaftlichkeit zu Wirklichkeiten. Vermag also auch die rationale Psychologie nicht zur Erkenntnis der realen Seele zu führen, weil sie eine die Vernunftkraft des Menschen übersteigende Wissenschaft ist, so bleibt immerhin der Glaube an diese Seele eine moralische Forderung; auch dann, wenn und weil ebensowenig der empirischen Psychologie es gelingen kann, darüber etwas Positives aufzustellen, da Kant zufolge auch ihr nicht der Rang einer echten Wissenschaft gebührt. Die empirische Psychologie beschreibt zwar das Bewusstseinsleben und schöpft ihre Kenntnis aus der inneren Erfahrung, ihr mangelt aber der Erkenntnisgegenstand, aus dessen begrifflicher Analyse nach rationalistischen Grundsätzen erst allein und wirklich wissenschaftliche Erkenntnis hervorzugehen vermag. Die empirische Psychologie erfasst zwar die Erscheinungen der Seele, deren Aeusserungen, aber die Quelle, aus welcher diese fließen und auf welche sie zurückführen, wird von ihr nicht erfasst und kann der ganzen Sachlage nach auch nicht erfasst werden. Beide Psychologien sind nach ihrem Gegenstande und ihren Erkenntnisquellen zwar von einander getrennt, beide aber sind gleich aussichtslos! Denn die empirische Psychologie ist nur eine Naturbeschreibung der Seele, aber keine Seelenwissenschaft, die rationale Psychologie wieder könnte zwar Wissenschaft sein, weil sie den zu analysierenden Erkenntnisgegenstand besitzt oder vielmehr zu besitzen glaubt, sie ist aber bei dessen Unerkennbarkeit nicht durchführbar.

Diese Aussichtslosigkeit der beiden Psychologien hindert jedoch Kant nicht, mit ihnen zu arbeiten. Denn er macht sowohl von dem empirischen bzw. transzendentalen Ich, als auch von dem transzendenten Ich in seinen Deduktionen Gebrauch, bezieht sich in diesen auf sie und lässt sein transzendentales Subjekt als logisches Subjekt, logische Einheit, Zusammenfassung und Inbegriff aller seelischen Aeusserungen zu einem idealen Fokus der empirischen Psychologie werden, während doch gerade sein transzendentales Subjekt als reale Seele schon daher kein Gegenstand der Erfahrung sein kann, weil es nur eine andere Bezeichnung für sein jeder Erkenntnis sich entziehendes, das Wesen der Dinge andeutendes und zugleich verhüllendes „Ding an sich“



ist. Im Gegensatz zu dem nur als Handlung im bewussten Subjekt zu denkenden transzendentalen Ich der empirischen Psychologie ist aber das „transzendente Ich" als Ding nicht nur denkbar, sondern in der Form des weltumfassenden Begriffs eines „Bewusstseins überhaupt" als Ursprung und Ende, als Allergrösstes und Allerkleinstes, wenigstens der Idee nach, sogar erfordert. Allein der Psychologie nützt dies nichts; denn das transzendente Ich als Ding bedeutet zwar die reale Seele, ist sie aber nicht; zudem ist es unerkennbar; das transzendentale Ich der empirischen Psychologie wieder ist als logische Einheit zwar erkennbar, aber nicht die psychologische Einheit, nicht die Seele in der Art, auf welche es hier ankommt. Das transzendentale Ich als eine logische Einheit kann daher ebensowenig wie das transzendente Ich für die Psychologie brauchbar sein. Gleichwohl folgt diesem Dualismus Kants und dessen Deduktionen ganz ausgesprochen Lipps in seiner Ichlehre, während Psychologen, wie Paulsen, Rehmke u. a., dies zwar auch tun, aber allerdings verhüllt.

Lipps erklärt die Seele als die an sich unbekannte Voraussetzung für das Dasein unseres Bewusstseins, als das reale Etwas, welches macht, dass es dies oder jenes Ich gibt. Diesen Dualismus sucht Lipps aber wieder dadurch zu überwinden, dass er die Seele mit dem Gehirn identifiziert, indem er behauptet, das „erlebte Ich" verhalte sich zu dem „An sich der Seele" oder zu der übernatürlichen metaphysischen Seele wie die physischen Erscheinungen des Gehirns zu dem „An sich des realen Gehirns", einem gleichsam metaphysischen Gehirn. Hiernach ist denn auch die Gleichsetzung von Gehirn und Seele für Lipps ein Leichtes. Bei der völligen Unbekanntheit des „An sich des Gehirns" und des „An sich der Seele" wird es ihm leicht und bleibt unbenommen, Gehirn und Seele schliesslich für ein und dasselbe Reale zu erklären und seinen Dualismus mittels dieser Erschleichung in einen Monismus umzuwandeln.

Die Aktualitätspsychologie von Wundt hält sich zwar von derlei frei, verlegt aber wieder die Seele in einen einzigen besonderen seelischen Akt, in den „Willen", „die Apperzeption", sc. „die schöpferische Synthese". Die Willenstätigkeit erklärt Wundt erstens für das Endprodukt einer bestimmten Abfolge von Vorstellungen und Gefühlen, zweitens für eine mechanische Leistung des Stirnhirns, d. h. für etwas Physiologisches im Gegensatz zu dem ersten rein Psychischen, und drittens für die Wurzel und Quelle aller Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle, Akte und Inhalte, Fähigkeiten und Wirkungsmöglichkeiten des Subjekts und dessen selber, d. h. letzthin für etwas Metaphysisches. Die Wundtsche Aktualitätspsychologie und Anschauung erweist sich demgemäss auch nicht frei von einander entgegengesetzten und miteinander unvereinbaren Auffassungen. Sie vertritt zwar die Meinung, dass die Seele Tätigkeit ist, aber die Seele ist nicht etwa, wie bei den Assoziationspsychologen, auch bei Wundt ein Tätigkeitskomplex, sondern die Tätigkeit eines besonderen, allen anderen seelischen Vorgängen zugrunde liegenden Prozesses, des Willens; sie ist letzthin der Wille selber, als vermeintlich „ursprüngliche Energie des Bewusstseins". Die Bewusstseinsvorgänge sind und bilden Wundt zufolge allerdings das seelisch Wirkliche, sie sind nicht etwa nur dessen blosse Erscheinungen, ihre Einheit liegt in ihnen selber, in ihrem gesetzmässigen Zusammenhange nach Grund und Folge. Allein — und damit kommen wir zu der Achillesferse von Wundt — da der Wille das Fundament dieser Bewusstseinseinheit sein soll und hierzu mittels des in den Willensvorgängen liegenden Tätigkeitsmoments gelangt, so wird das Wollen,

bzw. der Wille zum einheitlichen Subjekt aller seelischen Prozesse, die Seele selber ist sonach, auch von hier aus betrachtet, nichts anderes als Willenstätigkeit, die mit ihrem Gegenstück, dem Leiden, die Wurzel des Bewusstseins bildet; sie ist zugleich als reiner Wille (reine Apperzeption) eine alle unsere inneren Wahrnehmungen zur Einheit verbindende Tätigkeit und als letzte Bedingung aller einzelnen Wahrnehmungen eine unumgängliche und notwendige Voraussetzung.

Dieser in der Wundtschen Psychologie dem Willen zuerteilten hervorragenden und ihr neben dem Charakter einer Aktualitätspsychologie den einer Apperzeptionspsychologie verleihenden Rolle gräbt Ziehen in seiner „physiologischen Psychologie“ allen Boden ab. Denn da bei einer sogenannten willkürlichen Handlung unserem Bewusstsein erstens nur die aus der Erinnerung geschöpfte Vorstellung einer bestimmten Bewegung, zweitens die Empfindung der sich vollziehenden Bewegung und drittens die Spannungsempfindung als Begleiterscheinung gegeben sind, so können nach Ziehen nur Empfindungen und Erinnerungen in unserem seelischen Leben vorhanden sein. Neben dem Hirnprozess und der Ideenassoziation gibt es daher auch kein besonderes Wollen oder Willensvermögen. Was man Wollen nennt, sind nach Ziehen, wie übrigens bei allen Assoziationspsychologen, nur Vorstellungen, Gefühl und Empfindung, wobei jedoch Ziehen zufolge das Gefühl nicht etwa einen selbständigen Prozess darstellt, sondern nur an der Empfindung als ihr Gefühlston haftet.

Die Gefühlstöne gehen von den Empfindungen auf Vorstellungen über und werden von diesen auf andere mit ihnen fest verknüpfte Empfindungen oder Vorstellungen hinübergestrahlt. Je nach der Stärke des Auftretens der Vorstellungen im Bewusstsein bemisst sich auch die Stärke ihres physischen Parallelvorganges im Gehirn und desto eher strahlt auch dessen Energie auf die motorische Region über, in welcher sie den motorischen Innervationsimpuls auslöst. Dieser selber hat jedoch im Bewusstsein keinen psychischen Parallelprozess. Da nach Ziehens Ansicht dieser Vorgang fehlt, so existiert ihm zufolge auch nicht der Wille; ebensowenig kann aber überhaupt ein ähnliches Einheitsprinzip, wie das „Ich“, die „Apperzeption“ u. ä. hier in Frage kommen, und damit auch nicht die Seele, welche Wundt, wie wir sahen, mit dem „Willen“ identifiziert. Richtig ist jedoch an Ziehens Ablehnung des Wundtschen Willens nur, dass das Wollen kein fühlbares Erlebnis unseres Bewusstseins ist. Derlei fühlbare, erlebnismässig aufweisbare Vorgänge sind gegenüber den Akten des Willens z. B. die Prozesse des Begehrens und Strebens. Allein dem allen gegenüber muss man doch einwenden, dass der Wille aus unserem Seelenleben sich nicht einfach wegleugnen, oder ausschalten lässt. Er muss in ihm zu den anderen seelischen Vorgängen irgendwie hinzutreten und demnach vorhanden sein. Seine Akte werden allerdings nicht gefühlt; wir wissen aber um sie; ebenso wie wir um die Akte der Beziehung und um die Relationsinhalte wissen, die wir ja auch nicht fühlen. Nur an dem dynamischen Erfolge des Willens vergewissern wir uns über dessen Dasein; daher ist zwar der Wille, der ein höheres seelisches Geschehen ist als die Akte des Begehrens, Strebens und Triebes, für uns kein fühlbarer, und als solcher allein erlebnismässig aufweisbarer Tätigkeitsprozess wie diese, aber er ist deswegen noch nicht zu leugnen. Er ist ein Tätigkeits- und geistiger Akt; als solcher ist er das Ergebnis eines mehr weniger unbewussten Schlusses, der auf Grund seiner Prämissen, der Empfindungen und Vorstellungen, sich vollzieht und erst an den mit dem Willen einhergehenden Tätigkeitsspannungsempfin-

dungen usw. als dessen Symptomen offenbar und gerechtfertigt wird. Die psychischen Erlebnisse sind auch nur die Betätigungsobjekte der Willens- und Denkakte, deren Material. Ziehen ist sonach zwar im Recht, wenn er den Willen mit den Empfindungen und Vorstellungen nicht in eine gleiche Linie stellt, ihm nicht das gleiche Projektionsfeld zuweist, wie diese es haben. Ihm und anderen Assoziationspsychologen gegenüber, wie z. B. Hoeffding, Wentscher, Ebbinghaus und anderen betont aber Wundt seinerseits wieder mit Recht die Rolle des Willens in unserem Seelenleben als eines Tätigkeitsvorganges; dieser ist als solcher bestimmt und bestimmend zugleich; eine Folge dessen, dass der Denk- und Willensprozess des Menschen, ebenso wie dessen Handeln kein blosses Naturgeschehen und als solches nur ausschliesslich mechanisch ist, sondern hier eine „Beseelung" des Mechanismus in dem Sinne vorliegt, dass jener Prozess bereits ein sozialer ist. Die kausale Notwendigkeit des Naturgeschehens zeigt im Denken, Handeln und Willen des Menschen als seiner sozialen Wesenheit eigen eine andere Seite, in welcher sie mit ihrer Willensseite dem Erlebnis, mit ihrer Geschehensseite der denkenden Betrachtung sich nähert und angehört. Neben das blosse Sein bzw. blosse Naturgeschehen tritt hier das soziale Sein des Menschen, ein geistigsoziales Geschehen als Faktor ein, der jedoch der Kausalbeziehung sich völlig einordnet und keineswegs ein „Sollen" fordert, eine Theologie. Ziehen ist ferner im Recht, wenn er dem Willen keinen besonderen Herd im Stirnhirn (Wundts Apperzeptionszentrum) zugesteht. Allein er überspannt seine Erkenntnis in ähnlicher Weise, wie dies Wundt mit der seinigen tut, die zwar den Willen aus der Reihe der anderen seelischen Vorgänge heraushebt, aber zugleich dessen Gleichsetzung mit der Seele vollzieht. Ziehen leugnet demgemäss den Willensakt als solchen gänzlich und bezeichnet das Wollen als eine blosse „seelische Situation", die „ausschliesslich durch ganz bestimmte Vorstellungen und Gefühlstöne gekennzeichnet wird". Eine solche Situation ist jedoch nie und nimmer das Wollen selber, sondern erst dessen Voraussetzung; sie ist nichts anderes als eine Kombination, als diese oder jene Verbindungsreihe von Vorstellungen und Empfindungen. Zu ihr muss noch das Wissen um sie, ein Zustand hinzukommen, in dem ihr Vorhandensein von uns zum mindesten wahrgenommen wird. Dieser Zustand ist der der Bewusstheit! Die Bewusstheit ist ein gleichsam unanschauliches, gegenwärtiges Wissen als aktuelle Betätigung unserer Persönlichkeit, die mittels eines mehr oder weniger unwillkürlichen unbewussten Schliessens den Willen aus sich hervorgehen lässt. Mittels dieses automatischen Schlusses wird das Wollen erst zu dem geistigen Akt des Willens. Die „seelische Situation" Ziehens ist die Grundlage, auf welcher der Tätigkeitsakt des Willens sich auf- und ausbaut! Dieser Willensakt ist somit auf Grund seiner Entstehung nur eine Phase des Denkens, die gegebenenfalles in einen motorischen Akt sich umzusetzen geeignet ist. Ich sage: eine Phase des Denkens, weil bei dem Menschen als einem sozialen Wesen, das als Naturmacht dem Naturstoffe denkend, handelnd, wollend und fühlend gegenübertritt, sein soziales Sein mit seinem denkenden Wollen identisch ist. Denn wenn auch Denken und Sein, das letztere als bloßes Naturgeschehen und als Sein schlechtweg, keineswegs identisch sind, so gelangen sie doch zur Identität im Menschen, dessen soziales Wesen zugleich ein soziales Sein ist und erfordert. Dieses ist aber ebenso etwas Geistiges wie das Denken und ein Ausdruck für die Beziehungen, in denen der Mensch zu seinen Mitmenschen und zur Welt von seinem ersten Auftreten in dieser steht.

Zum Beweise für meine Identifizierung von Willen, Handeln und Denken kann dienen, dass z. B. willensschwache Menschen ihren Stimmungen sich hingeben, von ihren Empfindungen, Vorstellungen, Erinnerungen, Neigungen und Aehnlichem sich gleichsam treiben lassen, ohne je zu dem geistigen Akt, zu jener Intensität der Denkphase zu gelangen, welche der Wille in sich birgt. Sie kommen aus ihren gleichsam ohne jede Leitung hin und her wogenden Gefühlen und Strebungen nie zu einem Schlusse und einem als deren Führer dienenden Entschlusse der Handlung oder Unterlassung. Wille und Verstand sind bei ihnen nicht in jenem harmonischen Einklange, der allein die echte und rechte Tat aus sich hervorspriessen lässt. Denn je höher die Erkenntnis, desto klarer ist auch die Ueber-, Voraus- und Einsicht über und in das Getriebe der Empfindungen, Vorstellungen und Gefühle und damit in das bewegte Treiben der umgebenden Welt; desto höher gestaltet sich auch die Intensität der Denkphase des Willens, die für seine Umsetzung in die Tat oder deren Hemmung benötigt wird. Umso freier wird aber auch der Wille, der unter Leitung der denkenden Vernunft in harmonischer Uebereinstimmung mit den Gefühlen und Empfindungen und unter Zurückdrängung von Trieben, Begehrungen und Wünschen als die Betätigung der Freiheit und als der Schritt aus der Notwendigkeit in diese sich bezeugen und erweisen kann. Das Wollen, als primitivster geistiger Akt, vermag mittels des Vernunftdenkens zum Willen und zur Freiheit des Willens sich zu erheben. Hierdurch bahnt dieses eben seinem Träger den Weg aus dem „Reiche der Notwendigkeit in das der Freiheit". Von hier aus lässt es sich verstehen, dass Wundt den Willen als „ursprüngliche Energie des Bewusstseins" auffassen konnte, ihn zur „Intelligenz" erhebt und schliesslich zur Seele selbst stempelt. Der Wille ist aber nicht die Seele, sondern nur ein besonderer Akt, eine Welle in dem kontinuierlichen Flusse des Bewusstseinsganzen, sc. der gesamten Persönlichkeit als solcher. Er wird zum höchsten geistigen Akt, zu dem der Mensch als Gattungswesen, zu welchem das soziale Ganze, die Menschheit, aus eigener Kraft gelangen kann, wenn sie den Willen mittels Vernunft zur Freiheit wandelt und damit aus den Fesseln ihrer inneren und äusseren Natur sich befreiend zur wahren Kultur emporsteigt. Wundt scheint in seinen Gedankengängen über den Willen unwillkürlich von Kant beeinflusst worden zu sein; wie dieser die Freiheit zum Realgrund des Sittengesetzes macht und damit indirekt und in letzter Instanz auf sie die Unsterblichkeit der Seele, deren und Gottes Existenz gründet und als Postulate unserer praktischen Vernunft hinstellt, so wird die Entwicklungsfähigkeit des Willens zur Freiheit für Wundt das Motiv, ihn schliesslich der Seele selber gleichzusetzen, bzw. mit ihr zu identifizieren.

Im vollen Gegensatz hierzu leugnet Ziehen in seiner „Psychologie" den Willen gänzlich und beschränkt sie völlig auf empirische Gesetze. Allein damit stellt er einmal die Einheit des Bewusstseins und des individuellen Ich in Frage, womit er allerdings auf den Standpunkt Humes sich stellt, für den die Seele ein Bündel von Vorstellungen bzw. Bewusstseinsinhalten in einem fortwährenden Fluss und kontinuierlicher Bewegung ist. Er begibt sich aber ferner damit auch jeder Möglichkeit mit der in unserem seelischen Geschehen nicht fortzuleugnenden Tatsache des Willens überhaupt fertig zu werden. Seine „physiologische Psychologie" geht freilich von dem Gesichtspunkt aus, dass nur das Psychische primär und unmittelbar gegeben, das Materielle aus dem Seelischen erst erschlossen ist und dass auch logische Gesetze als unerwiesen in ihr völlig auszuschalten sind. Wäre dem wirklich so, so könnte der Wille allerdings nicht ein integrierender Bestandteil des

Bewusstseinsganzen bzw. der Persönlichkeit und kein Faktor einer Tätigkeit in ihm sein. Denn da er Ziehen zufolge kein besonderer „psychischer Vorgang“ ist, so könnte gemäß der Parallelismuslehre auch nie ein physiologisches Gegenstück des Willens sich erschliessen lassen; er könnte und brauchte ein solches nie zu haben. Ebensowenig dürfte der Wille etwa durch eine Schlussfolgerung aus der „seelischen Situation“ oder den Bedingungen nachzuweisen sein, die für sein Auftreten in und mit den vorgebildeten Einrichtungen des physiologischen Mechanismus sprächen; denn logische Gesetze sollen doch in der Psychologie ausgeschaltet werden. Man stünde sonach hinsichtlich der Herkunft des Willens vor einem völligen Rätsel. Allein wir sind berechtigt, zum mindesten die logischen Grundaxiome auch in der Psychologie anzuwenden. Daher ist auch der Schluss erlaubt, der aus den Bedingungen des physiologischen Mechanismus heraus auf das Dasein des Willensaktes gezogen werden kann. Bei dem hier vorliegenden Tatbestand jedoch ist es noch keinesfalls sicher, dass der Tätigkeitsakt des Willens nicht doch sein physisches, von ihm durchsetztes Gegenstück hat. Hierbei kann allerdings von einem Parallelismus nicht die Rede sein, wie ihn Ziehen vertritt, und dem er jede Rückwirkung des Psychischen auf das Physische und deren beiderseitige Abhängigkeit voneinander abspricht. Ebensowenig kann dabei Ziehen's Spiritualismus in Frage kommen, der in der Aufstellung der primären psychischen Reihe und der Forderung Ziehen's von der Abhängigkeit der sekundären materiellen von jener primären psychischen Reihe sich kundgibt. Mit Ziehen's weiterer Forderung, dass die Psychologie auf empirische Gesetze sich völlig zu beschränken habe, lässt es sich jedoch immerhin vereinbaren, wenn der Wille als der Ausfluss eines Wissens um die „seelische Situation“, die sich in einem Individuum gebildet hat, erkannt und anerkannt wird. Die Experimente von Narziss Ach haben dies bestätigt. Seine Versuchspersonen hatten sämtlich ein Wissen um die Empfindungen, Vorstellungen und Gefühle, von denen sie vor dem Eintritt ihres Entschlusses erfüllt waren und auf welche die ihnen gestellte Aufgabe sie hinzielen liess, d. h. ihre Intention sich richtete. Allerdings war dies kein bewusstes Schliessen, sondern ein unbewusstes, unwillkürliches. Man darf aber annehmen, dass auch dieses unbewusste Schliessen seinen Ausdruck im physischen Leben hat, wenngleich das höhere, logische, willkürliche Schliessen, das mittels des Vernunftdenkens geistig sich vollzieht, einen analogen Ausdruck nicht mehr hat oder zu haben braucht. Denn bei dem höheren, geistig bewussten Denken kommt es auf die Gesamtlage und die Einstellung des ganzen physiologischen Mechanismus, auf dessen ererbte und weiter ausgebaute Einrichtungen ebenso an, wie auf die analoge Gesamtlage und Einstellung der psychischen Schichten des Individuums als Ganzen. Vornehmlich der richtigen Benutzung des ganzen Menschen in dessen physiologischen und psychologischen Erscheinungen und Funktionen bedarf es für den Aufstieg zum Vernunftdenken, zum logischen Schluss und zur Logik. Die „physiologische Psychologie“ ist deswegen auch nicht gezwungen für jede Art von höherem Denken sogleich die spezielle ihm zugehörige materielle Kooperation, falls es hierfür eine solche gäbe, zu suchen oder zu bieten, während sie allerdings dieser Forderung beim automatischen Schlusse sich nicht entziehen kann. Eine bisher wenig beachtete Hinweisung Spinozas scheint mir hierfür nicht unwichtig zu sein. Sie spricht sich dahin aus, dass der Geist die Vorstellungen anders verbindet, als sie sich nach den blossen sinnlichen Wahrnehmungen gruppieren. Daher ist auch die Wirkung der Vorstellungen, wenn sie mittels des logischen Schlus-

ses aus der Werkstätte des Geistes hervorgeht, auf uns eine andere, als in ihrer Verbindung auf Grund der einfachen Wahrnehmungen. Diese Verbindung hat eben noch ihr einzelnes örtliches materielles Gegenstück, jene Wirkung umfasst aber den gesamten physiologischen und psychologischen Apparat, dessen mittelbare Projektion auf der gesamten Hirnrinde und auf dieser wieder nur relativ, keineswegs aber völlig abgegrenzte Oertlichkeiten. Die „physiologische Psychologie" darf jedoch keineswegs soweit gehen, wie Ziehen dies in der seinigen tut, in welcher er das „Bewusstsein" nur als passive Begleiterscheinung und einen zufälligen Nebenerfolg der im Menschen sich vollziehenden Prozesse zulässt. Hiermit vertritt er tatsächlich eine Psychologie ohne Psyche, eine Seelenkunde ohne Seele, wie sie zwar Wundt gleichfalls vertritt, aber durch eine Gleichsetzung des Willens mit der Seele wieder aufhebt. Allein, ob die Seele, wie einige meinen, Bewusstsein hat, oder ob sie, wie z. B. Rehmke erklärt, Bewusstsein ist, in keinem Falle kann sie in der „Physiologischen Psychologie" Ziehens, bei dessen Stellung zum Bewusstsein eine Stätte finden. Ebensowenig vermag sie diese überhaupt bei den Assoziationspsychologen, die wirklich konsequent sind, zu finden; denn sie alle stellen fest und zergliedern wohl die Erlebnisse, führen sie auf ihre Elemente zurück, teilen sie ein, aber schon bei der Aufgabe, diese Sektionspräparate der Erlebnisse wieder ihrem geistigen Band zuzuführen, aus dem sie von ihnen gelöst wurden, bei der Erklärung der Zusammenhänge der Erlebnisse (Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle) vermeiden sie das Zurückgehen auf die konkrete Einheit, aus Furcht vor der „Substanz", der „Seele", dem „Ich", der „Bewusstseinseinheit", sc. dem „Bewussstsein" und suchen statt der konkreten Zusammenhänge mit abstrakten, wie „Assoziationen", „Reproduktionen" uns zu genügen.

Gleichwohl bleibt eine unvoreingenommen ausgeführte physiologische Psychologie vornehmlich der Boden, auf welchem, wenn überhaupt, die Frage nach dem Seelenbegriff zur Lösung gebracht und die Aussichtslosigkeit aller Psychologien, wie sie Möbius seinerzeit beklagte, gehoben werden kann.

Bisher haben die erörterten psychologischen Lehrarten den Seelenbegriff eigentlich mehr umschrieben und angedeutet, als präzis und klar hingestellt. Kant nennt „Seele" das, worin alles im kontinuierlichen Flusse und nichts Bleibendes ist. Er hält und erklärt sie für eine logische Einheit, die aber nicht die Seele sein kann. Er rekurriert hinsichtlich seines logischen Begriffs der Seele letzthin auf den allumfassenden, gleichfalls logischen Begriff des „Bewusstseins überhaupt". Lipps bezieht sich auf die Unerkennbarkeit der Seele an sich und des Gehirns an sich und gelangt dadurch zwar zu einem Monismus von Gehirn und Seele, verwickelt sich aber hierbei in Widersprüche. Bei Kant und Lipps verknüpfen sich empirische und rationale Psychologie miteinander, obwohl der erste ausdrücklich erklärt, dass man die Seele nur an dem Leitfaden der Erfahrung studieren und nicht weitergehen darf, als mögliche innere Erfahrung ihren Inhalt darlegen kann. Die übrigen Psychologen, die hier als Hauptvertreter der heutigen Psychologie genannt wurden, stellen zwar auch die empirische Psychologie in den Vordergrund, aber nur um sie nachträglich mit einer nach der rationalen Psychologie hin schillernden Lösung zu verknüpfen. Diese wird gleichsam zum Asylum ignorantiae für die Deduktionen, mittels welcher sie die Frage nach der Seele zu lösen sich abmühen. Ziehen allein lehnt folgerecht das Bewusstsein als einen aktiven und einheitlichen Prozess ab und leugnet auch die Seele selber. Allein dies muss bei Ziehen umsomehr verwunderlich erscheinen, als er letzthin sogar in allen



materiellen Vorgängen blosse Erscheinungen im Bewusstsein sieht; dadurch wird der Wert seiner physiologischen Erklärungen im Grunde wieder aufgehoben. Denn der Schluss von der Wirkung auf die Ursache ist stets unsicher. So auch hier der Schluss von den vermeintlich nur sekundären physiologischen und materiellen Substraten, als den Wirkungen, auf die primären psychischen Vorgänge, als die Ursachen. Diese als Bewusstseinsinhalte sollen wieder ihrerseits nur ein Nebenerfolg eines physiologischen Vorgangs sein. Das ist widerspruchsvoll und unmöglich! Ein Bewusstseinsinhalt, der nur Nebenerfolg eines sekundären, physiologischen Vorgangs ist, kann nicht zugleich die völlige Ursache für eine organische Bewegung sein und Einfluss auf sie gewinnen. Er kann nicht als ein Glied in eine Kausalreihe gebracht werden, die zu Anfangs- und Endgliedern nur „sekundäre“ physiologische Vorgänge hat; umsoweniger als Ziehen diese selber wieder nur als psychische Prozesse wertet. Hierbei muss man noch erwägen, dass Ziehen jede Rückwirkung des Physischen auf das Psychische und deren Abhängigkeit von einander in Abrede stellt. Dies vielleicht nur, weil er für seine widerspruchsvollen Annahmen und Ableitungen in dem „Spiritualismus“ einen deus ex machina haben kann. Vielleicht auch, um damit dem Vorwurf des „Materialismus“ zu begegnen. Allein der Spiritualismus ist nur ein umgekehrter Materialismus; wie dieser als spekulativer Materialismus die Materie als ein Ens, ein Höchstes und Letztes bewertet und sie damit zu einem Transzendenten, einem Uebernatürlichen stempelt, so verfährt der Spiritualismus mit dem Psychischen in ganz ähnlicher Weise und mit dem gleichen Misserfolge. Einen ähnlichen erlebt, nebenbei bemerkt, auch der Idealismus, wenn er als „objektiver“ oder als „subjektiver“ das „Absolute“ oder das „Ich“ oder die „Idee“, das „Denken“ als Ens, als das Letzte und Höchste wertet, das die Welt aus sich heraus gebärt. Ist doch selbst der transzendentale Idealismus Kants nur eine Basis für seine „Kritik“, und nicht etwa deren „Idee“ oder etwa Selbstzweck; er ist vielmehr nur ein Mittel für den Aufbau des Systems des Kantischen Kritizismus, nicht dessen Seele, wenn diese in der Idee des Systems gefunden werden soll. Einem gleichen Misserfolg kann eine physiologische Psychologie aber nicht entgehen, die dem Psychischen die primäre und dem Physischen eine von ihm abhängige, sekundäre Rolle zuerteilt, wie dies die Ziehen'sche Psychologie tut.

Erst dann darf eine physiologische Psychologie auf einen guten Erfolg hoffen und wird ihn ernten können, wenn sie das Physische und Psychische, Leib und Seele als eine Einheit auffasst, hiernach ihre Erfahrungen orientiert, ausbaut und sie reflektierend betrachtet. Damit, indem sie die Elemente zusammenfasst, die Komponenten zerlegt, die Erlebnisse fortwährend formt und gestaltend sie ihrem Begreifen annähert, erfasst sie auch erst den Menschen in dessen voller unzerreissbarer Totalität, macht und begründet sie Erfahrungen, ist sie zwar empirisch, aber eine Erfahrungsdisziplin, die mit objektiver Bestimmtheit auch die seelischen und geistigen Erscheinungen der Persönlichkeit zu ihrem Rechte kommen lässt. In diesem Sinne beantwortet bereits Tetens die Frage nach dem „Ich“ und der Seele folgendermaßen treffend: „Was ist das Ich, welches empfindet, denkt, will? Es ist ein Mensch, das empfindende, denkende, wollende, Ganze, das beseelte Gehirn, die eingekörperte Seele!“ „Mehr lehrt die Beobachtung unmittelbar nicht!“

Trotz aller seitdem auf naturwissenschaftlichen und anderen wissenschaftlichen Gebieten gemachten Errungenschaften und trotz aller Fortschritte der Nerven- und Hirnphysiologie kann die Antwort auch heute

nicht wesentlich anders lauten. Durch die folgenden Ueberlegungen kann sie indess noch mehr befestigt und bestätigt werden.

Der lebende Organismus lässt sich in zwei Besitzstände teilen, in einen physischen und einen psychischen. In deren beider Zusammenwirken betätigt sich jedes psycho-physische organisierte Lebewesen. Im lebenden menschlichen Organismus bildet die einheitliche Zusammenfassung dieser beiden Bestände — ihre oberste Synthese — der Mensch selber in seiner vollen Totalität, Tätigkeit und Wesenheit, d. h. seine Person. Der physische Besitzstand erringt beim Menschen seine höchste Stufe und Ausbildung in der Hirnrinde, der psychische im Bewusstsein. Beide Besitzstände des lebenden Organismus haben das gemeinsam, dass sie beide Strömen verglichen werden können, die räumlich und zeitlich mit und ineinander laufen, indem der räumliche Besitzstand durch den zeitlichen gleichsam durchsetzt wird, derart, dass Raum und Zeit in dem physischen Besitzstand sind, nicht umgekehrt. Mit der Anerkennung des Stoffs oder der Materie als eines dynamischen Prozesses und mit der Erkenntnis, dass der Stoff aus Kräftezentren besteht, die in kontinuierlicher Bewegung sind, und aus Wirkungssphären dieser Zentren gebildet ist, lässt auch der körperliche lebende Organismus als ein kontinuierlicher Fluss sich völlig verstehen. Jene Kräftezentren sind negative Elektrizitätsträger oder Elektronen, die wie Rubens annimmt, im Gegensatz zu den positiven und räumlich ausgedehnten Elektronen keine Ausdehnung haben. Die beiden in und miteinander laufenden „Ströme“ des physischen und psychischen Besitzstandes des lebenden Organismus des Menschen unterscheiden sich darin, dass der physische dreidimensional und räumlich, der psychische eindimensional und zeitlich ist. Ein gewisses Analogon hierzu bieten die positiven grösseren ausgedehnten und die negativen kleineren unausgedehnten Elektronen, die, wie Rubens meint, von den positiven, vielleicht auch qualitativ sich unterscheiden. Ein anderes Analogon bilden die extramentalen Dinge, die unabhängig von uns durch ihre transzendentale Beziehung zu uns erst zu wirklichen und wirkenden für uns werden. Sie sind zusammenhängende Gruppen von Merkmalen, die räumlich und zeitlich zugleich sind (cf. meine Studie: „Ueber das Denken“ 1910, Berlin, pag. 38ff.). Die Zeit kann bei den Dingen als vierte Dimension zu den drei Raumdimensionen hinzutreten und ihnen vollkommen analog aufgefasst werden. Die Physik wird damit zu einer Art von vierdimensionaler Geometrie. Dies vor allem durch die Relativitätstheorie (Einstein, Minkowski). Hier verdient bemerkt zu werden, dass die Koordination von Zeit und Raum in der Art, wie Kant sie aufstellte, damit durchaus nicht gerechtfertigt wird; dies schon deshalb nicht, weil zwar der dreidimensionale Raum stets zeitlich bestimmt ist, aber nicht alle Wirklichkeiten der Welt, z. B. die seelischen Vorgänge, lassen sich räumlich bestimmen. Durch Abderhalden ist neuerdings festgestellt worden, dass die Vorgänge in einer Zelle und damit die im Augen-



blicke in ihr vorhandenen Stoffe von Sekunde zu Sekunde sich ändern, dass aber die Ergebnisse des Zellebens, welche in bestimmten Substanzen einer Zellgruppe bestehen, durchaus dabei konstant bleiben. Trotz der kontinuierlichen Bewegung der Stoffe sehen wir diese doch ganz spezifisch wiederkehrend und beharrend. Ihre spezifische Art bleibt erhalten. Ihre Bestandteile haben eine Konstanz, die das Produkt eines konstanten Arbeitsverlaufes in der Zelle ist. Der konstante Arbeitsverlauf bestimmt seinerseits zusammen mit den variabelen äusseren Reizen die Funktionsrichtung eines Organs. Die Einwirkung der Nerven auf bestimmte Zellen, z. B. beruht nach Abderhalden auf der Einwirkung spezifischer Stoffe auf andere spezifische, besonders abgestimmte Stoffe (Hormonen) in besonderen Zellen. Auf diese Weise gewinnt der dem lebenden Organismus zughörige physische Besitzstand, welcher in einem bis in die Zellpartikelchen hinein sich erstreckenden stetigen Stoffwechsel sich befindet, d. h. einer kontinuierlichen Bewegung, eine relative Konstanz. Durch diese physiologische und chemische Erkenntnis unseres physischen Besitzstandes als einer fliessenden Bewegung wird auch unser psychischer Besitz mit seinen seelischen Elementen (Phänomenen, Erscheinungen der Empfindung usw., Akten, Vorgängen, Inhalten und Tatsachen des Begreifens, Urteilens, Aufmerkens, Wollens, Denkens, Handelns usw.,) dem Verständnisse als ein Fliessen, als eine strömende Bewegung zugänglich gemacht; desgleichen die schliessliche Zusammenfassung all dieser seelischen Prozesse zu der Einheit des Bewusstseins, als dem alle diese aufnehmenden Hauptstrom, der selber wieder in der Projektion und Zusammenfassung der körperlichen Verrichtungen auf unserer Hirnrinde sein Gegenstück und Analogon hat. Sämtliche dieser seelischen Prozesse sind aber wirkliche Momente des Bewusstseins in dessen Gesamtstrom. Sie gleichen sich erhebenden, aufgeworfenen und wieder schnell versinkenden Wellen, deren relative Konstanz dem Einflusse des nach bestimmter, ererbter oder erworbener Art und je nach der Individualität einherflutenden Bewusstseinstromes, d. h. dessen konstanter bestimmter Arbeitsweise zugeschrieben werden kann. Als wirkliche Momente und nicht etwa als blosse Erscheinungen gehen die genannten seelischen Prozesse in und mit dem physischen Besitzstandstrom einher und finden mit ihm zusammen im lebendigen Menschen als Ganzem, in der Persönlichkeit als solcher ihren Ausdruck und ihre Einheit. Die Konstanz des psychischen Besitzes erhellt unter anderem aus der Tatsache der Erinnerung. Die Erinnerung, mittels welcher z. B. die direkten Erinnerungsakte eines ehemaligen Erlebnisses, bzw. einer ehemaligen Wahrnehmung mit einer gegenwärtigen Anschauung, bzw. Wahrnehmung durch das Erkennen als bereits vorhanden gewesene Vorgänge identifiziert werden, zeigt, dass die einer neuen Vorstellungstätigkeit zugrunde liegende Disposition nicht bloss materieller Natur sein, bzw. nur den gleichzeitigen oder unmittelbar



aufeinanderfolgenden sensorischen Erregungen von Nerven, Fasern oder Zellen zugehören kann; vielmehr bedarf es hierbei als notwendigen Haupt- oder Mitfaktors noch des aus dem psychischen Besitzstande selber kommenden Einflusses. Denn sonst wäre Erinnerung nicht möglich! Auf ihr Auftreten hat zwar der physische Besitzstand mit seinen in ihm laufenden materiellen Spuren (molaren und molekularen Ausschleifungen von Nervenbahnen u. a.) eines vergangenen Vorganges eine gewisse Wirkung; die vornehmliche Wirkung kommt aber den mit und in diesen einher gegangenen seelischen Momenten des psychischen Besitzstandes zu, welche bei der Erinnerung zu dem diese konstituierenden einheitlichen Akte des Erkennens und der Identifizierung sich zusammensetzen und damit die Erinnerung bilden. Die im physischen Besitzstande des Organismus liegenden materiellen (neuro-zerebralen) Spuren (Mneme Herings und Semons) werden hierfür, wenngleich von uns unbemerkt, ebenso in Anspruch genommen, wie die ihnen entsprechenden Wirkungsfähigkeiten (Dispositionen) des psychischen Individuums. Bei dem blossen Gedächtnis, als dem primitivsten Prozess eines jeden Lebewesens wird dies bereits sichtbar. Beides kann allerdings für uns völlig unbemerkt sich vollziehen und vollzieht sich auch so, weil es der Selbstbehauptung eines jeden Lebewesens, dessen organischer Einheitsdisposition angehört und entquillt. Im ganzen handelt es sich hier eben um Vorgänge, die in den unteren Schichten des Bewusstseinstromes, und daher unbemerkt, bzw. unbewusst, ablaufen und auch nur mittels der experimentellen Erfahrung, bzw. unserer Selbstbeobachtung für uns sichtbar werden können. Die Möglichkeit für ihre Existenz liegt jedoch nur im lebenden Organismus, in dessen Gesamteinstellung auf seine vitale Behauptung. Beim Menschen vor allem und in letzter Hinsicht in dessen Totalität und Wesenheit, in ihm als Ganzem, als Person, für welche die beiden Besitzstände, bzw. deren einander unterstützendes Zusammenwirken unbedingte Forderung ist; mittels zur Bewusstheit kommender und mittels mehr weniger in den unteren Schichten der Besitzstände verlaufender seelischer und stofflicher (unbewusster und untergeschichteter, Teilstücke kommt diese Kooperation zustande. Das einemal kann hierbei dem physischen, das anderemal dem seelischen Besitzstande das Uebergewicht bei der Entstehung der nötigen Prozesse und Akte zukommen; beide Besitzstände müssen aber, wie z. B. beim Besinnen, einander wechselseitig und gleichmässig unterstützen können. Weder der seelische Besitz des Menschen würde allein aus sich heraus dergleichen leisten können, noch vermöchte dies der physische isoliert für sich. Denn die seelische Tätigkeit hat nur eine momentane Dauer, und ebenso besitzt das gegenwärtige unanschauliche Wissen um Teile dieser Tätigkeit, die Bewusstheit, nur eine solche Dauer, denn auch sie fliesst beständig weiter. Untersuchungen haben ergeben, dass die Präsenszeit unseres Wissens einige Sekunden nicht überdauert. Ebenso ist aber das Bewusst-



sein selber, von dessen stets ein Ganzes bildendem Inhalt die Bewusstheit, als sein Gemeinsames und Unterscheidendes, nur ein Teil ist, von einer recht kurzen Dauer. Diese wechselt derart, dass Kant z. B. dadurch sich veranlasst sah, in einem jeden Menschen eine Mehrheit aufeinanderfolgender denkender Subjekte anzunehmen; gerade auf diese Annahme suchte er u. a. den Beweis für die Unerkennbarkeit der Seele zu stützen. Unter dem Einflusse von Kant haben neuere Psychologen, z. B. William James, die Meinung vertreten, dass numerisch verschiedene, nacheinander auftretende Subjekte von gleicher Vergangenheit die Träger sind, die für alle der persönlichen Einheit und Identität dienenden Erfahrungen, wie wir solche an uns tatsächlich machen, völlig ausreichen. Wie jedoch diese verschiedenen Subjekte, die aufeinanderfolgen, ebenso schnell wieder verschwinden und ihre Aktualität einander mitteilen, zugleich hiermit in dem ihnen nachfolgenden Subjekt das Bewusstsein veranlassen sollen, dass sie diese oder jene bestimmte Aktion schon vorher geübt haben, bleibt unerfindlich. Es sei denn, man legte den „Subjekten" die Rolle von kleinen Geistern unter, wie dies etwa bei Cartesins und Malebranche vorgedacht wird! James hat übrigens in dieser Annahme von „Subjekten" vor anderen Assoziationspsychologen wenigstens einiges voraus; denn, da diese sich vor dem Zurückführen der Erlebnisse auf eine konkrete Einheit scheuen, helfen sie sich damit, dass sie hierfür ein rein sächliches mechanisches Wirken der Erlebnisse aufeinander annehmen. Es gelten ihnen nur Empfindungen, und Vorstellungen, von denen die eine die andere „anzieht" „hemmt"; eine Wahrnehmung wirkt auf die andere, „wirkt nach" „tendiert" auf eine dritte u. a. Sonach eine völlige Passivität und „Mechanisierung", wie sie übrigens bereits bei Herbart hervortritt, nur nicht in so verschämter Art. Gerade aber auf die Uebermittlung des vorher dem verschwundenen Subjekt innewohnenden Wissens um einen vorhergegangenen Vorgang an das neu auftretende Subjekt kommt es hier an; beruht doch auf einem dem ähnlichen Prozess, z. B. die Erinnerung. Mit der Mechanisierung aber, d. h. mit blosser Assoziation, Kontiguität, Reproduktion usw. der Empfindungen, Wahrnehmungen usw. ohne deren Zusammenfassung und Zurückführung auf ein übergeordnetes Reales kommt man nie zur Entscheidung darüber, was hier eigentlich vorgeht und welchem Faktor hier die vornehmlichste Rolle zufällt. Diese gehört dem Denken und Wissen, die beide einen eigentlichen Träger fordern, der Erlebnisse, Akte usw. auch vereinheitlichen kann. Ebensowenig kann mit der Passivität allein entschieden werden, ob z. B. das Wissen ein fliessender Zustand, oder ein dauerndes Geistiges ist.

Für letztere Annahme spricht allerdings das Bewusstsein der persönlichen Identität; diese lässt aber mittels meiner vorhergehenden Auseinandersetzungen folgendermaßen sich erklären: Wie der seelische Besitzstand des Organismus von Sekunde zu Sekunde wechselt,



so auch, wie wir jetzt wissen, dessen physischer. Nur hat dieser, als ein räumlicher, hierbei den Vorteil vor dem seelischen, dass er einmal im Gegensatz zu diesem ein Strom kontinuierlicher Prozesse ist, während der seelische Bestand ein diskontinuierliches Aggregat darstellt; dann kann aber der physische Bestand die von Wirkungen in ihm bereits durchlaufenen Wege, bzw. die von solchen durchsetzten Oertlichkeiten in sich aufbewahren; sie lassen daher leichter sich auffinden. Der Arbeitsverlauf des physischen Besitzes wird durch diese Eigenschaften stärker gewährleistet und zugleich seine relative Konstanz mehr unterstützt, als die des seelischen; daher denn auch die Konstanz des physischen Bestandes uns als eine deutlichere und verständlichere erscheint, als die des psychischen. Als zeitlich verlaufender, eindimensionaler Prozess bedarf aber der seelische Bestand in sich nicht, wie der physische, noch derlei analoger Stützen und kann sie auch seiner ganzen Natur nach nicht haben. Er findet sie jedoch in dem von ihm durchsetzten, bzw. in und mit ihm kooperierenden physischen Besitzstande, an dessen Konstanz er dadurch zugleich mittels der ihm durch seinen eigenen Arbeitsverlauf gewährleisteten einen gewissen Anteil gewinnt. Beide Bestände haben zu ihrem Träger und daher auch zum Träger des Erinnerungsaktes, als eines seelischen unmittelbar wahrnehmenden Vorganges, der mit dem Gedächtnis für alle anderen seelischen Vorgänge, Akte, Inhalte und Tatsachen des Bewusstseins grundlegend ist, allein und ausschliesslich den lebenden Organismus in seiner vollen Ganzheit, d. h. die Grundtatsache der realen Person. Die psycho-physische Organisation des Menschen hat sich in unzähligen Generationsfolgen von den kleinsten Anfängen her entwickelt; sie erhält und bildet ihn, sie führt ihn aufwärts. Mit dieser unbezweifelbaren Tatsache steht es nur im Einklang, wenn *der lebende Mensch* selber in seiner Totalität letzthin die ihm selbst entnommene (immanente) Ursache, Einheit und das Substrat aller seiner in ihm auftretenden physischen und psychischen Prozesse ist und damit auch die *Ursache, Einheit und das Substrat der Seele. Diese* wirkt in ihm und ist auch nur insofern wirklich, als sie *in letzter Instanz ein „Werden“* ist, das einen Zubehör und integrierenden Bestandteil des Menschen in seiner Wesenheit und Ganzheit ausmacht, weil sie ein Teil der Persönlichkeit, als übergreifender, beide, leibliches und psychisches Individuum, zusammenfassender und zur Einheit gestaltender Realität ist.

Diese Folgerung mag zunächst übertrieben erscheinen; sie ist es nicht, wenn man weiteres erwägt. Das Bewusstsein, das, wie Untersuchungen ergeben haben, nur Sekunden dauert und das die Zusammenfassung seiner in ihrer Mehrzahl im unterströmigen Dunkel seines Flusses, in ihrer Minderheit indessen nur eng umschriebenen, oberschichtigen Helle einherflutenden diskontinuierlichen Vorgänge, Inhalte und Tatsachen ist, ist als solcher selber ein diskontinuierlicher einheitlicher Prozess. Einen ana-



logen, allerdings dreidimensionalen, ausgedehnten dynamischen Prozess stellt im Menschen die Hirnrinde dar, die wieder ihrerseits die Sammelstelle und einheitliche Projektion der sensorischen Verrichtungen des Organismus und derer von örtlich getrennten und verschieden ausgedehnten Gruppen und Fasern ist. Beide Besitzstände sind das vornehmlichste Gut des Menschen, der das höchst organisierte uns bekannte Lebewesen ist. Sie gehen in und miteinander und stehen einander gleichsam als Gegenstücke gegenüber. Wie der Besitz des Gehirns, bzw. der Hirnrinde die Voraussetzung für die physo-psychische Kommunikation oder Kausalität des Menschen ist, so ist das Bewusstsein seinerseits die Voraussetzung für dessen seelische und geistige Tätigkeit. Beide, Bewusstsein und Hirn, sind und stellen, jedes für sich, die Spitze und die Einheit ihrer sie konstituierenden diskontinuierlich, bzw. kontinuierlich einherströmenden Bestände dar. Während aus dem physischen Bestande des Hirns, bzw. der Hirnrinde nur dynamisch-energetische Wirkungen hervorgehen und mit dem gleichen Effekt auf- und niederwärts, durch- und miteinander sich verbreiten, hat das *Bewusstsein* auf Grund seiner Zeitlichkeit und Eindimensionalität nur *eine richtunggebende Wirkung*. Es kann z. B. die Konstellation, die zeitweilig vorhandene bestimmte Lage des dynamischen Systems des Körpers verändern und den Erfolg von dessen mechanistisch-energetischen Wirkungen zu einem anderen gestalten, als dies ohne sein Eingreifen der Fall wäre. Es kann aber keine wirkliche motorische Handlung unmittelbar leisten. Das Bewusstsein weiss jedoch, im Gegensatz zum Hirn, um seine eigenen, um die von ihm als die seinigen erkannten Vorgänge; dies ist bei ihm allerdings auch nur der Fall für einen relativ eingeengten Bezirk, der soweit sich erstreckt, als das Licht der Wahrnehmung auf ihn fällt, als er von der Aufmerksamkeit des Bewusstseins getroffen oder von ihm „apperzipiert“ wird. Durch diese „Apperzeption“ wirkt das Bewusstsein ebenfalls vereinheitlichend und wird dadurch zur Einheit seiner diskontinuierlich fliessenden Vorgänge, Inhalte oder Tatsachen. *Diese Apperzeption ist aber zu unterscheiden von der Bewusstheit*, die auf dem gegenwärtigen blossen unwillkürlichen, unterbewussten Wahrnehmen dessen beruht, was im Innern des Menschen vorgeht und die nur ein Teil des gesamten Bewusstseinsprozesses ist. Da auch die Bewusstheit, wie festgestellt ist, weiter fliesst, so wirkt sie auch ihrerseits vereinheitlichend und trägt zu der Einheit des Bewusstseins als Kooperatorin bei. Dies vermag die Bewusstheit, weil sie ein Wissen ist, durch welches das Gesamtwissen aus seinem diskontinuierlichem Bestande zu einem kontinuierlichen Zusammenhang mit den ihm vorausgegangenen, verschiedenartigsten fragmentarischen, es konstituierenden Inhalten und Vorgängen auf Grund der ihr, als Bewusstheit, eigenen Zusammenfassungs- und Unterscheidungsfähigkeit gebracht wird. Es wird demnach den verschiedensten und zahlreichen seelischen Einflüssen unseres



seelischen Bestandes verdankt, wenn er zu der Einheit des Bewusstseins sich zusammenfasst und seine diskontinuierlich fliessenden Bruchstücke von Vorgängen, Akten usw. zu einer Kontinuität gestaltet, bzw. diese selber zugleich durch seine hier geschilderte Arbeitsweise wahrt. Die Bewusstheit darf aber deswegen noch keineswegs mit dem Bewusstsein gleichgesetzt werden; denn sie ist nur die Quelle der besonderen und umschränkten Einheit und Vereinheitlichung von Erlebnissen in und zu Teilstücken, bzw. Segmenten oder Metameren des psychischen, bzw. physischen Bestandes; nicht aber ist sie sogleich die Einheit der Gesamtheit der gleichzeitig vorhandenen Bewusstheitsinhalte (cf. hierzu meine Arbeit: „Zur Theorie und Erklärung des Doppelbewusstseins (Doppel-Ich) und verwandter Zustände." Aerztliche Rundschau, Nr. 13, vom 31. März 1917, XXVII. Jahrgang, München).

Jene Einheit bildet allein nur das Bewusstsein als der Verband aller seelischen Tatsachen, aller der mannigfachen dem Bewusstsein zugehörigen, teilweise wesentlich verschiedenen Inhalte, die miteinander verknüpft sind. Diese Verknüpfungen haben aber ihr Gegenstück in den kollateralen Beziehungen der physischen Teilbestände mit deren schliesslicher Vereinheitlichung und Zusammenfassung im Hirn und der Hirnrinde. Nur noch der Erfolg jener Relationen, die Erinnerung, die Reproduktion z. B. zeigt sich im Bewusstsein. Schon vorher jedoch treten zu ihnen als ihrem Material die besonderen Akte des Aufmerkens, Wollens, Denkens, Wissens, Tuns, die erst wirklich die Einheit der Empfindungen, Vorstellungen usw. stiften, Akte, welche ohne die Bewusstheit nicht vorhanden sein könnten. Die Bewusstheit ist sonach zwar Mitfaktor für die Einheit des Bewusstseinsganzen, sie macht dessen Gemeinsames und Unterscheidendes aus, als eines Verbandes der seelischen Vorgänge des psychischen Individuums, nicht aber ist sie schon die Einheit des Verbandes selber. Fasst man es anders auf, so macht man den Teil zum Ganzen, und spannt das Pferd hinter den Wagen.

Spricht das bisher Erörterte bereits für die Einheit des Bewusstseinsganzen, so bietet sich ein weiteres Beweismittel in der ununterbrochenen Aufspeicherung neuen, vorstellungsmässigen und begrifflichen Gedächtnisstoffes in unserem Wissen. Durch den Gebrauch dieses Stoffes und die Uebung im Denken schreiten wir geistig vor, bildet sich unser Bewusstseinsleben ständig fort. Aus dieser Entwicklung und Vervollkommung ergibt sich ein verfeinertes Seelenleben des Menschen, das jedoch zugleich mit und in dem physischen Besitz sich eng verknüpft zeigt, und weil es ihn eindimensional (zeitlich) durchsetzt, nur in und mit ihm sich entwickeln und bestehen kann; wie es denn auch mit und in ihm seine Anlage hat. An der Entwicklungsgeschichte des Kindes lässt sich das als eine Tatsache illustrieren. In letzter Instanz beruht das Seelenleben auf dem im Wechsel-



beharrenden menschlichen Organismus, der mittels dieser in seiner Vererbung (Anlage, Art) Gewöhnung, Umgebung, Erziehung u. ä. sich aussprechenden Dauer im Wechsel sich stetig verändert; gleichwohl vermag er sich zu erhalten und weiter zu bilden. Der Träger jener Vervollkommnung kann aber wieder nur der Mensch al Ganzes und als Person sein, weil weder die seelische Tätigkeit für sich allein ihr eigener Träger noch das Bewusstsein als die Einheit und die Kontinuität dieser Tätigkeit, sein eigenes Substrat bilden kann; denn es hat ohne den ihm zugehörigen physischen Bestand des Nerven- und Zentralnervensystems (Hirn, Hirnrinde) überhaupt kein Dasein! Die seelische Tätigkeit bedarf aber eines Trägers, zudem ist sie auch von einer nur momentanen Dauer. Ebensowenig kann aber das Gehirn oder die Willenstätigkeit allein für sich Träger und Ursache jener Entwicklung und Vervollkommnung sein, da beide nur einzelne, der physischen bzw. psychischen Organisation integrierende Bestandteile sind. Wundt sagt u. a. von den Vorstellungen, dass „sie überhaupt aufhören zu sein, wenn sie nicht mehr Bewusstseinsakte sind und nur innerhalb der Vorbedingungen unseres seelischen Lebens Nachwirkungen zur Folge haben könnten". Die Nachwirkungen unseres früheren Bewusstseinslebens vervollkommnen allerdings unsere seelische Tätigkeit, aber nur, indem sie in und mit den physikalisch-chemischen Prozessen des Organismus einhergehen. Deswegen brauchen sie selber jedoch noch nicht stofflicher Natur zu sein und sind es auch nicht; denn sie durchsetzen stets nur zeitlich und eindimensional jene dynamisch-energetischen Prozesse. Die unmittelbaren Vorbedingungen der seelischen Tätigkeit können und müssen sogar als seelische aufgefasst werden, und es muss ihnen auch ein relatives Beharren auf Grund ihrer Arbeitsweise zukommen. Sie laufen aber nur mit und in räumlichen Vorgängen einher. Diese, als physische Prozesse, bringen ihrerseits zwar auch die Entwickelung und Vervollkommnung des rein körperlichen Organismus zustande; sie vermögen dies aber auch ihrerseits wieder nie ohne Einwirkung der seelischen Verrichtungen. Beide, die physiologischen Prozesse und die ihnen gegenüberstehenden seelischen der Vorstellungen, stehen sonach in Verbindung mit der Entwickelung und Vervollkommnung des Menschen. Denn die Vorstellungen als rein seelische Funktionen zeigen in ihrem Entstehen und Auftreten aufs innigste sich verknüpft mit der Entwicklungsgeschichte des Bewusstseins, zumal in ihnen das ganze Erfahrungs- und Gedächtnismaterial des Menschen steckt. Aber auch die den Vorstellungen gegenüberstehenden physiologisch-anatomischen Prozesse verknüpfen sich in analoger Weise mit der Entwickelung und der Vervollkommnung des physischen (raumerfüllenden) Körpers, bzw. mit der des die Kommunikation mit den Bewusstseinsvorgängen vermittelnden Nervensystems. Beide, die Vorstellungen und die von ihnen durchsetzten und ihnen entsprechenden physiologischen Teilstücke sind sonach notwendig für die Entwicklung und Vervollkommnung des Seelenlebens. Sie



sind aber erst nur Teile des ganzen physischen und psychischen Besitzes des lebenden Organismus, der eines analogen Zusammenarbeitens seiner beiden Bestände in ihrer Gesamtheit für seine Gesamtentwicklung und Gesamtvervollkommnung bedarf. Diese beiden Bestände finden also, wie sich auch aus dieser Betrachtung ergibt, ihre Zusammenfassung und über ihre besonderen Einheiten hinausgreifende wirkliche und dritte höhere Einheit, ihre oberste Synthese, in dem lebendigen tätigen Menschen, als Person, Persönlichkeit, bzw. Individualität. Eine weitere Bestätigung des hier Erörterten habe ich in dem oben zitierten Aufsatze der „Aerztlichen Rundschau" Nr. 13 gegeben. Der lebendige und tätige Mensch als Ganzes, als Person ist demgemäss auch allein die Einheit, der Träger und die Ursache all dessen, was wir mit dem Begriff der Seele zu belegen pflegen; denn die Seele ist isoliert für sich nur ein Abstraktum, ein Summenwert. Sie ist nur als individuelles Ich wirklich, sonst aber ein abstrakter Begriff, der als ein Teil für das Ganze, als pars pro toto, als ein Ding für sich genommen wird, das dogmatisch zu einem selbständigen Wesen gemacht wird, während der wirkliche Inhalt der Seele und ihr besonderes Wesen erst aus einer grossen Reihe von Erlebnissen, Akten, Dispositionen, Inhalten, Tatsachen zugleich mit den ihnen gegenüberstehenden, relativen physischen und physiologischen Prozessen sich ergibt. Der Begriff „Seele" ist hiernach nur eine allgemeinste Abstraktion, die wie alle allgemeinsten Abstraktionen entstanden ist und entsteht bei der reichsten konkreten Entwickelung, wie sie hier sich im menschlichen Organismus zeigt und auch in den Wirkungssphären des Menschen anzutreffen ist. Ist doch der Begriff „Staat", „Nation", „Rasse", z. B. durchaus nicht etwa völlig klar und präzis und unterliegt daher scharfer Kontroverse. Je reicher eben die Mannigfaltigkeit der Beziehungen in einem umschriebenen Gebiete, je mehr verwickelt und innig die Gebilde sich knüpfen und verknüpfen, sie beide hin- und herüberschlagen, desto allgemeiner und einfacher wird die Abstraktion, desto weniger deckt sie das, was sie vordem in einfacheren Verhältnissen noch decken konnte. Das trifft auch für die Seele völlig zu. Sie ist daher auch u. a. nur ein anderer Name für das Bewusstsein selbst, das die Einheit und Kontinuität der es bildenden seelischen Erlebnisse, Akte, Tatsachen, Prozesse und Inhalte ist. Die Seele ist aber für sich weder das Bewusstsein; denn einmal kommt dieses erst der Person, der Totalität des lebendigen tätigen, gesunden Menschen zu, und dann ist zwar alles Bewusstsein seelisch, aber alles Seelische noch nicht bewusst; noch hat die Seele Bewusstsein; denn darin steckt eben ihre Verdinglichung; ein Anthropomorphismus und eine Folge der Tendenz unseres Denkens zur Einheit und Vergegenständlichung. Die Seele hat aber auch nicht die Natur der Materie und ist auch nicht dem Gehirn gleichzusetzen; denn da die seelischen Tätigkeiten zum grössten Teile keine Ausdehnung haben (vielleicht mit Ausnahme derer des Gesichts und Tast-

sinns) und keine direkten physischen Wirkungen ausüben können, zu welchen sie stets wirkender materieller Ursachen als Mittler bedürfen, so kann auch die Seele nicht die Natur des Stoffes haben und eben deswegen dem Gehirn nicht gleichgesetzt werden. Die Seele ist eben ein aus der seelischen Wirklichkeit abstrahierter Begriff, der, wie der Begriff des Bewusstseins, die Einheitlichkeit des psychischen Lebens bezeichnet, jedoch auf einen bei weitem älteren Ursprung zurückschaut als der Bewusstseinsbegriff. Hierin zeigt sich der Seelenbegriff ähnlich dem Begriff des Staates u. ä. a. Schon als ein solcher Art entstandener Begriff kann aber die Seele nicht stofflich sein und auch deswegen nicht mit dem Gehirn identifiziert werden. Ebensowenig ist aber die Seele mit den Assoziationen der Bewusstseinsinhalte zu identifizieren; denn das ergäbe nur erst einen Bestandteil der Identität der Person und nicht alle Faktoren, die für diese erfordert werden. Diese Faktoren liegen aber allein im lebendigen Menschen als Ganzem, in seiner Persönlichkeit; aber auch das Hirn ist nicht die Ursache des Bewusstseins, ebensowenig wie das Stoffliche, wie die Materie für sich, die Ursache der Bewustseinsvorgänge sein könnte. Hier nützt es auch nichts, wenn man mit Bechterew das Seelische für einen reflexartigen Nebenerfolg der Nervenzentren hält. Auch die Identität vom Physischen und Psychischen führt hier nicht weiter, sondern nur noch die Einsicht, dass Physisches und Psychisches eine Einheit bilden, die aber erst in der psycho-physischen Organisation des lebendigen, tätigen Menschen sich zeigen kann, in ihr ihren leiblich fassbaren, sinnlich konkreten Ausdruck hat und zu ihrer vollen Blüte sich entfaltet. Erst auch sie macht den lebendigen und tätigen Menschen in seiner Totalität zur Ursache des Bewussten, des Gedankens, des Willens, der Tat, zum Individuum, zur Individualität und zur Persönlichkeit!

Allerdings ist der Mensch von seinen ersten Anfängen an zu der Scheidung der Seele, als eines besonderes körperlosen Elementes, von seinem Körper gelangt und geneigt. Er ist dazu einerseits durch die Deutung seines Schlafes, seiner Träume, des Todes und durch die ihm natürliche Furcht und Ehrfurcht vor dem Tode und vor den Verstorbenen geführt worden, andererseits durch die seinem Denken innewohnende Tendenz der Vergegenständlichung. Im weiteren Fortgange hat ihn dies zu der Aufstellung der Seele als eines Prinzips des Lebens und Empfindens veranlasst, indem er dem von ihm gebildeten, zunächst noch animistischen primitiven Seelenbegriff allmählich zu einem ätherischen Leib, einer immateriellen Substanz und einem Wesen fortbildete, das eine denkende, formende und belebende Kraft für sich darstellen und eine Emanation, ein Ausfluss eines auf ähnliche Art von ihm gebildeten und in das All projizierten höchsten Wesens sein soll. Das besondere seinem Organismus introjizierte, verselbst- und vergegenständigte Wesen der Seele wurde für den Menschen schliesslich zu einem ihn beängstigenden und zugleich beseeligenden Gespenst und Phan-



tasma. Das ist es bis in die jüngste Zeit geblieben und hat als solches noch heute seine Wirkung. Hier spielen individuelle, gesellschaftliche Verhältnisse des Menschen, Beziehungen zu seiner Umgebung, zu deren Werden und Vergehen, zu dem Entstehen, Blühen und Sterben in der Natur, kurz, natürliche, wirtschaftliche, soziale, religiöse und selbst politische Bedingungen hinein, die teils in die Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Menschheit, in die Soziologie, in die Geschichte, teils in die allgemeine und spezielle Psychologie des Menschen, in die Völker-, Religions-, Kinder-Psychologie, teils in die Patho-Psychologie hineingehören. Die Entstehung und Entwicklung des Seelenbegriffs ist aber ein besonderes Thema, das hier nur gestreift werden kann. Es gab Zeiten, in welchen der Glaube an die Seele und deren Fortleben tatsächlich und fast völlig geschwunden war. Zeller berichtet z. B. in seiner Geschichte der Philosophie der Griechen, dass nach den Zeiten Homers der Glaube an das Fortleben der Seele nur erst wieder bei Pindar erscheint. Sieben oder sechs Jahrhunderte vor Christi Geburt lebt somit dieser Glaube wieder mit erneuter Kraft auf; er ist seitdem aus der menschlichen Geschichte nicht mehr geschwunden! Das Verschwinden des Seelenbegriffs kann u. a. mit dem Schwinden der mutterrechtlichen Familie und ihres Einflusses auf die gesellschaftlichen, religiösen und wirtschaftlichen Beziehungen erklärt werden. Wurde doch selbst noch in christlichen Zeiten der Frau wegen ihrer vermeintlich nicht vollwertigen Seele nicht das gleiche Recht wie dem Manne zugestanden. Das „mulier taceat in ecclesia“ ist eine Illustration dafür! Im Gegensatz hierzu erkannten aber selbst die Kulten der heidnischen Mysterien, die bezeichnenderweise in ihrer Mehrheit weiblichen Gottheiten, wie der Cybele, Isis, Astarte, Demeter u. a. oder halbmännlichen, wie dem Dyonysos, Tammus, Adonis u. a. gewidmet waren, allen Menschen insgesamt, und also auch den Sklaven, Handwerkern und Frauen, eine volle Seele zu. Damit waren sie indessen im Widerstreit mit den herrschenden heidnischen Religionen und den herrschenden Klassen. Sie zogen daher vornehmlich die Unterjochten und die entrechteten Frauen besonders an. Der endgültige Sieg des Christentums über das Heidentum ist u. a. auch dem Dogma von der Seele zuzuschreiben, das zugleich mit dem Zugeständnis einer Seele an alle Menschen deren Fortleben nach dem Tode und ein Leben voller Wonne im Jenseits verhiess. Die Verehrung der Jungfrau Maria durch die Kirche gehört gleichfalls hierher. In der patriarchalischen Periode der Menschheit gehörte auch nur dem Pater familias das Privilegium des Besitzes einer Seele; nur die Masken dieser Patres wurden zusammen mit deren Asche in einem besonderen Raume, dem Familiengrabe, aufbewahrt und als Hausgötter verehrt. Als solche Lares familiares, als die Ahnen wurden sie bei dem Tode eines Hausvaters noch in den späteren Zeiten Roms dem Leichenzuge eines Verstorbenen vorangetragen. Aus



derlei mit wirtschaftlichen, sozialen, politischen und religiösen Verhältnissen in engem Zusammenhange stehenden Wandlungen und Irrungen des Seelenbegriffes erklärt sich sein gewaltiger Einfluss und zum Teil das grosse Interesse, das von jeher an ihm genommen wurde und noch heute wird. Mag jedoch der Seelenbegriff in früheren Zeiten und noch heute seine teils verwirrenden, teils betörenden und verheerenden, teils aber auch beseeligenden und veredelnden Wirkungen ausgeübt haben, er vermag dies jedenfalls nicht mehr in dem Grade, wie ehedem und vornehmlich nicht, seitdem die Wissenschaft in seine Entstehung und Entwickelung hineinzuleuchten angefangen hat und hieran noch weiter am Werke ist. Er ist isoliert für sich die personifizierte Abstraktion, ein psychologisches Gespenst und hat ebensowenig allein für sich Existenz, als das Gehirn für sich allein existiert. Denn wie Avenarius vom Gehirn erklärt, dass es „kein Wohnort, Sitz, Erzeuger, kein Instrument oder Organ oder Substrat der Seele ist", so ist auch die Seele ihrerseits kein Befehlshaber, kein Produkt, keine Funktion oder Zustand überhaupt des Gehirns. Die hier von mir erörterte Auffassung lässt sich kurz in die Formel fassen: Der lebendige Leib als Ganzes ist beseelte räumliche, die ihm immanente Seele als Ganzes einverleibte, d. h. ihn durchsetzende zeitige Tätigkeit!

Das Leben, der lebendige Mensch als Person ist Ausgang und Ende der Seele und ihres Begriffs; sie ist nur erst mit der Wirksamkeit und dem Begreifen des lebendigen Menschen in seiner Ganzheit verständlich und begrifflich zu machen. Denn er in toto ist Vorbedingung der Seele! Mittels der psychologischen Abstraktion hat man zwar den Begriff der Seele festgestellt, man hat zwar ihre Teile, aber nicht die Seele selber als Ganzes und als „Werden" in seiner Hand. Man gelangt indess ebensowenig zu der Wahrheit der Seele, wie man zu der des Hirns gelangen kann, wenn man es auf den Sektionstisch ausbreitet oder mit vivisektorischen Experimenten behandelt. Beide Massnahmen sind allerdings nicht zu unterschätzende und nicht ausschaltbare Hilfen. Zu ihnen muss aber die Selbst- und Fremdbeobachtung, das psychologische Experiment, müssen die Erfahrungen an Kindern und Erwachsenen (praktische Menschenkunde des Alltags), analogische und experimentell wissenschaftliche an Tieren, die Ergebnisse am Krankenbett, an Geisteskranken, müssen ferner biographische, dichterische, sprachliche Werke, Denkmäler der Sitte, Kunst, Religion, des Rechts, neben weiteren Hilfen und Ergänzungen, wie Logik, Philosophie, Geschichte, Soziologie, Oekonomie, Anthropologie, Urgeschichte und Entwicklungsgeschichte der Menschheit (Mythen, Sagen usw.) hinzutreten. Sie alle zusammengefasst können uns erst den lebendigen, unversehrten Menschen in seiner vollen Individualität, Tätigkeit, Entwicklung und Vervollkommnung zeigen und damit die Seele! Weder diese oder jene Wissenschaft für sich, noch diese

oder jene Untersuchung isoliert und schlechthin, vermag zur wahren Erkenntnis der Seele zu führen. Sie und ihr Begriff können nur mittels der kombinierten Durchforschung und Unterstützung all der genannten Einzeldisziplinen, daher auch nur des tätigen Menschen selber und durch die Einsicht, dass er ein ganz besonderes Material der Psychologie bildet, das seine besondere Eigengesetzlichkeit hat und sie zugleich der psychologischen Disziplin selbst zuerteilt, zur klaren Anschauung und echten Erkenntnis gebracht werden.

Denn wie ein jedes Material einer jeden Forschung seine notwendige Gesetzmässigkeit in seiner Eigengesetzlichkeit hat, die nur an ihm selber aufgefunden und mittels welcher es selber erst seinerseits wieder völlig erkannt werden und die Disziplin, der es zugehört, aufhellen kann, so ist dies auch bei dem Menschen, als dem Material der psychologischen Forschung und der Psychologie als solcher, der Fall. Der Mensch als Naturprodukt und Naturmacht bietet zunächst ein Material, das der Naturkausalität untersteht und dessen rein kausalgesetzliche Erfassung mittels der Naturwissenschaften ermöglicht wird. Zugleich scheint es aber als ein von seinem ersten Auftreten an soziales Wesen der Kausalität der Zwecke zu unterliegen. Es bedarf daher behufs seiner Erforschung notwendig der Zutat der Kultur-(Geistes-)wissenschaften. Die Hinzufügung der Geisteswissenschaften ist zwar unumgänglich, involviert aber noch keineswegs bereits die Anerkennung beider Formen der Kausalität als voneinander verschiedener. Denn die Notwendigkeit des Naturgeschehens schliesst noch nicht dessen Einheit mit dem in ihm auftretenden Wollen, Denken und Handeln aus! Die beiden genannten Formen der Kausalität sind daher auch nur scheinbar zwiefache. Die Kausalität der Zwecke ist nur eine praktische Hilfe für den Menschen, der das Naturgeschehen und dessen unverbrüchliche Notwendigkeit, bzw. reine Kausalgesetzlichkeit erfassen will. Tatsächlich herrscht in dem bloßen Naturgeschehen die gleiche Kausalität wie in der geistigen Natur; Willensbetätigung und kausale Bestimmtheit bestehen zusammen und können es, weil der Mensch ein Material ist, das seine Anstösse nicht bloss von „aussen" her empfängt und bloss passiv verwendet, sondern auch und vornehmlich als lebendige Ursache an dem zukünftigen Teil des Geschehens, sc. sozialen Geschehens und seiner Begebenheiten mitwirkt, diese auffasst und wertet. Hierin, in diesem nicht bloss theoretischen, sondern praktischen Idealismus liegt es begründet, dass die Geistes-(Kultur-)wissenschaften ein notwendiger Bestandteil für die Erforschung des Menschen, für dessen Psychologie sind und aus dieser nicht ausgeschlossen werden dürfen. Die Psychologie ist daher auch nicht mit der Physiologie des Hirns zu identifizieren oder auf sie allein zu reduzieren. Damit, mit der blossen Erforschung des lebenden Körpers, bzw. des Gehirns gelangt sie nie zur nötigen Kenntnis und Lösung ihres Problems. Sie bedarf



zwar der anatomisch-physiologischen biologischen Hilfen, aber nicht weniger der der Logik, Geschichte, Soziologie, Philosophie u. a. Geisteswissenschaften, Dank diesem Zusammenfluss der verschiedensten Gebiete in der Psychologie hat sie auch stets das regste Interesse der denkenden Köpfe für sich gewonnen und kann für die Lösung vieler schwerwiegender Fragen zum Leitfaden und Vorbilde werden. In ihr zeigt sich deutlich der Zusammenstoss der naturgesetzlichen Gebundenheit des Menschen mit deren denkender Betrachtung, mit dem Bewusstwerden von ihr, mit der Einsicht in sie, letzthin mit der Ueberwindung jener Gebundenheit durch planmässiges Handeln, bzw. mit dem steten Streben den Sieg über diese zu erlangen. Der Mensch, der selber wie alles andere gesetzunterworfen in dem Weltgeschehen steht und sich gesetzlich gebunden in ihm fühlt, wird in dieser Disziplin zum Beobachter dieser gesetzlichen Gebundenheit und durch seine bewusste, planmässige und einsichtige Unterordnung unter diese letzthin zu deren Herrn und Lenker. Selbstverständlich cum grano salis! Allerdings vermag der Mensch seine Zwecke sich zu setzen und zu verfolgen. Allein sie sind selber gebunden wie er selber im Ganzen und als Ganzes. Unverbrüchliche Notwendigkeit ist auch ihr Teil und Geschick. Bei seiner Zwecksetzung lässt der Mensch mittels seines Denkens auch nur die Reihe des Naturgeschehens in einer anderen umgekehrten Reihenfolge ablaufen als dies sonst und tatsächlich geschieht. Durch dieses Denken und gleichsam rechnerische Ergreifen sucht er die Naturnotwendigkeit von sich aus zu begreifen, für sich zu wenden und zu verwenden, durchbricht sie aber nicht und kann dies nie! Will er hierbei auf einen Erfolg zählen, und an der Kausalität nicht machtlos zerschellen, so muss er sein Tun, dessen hier geschilderte Art seine Zwecksetzung und sein Wollen einschliesst, muss er seine Zwecke und Ziele in das Naturgeschehen als Faktoren seiner Kausalrechnung einbeziehen und sie für die volle Endwirkung mitberechnen. Damit allein erst wandelt er das „Müssen" in ein „Sollen", die Notwendigkeit in die Freiheit. Denn die Freiheit ist stets nur dann erst wirklich, wenn sie gesetzlich ist, wenn sie mit der Notwendigkeit der Natur im Einklang ist. Das „Sollen", unser Werten, unsere Pflichten, unsere Ideen sind sonach stets naturgebunden, dem „Müssen" unterworfen. Sie sind Ausflüsse des regulativen Prinzips, das in dem Konstitutiven der Naturkausalität eingeschlossen liegt und nur zu deren Auffindung dient, d. h. heuristisches Prinzip ist. Das „Sein" der Natur ist sonach nie identisch mit dem Denken, das *Physische nicht dasselbe wie das Psychische*; sie können jedoch zu einer Einheit gebracht werden. Dieses Resultat wird in der Psychologie des Menschen vornehmlich, deutlich und sichtbar. Umsomehr und eher, als der Mensch in ihr zur Erforschung steht, der als ein von seinem ersten Beginn an soziales Wesen nicht das „Sein" des blossen Naturmechanismus, sondern ein *soziales Sein* in sich birgt. Dieses ist eben ein Ausfluss des sozialen Lebens des Menschen, das er von jeher führte und noch heute in höheren.



komplizierteren Formen führt. Dieses soziale Sein ist aber im Grunde nichts anderes als Wollen, Denken und Handeln. Von diesem Sein lässt sich daher auch hier — und nur erst hier — mit Recht behaupten, dass es mit dem Denken identisch ist. Hier in der Psychologie des Menschen sind sonach Physisches und Psychisches identisch und die Einheit von Denken und Sein wird auch in ihr um so leichter und eher als Resultat sich zeigen können als in den rein naturwissenschaftlichen Disziplinen. Diese Eigengesetzlichkeit des Materials des Menschen in der Psychologie wirkt daher auf die Methode seiner Erforschung als eines tätigen, lebendigen Individuums, als „Seele", als Persönlichkeit und auf die Methode der psychologischen Disziplin als solche. Diese Eigengesetzlichkeit der Psychologie erklärt ferner deren bisher schwankende Stellung in der Reihe der Wissenschaften. Je nachdem man mehr auf das naturwissenschaftliche Objekt als auf das kulturwissenschaftliche Gewicht legte und seine Aufmerksamkeit richtete, die doch beide in ihr gleichzeitig zur Behandlung stehen und gegenseitig innig miteinander sich verknüpfen und verflechten, je nachdem war man geneigt, das eine Objekt dem anderen voranzustellen und hiernach der Psychologie ihre Stellung anzuweisen. Allein, wenn auch die beiden Besitzstände des lebenden Menschen, dessen physischer und psychischer, sich nur schwer voneinander trennen lassen und sie eine unzertrennbare Einheit in ihm bilden, so gelingt es noch stets sie zu sichten und zur Erkenntnis zu bringen, sobald man nur auf die hier erörterte Eigengesetzlichkeit des Menschen, bzw. seines Seins achtet und nur nichts von aussen her, voreingenommen, in die Betrachtung hineinträgt, was nicht aus der Sache selber, aus dem betrachteten eigenartigen Material als solchem selber sich ergibt oder fliesst. Gerade dass der Mensch sich selber beobachten kann, als lebendiges Material sich selber und seinen Mitmenschen in der Psychologie gegenübertritt, sich in seine lebendige Mitwelt einfühlt, schliesst ebenso die blosse Zurückführung dieser Disziplin auf Physiologie und Biologie aus, wie es anderseits verbietet, die Psychologie sogleich als Philosophie zu werten. Denn Philosophie als Theorie auf der Stufe ihrer höchsten Ausbildung hat die Gesamtheit der Welt und Wissenschaften zum Gegenstand und Material, die Psychologie jedoch nur einen Teil der Welt, den Menschen, der allerdings der Schlusspunkt der Weltgesetzlichkeit ist, in welchem diese zur Erkenntnis ihrer Gesetzlichkeit gelangen kann und gelangt. Insoweit kann die Psychologie auch als ein Stück der Philosophie gelten, in dem übrigens gleichen oder ähnlichen Grade wie alle Einzelwissenschaften dafür gelten können. Als einheitliche Wissenschaft ist aber die Psychologie aus verschiedenartigen Bestandteilen zusammengewachsen, aus solchen, die teils zur Philosophie, teils zur Biologie, teils zur praktischen und künstlerischen Menschenkunde gehören. Mit dem Begriff des Bewusstseins, der bereits im Ausgang des Altertums anhebt, und noch mehr mit Cartesius in den



Mittelpunkt der psychologischen Forschung gestellt wird, das Gemeinsame der seelischen Vorgänge, des Fühlens, Willens, Empfindens bezeichnet und diese zu allen physischen, raumerfüllenden sc. körperlichen Prozessen in Gegensatz bringt, setzt auch die Tendenz ein, die Psychologie mit der Philosophie zu identifizieren, bzw. diese durch jene ganz zu ersetzen. Ein Unternehmen, das auch wegen des Problems des Zusammenhangs von Leib und Seele, wegen der Frage der Wechselwirkung und des Parallelismus, der Identität von Physischem und Psychischem u. dgl. gewagt wird, aber nie seine Berechtigung finden kann, weil es logisch und in sich wiederspruchsvoll ist. Allerdings Psychologie und Philosophie sind beides Theorien und sie sollen beiderseits gedankliche Rekapitulationen der Praxis sein und mit dieser eine Einheit bilden. Allein die Philosophie steht als Theorie einer andern Praxis gegenüber, als die Psychologie. Diese wird sogar sogleich und unmittelbar praktisch und kann dies auch eher werden, bzw. ist dazu bereits eher geworden, als die Philosophie, die ihre Einheit mit der Praxis erst noch betätigen und tatsächlich noch praktisch werden muss. Das vermag die Philosophie auch nur, wenn sie ihren lebendigen Zusammenhang mit ihrer Zeit beweist und behält. Sie hat jedoch dies bisher nicht erreichen können, weil sie der Wirklichkeit bislang voreingenommen gegenübergetreten ist und ihr eigenes Denken ausser Zusammenhang mit der wirklichen Welt wähnt, während es doch nur deren ideelle Ergänzung ist und als das Instrument der Philosophie nach deren ideellem Maßstabe, d. h. nach seiner Eigengesetzlichkeit, die konkrete Welt der Wirklichkeit zu erfassen und zu kritisieren die Aufgabe hat. Die Grösse und Kompliziertheit dieser Aufgabe kann, zumal bei der heutigen Entwickelung, dem hohen Stande, Grade und der Zahl der Einzeldisziplinen und bei der überaus verwickelten Gestaltung der Welt und Zeit, der Philosophie immerhin vorerst noch zur Entschuldigung dafür dienen, dass sie als Theorie ihre Einheit mit der Praxis noch nicht erreichen konnte. Die Psychologie kann jedoch ihr bereits heute hierbei zum Vorbilde dienen, vornehmlich dafür, wie dieses Ziel von der Philosophie erreicht werden könnte, die zunächst und besonders ihren Gegenstand, das Denken, in dessen notwendiger Gesetzmässigkeit, in dessen Eigengesetzlichkeit und als einen Prozess erfassen muss, der als das Uebergehen und Auseinanderhervorgehen aller seiner Bestimmungen (Inhalte des Denkens) und insofern als eine Bewegung des Denkens sich enthüllt. Das Denken kann dann auch nicht mehr als die äusserliche Verbindung von starren Begriffen, und deren Verbindung nicht mehr als eine solche von starren Urteilen angesehen werden, die doch nie die gesamten Denkinhalte wiedergeben, denen sie entstammen; vielmehr geht das Denken von der Totalität des Gedachten aus, die in den Urteilen und Begriffen sich selbst unterscheidet und auseinanderlegt, wobei immer nur ein Teil des ganzen Inhaltes zum Ausdruck



gelangen kann. Analog ist auch der Begriff nur ein Urteilsbestandteil, die Beziehung einer Einzelwahrnehmung auf einen Denkinhalt, der seinem Träger bereits, wenn auch unvermerkt, geläufig ist, und ähnlich ist auch das Urteil nur eine Bestimmung, Zergliederung, Formung des ununterschiedenen, in sich zusammenhängenden Denkinhalts. Kurz und bündig: Die Philosophie muss ihren bisher gewahrten, formal logischen Standpunkt aufgeben und ihre bloss verstandesmässige Auffassung des Denkens durch die starre Abgrenzung von Begriff und Urteil verlassen zugunsten einer Auffassung des Denkens als eines dynamischen Seins, als einer durchgängigen Vermittlung und Beziehung seiner Elemente, als relativer Opposition, als gegenübergestellter Beziehung. Der Begriff muss aus seiner logischen Isoliertheit in Zusammenhang gebracht werden mit dem von ihm ausgeschlossenen Denkinhalt, dem er entsprungen ist. Mit dieser Wandelung des Denkens im steten Zusammenhange mit der wirklichen Welt und mit der Einsicht in den Antagonismus der hier waltenden Vorgänge vermöchte die Philosophie tatsächlich erlebte und verstandene Kausalität und wirkliche Einheit von Theorie und Praxis zu werden, und sich mit den Gestaltungen unserer Zeit und deren Bestrebungen tatsächlich auch zu verbinden.

Die Psychologie hat dieses Ziel zwar erreicht, aber gleichsam instinktiv und sich selber nicht recht bewusst. Dies konnte sie deshalb, weil sie, während sie allein und ausschliesslich nach der Seele fahndete, auf Grund ihres Materials, des Menschen, unvermerkt und gleichsam von selber auf die Berücksichtigung eines besonderen Stückes konkreter Welt und Wirklichkeit angewiesen war. Sie hat daher auch nie diese völlig ausser acht lassen können, so häufig sie auch hierbei abgeirrt sein und sich in metaphysische oder ähnliche Spekulationen ergangen haben mag. Die Philosophie jedoch verlor sich in Begriffen und Ideen in unnahbare Ferne und konnte dies um so leichter, als sie nicht, wie die Psychologie auf Schritt und Tritt, von ihrem Gegenstand an die feste Erde, deren bewegtes Treiben und den Zusammenhang mit ihr gleichsam mit Zwang gebannt wurde. Das Resultat dieses Höhenfluges zeigt sich eben in der leider allzu häufig aufweisbaren Isoliertheit und Weltfremdheit unserer Philosophen, die zwar stets auf die Einheit von Theorie und Praxis in ihren Arbeiten pochen und jene Einheit sehr schön beweisen, aber an sich selber und ihrer Fachdisziplin bisher diesen Beweis schuldig blieben. Anders hierin die Psychologie! Man braucht nur auf die „Psychotechnik" von Münsterberg, sein Werk „Psychologie und Wirtschaftsleben" zu verweisen und hat sogleich die Einheit der Psychologie und Theorie mit der Praxis des Lebens illustriert. Noch mehr wird dieser Zusammenhang der Psychologie mit den Erfordernissen unserer vornehmlich wirtschaftlich sich betätigenden Zeit deutlich und zeigt sich die psychologische Theorie als eine verstandene Praxis in dem Taylorschen System, das die Frage beantwortet: „Wie kann man die menschliche und mechanische



Arbeitsweise und die Einrichtungen des arbeitenden Menschen so gestalten, dass unter Berücksichtigung aller Umstände die beste Nutzwirkung erreicht wird?" Mag man die Einführung dieses Systems in unsere Industrie befürworten oder nicht — vorläufig sperren sich die Arbeiter entschieden dagegen — es zeigt jedenfalls allein durch seine Aufstellung, welche Wege die Psychologie auf Grund ihres blossen Materials, durch das sie an die reale Welt stets und unbedingt geknüpft wird, und dank dessen Eigengesetzlichkeit eingeschlagen hat und einschlagen konnte (cf. hierzu meine Arbeit: „Zur rekonstruktiven Psychologie Paul Natorp's". Zeitschrift für Psychologie usw. herausgegeben von Dr. Alb. Moll, Band VII, Heft 2 und 3, pag. 175 und 176, Absatz IV). Diese Erfolge aus ihrem Material zog die Psychologie bisher noch immer, wie bereits oben erwähnt, mehr instinktiv und unbewusst. Die aus ihm für sie erwachsenden Vorteile fielen ihr ohne weiteres zu, weil sie, bei ihren Experimenten den ganzen Menschen, d. h. das „Objektive und Subjektive" in ihm, seinen Leib zugleich mit seiner Seele ohne weiteres und stets berücksichtigen muss, weil Geist und Körper sich zwar theoretisch, aber nicht in der Wirklichkeit von einander trennen lassen! . . . (cf. obige Arbeit über Natorp). Sie wird tatsächlich zur wissenschaftlichen Disziplin, wenn sie ihrer eigenen Eigengesetzlichkeit und der ihres Materials, des Menschen, als eines sozialen, d. h. durch die ihn neben den Naturmächten umgebenden gesellschaftlichen Mächte bestimmt werdenden Wesens, auch völlig sich bewusst wird und die ihr hierdurch gewordene Einsicht bei den Forschungen planmässig gebraucht und verwendet. Nur mittels dieser Erkenntnis und deren Verwendung vermag sich der Seelenbegriff aufzuhellen. Die Seele imponiert dann nicht mehr als Sein, sondern als Tätigkeit und Werden. In der Erfahrung von der Seele, in der Erkenntnis ihrer Geschichte prägt dieses Werden sich von deren ersten Anfängen an aus. Der Mensch formt und gestaltet zunächst und fortwährend seine Wahrnehmungen nach den ihm eigenen Begriffen, d. h. er macht eben Erfahrungen, er versteht sonach unter seiner Seele vorerst die Lebens- und Bewegungstätigkeit seines Körpers. Dieser Erfahrung fügt er als weitere, aus seinem noch völlig sinnlichen Denken, ihm erwachsende Unterscheidung hinzu, dass die Seele eine Eigenexistenz besitzen müsse. Hierfür war u. a. ein besonders einflussreiches Moment der Traum, bzw. der Schlaf, Ohnmachten, starke Blutverluste usw. Die Seele kann also nach der Ueberzeugung und der ihm häufig sich geltend machenden Auffassung des Naturmenschen, des Wilden, sichtlich ihr eigenes Leben führen, da sie ja dem Körper entweichen und in ihn zurückkehren kann. Der Naturmensch ist also ein Dualist. Die Seele wird für ihn zu einem warmen feurigen Stoff, der ähnlich dem „Pneuma" der alten griechischen Philosophen und der christlichen Kirchenväter ist. Auf einer weiteren Stufe lernte der Mensch, als

Halbwilder, seine blosse körperliche Bewegungsfreiheit von seiner Denkfähigkeit unterscheiden. Er differenziert die Seele in körperliche Lebenskraft und Geisteskraft, mit welcher letzteren er lediglich sein Fühlen und Denken meint. Hier setzt denn auch die Introjektion ein; er verlegt seine seelische Fähigkeit in seine natürliche Umgebung, anorganischer und organischer Art (Stein, Pflanze, Tier), in die Elemente der Natur (Animismus, Totemismus) und sieht überall ihm gut- oder bösgesinnte Geister, denen voran ein grosser Geist steht. So baut sich seine Erfahrung und damit sein Seelenbegriff aus. Je mehr diese sich erweitert, desto mehr konkret, reicher und verwickelter zwar wird der Inhalt dieses Begriffs, desto allgemeiner und leerer aber die Abstraktion der Seele, seine Form. Heute haben wir mit dem Begriff „Seele" eine zwar für alle Formen und Perioden der Menschheitsentwickelung überhaupt gültige Beziehung vor uns, diese erstreckt sich aber heute auf ein weit mannigfaltigeres, ausgedehnteres, verwickelteres, und überaus reicher ausgestaltetes Gebiet als je zuvor, durch dessen Intensität und Extensität die Abstraktion „Seele" zugleich fast erstickt zu werden drohte und tatsächlich bereits auch erstickt wurde. Ich erinnere nur an die „Seelenkunde ohne Seele", die bereits mit dem Auftreten des Begriffs des Bewusstseins anhebt und in unserer Zeit sogar sich dazu verstieg, das Bewusstsein nur noch als eine Nebenerscheinung des Körperlichen, als dessen bloss gelegentliche Begleiterscheinung gelten und andererseits wieder das Psychische als das primär Wirkliche erscheinen zu lassen. (Psychophysiologischer Parallelismus im engeren Sinn, der auf das Gehirn bzw. dessen Prozesse beschränkt ist, im Gegensatz zu dem „universalen" Parallelismus, der wieder zur „Allbeseelung" und zur Voranstellung des Psychischen, als des Primären und Wirklichen führt und zur Identitätslehre mit ihrem „Dritten", „Realen", einem „Ding an sich", in welchem Physisches und Psychisches sich zusammenfinden als seine Erscheinungsweisen, Seiten oder Formen.) Diese Parallelismustheorien sind jedoch ebenso unnötig wie die Theorie der Wechselwirkung, sobald man die Seele als ein „Werden" erfasst; dieses „Werden" wird durch die Erkenntnis und Lehren der Geschichte der Seele nur bestätigt. In ihm sind das Individuum (Person), die Individualität, die Persönlichkeit nur die Stufen, bzw. Qualitäten, d. h. die Ontogenese der Seele, wie sie in jedem Einzelnen sich darstellen können. Die Phylogenese der Seele erwuchs uns, wie oben gezeigt, aus der Erkenntnis von ihrem Werden in den Formen der Menschheitsentwickelung. Eine völlige Analogie der Entwickelung des seelischen Organismus zu der des körperlichen (raumerfüllenden) begegnet uns hier und dürfte durch fernere Forschungen in der hier gegebenen Richtung weiterhin sich bestätigen. Die Stufe, auf welcher jedes lebende Wesen und vornehmlich jeder lebendige tätige Mensch schlechthin, ausgestattet mit ererbten, von unzähligen Generationen her ihm gewordenen Erfahrungen, in das Weltgetriebe eintritt, die er selber jedoch erwerben muss, um sie wirklich zu



gebrauchen und zu besitzen, diese erste Stufe bezeichnen wir mit dem Terminus: Individuum oder Person. Die zweite Stufe, auf welcher der Mensch in einem bestimmten Wirkungskreise besonders hervorragend sich betätigt und tüchtig erweist, ist seine Individualität; sie scheidet sich je nachdem in eine wissenschaftliche, künstlerische oder moralische. Seine wahre Würde jedoch erlangt der Mensch erst, wenn er sich als ein wirklich gebildetes Subjekt bewährt, das der Wissenschaft, Kunst und Moralität in gleicher Weise gerecht wird, das Wahrheit (Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit), Schönheit und Freiheit in sich vereint oder zu vereinen wenigstens bestrebt ist. Diese höchste Stufe der Persönlichkeit und der Würde, die sie dem Menschen verleiht, ist zugleich das höchste Glück der Erdenkinder und wie dieses ganz vereinzelt. Klassische Beispiele für sie bilden Sokrates, Leonardo da Vinci, Spinoza und Goethe, die trotz mannigfacher äusserer Unbilden, die sie (abgesehen von Goethe) erlitten, tatsächlich ein höchstes und wahrhaftes Glück in sich selbst gefunden und ihre höchste Würde mit und bis zu ihrem Ende gewahrt und besiegelt haben.

Fassen wir zum Schlusse unserer Erörterungen zusammen, was denn eigentlich die Seele ist, so lässt sich dies nicht treffender und schöner sagen, als mit der Wiedergabe der wunderbaren Strophen des Goethe'schen: „Gesang der Geister über den Wassern", dessen erste Strophe: „Der Menschen Seele gleicht dem Wasser. Vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es, und wieder nieder zur Erde muss es, ewig wechselnd" nicht bloss ein Gleichnis, sondern eine tatsächliche Schilderung des Verhaltens der Seele und ihres Wesens enthält. Denn die Seele ist analog dem Wasser und überhaupt allem Stofflichen, so auch dem Leibe, wirklich und wirkt. Sie ist, wie dieses stoffliche Wirklichkeit ist, seelische, psychische Wirklichkeit. Sie ist ein Gebilde, das Dauer im Wechsel ist und hat. Auch hierin ähnlich dem Leibe. Sie ist ein Geschehen und Werden, das seine Geschichte und Entwicklung hat. Auch sie kommt vom Himmel und steigt zum Himmel. Nicht von und zu dem ätherischen Blau, dem gestirnten Himmel über uns, zu dem wir Erdenbewohner in staunendehrfurchtsvoller Bewunderung täglich aufblicken, auch nicht von und zu einem metaphysischen, supranaturalistischen Himmel, sondern sie kommt von und steigt zu dem Himmel unseres Mikrokosmus, von und zu dem Kopfe und Geiste des Menschen. In dem Menschen als Ganzem, in dessen Gesamtmilieu liegt zugleich ihr Quell und Ursprung, ihr Ein- und Ausgang. Auf seinen mannigfaltig verflochtenen, verborgenen und offenliegenden Pfaden und Wegen, seinen zahlreichen Läufen und Betten fliesst der Lebensstrom der Seele teils ruhig und leise, teils in Wirbeln und Strudeln schäumend, brausend und tosend dahin; oft durchbricht er auch stürmisch die ihm



begegnenden Hemmungen und Klippen und durchwogt sie unmutig! Damit formt sich die Seele, entwickelt und wandelt sich. Diese Bildung, Entwickelung und Wandelung der Seele vollzieht sich aber nicht bloss individuell an ihr, sondern vornehmlich in und mit den Zeiten und Räumen, in und mit den unzähligen und ungezählten Folgen der Generationen der Menschheit. Aus einzelnen vielen sicht- und unsichtbaren Rinnsalen, Quellen und Zuflüssen gespeist ist die Seele zu jenem breiten, weiten unermesslichen Strome geworden, der die Menschheit durchflutet hat und durchflutet, an dessen Schönheiten sie sich nicht bloss weidet, sondern vor deren Erhabenheit sie auch in Ehrfurcht, Staunen und Bewunderung gleichsam verstummt und erstarrt, die sie mit leisem, gelinden Schauern durchrieseln, erbeben lassen, suggestionieren und wie mit unsichtbaren Ketten umfangen halten. Zu Zeiten versiegte aber dieser Strom und floss nur unterirdisch dahin. Z. B. in den nachhomerischen Zeiten. Allein er arbeitete sich wieder empor und überflutete sogar die Menschheit in gewissen Zeitspannen. Eine solche sehen wir in der des Mittelalters. Diesem vornehmlich imponierte die Seele als ein vom Menschen völlig Losgelöstes, Absolutes, Göttliches und war dies ihm tatsächlich. Der Sprössling übermannte hier den Erzeuger, wurde für ihn zu einem Innseitigen, Fremden, Unergründlichen und Unerkennbaren. Zum Fetisch, Götzen- und Wahngebilde. Die Spuren dieser Periode sind lange noch nicht verwischt, sie wirken vielmehr noch in unseren Tagen. Die Seele, die als Spross und Zweig im Menschen nichts anderes ist als ein ewiger Wechsel seines Empfindens, Fühlens, Wollens, Denkens und Handelns, und die Gesamtheit der Geschehnisse seines Bewusstseins, seiner innerlichen subjektiven Vorgänge und Tatsachen darstellt, gilt heute noch vielen als eine Substantialität, als Substanz, als ein beharrend Seiendes! Dem widerspricht aber schon allein ihr stetes Werden, dessen Unterschied von dem beharrlich Seienden, dem Festen, der Substanz sich gerade darin zeigt, dass es niemals, wie dieses, Aufkeimendes und Absterbendes in sich fasst, sondern nur sich Entwickelndes und Lebendiges. Das Werden ist selber das Leben und also ist es auch die Seele! Wer die Seele zur Substantialität, zur Substanz stempelt, begeht eine contradictio in adjecto. Er möchte damit die Unsterblichkeit der Seele beweisen, beweist aber gerade das Gegenteil. Denn nur das Werdende ist unvergänglich. Die Seele und ihr Begriff kennzeichnen sich in und mit dem Werden der Zeiten und der Generationen. Sie sind geradezu diese selber! Das Charakteristikum dieser, wie des Individuums und der Seele selber ist Aktion und Reaktion. Mit und in den Zeiten, mit und in den Geschlechterfolgen des Menschen ist die Seele geworden, hat sie sich gebildet, entwickelt und



gewandelt. Sie verdankt ihnen ihren Schicksalslauf, und diese schulden den ihrigen zum grossen Teil ihr und deren reaktiven Einflüssen. Mit diesen hat sie sich auch die Menschheit unterworfen und unterwirft sie sich noch ferner. Ein Produkt der Entwicklung ist die Seele. Als ein solches ist sie auch zu den verschiedenen Zeiten stets eine anders gestaltete Seele gewesen. Als ein solches wird sie erst, aber tatsächlich zu dem Bilde der Unsterblichkeit, die man ihr als ein Dogma und als einer Substanz angedichtet und fälschlich beizulegen versucht hat und immer wieder von neuem versucht. Ihre Unsterblichkeit, ihre Unvergänglichkeit ist die der Menschheit. Schwindet diese einmal dahin, so auch die Seele mit ihr.

Ueber Euphorie.

Eine psychologisch-psychiatrische Betrachtung von

Dr. Wern. H. Becker,

Oberarzt an der Landesirrenanstalt Herborn und ordinierender Arzt am Kgl. Reservelazarett in Dillenburg.

Euphorie (von εὖ wohl und φέρειν sich befinden) nennt man jenen vielbegehrten seelischen Zustand, den die einen mit Antialkoholismus, die andern mit zeitweilig ungehemmter Alkoholaufnahme, die einen mit Askese und Vegetarismus, die andern mit zeitweise opulent besetztem Tische, die einen mit Sport, mit Kunstgenuss, mit begeisterter Aesthetik, die andern mit Dolce far niente, die einen mit der Liebe, getrieben in allen Nuancen vom einfachen platonischen Flirt bis zum höchst realen Koitus, die andern mit übertriebener Keuschheit, die einen mit völligem Aufgehen in Frömmigkeit und mit Träumen von einem stets euphorischen Jenseits, die andern mit sichtlichem eifrigen Bestreben sich zugunsten des Jenseits auch nicht das Geringste der irdischen Freuden entgehen zu lassen — — sich zu verschaffen suchen. Euphorie ist auch der Zustand, den der humane Arzt seinen Patienten dann zu verschaffen sucht, wenn es gilt, Depressionen, namentlich krankhafte, zu bekämpfen oder beim Herannahen des nicht mehr aufzuhaltenden Exitus über die machtlos gewordene ärztliche Therapie hinwegzutäuschen. Euphorie ist aber auch dem Psychiater nichts Unbekanntes als pathologisches Symptom.

Diese krankhaften Zustände lassen sich ätiologisch zwanglos in verschiedene Gruppen einteilen.

Die erste Gruppe bilden die euphorischen Rauschzustände, die durch Intoxikationen hervorgerufen sind, ob das Toxin nun Alkohol oder Morphium, Nikotin oder Haschisch, Absinth oder Koffein oder noch anders



wahrgenommenem Lächeln zeigte, vom Arzt geküsst sein wollte u. dgl. Diese nach meinen Erfahrungen gar nicht so seltene agonale Euphorie stellt weiter nichts dar als das wohlige Gefühl der Erleichterung nach schwerem Kampf. Das Herz hat kapituliert, es ist nicht mehr in der Lage, sein Pumpwerk fortzusetzen, es treibt das Blut nur noch so weit, als es ohne erhebliche Anstrengung vermag (Pulslosigkeit! kühle Extremitäten!); und mit dem Herzen beginnt auch der ganze übrige Körper jegliche Kampftätigkeit aufzugeben, die Sensibilität wird herabgesetzt, der Muskeltonus gemindert usw., und wohlig empfindet der sterbende Mensch, dass er vom Kampfe ausruhen kann. Selbst die Einsicht, dass er den Kampfplatz als Besiegter verlässt, vermag ihn in seiner Euphorie jetzt nicht mehr zu stören, wie wir aus dem Tun und Reden so mancher, die sogenannte vaticinatio morientium durchmachender Sterbender wissen. Die so manches neue bringende Kriegsliteratur scheint in allerjüngster Zeit meine Erfahrungen zu bestätigen. So erwähnt Coenen [1]), dass frisch Amputierte nach grossen Blutverlusten kollabierten, dem Exitus nahe und nur noch durch rasche Bluttransfusion zu retten waren und in dieser kritischen Zeit dann wohl Todesahnungen hatten, wirre Reden führten, aber von dem doch gewiss intensiven Nachschmerz der Amputationswunde nicht das Geringste verspürten. Erst etwa 3/4 Stunden nach begonnener Transfusion pflegte jener Schmerz zurückzukehren: die agonale Euphorie verschwand wieder.

Manchmal sehen wir auch Uebergänge von einer zur anderen Gruppe; so berichteten Camus und Dumont [2]) von einem heiter-euphorischen Tuberkulösen, bei dem die Verfasser terminale Beziehungen zwischen der Ausbreitung der nephrokardialen Tuberkulose und dem Gehirn annahmen, blieben uns aber auch die letztendige Erklärung schuldig.

Die Reaktion des Einzelorganismus auf das jeweilig wirksame Euphorisiacum ist eine verschiedene. Im allgemeinen ist der jugendliche Körper empfänglicher als der alternde, allerdings wird in der Jugend auch leichter entbehrt, was man bereits zu kosten bekommen hat. Sodann richtet sich die Wirkung nach dem Temperament. Der Sanguiniker ist am leichtesten zu euphorisieren, der Hypochonder am schwersten. Teilt man nach Kraus die Menschen in Sympathizisten und Vagotoniker, so sind die ersteren der Euphorie am zugänglichsten, letztere abnorm unzugänglich. Ohne Euphorie keine Lebensfreude. Wer sich keine Euphorie mehr zu verschaffen vermag, verfällt in taedium vitae; wer keine Aussichten auf ihm genügende Euphorie in der Zukunft hat — die übrigens wie eingangs bereits betont, auch gut und gern in das erhoffte jenseitige Leben projiziert werden kann — wird zum Suicid getrieben.

[1]) Coenen, Die lebenrettende Wirkung der vitalen Bluttransfusion im Felde auf Grund von 11 Fällen. Münch. med. Wochenschr., Nr. 1, 1918.

[2]) Camus et Dumont, Euphorie délirante des tuberculeux chez un cardiorénal mort de phthise galopante, Gaz. des hopitaux, Nr. 14, 1913.



Die Sprache im Zusammenhang mit Psychoanalyse, Medikomechanik und Nervenleitung.

Von Dr. **Musculus**, zurzeit im Felde.

Marcinowski schreibt vom Seelenleben der Nervösen und seiner Heilung, es sei häufigst die schwerste Zumutung an unser Denken, dass körperliche Zustände der sinngemässe Ausdruck für Vorstellungen seien.

Die Schwierigkeit, solche Umwandlungen seelischen Vorstellungsmaterials in körperliche Zustände zu verstehen, scheint mir in der Sprache zu liegen. Wir sagen „Seele" und bewegen uns dabei vorwiegend im Gebiet sprachlichen Denkens. Bekanntlich denkt der grössere Teil der Menschen in Sprachvorstellungen, der kleinere in optischen. Die anderen Sinnesgebiete werden weniger beachtet. Auch bei Geisteskranken sind die Wahngebilde vorwiegend sprachlich, ebenso die Sinnestäuschungen. Optische und andere Hallucinationen sind seltener. Sprache und Schrift nehmen im Geistesleben den weitesten Raum ein. Sie vermitteln Weltanschauungen und schaffen sie auch. Jede neue Lehre gräbt sich in so und so viel Köpfe und bestimmt ihr Reden. So vollzieht sich jetzt die Sprachumbildung, Nächstenliebe als eine Form des Egoismus zu bezeichnen. Einfach Sprachlogik, Vergleich und Benennung ist alles. So führt selbstgegriffene Voraussetzung zu Ursprungs- und Schöpfungsfragen und zur Nennung von entsprechenden Ursachen, so die Frage nach dem, was das Leben sei, zur Trennung von Körper und Seele.

Das Wort wird zu einer Formel. Seine Bedeutung ist mit den Jahrtausenden vergessen worden. Jeder Erkenntnisversuch zeitigt neue Umschreibungen, so entstehen die verwickeltsten philosophischen und religiösen Systeme. Damit wird das Seelenleben vorwiegend zu einem Niederschlag von Worten. Dass das Wort auch nur eine mechanische Vorstellung ist wie jede andere Sinnesempfindung und Bewegung, wird übersehen. An sich ist diese Erkenntnis in der Sprache noch vorhanden. Das Wort Begriff stammt vom mechanischen „Begreifen". Alle unsere Vorstellungen sind also von einer Art. Die Materie selbst gliedert sich als Abstraktion in die psychische Vorstellungsreihe ein. Demnach sind Leib und Seele eins, es sind die Vorstellungen. Wir bleiben das, was wir schon in der Keimzelle waren.

Damit ergeben sich Gegensätze wie motorisch und sensibel als Sprachgebilde. Die einseitige Leitung der Nerven wird zweifelhaft, ein Einfluss passiver Muskelbewegung auf die Psyche denkbar. Die Umwandlung sogenannter körperlicher Zustände in psychisches Material oder die Umkehrung davon erscheinen als Fortpflanzung von Schwingungen aus einem Gehirnteil in den andern sowie in die peripheren Nervenbahnen. Unklar ist dann nur die Bedeutung des Bewusstseins. Vor-



stellung war alles, findet eine Reaktion, eine Assoziation innerlich oder zur Aussenwelt statt, so beginnt das Bewusstsein, der Begriff. Die Vorstellungen selbst sind also bald bewusst, bald nicht. Wir müssen demnach die von den Psychoanalytikern gelehrten unbewussten Vorstellungen anerkennen. Sie setzen in ihrer Gesamtheit den Organismus zusammen, bewusst ist jeweilig immer nur ein kleiner Teil von ihnen. Als eingeklemmte Affekte machen sie körperliche Hemmungen, werden sie ins Bewusstsein übergeführt, so können sie in andere Bahnen ausreagieren.

Dieses Spiel der Assoziationen scheint mir nicht nur bei den psychogenen Krankheiten, sondern auch bei den Psychosen die Hauptsache zu sein. Unbeschadet der Kräpelinschen Einteilung, erkennen wir bei der Manie rasche sprunghafte Assoziation ähnlich wie beim Sanguiniker. Weniger auffallend beim Choleriker und Paranoiker, aber dennoch vorhanden und eng um die Ichbeziehung gruppiert. Noch schwächer beim Melancholiker, wo die Ideen drängen, aber monoton abreissen und einförmig von neuem aufquellen, während beim Phlegmatiker die Ichbeziehung fehlt und ein normaler Ideenablauf stattfindet. Hierin erblicke ich direkt eine intellektuelle Abstufung, die sich merkwürdigerweise mit dem klinischen Verlaufe deckt. Denn die Heilungen beziehentlich Nichtheilungen mit ihren Ausgängen in Tod oder Blödsinn zeigen dieselbe Stufenleiter. Auch der soziale Wert solcher Menschen erscheint mir so abgestuft. Betrachtet man dann noch, dass die Krankheitsbilder vielfach ineinander übergehen, so wird der Zusammenhang immer deutlicher. Auch der sprachliche Inhalt der Wahnideen, den die heutige Psychiatrie noch für bedeutungslos hält, erscheint mir als intellektuell verschieden. Grössenwahn, Verfolgungswahn, Versündigungswahn, Gesundheit.

Mit dem Versündigungswahn stehen wir schon ganz im Gebiete der psychoanalytischen Therapie. Uebertriebene Schuldbegriffe, menschliche Satzung und ihre Befreiung davon. Zunächst werden die Schuldideen bejaht und dann durch Aufklärung Heilung geschaffen. Diese Methode müssen wir als einen grossen Fortschritt begrüssen und die alte Schulanschauung, dass ein Rechtgeben gegenüber dem Kranken ihn in seinen Wahnideen bestärken „würde", demgemäss verneinen.

Erkennen wir somit den Wert der Psychoanalyse, so müssen wir andrerseits auch gerade durch die Lehre von den unbewussten Vorstellungen, den uneingeschränkten Zusammenhang im Nervenleben zugestehen. Wir müssen die Bewegungsfelder im Gehirn als Sitz von Vorstellungen ansprechen. Dies ergibt sich schon durch das Experiment, indem die willkürliche Bewegung, von der Existenz der Bewegungsfelder abhängig ist. Ferner erkennt die Psychologie den Willen als die Vorstellung dessen, was jemand tun wird. Es muss also auch denkbar sein, durch Stärkung dieser Felder auf die übrige Psyche heilend zu wirken.



Da nun motorisch und sensibel nur sprachlich als Gegensätze erscheinen, muss eine rückläufige Nervenleitung auf den motorischen Bahnen bestehen und medikomechanische passive Uebung einen direkt nervenheilenden schonenden Einfluss haben. Bei spinaler Kinderlähmung habe ich bereits Erfolg gesehen, den ich als den Effekt auf die Rückenmarksubstanz anspreche, ebenso bei hysterischen Lähmungen, wo es jedoch schwer ist, Vermutungen anzustellen. Einen weiteren Hinweis gibt uns das folgende Experiment: Ich legte einen mit Luft gefüllten Schlauch um die Muskulatur meines Vorderarmes und spannte, entspannte und überentspannte willkürlich. Die den im Schlauch herrschenden Luftdruck anzeigende Registrierfeder zeigte sowohl bei Spannung als bei Ueberentspannung einen Ausschlag über die bei Ruhe und einfacher Entspannung eingenommene Mittellage, und zwar je nach der entgegengesetzten Seite. Es fand also eine willkürliche Ueberdehnung von antagonistisch angeordneten Muskeln statt. Diesen Vorgang bin ich geneigt, als einen Beweis für rückläufige Leitung auf der motorischen Faser anzusehen. Es muss, nur um einen sprachlichen Ausdruck zu finden, eine Aufsaugung von Spannung nach dem Zentrum hin stattgefunden haben. Diese Vorstellung ist insofern fruchtbar, als sie die Reflexhemmung im Rückenmark erklärt, die bereits von Möbius als dunkler Begriff bezeichnet wurde. Ich nehme an, dass der Reflex zum Teil von den Pyramidenbahnen „aufgesaugt" wird, da er ja bei Verletzung dieser Bahnen stärker wird. Damit decken sich auch Munks Experimente, dass der Reflex um so stärker wird, je mehr Zentralsubstanz überhaupt entfernt wird. Bei passiver Uebung würde demnach die Dehnung kräftigende Reize nach dem Gehirn hin bewirken, während die dabei erfolgende Kontraktion des Antagonisten einer Innervierung entgegenkommt. Dass wir ferner die Kontraktion der Muskelfasern vermöge sensibler Fasern fühlen, ist bekannt. Ihre Endorgane sind um die Faser spiralig herumziehende Gebilde. Sie melden die jeweilige Dicke der Faser. Wir fühlen aber auch die verschiedene Spannung bei verschiedener Belastung trotz gleichen Kontraktionszustandes. Für diese Spannung nehme ich die motorische Faser in Anspruch, auch als empfindendes Organ.

Erwähnen möchte ich an dieser Stelle, dass die neuerdings erfolgte Verwendung von Muskelstümpfen zur Bewegung von Prothesen noch weiter ausgenützt werden könnte, da nicht der Muskel, sondern die Faser mit der Nervenfaser die physiologische Einheit bildet. Man könnte also durch funktionelle Teilung des Muskels Bewegung für die einzelnen Finger schaffen.

Für den Zusammenhang im Nervengebiet ist auch das Farbenhören von grossem Interesse. Meiner Ansicht nach sind die Benennungen der Dinge überhaupt nichts Zufälliges. Nur fragt es sich, ob der Laut nicht eher eine Folge des Gesichtseindruckes und anderer Empfindungen ist.



Denn Gehör und Sprache sind entwicklungsgeschichtlich die jüngsten Organe. Meiner Ansicht nach decken sich angenehme Empfindungen, helle Farben mit hellklingenden Lauten, unangenehme Eindrücke, dunkle Farben mit dumpfen Lauten. Darauf deuten die Interjektionen. U für das Schreckhafte, O für das Verwunderliche, A Bewunderung, E Erkenntnis, I Freude. U geht leicht in W über. Die Fragewörter beginnen mit w. Vielleicht lässt sich so auch noch eine besondere Bedeutung der Laute erkennen, wie bereits einmal die Menschheit die Trennung der Sprachbewegung in die einzelnen Buchstaben vollzogen hat. Da das Farbenhören Leute vom visuellen Typ betrifft, so erkenne ich eine relativ grössere, entwicklungsgeschichtlich bedingte Anspruchsfähigkeit der optischen Organe. Merkwürdig ist dabei noch die eine Beobachtung, dass der Farbenschein bei der Absicht zu sprechen, im Kehlkopf erschien. Es dürfte ein Vorgang wie die periphere Projektion sein auf Grund einer Bewegungsvorstellung im Brocaschen Zentrum, die aber durch die Intensität der Farbempfindung übertroffen wird. Tatsächlich findet also auch eine Wahrnehmung eines Zustandes im Kehlkopf statt, man kann nach allem vermuten, dass sich diese Bewegungsvorstellungen bis in die motorischen Fasern erstrecken.

Beziehungen zwischen Farbe und Sprache finde ich auch schon in manchen Wörtern wie grauen, grausen, weiss, wissen. Das Wort hell ist für Schein und Klang gebräuchlich. Auch auf andern Empfindungsgebieten gilt das gleiche. Dumpf ist ein Ausdruck für Schmerz und Klang. Auch die lautliche Aehnlichkeit mancher Wörter wie grell, gellen, gelten dürften auf einen tieferen assoziativen Zusammenhang zwischen der Sprache und andern Nervengebieten hindeuten. Merkwürdig ist dabei, dass prädestinierte Paranoiker eine auf lautliche Aehnlichkeit anklingende Assoziationsweise haben. Alle diese Erscheinungen dürften auf entwicklungsgeschichtliche Stufen und Typen hinweisen.

Das Gesetz in Physik und Psychologie[1].

Von Dr. **Emanuel Lasker**, Berlin-Wilmersdorf.

Die Dinge der anschaulichen Welt sind verknüpft durch Gesetze, wie sie uns die Physik-Chemie kennen lehrt. Auch die Gegenstände der Psychologie, also z. B. die Entschlüsse, die ein Mensch fasst, sind durch Gesetzmäßigkeiten beherrscht, wie jeder von uns ohne weiteres empfindet, da wir die Handlungen der Menschen als vernünftig und also als begründbar ansehen. Es fragt sich aber, ob sich die Gesetze der Physik-Chemie von denen der Psychologie nicht in ihrer Struktur, in ihrer Daseinsart unterscheiden.

[1]) Nach einem Vortrag in der Psychologischen Gesellschaft in Berlin.



Geht man dieser Frage nach, so findet man zunächst eine Form, die dem physikalisch-chemischen Naturgesetze eignet, ja, eignen muss. Ein solches Gesetz bezieht sich immer, und muss sich beziehen auf einen Bereich möglicher Ereignisse, der von vornherein durch die Natur unserer Sinne gegeben vorliegt.

Ein paar Beispiele werden den Sinn des Gesagten erläutern. Bevor Galilei das Fallgesetz aufstellt, ist es jedermann bereits klar, dass der fallende Stein in der Vertikalen zur Erde fällt, die Frage ist nur, welches die Geschwindigkeiten sind, die der fallende Stein im Laufe der Zeit annimmt. Bevor Newton das Gesetz der Gravitation findet, ist ihm augenscheinlich, dass jeder Massenpunkt eines sich bewegenden Sternes eine Bahn im Raume beschreiben müsse, so dass dem Forscher nur diese Bahn noch zu bestimmen übrig bleibt. Und um ein triviales Beispiel zu geben: bevor wir konstatieren, dass es jetzt warm ist, haben wir bereits die Kenntnis einer Reihe von Empfindungen der Kälte und Wärme, und es bleibt uns nur übrig, die Temperatur, die jetzt hier herrscht, in diese uns durch den Temperatursinn vorgegebene Reihe einzustellen.

Ein Naturgesetz setzt die Kenntnis eines solchen Bereiches möglicher Ereignisse immer und notwendig voraus, denn es macht eine Aussage über den Zustand der Gegenstände. Von diesem Zustande müssen wir eine Kenntnis haben, wie er möglicherweise sein kann, denn wir müssen diesen Zustand durch Wahrnehmungen, letzten Endes durch unsere Sinne erkunden. Und indem das physikalisch-chemische Naturgesetz eine Beziehung aufstellt, die in der Natur regelmässig erfüllt wird, wählt es aus dem Bereiche der möglichen Ereignisse eine gewisse Reihe oder Anzahl von Ereignissen aus und erklärt diese für wirklich. Selbst ein vermutetes Naturgesetz der Physik-Chemie hat diese Form, ja auch ein irriges; was immer wir von den Gegenständen der anschaulichen Welt aussagen, wofern wir durch eine solche Aussage nur den Zustand jener Gegenstände bestimmen wollen, hat notwendigerweise diese Form.

Hat nun das Gesetz der Psychologie dieselbe Form? — Um dies zu beantworten, müssen wir uns erst einigen, was Psychologie ist, auf welchen Gegenstand sie sich bezieht. Diese Aufgabe wäre schwer, wenn es gälte, die Psychologie von Physik-Chemie reinlich abzugrenzen, glücklicherweise genügt es für unseren Zweck, wenn wir nur eine einzige Art von Geschehnissen herausgreifen und sie als psychisch anerkennen; es sind dies die Vorgänge, bei denen ein Mensch sich etwas klar macht, um es schliesslich einzusehen und dessen Sinn zu begreifen. Diese Vorgänge, die jedermann als psychisch anerkennen wird, sind es, die wir jetzt betrachten wollen. Gibt es für sie ein Gesetz der obigen Form?

Jeder Vorgang, bei dem man sich etwas klar macht, wird recht verwickelt sein, aber wir wollen von dieser Verwicklung absehen; dadurch



wird die uns gestellte Aufgabe keineswegs erleichtert, sondern nur erschwert. Haben wir nämlich erst erwiesen, dass auch für die als möglichst einfach angesehenen Vorgänge der obigen Art kein Naturgesetz von der früher angegebenen Form existiert, so wird für verwickeltere Vorgänge weil diese den einfacheren Vorgang in sich enthalten müssten, das nämliche umso eher gelten. Nur das eine wollen wir festhalten: Wenn ein Mensch sich den Sinn zweier verschiedener Zeichen, etwa von 2 oder $\sqrt{3}$ klar macht, so sind die beiden psychischen Vorgänge, bis zu ihrem Ende durchgeführt, von einander irgendwie verschieden, und zwar wegen der Verschiedenheit des Sinnes der beiden Zeichen, die ja zuletzt als verschieden erkannt werden müssen.

Betrachten wir fürderhin also nur jene psychischen Vorgänge, bei denen ein Mensch sich die Bedeutung eines Zeichens klar machen will, denken wir sie auf eine möglichst einfache Form gebracht und suchen wir nun dafür Gesetzmässigkeit aufzustellen!

Wir können natürlich einen Menschen, der sich den Sinn eines Zeichens klar macht, beobachten, und nun über seinen Körper Aussagen machen — aber finden wir so ein psychologisches Gesetz? Mit nichten. Wenn ich beobachte, dass der Puls des Knaben, der die Zahl 387 lesen soll, sich so und so verhält, so fehlt dieser Aussage, dass sie ein psychologisches Gesetz genannt werden könne, die Angabe der Verknüpfung, in der die beiden Vorgänge, das Auffassen der Zahl und der Schlag des Pulses, miteinander stehen. Anders, wenn ich irgend eine notwendige Beziehung zwischen den beiden Vorgängen konstatierte. Aber dazu würde gehören, dass ich die Bedingungen, unter denen der Knabe sich seiner Aufgabe widmet, irgendwie umgrenze, bestimme und so einen Bereich möglicher oder mir doch als möglich geltender Geschehnisse erst herstelle und bezeichne, wie ich es bei jedem physikalisch-chemischen Kausalverhältnis tatsächlich tue oder tun kann.

Denken wir uns einmal dieses Problem in bezug auf den Körper des Knaben gelöst! Man hat ja oft den Laplaceschen Geist zitiert, der mit Teleskop und Mikroskop selbst das unendlich Grosse wie unendlich Kleine wahrnimmt. Er stelle uns den Bereich aller möglichen Körperzustände des Knaben naturgetreu her. Zweifeln wir nicht! — gestehen wir dies zu! — das Problem sei gelöst. Um nun die Beziehung zwischen dem Klarmachen eines Zeichens und dem Körperzustande herzustellen, fehlt dann nur noch Eines.

Es nützt uns nichts, zu konstatieren, welcher Körperzustand dem Klarmachen des Zeichens 387 entspreche, wenn wir nicht einsehen, dass gerade dies und kein anderes Zeichen es ist, das bei dem betreffenden Körperzustande klar erfasst wird. Denn sonst begreifen wir keine Gesetzmässigkeit, sondern konstatieren bloss eine Beobachtung, ohne deren



Regelmässigkeit und Notwendigkeit einzusehen; es fehlt uns sonst das ursächliche Band.

Nehmen wir z. B. statt des einen Zeichens 387 die Reihe aller ganzen Zahlen, und denken wir uns für jede dieser Zahlen die betreffende Beobachtung gemacht. Die Sache ist wesentlich verwickelter, aber wieder wollen wir Zweifel unterdrücken. Trotzdem wird man denselben Einwurf wiederholen. Warum sind gerade diese Zeichen ausgewählt, warum nicht z. B. das Zeichen $1/2$ oder $\sqrt{7}$ oder Mutterliebe? Wir können ein ursächliches Band zwischen dem Klarmachen der ganzen Zahlen und dem Körperzustande nur konstatieren, wenn wir erkennen, dass das klare Erfassen anderer Zeichen einen irgendwie andern Körperzustand hervorruft. Würde den verschiedenen Zeichen a und b ein und derselbe Körperzustand enstprechen, so würde unsere Beobachtung sicherlich stümperhaft sein, denn der Laplacesche Geist würde die Verschiedenheit der Vorgänge doch irgendwie konstatieren.

Das Problem wäre lösbar dann und nur dann, wenn die Zeichen in eine Ordnung gebracht würden. Der Astronom hat durch sinnliche Anschauung eine Ordnung der Punkte des Raumes vor sich, und daher haben seine Aussagen über die Bewegungen der Sterne einen prägnanten Sinn. Damit Gesetzmässigkeiten über die Vorgänge des Sichklarwerdens einen solchen eindeutigen Sinn haben, ist es zu allermindest erforderlich, dass alle die Zeichen, die Anlass zu diesen verschiedenen Vorgängen geben können, in eine Ordnung gebracht werden.

Wir werden nun aber zeigen, dass die möglichen Vorgänge des Sichklarmachens nicht in eine Ordnung zu bringen, ja, nicht einmal mit eindeutiger Klarheit zu bezeichnen sind.

Nehmen wir einmal an, wir hätten alle möglichen Vorgänge des Sichklarmachens bezeichnet! Gemäss dieser Annahme hätten wir ein System von Zeichen — nennen wir es S — in welchem jedem Zeichen ein individueller Vorgang des Klarwerdens und jedem solchen Vorgang ein Zeichen entspricht, in der Hand. Was auch ein Mensch sich klarmachen kann, muss nach dieser Voraussetzung im Systeme S ein gewisses Zeichen erhalten, und nur ein einziges, eben sein ihm zugehöriges, sein charakteristisches Zeichen.

Es gibt nun einen mathematischen Satz der sogenannten Mengentheorie, wonach aus dem Systeme S ein anderes gebildet werden kann — nennen wir es Σ — so zwar, dass die Zeichen von Σ nicht mehr durch die von S bezeichnet werden können. Man nennt dies Σ von höherer „Mächtigkeit" als S. Die Vorschrift, wie Σ zu bilden sei, wenn S gegeben vorliegt, ist ganz einfach: Σ ist die Menge aller „Funktionen von S". Man lese wegen des Beweises dieses Satzes etwa Hessenberg, Annalen der Friesschen Schule, 1906, oder Schönfliess, Bericht über die Entwicklung der Mengenlehre, 1913, oder irgend eines der grundlegenden



Werke der Mengentheorie. Dieser Satz ist geprüft und seit etwa 40 Jahren von Tausenden führender Mathematiker als vollwertig befunden; der Beweis ist übrigens nicht schwierig, und ich bitte, mich darauf beziehen zu dürfen.

Aus S bilde ich also nach obiger Vorschrift Σ. Σ ist eine Menge von Zeichen. Jedes Zeichen von Σ ist von der Art, dass man es sich klarmachen kann, denn es hat Sinn, sogar scharf präzisierbaren, mathematischen Sinn, genau so, wie $\sqrt{3}$. Jedem der verschiedenen Zeichen von Σ entspricht ein verschiedener Vorgang des Sichklarmachens. Aber die verschiedenen Zeichen von Σ lassen sich, wie oben dargelegt, nicht durch jene von S mit eindeutiger Bestimmtheit bezeichnen; also lassen sich auch nicht alle möglichen Vorgänge des Klarwerdens durch die Zeichen von S mit eindeutiger Bestimmtheit bezeichnen. Die gemachte Voraussetzung ist damit ad absurdum geführt.

Lassen sich aber nicht alle möglichen Vorgänge des Klarwerdens mit eindeutiger Bestimmtheit bezeichnen, so entfällt auch die Möglichkeit, darüber ein Gesetz nach Art der Physik aufzustellen. Darauf etwa die Differentialgleichungen von Lagrange anzuwenden, geht nicht an, weil diese Differentialgleichungen ein System von Koordinaten voraussetzen, welche zu allererst die möglichen Zustände des physikalischen Systems festlegen. Die Gesetzmässigkeit des intellektualen Vorganges ist eine andere als jene des physikalischen Systems. Und sie ist auch eine andere als wie Schopenhauer sie sich dachte, denn sie lässt sich auch nicht durch Motive, durch den Zweck bestimmen, weil auch bei dieser Art der Bestimmung es eine notwendige Konsequenz wäre, dass die intellektualen Vorgänge sich zumindest bezeichnen lassen. Nehmen wir, der Deutlichkeit halber, einen Göttinger Studenten der Mathematik. Definiert man ihm irgend eine ganz beliebige Menge von Zeichen S, so wird er auch jedes einzelne Zeichen Σ begreifen können. Mithin ist die Ordnung der intellektualen Vorgänge bei diesem Göttinger Studenten nicht herzustellen, und es ist aussichtslos, diese Vorgänge auf physikochemische Art oder auf Schopenhauersche Art begreifen zu wollen. Der intellektuale Vorgang beim Göttinger Studenten befolgt notwendigerweise eine andere Art von Gesetzmässigkeit. Auf die vielerlei Folgen, welche dieser Satz hat, möchte ich für heute nicht eingehen, noch auf die Frage, welcher Art denn nun die Gesetzmässigkeit der intellektualen Vorgänge sei. Nur auf eines, das für die Psycho-Physik von Wichtigkeit ist, möchte ich noch hinweisen. Der Satz, dass die Anschauung durch Mitarbeit des Intellekts zustande kommt, dass die sinnliche Wahrnehmung einen logischen Anteil hat, ist anerkannt. Für diesen intellektualen Anteil nun kann das Fechner-Webersche Gesetz nicht gelten, denn dies Gesetz hat die Form der physikalischen Gesetzmässigkeit, welche für intellektuale Vorgänge nicht gelten kann. Und diese Schlussfolgerung, die sich oben



logisch ergeben hat, wird auch, wie bekannt, durch die Erfahrung bestätigt. Wie denn gemäß den obigen Darlegungen überhaupt zu erwarten steht, dass jene psychologischen Gesetze, die nach der experimentellen Methode der Physik-Chemie gefunden worden sind, einer scharfen Kritik nicht standzuhalten vermögen.

Streifzüge durch die neurologisch-psychiatrische Literatur.

Von Dr. **Kurt Boas.**

(Fortsetzung.)

Böhm, Erich. 141 Fälle von Gehirntumoren nach den Sektionsprotokollen des pathologischen Instituts zu Leipzig (1889—1912) zusammengestellt. Inaug.-Dissertation, Leipzig, 1914. Von den beschriebenen 141 Fällen waren:

Gliome	108	Tumoren der Hypophyse	2
Sarkome u. a.	6	Tumoren der Glandula pinealis	2
Fibrome und. Fibrosarkome	6	Tumor papillaris plexus chorioidei	1
Endotheliome der Dura	14	$^2/_3$ der Fälle waren demnach Gliome.	

Betreffs der Lokalisation der Geschwülste bemerkt Verf.:

Stirnlappen	23	Kleinhirn	15
Schläfenlappen	16	Brücke	5
Scheitel- und Hinterhauptlappen	11	IV. Ventrikel	4
Zentralwindungen	5	Medulla oblongata	1
Rechte Hemisphäre (Diffus)	4	Glandula pinealis	4
Linke Hemisphäre (Diffus)	3	Hypophyse	2
Rechte u. linke Hemisphäre (Diffus)	2	Nerven (der Schädelbasis)	6
Zentralganglion und Umgebung	15	Dura mater	16
Balken	9		

Dem Alter nach betrafen die Fälle:

1 bis 9 Jahre	4 Fälle	50 bis 59 Jahre	27 Fälle
10 „ 19 „	8 „	60 „ 69 „	20 „
20 „ 29 „	25 „	70 „ 79 „	6 „
30 „ 39 „	22 „	80 „ 89 „	2 „
40 „ 49 „	27 „		

Kopftrauma fand sich in 3 Fällen (sämtlich Gliomen) als Ursache angegeben. Nur in 6 Fällen bestanden keine Erscheinungen, es waren allerdings auch keine direkten Tumoren des Gehirns, sondern der Dura. Die klinische Diagnose von 128 Fällen lautete:

Tumor	64	Urämie	2
Apoplexie	18	Meningitis	6
Encephalomalacie	7	Affectio cerebri	4
Hemiplegie und Hemiparese	5	Paralyse	2
Lues cerebri	3	Psychose	2
Marasmus senilis	4	Somnolenz	1
Hirnzyste und Hirnabszesse	3	Hydrocephalus	1
Epilepsie, Eklampsie, Krämpfe	2	Transversalmyelitis	1



Von Symptomen fanden sich:

Kopfschmerz	31 mal	Schwindel	23 mal
{Augensymptome	41 „	Psychische Störungen und Psychosen	25 „
{Stauungspapille	24 „		
Erbrechen	15 „	Allgemeine Krämpfe	16 „

Die Gliome betrafen überwiegend die Grosshirnhemisphären (66 Fälle), während die anderen Hirnpartien überhaupt zusammen nur 47 Fälle ausmachten. Der Häufigkeit nach verteilen sich 61 Fälle der Grosshirnhemisphären wie folgt:

Stirnlappen	22 Fälle	Scheitel u. Hinterhauptslappen	14 Fälle
Schläfenlappen	16 „	(darunt. 4 Fälle in den motorischen Zentren).	

Unter den 22 Gliomen des Stirnlappens fanden sich:

1 Fall von Gliom beider Stirnlappen, 5 Fälle von Gliom des rechten Stirnlappens, 16 Fälle von Gliom des linken Stirnlappens.

Die betreffenden Sektionsprotokolle der 141 Fälle werden im Auszuge kurz mitgeteilt. — **Boggs, Th. R.** and **Snowden, R. K. The intrameningeal treatment of tabes and cerebrospinal syphilis.** Arch. of intern. Med. 13, 970, 1914. Die Behandlung der Tabes und Lues cerebrospinalis gestaltete sich wie folgt: Erst intravenöse Injektion von 0,6 ccm Salvarsan, dann eine Stunde später Blutentnahme (75—100 ccm). Am folgenden Tage Injektion des inaktivierten Serums bis zu 35 ccm an Stelle des abgelassenen Liquor. Dieses Verfahren wird alle 20 Tage wiederholt. Diese Methode zeigte einen günstigen Einfluss sowohl auf das serologische Verhalten (Zellabnahme, Umschlag der positiven Wassermannschen Reaktion in eine negative) als auch auf das klinische Verhalten der Patienten in somatischer und in psychischer Beziehung. — **Bratke, Heinrich. Die Augenveränderungen bei der akuten Grosshirnencephalitis und Encephalitis der Kinder.** Inaug.-Dissertation, Breslau 1913. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit, welcher 67 Fälle von Grosshirnencephalitis bei Erwachsenen (davon 39 mit Sektion) und 28 Fälle im Kindesalter (davon 2 mit Sektion) zugrunde liegen, werden in einer Tabelle zusammengestellt:

(Tabelle s. S. 367.)

Die einzelnen Augenveränderungen werden einzeln gewürdigt. — **Bryant, W. S. Magnesium sulphate in purulent cerebrospinal streptococcic meningitis.** Boston med. and surg. Journ., 26. November 1914. Bericht über einen Fall von Streptokokkenmeningitis bei einem 22jährigen Mann mit akuter Otitis media. Die Diagnose wurde durch die Symptome und Lumbalpunktion gestellt. Eine druckentlastende Operation führte ein sofortiges Nachlassen der Hirndrucksymptome herbei. Gegen die Toxämie wurde Magnesiumsulfatwasser und Drainage angewendet. Die Heilung der Meningitis erfolgte in wenigen Tagen. Es trat nun eine Infektion der Hirnwunde ein. Es resultierte daraus eine Toxämie mit Encephalitis. Der Patient kam ad exitum. Der Tod war verursacht durch Encephalitis und Toxämie und nicht durch die Meningitis. — **Büller, G. Die Nachbehandlung des Hirnabszesses mit besonderer Berücksichtigung des Kleinhirnabszesses.** Inaug.-Dissert., Erlangen 1915 u. Archiv f. Ohren-, Nasen- und Kehlkopfheilkunde, Bd. 98, Heft 1, S. 58. Ausführliche zu kurzem Referat nicht geeignete Besprechung der Nachbehandlung der Hirn-, speziell der Cerebellarabszesse im Anschluss an sechs einschlägige Fälle aus der Erlanger Universitäts-Ohrenklinik. — **Büttner, G. Fürsorge für schwachbegabte Kinder auf dem Lande.** Zeitschrift für die Erforschung und Behandlung des jugendlichen Schwachsinns, VIII, Heft 1, 1915, S. 71. Verfasser gibt einen Bericht über die Massnahmen der königlichen Regierung zu Amberg betreffs Fürsorge für schwachbegabte Schulkinder auf dem Lande. Näheres im Original. — **Büttner, G. Neueinführung einer Hilfsschullehrerprüfung für Preussen.** Zeitschr. f. d. Erforschung u. Bekämpfung des jugend-

		Grosshirnencephalitis der Erwachsenen		Encephalitis der Kinder		Total in %	
		mit Sektion 39 Fälle	ohne Sektion 28 Fälle	mit Sektion 2 Fälle	ohne Sektion 26 Fälle		
Hemianopsie	Homonyme total	1	3	0	3	7	14%
	„ partiell	1	3	0	0	4	
	Doppelseitige	2	0	0	1	3	
Stauungspapille		3	3	1	3	10	46%
Neuritis optici		5	11	0	1	11	
Sehnervenatrophie		0	3	1	2	6	
Sonstige Papillarveränderungen		1	3	0	0	4	
Netzhautveränderungen		4	2	0	1	7	
Plötzliche Amaurose ohne Angabe des Grundes		1	0	1	0	2	
Okulomotorius		6	0	0	6	12	
Ptosis isoliert		3	3	2	0	8	60%
Abduzens		5	3	0	1	9	
Strabismus		2	2	3	3	10	
Déviation conjugée		6	1	2	3	12	
Nystagmus		4	1	2	2	9	
Pupille	Keine Lichtreaktion	11	2	0	2	27	
	Schwere Störungen der Lichtreaktion	5	4	0	1		
	Intermittierend keine Lichtreaktion	1	0	0	1		
	Anisokorie	12	2	0	2	16	55%
	Mydriasis beiderseits	3	2	1	1	7	
	Miosis doppelseitig	1	2	0	1	4	
	Hippus	0	0	0	0	1	

lichen Schwachsinnes, Bd. 8, Heft 1, S. 1, 1915. Die neue Hilfsschullehrer-Prüfungsordnung für Preussen zerfällt in 14 Paragraphen, von denen sich die ersten fünf befassen: mit der Zulässigkeit der Bewerber, mit der Prüfungskommission und Prüfungszeit sowie mit der Meldung und den notwendigen Nachweisen. Die Paragraphen 6 bis 9 sprechen von der Prüfung selbst, die Paragraphen 10 bis 14 sprechen von den Prüfungsergebnissen, Zeugnissen, Prüfungswiederholungen, Gebühren und dem in Kraft treten. — **Buschan, Georg** (Stettin). **Das Männerkindbett.** Zeitschrift für Sexualwissenschaft, 1915, Bd. II, Heft 6, S. 203. Das Männerkindbett findet sich heute in vollentwickelter Form vorwiegend in Süd- und Mittelamerika, in Südindien, in China (bei den Miaos), in Japan (bei den Ainos), auf den Nikobaren, der Insel Burn und San Christoval (Melanesien) vor. — **Buss, Hans. Beiträge zur Kenntnis des Dysgenitalismus bei Hirntumoren.** Inaug.-Dissertation, Halle a. S., 1914. Verf. berichtet zunächst über 3 typische Fälle von Dystrophia adiposo-genitalis. Im ersten Falle (13jähr. Knabe) fanden sich: Erscheinungen des Tumors in der Sella turcica, Adipositas, genitaler Infantilismus, Apathie, mässige Vermehrung der eosinophilen Zellen im Blute, übermässige Körperlänge, doppelseitige Schwellung sämtlicher Speicheldrüsen. Im zweiten Falle (22jähr. Mensch) wurden beobachtet: Erscheinungen des basal sitzenden Hirntumors mit den charakteristischen Sehstörungen und Druckerscheinungen (Tumor,



der die Sella turcica und den Keilbeinkörper hochgradig zerstört hat), Hypoplasie der Genitalorgane, mässiger Fettwuchs an den typischen Stellen, ausgesprochene Wachstumstörungen (Zurückbleiben der Knochenentwicklung, abnorme Persistenz der Epiphysenfugen), Persistenz des Thymus, myxödematöse Erscheinungen der Haut, Vermehrung der mononukleären Zellen. Im dritten Falle (34jährige Frau) fanden sich: Adipositas dolorosa, plötzliches Sistieren der Menses ohne anatomisch nachweisbare Veränderungen der Genitalorgane, trophische Störungen (Ausfallen der Haare und Zähne), symmetrische Schwellung sämtlicher Speicheldrüsen, vasomotorische Krisen und vollkommene Aufhebung des Geruchsinnes. An vierter Stelle beschreibt Verf. einen Fall von Hypergenitalismus bei Hirntumor, der einen 10jährigen Knaben betraf. Von Erscheinungen fanden sich: Zeichen des Hirntumors, Optikusatrophie beiderseits, die röntgenologischen Veränderungen eines extrasellären Prozesses (Tumor oder Hydrocephalus), Hypergenitalismus, Steigerung des Längenwachstums, dagegen keine Fettleibigkeit. Verf. führt einen analogen Fall von Anton und v. Bramann an. Wie in 5 Fällen, die der Verf. aus der Literatur heranzieht, lag auch dem letzten Falle des Verf.s eine Aufhebung bzw. Abschwächung der Epiphysenfunktion zugrunde. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Tumor der Epiphyse, welcher zu einem Verschluss des Aquaeductus Sylvii und dadurch zu einem Hydrocephalus des dritten Ventrikels führte, der seinerseits die Ursache für die röntgenologisch nachweisbare Zerstörung der Sella turcica und des Keilbeinkörpers geworden war. Zu bemängeln ist die falsche Schreibweise von „Disgenitalismus". Es muss Dysgenitalismus heissen. — **Carretier. Entérite aiguë et hémiplégie.** Arch. de médecine des enfants, XVII, Nr. 6, p. 445. Verf. berichtet über eine Reihe von Fällen von Hemiplegie im Verlaufe einer akuten Enteritis. — **Casolino, Leonardo. La pressione endoculare in rapporto all'estrazione di liquido cefalo-rachidiano.** (Annali di Ottalmologia, 1914, XLIII, Fasc. 8, p. 554). Verf. suchte den Einfluss der Liquorentnahme (mittels des Apparates von Henri Claude) auf den intraokularen Druck (gemessen mit dem Schiötzschen Tonometer) festzustellen. Das Material beläuft sich insgesamt auf 11 Fälle. Das Ergebnis war, dass der intraokulare Druck durch die Liquorentnahme keine Veränderungen erfährt. **Cole, H. P. Hydrocephalus internus. Lumbar drainage by utilization of a meningocele sac as a drainage tube.** Illinois med. Journ., 1914, Nr. 5. Der Fall des Verf.s betrifft ein 6 Wochen altes Mädchen mit Hydrocephalus internus, Spina bifida occlusa thoracis, Meningocele, Kyphose und spastischer Diplegie. Es wurde eine Lumbaldrainage ausgeführt unter Benutzung des Meningocelensackes als Drainrohr. Die Operation an sich gelang, jedoch kam das Kind nach 26 Tagen ad exitum. — **Conrad, Richard. Untersuchungen über den unteren Kehlkopf der Vögel. I. Zur Kenntnis der Innervierung.** Zeitschr. f. wissenschaftl. Zoologie, 1915, CXIV, H. 3, S. 532. Die Art der Nervenversorgung der Syrinx weist auch bei sehr entfernt voneinander stehenden Vogelgruppen eine weitgehende Uebereinstimmung auf. Eine Abhängigkeit von der Organisationshöhe der Vögel und speziell dem Ausbildungsgrade der Syrinxmuskulatur besteht nicht. An der Syrinxinnervation sind beteiligt: der Ramus cervicalis descendens superior und der Ramus recurrens vagi, letzterer allerdings in viel geringerem Maße, so dass ihm eine besondere physiologische Bedeutung wohl nicht zukommt. Bei der Ueberkreuzung des N. hypoglosso-cervicalis mit dem Vagus findet bei mehreren Vogelarten ein mehrfacher Faseraustausch statt und zwar: a) eine Abgabe von Vagusfasern an den Hauptstamm des N. hypoglosso-cervicalis sowohl wie an den Ramus cervicalis descendens inferior; b) ein Uebergang von Fasern aus beiden Hypoglossuswurzeln und ebenso aus der Cervikaliswurzel sowohl in den Hauptstamm des N. hypoglosso-cervicalis als in den Ramus cervicalis descendens inferior. Es ist also nicht möglich, über die Versorgung einzelner Syrinxmuskeln durch bestimmte Nervenelemente etwas Genaueres auszusagen. Bei einigen niederen Formen tritt der Ramus cervicalis descendens superior mit dem dorsalen oder ventralen, ösophagealen



Aste des Glossopharyngeus in mehrfache, z. T. augenscheinlich metamer angeordnete Verbindung. Die häufigen Verschiedenheiten zwischen der linken und der rechten Seite liegen an der durch die Rechtsverschiebung von Trachea und Oesophagus bewirkten Rechtsverschiebung. Der im übrigen gleichförmige Verlauf der Nerven erklärt sich wohl aus dem gleichartigen Bau des Halses, der den Nerven immer dieselben Falten zwischen Trachea, Oesophagus und Halsmuskulatur darbot. Sehr häufig treffen der Rekurrens und ein Ast des Glossopharyngeus zusammen. Es kann sogar zu einer so engen Verbindung kommen, dass die beiderseitigen Nerven durch eine gemeinsame Scheide verbunden sind. Auf diese Weise entsteht bei einigen Formen ausser durch den Ramus cervicalis descendens superior und inferior gebildeten Aura, sowie der durch den N. vagus recurrens und N. hypoglosso-cervicalis gebildeten Schleife, an der Halsregion noch eine dritte, nämlich zwischen Vagus- und Glosso-pharyngeus-System. Alles in allem besteht eine weitgehende Konstanz bezüglich der Innervation der Syrinx in der ganzen Klasse, die umso auffallender ist, als die Syrinx selbst in den einzelnen Gruppen eine weitgehende Verschiedenheit zeigen kann. — **Constant. L'uricémie, le système nerveux et la neurasthénie.** Schweizer. Rundschau f. Medizin, 1916, Nr. 7. Die vorliegenden, recht hypothetischen Ausführungen lehnen sich an die Arbeiten von Berkheim, Deschamps und de Fleury an. Mit diesen Autoren ist Verf. der Meinung, dass es eine Asthenie oder Neurasthenie der Urikämischen gibt. Es tritt diese nicht bei allen Urikämischen auf, sondern nur bei gewissen Kranken dieser Art. Sie beruht auf einer Autointoxikation durch die Gifte und anderweitige im Organismus kreisende Toxine und durch die Harnsäure und die Purinbasen, welche die Nervenkraft herabsetzen. Es liegt diesem Erschütterungsprozess demnach eine Zersetzung der albuminoiden Substanzen, speziell des Harnstoffes und seiner Verbindungen zugrunde. — **Courtney, J. W. A case of myatonia congenita (Oppenheim).** Boston med. and surg. Journ., 170, 117, 1914. Mitteilung eines typischen Falles von Myatonia congenita mit fortbestehender Besserungstendenz. Die Therapie bestand in Verabreichung von Tonizis, Massage, Medikamenten und Stützung der atonischen Muskulatur. — **Debenetti, E.** und **Olivero, G. La reazione dell'oro colloidale nel liquido cerebrospinale.** Riforma medica, XXX, Nr. 33. Die Verff. fassen die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in folgenden Schlußsätzen zusammen: 1. Der normale Liquor cerebrospinalis ergibt eine negative Goldsolreaktion. 2. Die Goldsolreaktion ist positiv in vielen Fällen von progressiver Paralyse. Sie weist ein Maximum an Intensität in Vergleich zu anderen Erkrankungen auf. Die von den Verff. beobachtete Kurve weicht von der von Lange und anderen Autoren beschriebenen Kurve ab. 3. Es besteht ferner ein Maximum an Intensität bei der Meningitis tuberculosa, doch ist diese nicht in allen Fällen konstant. 4. In dem grösseren Teil der Fälle von Lues cerebrospinalis findet man einen Ausfall der Reaktion, der sich hinsichtlich der Intensität unterscheidet von der bei der progressiven Paralyse und der Tabes, in denen die Reaktion zwar stets positiv ist, aber stets nur eine mittlere Intensität aufweist. 5. Es müssen weitere Untersuchungen über das Verhalten der Goldsolreaktion bei anderweitigen Erkrankungen des Zentralnervensystems angestellt werden (kombinierte Sklerose, Psychosen usw.). — **Deiters, O. Ein Fall von Leichenschändung.** Monatsschr. f. Kriminalpsychologie u. Strafrechtsreform, X, 1914, S. 701. Verf. berichtet über einen 54jährigen Arbeiter. Dieser hatte das Grab eines 17jährigen Mädchens gewaltsam geöffnet und den Leichnam durch Abschneiden einer Mamma und der Genitalien geschändet. Die nähere Exploration ergab, dass es sich um einen wiederholt wegen Diebstahls usw. vorbestraften Menschen handelte, der abnorm veranlagt und ethisch minderwertig war, ausserdem abnorme sexuelle Neigungen darbot. Für die letzte Straftat bestand Amnesie. Das eingeforderte Gutachten hielt einen Dämmerungszustand bei Begehung der Tat vorliegend und plädierte für den Schutz des § 51 St.G.B. Daraufhin wurde der Täter freigesprochen. — **Dragiewicz. Behandlung von organischer und funktioneller Hautkälte der**



Extremitäten mit Dermotherma. Reichs-Medizinalanzeiger, 1915, Nr. 24. Verf. empfiehlt ein- oder mehrmalige Einreibungen mit Dermotherma, einem Formaldehydkampferderivat. — **Dürrbeck, Paul. Ein Fall von Akromegalie.** Inaug.-Dissertation, München, 1914. In dem Falle des Verf.'s handelte es sich um eine voll ausgebildete Akromegalie mit Hypophysentumor. In den letzten Jahren gingen manche Symptome etwas zurück (Kleinerwerden der Hände und Lippen, Aufhören des Schwitzens und der langsamen Sprache). Die Krankheit war zuerst latent. Schon damals bestanden Erscheinungen von seiten des Genitaltraktus (Dysmenorrhöe, Abort, Amennorrhöe). Erst beim Manifestwerden der Augensymptome war das Hypophysenadenom klinisch und röntgenologisch (Aushöhlung und Vergrösserung der Sella turcica durch den Tumor) diagnostiziert. Es handelte sich um eine temporale Hemianopsie erst des linken, dann — $^1/_2$ Jahr später — auch des rechten Auges. In der Anamnese fand sich ferner Blutspucken. Es bestand weiterhin eine Struma, Strabismus ex anopsia und Erscheinungen von seiten der Nase infolge der Akromegalie (Geruchsstörungen, häufiges Nasenbluten). Die Hände der Patientin repräsentierten den „type en large" von Pierre Marie. — **Durante, L. Istopatologia del reinnesto cerebrale parziale.** Il Policlinico, XXII, Nr. 3, 1915. Während Altobelli im Tierexperiment die Homotransplantation von Hirn gelungen ist, berichtet Verf. von Misserfolgen bei der Reimplantation von Gehirnsubstanz bei Kaninchen. Verf. konstatierte nach 12—112 Tagen histologisch, dass eine Nekrose des reimplantierten Gehirnstückes eingetreten war. Es hatte sich daselbst eine Narbenzyste gebildet, die allmählich netzartig durch Bindegewebe ausgefüllt wurde. Die Reimplantation war also nicht gelungen. — **Ehrmann, F. Côte cervicale surnuméraire d'étiologie hérédosyphilitique probable.** Annales des maladies vénériennes, IX, Nr. 11, p. 844. Mitteilung eines Falles von Halsrippe auf vermutlich kongenital-syphilitischer Grundlage. — **Eichhorn, Fritz. Ein Fall von heterotopem Chorionepitheliom in Gehirn und Lungen.** Inaug.-Dissertation, Rostock, 1914. Verf. beschreibt das Vorkommen multipler Chorionepitheliome im Gehirn und in den Lungen bei einer 32jährigen Frau, bei der intra vitam die Diagnose Hirntumor gestellt worden war, ohne dass im Genitaltraktus überhaupt eine Spur Geschwulst vorhanden war. Die makro- und mikroskopische Untersuchung ergab ein malignes (heterotopes) Chorionepitheliom, wofür auch der anamnestische Umstand spricht, dass dem ersten klinischen Erscheinen der Geschwulst bei der Patientin eine Geburt kurz vorhergegangen war. Bei der Entstehung des heterotopen Chorionepithelioms handelte es sich vermutlich um Zellen, die im Uterus niemals festen Fuss gefasst hatten, sondern von einer in ein Blutgefäss eingetretenen Chorionzotte aus direkt verschleppt worden waren. Möglicherweise war eine höhere Disposition für das Entstehen der Geschwulst im Gehirn und in den Lungen als im Uterus vorhanden. — **Eiger, M. Beiträge zur Physiologie der Drüsen. Von Leon Asher XIII. Mitteilung. Der sekretorische Einfluss des Nervus vagus auf die Gallenabsonderung.** Zeitschrift für Biologie, S. 229, Bd. 66, N. F., 48, 1915 und Habilitationsschrift, Bern, 1915. Verf. fasst die wesentlichsten Ergebnisse der vorliegenden Untersuchungen in folgenden Schlußsätzen zusammen: 1. Intrathorakale Reizung der Nervi vagi unter Ausschluss der Herzwirkung nach Ashers Methode rief eine vermehrte Gallenabsonderung hervor. 2. Intrathorakale Reizung der Nervi vagi ohne Herzwirkung vermehrt nicht nur die Flüssigkeitsmenge in der Galle, sondern auch die Trockensubstanz. 3. In dieser Arbeit wird ein direkter sekretorischer Einfluss der Vagi auf die Leberzellen bewiesen. In bezug auf die Gallenproduktion ist der Vagus ein sekretionsfördernder Nerv. 4. Der Vagus enthält motorische Fäden für die Muskulatur der Gallengänge. In einzelnen Fällen kann man durch Reizung dieser Fäden eine Schliessung des Choledochus erzielen. Die sekretorische Funktion des Vagus bleibt aber dabei aufrecht. 5. 1,5 proz. Ereptonlösung (in physiologischer Kochsalzlösung) bewirkt, ganz im Einklang mit Barbèras Theorie und der Arbeit von Loeb, eine vermehrte Gallenabsonderung. 6. Die intravenöse Erepton-



injektion hemmt die Blutgerinnung, wie das alle Eingriffe tun, welche die Lebertätigkeit vermehren. — **Engeloch, Franz. Studien über antagonistische Nerven. Nr. X. Vergleich der Empfindlichkeit entnervter und nicht entnervter Organe.** Zeitschrift für Biologie, S. 126, 66, N. F., S. 98, 1915 und Inaug.-Dissert., Bern, 1915. Verf. fasst die wesentlichen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit in folgenden Schlußsätzen zusammen: 1. Bei Vergleich eines normalen, mit einem teilweise oder ganz entnervten Kaninchenohr ergeben sich keine Anhaltspunkte dafür, dass die Gefässe des operierten Ohres auf Adrenalininjektion für Verengerung leichter ansprechen. 2. Hingegen zeigt sich in der Mehrzahl der Fälle, dass bei schwächsten Adrenalininjektionen auf der entnervten Seite eine Erweiterung der Gefässe eintrat, während auf der normalen Seite entweder nichts geschah oder die Gefässe sich verengerten. 3. Für die unter 1. und 2. angeführten Tatsachen blieb es gleichgültig, ob die Entnervung eine vollständige oder nur eine teilweise war, und ob das Ganglion cervicale superius fehlte oder erhalten war. 4. Die unter 2. angeführte Tatsache erklärt sich entweder durch das Hervortreten vasodilatatorischer Wirkung bei Verminderung der Erregbarkeit des Vasomotorenapparates oder aber durch echte Umkehr. 5. In keinem Fall zeigte die Instillation von Adrenalin ins Auge eine Erweiterung der Pupille, auch wenn der Sympathikus durchtrennt und das Ganglion cervicale entfernt war, ein neuer Beweis dafür, dass die Wegnahme des Ganglion cervicale superius die Adrenalinempfindlichkeit der Pupille nicht erhöht. Hingegen gelingt es, sie durch vorherige Kokainisierung auf beiden Augen durch Adrenalineinträufeln zu erzielen. 6. Entnervung der Pupille macht diese für Atropin vielleicht empfindlicher, aber die Reaktion der entnervten Pupille lässt sich auch auf andere Weise erklären. 7. In bezug auf Amylium nitrosum ergab sich in einer gewissen Anzahl der Fälle eine vermehrte Empfindlichkeit des denervierten Ohres. — **Eulenburg. Ueber sexuelle Perversionen.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, 1, 305 u. 347, 1915. Unter sexuellen Perversionen verstehen wir die Anomalien und krankhaften Ab- und Ausartungen des Geschlechtssinnes, die sich in einer dem gesunden, natürlichen Empfinden widersprechenden und widerstrebenden Wahl des Triebziels und der zu seiner Verwirklichung (also zur geschlechtlichen Befriedigung) dienenden Mittel, der Aeusserungsweisen des Geschlechtstriebes, im einzelnen Falle kundgeben. Verf. unterscheidet 2 Hauptgruppen: quantitative und qualitative Anomalien des Geschlechtssinnes. Bei den quantitativen spricht man von krankhaften Triebsteigerungen (Hypererosien) und Triebherabsetzungen (Hyperosien und Anerosien). Die qualitativen Anomalien (Parerosien) kann man in homosexuelle und heterosexuelle einteilen. Doch lässt sich eine solche Einteilung nicht immer durchführen, weil es Kombinationen geben kann. Es wird das Wesen des Fetischismus, Masochismus, Sadismus und Exhibitionismus genau erklärt und an Hand von Beispielen erörtert. — **Fitz, R. Certain aspects of the medical history of exophthalmic goitar.** Boston med. and surg. Journ., 170, 1914. Abriss der Geschichte der Basedowschen Krankheit. — **Frerich, H. Beitrag zur forensischen Beurteilung der Melancholie.** (Inaug.-Dissert., Kiel, 1914). Bericht über einen Fall von Melancholie bei einer 22jährigen Frau, die ihr Kind ermordete. Das Gutachten hielt die Voraussetzungen des § 51 St.G.B. gegeben, worauf Freispruch erfolgte. — **v. Frey, M. Beobachtungen an Hautflächen mit geschädigter Innervation.** Zeitschr. f. Biologie, 63, N. F., 45, 335, 1914. Neben der Untersuchung experimentell gesetzter und in Verheilung begriffener Unterbrechungen afferenter Nerven ist das Studium von Fällen dauernd unvollständiger Innervation wünschenswert. Es werden drei derartige Fälle angezogen, von denen zwei bereits mitgeteilt sind, der dritte hier beschrieben wird. Dieser letztere Fall betrifft mich selbst und besteht in Ausfallserscheinungen im Gebiete des N. cutaneus femoris lateralis rechts und links. Die betroffenen Flächen sind sehr ausgedehnt. Es fehlt dort eine grosse Zahl (etwa 90 %) der Nervenenden oder Sinnespunkte, doch ist dieser Ausfall nicht gleichmässig über die Fläche verteilt. Neben Abschnitten, in



denen gewisse Gattungen von Nerven oder auch alle vollständig fehlen, finden sich andere, deren Innervation nur wenig hinter der normalen zurücksteht. Im allgemeinen handelt es sich also um den streckenweise eingetretenen Verlust bestimmter Arten von Sinnesapparaten, bei Erhaltung gewisser anderer. Für den Zustand unvollständiger, auf gewisse Qualitäten sich beschränkender Empfindlichkeit von Hautstellen wird die Bezeichnung Merästhesie vorgeschlagen. Auf den Gebieten ohne Druckpunkte lassen sich Druckempfindungen nur durch solche Deformationen auslösen, welche auf die benachbarten normalen Gebiete übergreifen. Deformationen durch Druck und Zug wirken dabei qualitativ gleich, Zug ist an nach aussen gewölbten Hautstellen wirksamer als Druck. Ein tiefer Drucksinn im Sinne von Strümpell und Head ist nicht nachweisbar. Die noch vorhandenen Nervenenden zeigen bei Prüfung mit kleinflächigen Schwellenreizen normale Erregbarkeit. Dies gilt auch für die Enden der Schmerznerven. Für überschwellige, namentlich grossflächige Reize, ist das gestörte Gebiet hyperalgetisch. Der scheinbare Widerspruch erklärt sich aus der trägeren Reaktionsweise des Schmerzsinns und aus der übernormalen Neigung zur Summation zeitlich getrennter sowie zur gegenseitigen Verstärkung örtlich verschiedener Reize. Zu der oberflächlichen stechenden, beissenden oder brennenden Schmerzempfindung gesellt sich sehr leicht die tiefe dumpfe. Sie kann auch für sich allein durch relativ schwache Reize ausgelöst werden, dort, wo die oberflächliche fehlt (Fall Hacker). Die auf dem gestörten Gebiete noch vorhandenen Sinnespunkte werden bei Erregung meist abnorm lokalisiert. Es findet eine Verlegung (Missweisung) nach entfernten Stellen statt, oder der Ortswert ist für zwei oder mehrere Punkte identisch (Kuppelung). Es handelt sich um die von Head als Reference beschriebene Erscheinung. Es werden verschiedene Annahmen zu ihrer Deutung erörtert. In methodischer Beziehung ergeben die Versuche, dass ohne geeichte Reize und ohne Berücksichtigung der Reizflächen die Einsicht in die Natur einer rezeptorischen Störung unvollständig bleiben muss. — **Fromaget, C. Syndrome de Claude Bernard-Horner chez une malade porteuse d'un goitre.** Gazette hebdomad. des sciences médic. de Bordeaux, 1914, Nr. 16. Verf. berichtet über eine Patientin mit Struma, die ausserdem sehr deutlich eine linksseitige Ptosis zeigte. Der Halsumfang betrug 42 cm, die Höhe der Lidspalte links 5,5 mm, rechts 10 mm. Ausserdem bestand Enophthalmus und Miosis. Basedowsymptome hatte Patientin ausser einer Tachykardie (Puls 120) nicht. Verf. bezieht die Sympathikuslähmung auf die Entwicklung eines Strumalappens links vom Oesophagus. — **Fürth, Henriette. Sexuelle Kriegsfragen.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, 1915, Bd. II, Heft 4, S. 133. Durch den Ausfall der Männer wird die Zahl der unverheiratet bleibenden Frauen noch grösser werden als bisher. Dabei wird den biologisch minderwertigen und deshalb dienstuntauglichen Männern in erhöhtem Maße Möglichkeit zur Ehe und Fortpflanzung geboten werden. Erleichterung der Eheschliessungen auch für die weiblichen Staatsbeamten und Angestellten, Ausbau des Mutterschutzes, Versorgung unehelicher Kinder sind einige der Mittel, die der drohenden Entartung entgenwirken sollen. — **Fukuo, Juro. Ueber die Teratome der Glandula pinealis.** Inaug.-Dissertation, München, 1914. Bei der Sektion eines 19jährigen Menschen fand sich ein Teratom der Zirbeldrüse. Die histologische Untersuchung ergab mesenchymale, ektodermale und endodermale Gewebsformationen. Im ganzen kamen von Gewebsformationen folgende zur Beobachtung: Knorpel, Knochen, Zylinderepithel, osteoides Gewebe, Fett, Talg, Haut, Zyste, quergestreifte und glatte Muskulatur. Der Tumor war im dritten Ventrikel und von einer bindegewebsartigen Kapsel umhüllt. Zweifellos war, ob er verwachsen war. Im allgemeinen werden Zirbeldrüsentumoren häufiger bei Männern, namentlich Knaben, beobachtet, als bei Frauen. Der jüngste Fall trat mit 2, der älteste mit 59 Jahren auf. Am häufigsten fallen die Fälle in das 19. bis 30. Lebensjahr, darüber hinaus kommen sie selten vor. Teratome kommen am häufigsten zwischen dem 6. bis 20. Jahre vor. Im ganzen machen die Teratome 23 % aller Zirbeldrüsen-



geschwülste aus. Nur Sarkome kommen noch häufiger vor, nämlich in ca. 40 %. Zum Schluss werden die Symptome der Zirbeldrüsentumoren eingehend geschildert, wobei Verf. folgende Klassifikation vornimmt: 1. Allgemeine Drucksymptome des Gehirns. 2. Symptome, welche auf den Druck benachbarter Hirnteile zurückzuführen sind. 3. Symptome, welche durch die Funktionsstörung der Zirbel hervorgerufen werden. Sehr auffällig ist u. a., dass die Zirbeldrüsengeschwülste, welche eine körperliche oder geistige Frühreife begleitet haben, fast stets Teratome oder solche Geschwülste, denen teratoide Natur wahrscheinlich ist, waren. Alles in allem lässt sich sagen, dass die Zirbeldrüse ein Organ mit innerer Sekretion ist und mit der Entwicklung der Genitalien in naher Beziehung steht, nämlich auf die frühzeitige Entwicklung hemmend wirkt. Es ist also sehr leicht möglich, dass der Ausfall der Funktion des Organs bei einer Schädigung durch eine in ihm wachsende Geschwulst Ursache der frühzeitigen Entwicklung der Sexualsphäre ist. — **Geusichen, Th. Zur Symptomatologie der Kleinhirntumoren.** Inaug.-Dissert., Kiel, 1915. In dem vom Verf. mitgeteilten Fall (12jähriges Mädchen) fanden sich an klinischen Symptomen: Kopfschmerzen, Schwindel, Erbrechen, Sehstörungen, Gangstörungen, Krämpfe und psychische Störungen, ferner Stauungspapille, Ataxie, hoher Lumbaldruck. Aus dem nach links stärkeren Nystagmus, aus der Kopfempfindlichkeit der linken Hinterhauptschuppe und der stärkeren Unsicherheit links war es möglich, den Hauptherd links anzunehmen. Patientin starb jedoch vor Ausführung der Operation. Die Sektion ergab ein kleinzelliges Sarkom am linken Kleinhirnbrückenwinkel. — **Gilbert, H. Ueber Pseudogliom und Pseudotumor des Sehnerven bei intrakranieller Erkrankung.** Archiv für Augenheilkunde, LXXV, Heft 2 u. 3, 1916, S. 194. Verf. berichtet über folgenden Fall: Ein 3½jähriges Mädchen wurde wegen Exophthalmus und gelben Scheines aus der Pupille gebracht. Mutter war an Landryscher Paralyse gestorben, Vater lebt, gesund, keine Lues, keine Tuberkulose. Kein organisch zerebraler Befund. Dagegen war das Kind ausgesprochen neuropathisch und ungezogen und hatte früher respiratorische Affektkrämpfe. Intraokular fand sich ein mächtiges präpapilläres und präretinales Gefäss- und teilweise auch zellreiches Bindegewebe, das durch Schrumpfung zur totalen Netzhautabhebung geführt hatte und das Bild des Glioms vortäuschte, zumal ein glaukomatöser Zustand vorlag. Dieses Bindegewebe nahm von der Gefässpforte seinen Ausgang und zeigte sich besonders in deren Nähe noch entzündlich infiltriert. Ungewöhnlich musste nur erscheinen, dass eine Infektionskrankheit nicht vorausgegangen war. Die Auffassung des Falles stösst auf Schwierigkeit. Um einen Pseudotumor cerebri kann es sich nicht gut handeln. Dagegen spricht manches, u. a. die mächtige Verdickung der Sehnervenscheiden, das vorangegangene Trauma einige Wochen vorher, und für eine Meningitis chronica. Tuberkulose und Lues waren auch bakteriologisch und pathologisch-anatomisch auszuschliessen. Verf. nimmt also eine Scheingeschwulst des Sehnerven und Pseudogliom bei chronisch verlaufender intrakranieller Erkrankung, wahrscheinlich Meningitis serosa an, da im Vordergrunde des anatomischen Befundes eine chronische Perineuritis und interstitielle Neuritis hier möglicherweise traumatischen Ursprungs, die zu mächtiger Verdickung der Scheiden, der Bindegewebssepten und des zentralen Bindegewebsstranges geführt hat. Das praktische Fazit der Beobachtung des Verf.s lässt sich kurz wie folgt zusammenfassen: Die Gliomdiagnose wird auch durch einseitigen Exophthalmus bei intaktem anderem Auge noch nicht sichergestellt. Vielmehr kann sich ein Pseudogliom mit einer Scheingeschwulst des Sehnerven kombinieren, indem eine mit lebhaften Proliferationserscheinungen einhergehende Neuritis und Perineuritis nervi optici sich zu einer mehr oder weniger schleichend verlaufenden intrakraniellen Erkrankung gesellen kann, die mit grosser Wahrscheinlichkeit ins Gebiet der ätiologisch oft unklar bleibenden Meningitis serosa gehört. — **Göring, W. H. Zuziehung psychiatrischer Sachverständiger bei Sexualdelikten.** Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik, VIII, Heft 3 u. 4, 1914. Zuziehung psychiatrischer



Sachverständiger bei Sexualdelikten ist insbesondere wünschenswert, wenn die Tat zeigt: auffallende Roheit, impulsive Ausführung, bei Wiederholung desselben Deliktes, bei Verbrechen an Kindern, an alten Frauen, wenn der bisher straflose Täter in reiferem Alter steht und vor dem Delikt Alkohol zu sich genommen hat, bei hohem Alter des Täters und bisheriger Unbescholtenheit auf sexuellem Gebiete, bei erblicher Belastung und endlich, wenn Verdacht auf Epilepsie besteht. — **Gordon, A. Internal pachymeningitis in young children.** New York med. Journ., 99, p. 20, 1914. Mitteilung zweier Fälle von Pachymeningitis interna im Kindesalter. Der erste Fall betrifft einen 13 Monate alten Knaben mit linksseitigen Krämpfen. Das Lumbalpunktat war klar und serös. Bei der Operation ergab sich eine meningeale Zyste, die eröffnet wurde. Nach einigen Wochen vorübergehender Besserung kam es zum Exitus. Im zweiten Falle handelte es sich um einen 5jährigen Patienten. Seit einem Jahre bestanden Krämpfe und Kopfschmerzen. Der Liquordruck war stark erhöht. Im übrigen war der Liquor jedoch von normaler Beschaffenheit. Bei der Sektion ergab sich eine umschriebene Pachymeningitis in der Gegend des linken Scheitel- und Hinterhauptlappens. — **Grabfield, G. P. Variation in the sensory treshold for faradic stimulation in psychopathic subjects.** Boston med. and surg. Journ., 173, 198, 1914. Verf. untersuchte das sensorische Verhalten psychopathischer Persönlichkeiten gegenüber der faradischen Reizung. Im allgemeinen ist die Reizschwelle bei den Psychopathen höher, besonders bei Alkoholisten. Die paranoiden Formen der Dementia praecox sind in der Regel durch eine normale Reizschwelle ausgezeichnet. Katatoniker und Hebephreniker zeigen demgegenüber eine abnorm hohe Reizschwelle. Die höchsten Reizschwellenwerte hatten die beiden untersuchten Fälle von Hebephrenie aufzuweisen. Während der manischen Phase des manisch-depressiven Irreseins ist die Reizschwelle normal, während der melancholischen in pathologischer Weise erhöht. Die syphilitische Gruppe zeigt insgesamt eine Erhöhung der Reizschwellenwerte; eine nähere Differenzierung ist nicht möglich. Bei Psychoneurotikern findet man in der Regel normale Werte. Es ist dies ein differential-diagnostischer Hinweis gegenüber echten Psychosen. — **Grably. Die Stellung des Anstaltsarztes zum sexuellen Problem.** Zeitschrift f. Sexualwissenschaft, 1, 207, 1914. Das Wichtigste für den Anstaltsarzt ist ein genaues Eingehen auf die sexuelle Anamnese. Schon die Aussprache wird vielen Kranken, vor allem weiblichen, eine grosse Erleichterung gewähren und die Qual psychischer Bedrückung beseitigen, die vielleicht schon jahrelang den Kranken beunruhigt hat. Aus der Definition der Individualität ergibt sich dann für den Arzt die Richtschnur seines therapeutischen Handelns. — **Gradle. An abscess of the optic nerve.** (Ann. of Ophthalmogy, XXIV, Nr. 3, p. 474. In einem Falle von Karzinom des Antrum Highmori fand sich ein Durchbruch in die Orbita mit Abszessbildung im N. opticus. Nach Ansicht des Verf.s wird die Mehrzahl der Sehstörungen nach Nebenhöhlenerkrankungen hervorgerufen durch unmittelbares Uebergreifen des Prozesses auf den Optikus im Canalis opticus. — **Green, R. M. Intracranial hemorrhage in the newborn.** Boston med. and surg. Journ., 170, 682, 1914. Intrakranielle Blutungen kommen entweder vor nach Traumen infolge der normalen oder operativ bewerkstelligten Geburt oder in Verbindung mit der Melaena neonatorum. Nicht oft sind Hirndrucksymptome vorhanden. Die frühe Erkennung ist von Wichtigkeit. Verf. weist dabei auf das Vorhandensein eines leichten Oedems des Gesichtes hin. Die Diagnose kann nur auf Grund der Lumbalpunktion gestellt werden, die zugleich auch eine therapeutische Massnahme bedeutet. Das kommt für die Fälle von intratentorieller Blutung in Betracht. Wenn die Blutung über die ganze Hirnkonvexität ausgebreitet ist, kommt die Hirnpunktion in Frage. Führen diese Massnahmen keine Besserung herbei, so ist die Trepanation am Platz. Die meisten Hirnblutungen bei Neugeborenen sind subdural; doch können solche auch innerhalb der Ventrikel vorkommen. Die Quelle der Blutungen ist gegeben in den Maschen und Spalten des Tentoriums, des Plexus chorioideus, der



Sinus longitudinalis oder der Gefässe der Pia mater. In Fällen, in denen gleichzeitig eine Hämophilie besteht, soll vor der Trepanation eine Transfusion ausgeführt werden. Bei der ernsten Prognose ist sorgfältige Prophylaxe und Vermeidung aller Traumen dringend geboten. — **Guillebeau. Ein Fall von Atrophia musculorum pseudohypertrophica beim Rind (Pseudohypertrophia lipomatosa).** Oesterreich. Wochenschr. f. Tierheilkunde, 1915, Bd. 40, S. 155. Bei einem Rinde fand Verf. bei der Sektion eine vollkommene Atrophie folgender Muskeln: M. M. adductor magnus, adductor brevis, quadratus femoris, obturator externus, glutaeo-biceps. Eine unvollkommene oder mangelhafte Innervation der in Betracht kommenden N. N. obturatorius, ischiadicus und glutaeus lag nicht vor, da andere von diesen versorgte Muskelgruppen völlig intakt waren, vielmehr nimmt Verf. eine bereits im embryonalen Leben entstandene Ernährungsstörung im Bereich der M. M. profunda femoris als Ursache der Atrophie an. — **Hacker, Friedrich. Versuche über die Schichtung der Nervenenden in der Haut.** Zeitschrift f. Biologie, 64, N. F., 46, 189, 1914. Auf die Frage nach der Tiefenlage der verschiedenen Sinnesnervenendigungen der Haut hat sich unter Anwendung von schwellenmässigen Reizen — die allein eine sichere Entscheidung darüber gestatten, ob eine Sinnesqualität beeinflusst worden ist oder nicht — gezeigt, dass alle Mittel, welche von aussen her lähmend oder zerstörend auf die Haut einwirken, zuerst die Schmerzempfindung, dann die Kälteempfindung und zuletzt Wärme- und Druckempfindung zum Verschwinden bringen. Bei Injektionen in das Kutisgewebe lähmen sowohl diejenigen Mittel, welche narkotische Eigenschaften haben, wie auch jene, welche durch osmotische Spannungsdifferenzen auf die Zellen einwirken, Schmerz und Kälte stärker als Wärme- und Druckempfindungen. Injektionen von schädigenden Lösungen zerstören gleichfalls die Schmerz- und Kältenerven früher als die Wärme- und Drucknerven. Ob dieses Verhalten auf einer geringeren Widerstandsfähigkeit der beiden ersteren beruht oder nur darauf, dass in den obersten Hautschichten die Konzentration der Lösungen eine höhere bleibt als in den tieferen und darum die genannten beiden Nervenarten entsprechend ihrer oberflächlichen Lage stärker angegriffen werden, kann nicht sicher entschieden werden. Doch spricht manches dafür, dass auch eine Verschiedenheit der Widerstandsfähigkeit besteht. Bei intensiver Kälteeinwirkung werden ebenfalls zuerst die Schmerzempfindungen und dann in gleicher Reihenfolge die übrigen Qualitäten gelähmt. Es wird durch diese Erfahrungen die Annahme von v. Frey, dass die Schmerznerven die oberflächlichste Lage einnehmen sichergestellt, ebenso wie die Annahme von v. Frey und Thunberg, dass die Wärmeorgane in einem tieferen Niveau der Haut liegen als die Kälteorgane. Die Hyperalgesie gegen Wärmereize bei Kokaineinwirkung, die den Charakter des dumpfen (tiefen) Schmerzes trägt, ist keine spezifische Wärmehyperalgesie, sondern der Ausdruck eines Reizzustandes in dem Gewebe, der durch Injektion der verschiedensten Mittel wie auch durch starke Kälte und Wärme hervorgerufen werden kann, und der sich in dem Ueberspringen der spezifischen Erregungen auf die tiefen Schmerznerven äussert. Sind einzelne Sinnesqualitäten, wie oberflächlicher Schmerz und Kälte, gelähmt, so kann die Hyperalgesie auch nur durch Wärme und Druck ausgelöst werden. Es lässt sich zeigen, dass es spezifische Schmerznerven für Kälte-, Wärme- und Druckschmerz nicht gibt. Wenn die Kälteempfindung ausgeschaltet ist, kann regelmässig die mechanische Wärmeerregung beobachtet werden. Dagegen gelingt die Auslösung der Wärmeempfindung durch Kälte nicht, wenn gleichzeitig die mechanische Erregung ausgeschaltet wird, so dass das Vorhandensein einer paradoxen Wärmeempfindung als sehr unwahrscheinlich hingestellt werden muss. Bei der Untersuchung der Wirkung von Hyperämie und Anämie erweist sich als einzige ganz konstante Erscheinung die Herabsetzung der Schwelle des oberflächlichen Schmerzes bei ersterer und der Kälteempfindung bei letzterer. Bei Kompression des Nerven verschwindet die Kälteempfindung am frühesten und kehrt am spätesten zurück, die Wiederkehr der verschiedenen

Empfindungsqualitäten ist also keine zeitlich gleichmässige. Die Verhältnisse bei Dehnung der Haut, welche eine Erhöhung sämtlicher Schwellen bedingt, sind ganz andere wie die bei Kompression der Nerven und dürfen daher mit diesen nicht identifiziert werden. — **Hahn. Ein merkwürdiger Fall von Diebstahl aus Gegenstands-Fetischismus.** (Archiv f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik, LX, Heft 1 u. 2, 1914.) Verf. berichtet über einen Fall von 80—90 Diebstählen von Kinderbettzeug, das zu masturbatorischen Zwecken begehrt wurde. Für die Entwicklung der fetischistischen Triebrichtung war entscheidend die zeitliche Koinzidenz der ersten heftigen sexuellen Erregung bei dem Anblick von Steckbettchen, die zur Masturbation verwendet wurden. **Hauser, C. Ein Beitrag zur Lehre von den sexuellen Delikten im Greisenalter auf der Grundlage arteriosklerotischen Schwachsinns.** (Inaug.-Dissert., Kiel, 1914.) Ein 67jähriger Musiker war angeklagt, während der Klavierstunden an einem 13jährigen Mädchen unzüchtige Handlungen sowohl aktiver wie passiver Natur vorgenommen zu haben. Die Untersuchung ergab das Vorliegen eines geistigen Schwächezustandes auf Grund von Arteriosklerose der Hirngefässe. Der Angeklagte wurde auf Grund von § 51 St.G.B. freigesprochen. — **Hegar, August. Ueber abnorme Behaarung bei weiblichen Geisteskranken.** Beiträge zur Geburtshilfe und Gynäkologie, XIX, Ergänzungsheft, 9, 1914. Verf. teilt 16 Fälle von Bartwuchs bei weiblichen Geisteskranken mit. Die ersten 9 Fälle boten hinsichtlich ihrer sonstigen körperlichen Beschaffenheit noch in bezug auf die Psychose etwas Bemerkenswertes. In Fall X handelte es sich um eine an menstrualen Erregungszuständen leidende grosse kräftige Person mit tiefer Stimme und energischem gewaltartigem Wesen. Sie war an allen in Betracht kommenden Stellen ziemlich behaart. Sie hatte, wie viele ihrer Familienmitglieder, eine starke Struma und war von grossmütterlicher und väterlicher Seite mit Alkoholismus und Geistesstörung belastet. Die letzten 4 Fälle werden ausführlich beschrieben und abgebildet. Die 3 ersten Fälle davon standen unter direkter erheblicher Belastung mit Geistestörung. In Fall XII handelte es sich um eine auch bei dem Bruder der Patientin vorhandene psychopathische Veranlagung auf hereditärer Basis. Fall XV war ein Schulfall der hereditär-degenerativen Form. In diesen Fällen ist die männliche Behaarung als hereditäres Zeichen aufzufassen, wie umgekehrt bei dem Bruder eine unverkennbare feminine Veranlagung vorhanden war. Auffallend war bei der Patientin die Vergrösserung der Hypophyse. In dem letzten Falle trat bei der Patientin die Bartentwicklung, die bei den anderen Patientinnen schon im Mädchenalter aufgetreten war, erst im 35. Lebensjahr zugleich mit einer starken Adipositas ein. Haarabnahme oder Hautveränderungen bestanden dabei nicht. Die Kranke wog 88 kg mehr als dem Normalgewicht entspricht. Die Menstruation war in allen Fällen durchaus regelmässig, 2 Patientinnen hatten geboren. Dem Bartwuchs der Frau liegt also keine Störung der Sekretion der Keimdrüsen zugrunde. Die empfohlene Behandlung von Ovarialpräparaten gegen Hypertrichosis ist daher vollständig zwecklos. — **Hess, C. Untersuchungen zur Physiologie des Gesichtssinnes der Fische.** Zeitschrift f. Biologie, 63, N. F., 45, 245, 1914. Verf. fasst die wesentlichsten Ergebnisse der vorliegenden Arbeit in folgenden Sätzen zusammen: 1. Es werden neue Methoden entwickelt, die auch dem Laien leicht ermöglichen, die relativen Helligkeitswerte verschiedener farbiger Lichter für das Fischauge in besonders einfacher Weise und ohne instrumentelle Hilfsmittel festzustellen. Diese sowie eine Reihe anderer neuer Versuche an Weissfischen bestätigen aufs neue die früher von mir auf anderen Wegen erhaltenen Ergebnisse. Auch diese Fische verhalten sich in jeder Beziehung so, wie unter entsprechende Bedingungen gebrachte total farbenblinde Menschen sich verhalten würden. Mit der Annahme eines wie immer gearteten Farbensinnes bei Fischen sind die neuen Befunde ebenso wie meine früheren, unvereinbar. 2. An der Hand neuer Beobachtungen und Berechnungen wird dargetan, dass ein normales, farbentüchtiges Auge farbige Flächen, die in Luft schön rot oder rotgelb erscheinen, im allgemeinen schon 5 bis 6 m unter der Wasser-



oberfläche nicht mehr rot bzw. rotgelb, sondern ganz oder nahezu farblos (bzw. bereits grünlich grau) sieht; es werden Methoden angegeben, um die einschlägigen Verhältnisse mittels farbiger (grüner) Gläser zu veranschaulichen, und es wird gezeigt, wie geringe Vorteile die Fische von einem dem unseren ähnlichen Farbensinne haben könnten, dass also zur Entwicklung eines solchen bei ihnen, wie überhaupt bei Wassertieren, nur geringes Bedürfnis vorliegt. 3. Es werden neue Untersuchungen über die Bedeutung des Silberglanzes vieler Fische angestellt, und es wird hierfür nach Widerlegung der bisherigen Deutungen eine neue Erklärung gegeben und durch Experimente belegt. 4. Im Hinblick auf die biologische Bedeutung des Verhaltens der Fische zum Lichte wird die Hypothese, nach der es sich hier um eine „Fluchterscheinung" und ein „Laboratoriumsprodukt" handeln sollte, eingehend widerlegt, und die Auffassung begründet, dass die Schwimmbewegungen der Fische zum Hellen wohl zu einem grossen Teile durch deren Nahrungsbedürfnis bestimmt sind. — **Higier, H. Fall von schwerer Psychasthenie mit Berührungsfurcht und Ueberexaktheitsmanie.** Verhandlungen der Warschauer ärztlichen Gesellschaft, 112, 1916. Vor einigen Jahren Depression mit suizidalen Ideen und Grübelsucht auf religiös-philosophischem Gebiet. Vor 1½ Jahren entwickelten sich allmählich ohne äussere Veranlassung Zwangsvorstellungen und Zwangshandlungen, die am meisten an die Ueberexaktheitsmanie, Genauigkeitsmanie, Skrupelsucht und die Manie de l'audela der Franzosen erinnert. Die Uebertreibung äussert sich besonders stark auf dem Gebiete der Reinheit: er fürchtet in die elektrische Bahn einzusteigen, um keinen Fremden zu berühren, bei Spucken erschrickt er unter Herzklopfen, da ein Tropfen des Speichels ihn beschmutzen könnte, er vertreibt seine jungen Kinder vom Hause, damit sie nicht stauben, seine Toilette beim Urinlassen dauert über 2 Stunden, die bei Defäkation bis 8 Stunden und wird gefolgt von wiederholten Abreibungen, Sitzbädern, Exploration des orificium durch den Bedienten, Umkleidungen usw. Die Träume sind meist beunruhigenden Inhaltes aus dem Gebiete des Anarkasmus, des Zwangsirreseins, der Berührungsfurcht. Als Techniker ist er infolge seiner Furcht ganz arbeitsunfähig geworden. Je mehr er bei den rektovesikalen Verrichtungen an absolute Reinheit der Orifizien denkt, desto länger dauert die Entleerung des Harns und Stuhlgangs, was übrigens leicht verständlich ist, wenn man in Betracht zieht: den enormen Einfluss der Gefühle, Vorstellungen, Stimmungen und Affekte auf das sympathische und autonome System. Bei Darreichung von Methylenblau in Oblaten beruhigte sich Patient, als zunächst der Harn und nach einer Woche der Kot, blaugefärbt entleert, ihm desinfiziert und steril zu sein schienen. Jeder Zwangsvorstellung des Pat. wohnt inne ein Gefühl des subjektiven Zwanges und eine emotive Grundlage, jede Vorstellung wird begleitet von Angstgefühl mit Herzklopfen, der Kranke ist sich bewusst des unlogischen Inhaltes seiner Zwangsgedanken und empfindet dennoch Erleichterung, wenn er denselben nachgibt oder dieselben erfüllt. Im Anschluss an die Hypothesen Löwenfelds, Bonhöffers, Heilbronners, Friedmanns, Bumkes und Stöckers negiert Verf. in seinem Falle den Konnex mit dem manisch-depressiven Irresein, wenngleich er das Primäre der depressiven Stimmung zugibt. Auch teilt er nicht die Ansicht derjenigen Autoren, die prinzipiell trennen wollen: die permanente, stereotype, konstitutionelle und unheilbare Zwangsideenkrankheit von den angeblich heilbaren periodischen, zyklischen, rezidivierenden, episodischen Formen. — **Hirschfeld, Magnus** und **Burkhard, E. Ein Fall von Geschlechtsberichtigung bei einem drei Monate alten Kinde.** Zeitschr. für Sexualwissenschaft, Bd. I, Heft 6. Die Verfasser berichten über einen Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus externus, der als Mädchen angemeldet war und nach dem ärztlichen Gutachten als Kind männlichen Geschlechts einzutragen war. — **Hoessly, H. Ueber Störungen der Larynxinnervation im Anschluss an 250 Kropfoperationen.** Deutsche Zeitschr. f. Chir., CXXXIV, 1915, H. 5 u. 6, S. 521. Von 380 Fällen von benigner Struma aus der Basler Chirurgischen Universitätsklinik konnten 250 nach-



untersucht werden. Davon hatten 25 Störungen in der Larynxinnervation, die Verf. in zwei Gruppen einteilt: I. 14 Fälle, bei denen die Innervationsstörung des Larynx keine Beziehung zur Operation hat. II. 11 Fälle (4,4 %) von Rekurrensstörungen, die ganz allgemein auf Rechnung des operativen Eingriffs gesetzt werden mussten. Dann waren 8 in Besserung befindliche Paresen und 3 Fälle mit wahrscheinlich definitiver Paralyse, was einer endgültigen Schädigung der Larynx durch den operativen Eingriff von 1,2 % entspricht. In diesen 3 Fällen war eine Larynxseite wohl vollständig fixiert einmal in Kadaverstellung, zweimal in medianer Fixation. Alles in allem ist zu sagen, dass auf 197 nach der Methode von de Quervain operierte Strumen mit 276 Einzelunterbindungen der Arteria thyreoidea inferior kein Fall von bleibender, völliger Rekurrenslähmung zu verzeichnen ist, der auf Rechnung der Unterbindung als solche zu setzen wäre, und eine einzige Durchtrennung, die sich nachträglich beim Auslösen einer verwachsenen Zyste ereignete. — **Hoffmann, Paul. Ueber eine doppelte Innervation der Krebsmuskeln. Zugleich ein Beitrag zur Kenntnis nervöser Hemmungen.** Zeitschr. f. Biologie, 63, N. F., 45, 411, 1914. Als das wesentlichste Ergebnis der anatomischen Untersuchungen der vorliegenden Arbeit muss angesehen werden: 1. Dass es gelingt, die beiden Achsenzylinder aus dem Oeffnermuskel in ihrem ganzen Verlaufe bis zum Zentralnervensystem einzeln zu verfolgen und nachzuweisen, dass sie schliesslich in zwei verschiedenen Nerven verlaufen, die man makroskopisch mit Sicherheit identifizieren kann. 2. Dass es bei Arthropoden Fälle gibt, in denen ein Achsenzylinder zwei Muskeln, die zu zwei Gliedern der Extremität gehören, versorgt und sich in beiden in gleicher Weise verteilt. 3. Dass Anastomosen zwischen den Nervenfasern im ganzen Verlaufe derselben nicht vorkommen, dass also für den Oeffner z. B. nur zwei Achsenzylinder aus dem Bauchstrang treten und bis zum Muskel laufen. Die Beobachtung unter 2. ist an und für sich höchst merkwürdig, denn es ist damit ja gesagt, dass ein Achsenzylinder zwei Muskeln innerviert. Da nun ein Achsenzylinder als funktionelle Einheit betrachtet werden muss, so würden die beiden Muskeln unter allen Umständen vollkommen synergisch arbeiten müssen, falls nicht besondere Vorrichtungen vorhanden sind, die den Zutritt der Erregung zu einem der Muskeln hemmen. Man kann sich nun bei aufmerksamer Betrachtung der willkürlichen Bewegungen des unverletzten Krebses davon überzeugen, dass der Strecker der Schere und der Oeffner zwar in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle faktisch synergisch wirken (Angriffsstellung), doch kommen entschieden auch Stellungen vor, in denen die Oeffnung mit einer Beugung der Schere verbunden ist. Es spricht schon dieses dafür, dass beim Krebs in der Innervation der Muskeln Eigentümlichkeiten gegeben sein müssen, die wir am peripheren Nervensystem der Skelettmuskeln der Vertebraten nicht finden. Auf Grund dieser anatomischen Befunde war es möglich, Versuche anzustellen, die die physiologische Bedeutung der beiden zu einem Muskel gehenden Achsenzylinder klarstellen liessen. Durch Versuche und das anatomische Verfolgen der Achsenzylinder ist die Richtigkeit der Biedermannschen Hypothese über die Bedeutung der doppelten Innervation des Oeffnermuskels der Krebsschere erwiesen. Der Achsenzylinder, der zugleich auch den Strecker der Schere innerviert, ist der fördernde, der andere, der bis ins zweite Glied mit den motorischen Schliessernerven verläuft, ist der hemmende. Während im Zentralnervensystem der Vertebraten die Resultate der hemmenden und erregenden Impulse bereits gezogen und von dort der endgültige Impuls zum Muskel gesandt wird, erfolgt die Kompensation der beiden Erregungen bei den Arthropoden erst in der Peripherie, an der Nervenendigung im Muskel. Dies ist die Bedeutung der doppelten Innervation der Krebsmuskeln. — **Horn, Paul. Ueber Nervenleiden nach Unfall und Arteriosklerose bei einem tödlich verlaufenen Falle mit Rentenansprüchen der Hinterbliebenen.** Monatsschr. f. Unfallheilkunde, XXII, Nr, 1, 1915. Ausführliches Gutachten, das zu folgenden Ergebnissen kommt: Der unter Zirkulationsstörungen eingetretene Tod des Begutachteten war, wenn auch durch das funktionelle



Nervenleiden indirekt beschleunigt, so doch im Grunde genommen durch die arteriosklerotischen Veränderungen herbeigeführt. Eine Verschlimmerung der Arteriosklerose war durch den Unfall nicht eingetreten. Verf. schätzte die Anerkennung des tödlichen Ausganges zu 50 % und vertritt einen vermittelnden Standpunkt bei Festsetzung der Hinterbliebenenrente. Die Berufsgenossenschaft lehnte, da sich das Gutachten des Verf.s nicht mit überzeugender Wahrscheinlichkeit für das Nervenleiden als Todesursache sprach, den Rentenanspruch der Hinterbliebenen vollkommen ab. Die Berechtigung der völligen Ablehnung des Rentenanspruches seitens der Berufsgenossenschaft erscheint dem Verf. zum mindesten zweifelhaft. — **Hosenberg, J. Beitrag zur operativen Behandlung der das Rückenmark und die Cauda equina komprimierenden Geschwülste.** Inaug.-Dissert., Bonn, 1914. Verf. stellt insgesamt 55 Fälle von Kompressionsgeschwülsten des Rückenmarks und der Cauda equina aus der Literatur zusammen. Nach dieser Statistik berechnet Verf. 23 Dauerheilungen = 41,8 %. Von den intramedullären Geschwülsten, deren Verf. 9 aus der Literatur zusammenstellt, wurden 5 Fälle = 55,5 % dauernd geheilt. Nach den einzelnen Rückenmarksabschnitten geordnet haben die Operationen im Bereiche des Halsmarkes die besten Resultate gezeitigt. Von insgesamt 18 operierten Fällen waren 10 Dauerheilungen = 55,5 %. Hierauf kommt das Dorsalmark mit 41,2 % und endlich die Cauda equina mit nur 9 %, wobei aber zu berücksichtigen ist, dass es sich um Caudagebiete, hauptsächlich um maligne Tumoren gehandelt hat. — **Jentsch. Die sexuellen Unterschiede des Unterkieferwinkels.** Zeitschrift für Sexualwissenschaft, I, 286, 1915. An der Umbiegungsstelle des Unterkieferkörpers in den Ast befindet sich ein Fortsatz, der nach unten oder aussen unten, meist auch etwas nach hinten gerichtet ist (Apophysis lemurica). Er ist im Durchschnitt beim Manne stärker entwickelt als beim Weibe. — **Josefson, Arnold. Distorsions of the visual field in cases of pituitary tumours. Chiasmal lesions, with special reference to bitemporal hemianopsia.** Nordisk med. Arkiv, 1916, Abt. Prioritätsansprüche gegenüber Cashing und Walker, II, Heft 1, Nr. 5. — **Jost, Werner. Beiträge zur Physiologie der Drüsen von Leon Asher. XX. Mitteilung. Die sympathische Innervation der Nieren.** Zeitschr. f. Biologie, 64, N. F., 46, 441, 1914 und Inaug.-Dissert., Bern, 1914. — **Jungmann, E. Ein Fall von schwerer, nach dreijährigem Bestehen geheilter Geistesstörung in ursächlicher Folge von Kopfverletzung durch Unfall.** Monatsschr. f. Unfallheilkunde, 23, 1, 1916. In dem vom Verfasser berichteten Falle wurde zuerst von ärztlicher Seite eine Paralyse und ein Zusammenhang mit dem relativ leichten Kopftrauma angenommen, weil die Symptome sehr bald nach dem Unfall aufgetreten waren. Die eingetretene Heilung bewies, dass die Diagnose nicht richtig sein konnte. — **Katzunuma, Seizó. Zur Frage der Naphtolblauoxydasereaktion des Nervensystems.** (Zieglers Beiträge zur patholog. Anatomie, 60, 150, 1915.) Bei der Untersuchung von tierischem und menschlichem Material und bei Vermeidung der Berührung mit Wasser findet man im Gehirn reichlich Oxydasegranula, die zu der labilen Oxydase gehören. In der Hirnrinde liegen sehr reichliche Oxydasegranula, sowohl im Protoplasma der Ganglienzellen als auch in ihren direkten Ausläufern. Man findet ferner auch Oxydasereaktion in den Ganglienzellen des Nucleus lentiformis, Thalamus opticus, Nucleus caudatus, der Vierhügel, Kleinhirnrinde, des Nucleus dentatus, im Hirnschenkel, Pons, Medulla oblongata, Rückenmark, Ganglion spinale, Ganglion sympathicum, Ganglion Gasseri, Retina, Plexus submucosus und myentericus des Darmes. Die Hypophyse zeigt im vorderen wie im hinteren Teile Oxydasereaktion. Oxydasegranula findet man auch in den Deckzellen des Zentralkanales des Rückenmarkes und der Ventrikel des Gehirns. In den Purkinjeschen Ganglienzellen, sowohl in spinalen und sympathischen Ganglienzellen, findet man allerfeinste Oxydasegranula innerhalb des Kerns und zwar um die Kernkörperchen herum. Die Marksubstanz des zentralen und peripheren Nervensystems zeigt keine Oxydasereaktion. Das Verhalten der Ganglienzellen



und des Markes gegen Oxydasereaktion einerseits und Lipoidfärbung andererseits ist ganz umgekehrt. — **Kaut, Franz. Diagnose, Symptomatologie und Therapie der Halsrippe.** Inaug.-Diss., München, 1914. Verf. teilt einen Fall von Halsrippe bei einem 22j. Mädchen, die operativ zur Entfernung gelangte, mit. Im Anschluss daran wird auf Grund der einschlägigen Literatur die Diagnose, Symptomatologie und Therapie der Halsrippen in monographischer Weise abgehandelt. — **Kenyon. Observation on cerebral surgery.** Annals of Surgery, 1915, Nr. 1. Verf. gibt einen ausführlichen Bericht über 160 hirnchirurgische Fälle. Am häufigsten handelte es sich um Affektionen des Scheitellappens (16 Fälle) und der Seitengegend (54 Fälle). Im einzelnen handelte es sich um 29 Geschwülste, 3 Abszesse, 4 Zysten, 4 Fälle von Jacksonscher Epilepsie und 62 Fälle von Exstirpation des Ganglion Gasseri. Die näheren Einzelheiten der betreffenden Fälle sowie die zahlreichen technischen Anweisungen, die hauptsächlich den Chirurgen interessieren, müssen im Original eingesehen werden. — **Kleiber, Rudolf. Ueber die Natur der bei gewissen chronischen Hirnleiden vorkommenden knotigen Leberveränderung.** Inaug.-Dissert., Breslau, 1914. Verf. untersuchte in zwei Fällen die Leberveränderungen in zwei Fällen von chronischen Gehirnleiden. In dem ersten Falle, in dem intra vitam eine Diagnose nicht gestellt wurde, fand sich eine fortschreitende Leberdegeneration, die mit starker Leberzellneubildung einherging. Diese führte zu einem Umbau des Lebergewebes. Das Neugewebe wurde durch eine vom Hilus ausgehende entzündliche Gefässneubildung vaskularisiert. Das Bindegewebe als Träger dieser Gefässe war am Hilus am stärksten entwickelt, erstreckte sich von hier aus in feinsten Zügen durch das ganze Organ hindurch und zerlegte es in einzelne Knoten. Das Gehirn zeigte die anatomischen Veränderungen der Pseudosklerose. Im zweiten Falle, dessen Gehirnsektionsbefund bereits von Stöcker (Zeitschrift f. d. gesamte Neurologie u. Psychiatrie, XV, H. 3) beschrieben worden ist, fand sich eine herdförmige Degeneration, hauptsächlich in der Gegend der Zentralvenen, mit nachfolgender sehr starker Leberzellneubildung, die hier weiter vorgeschritten war als im vorhergehenden Falle. Daher auch das Ueberwiegen grosser Knoten. Um so auffälliger war die nur spärliche Entwicklung des Bindegewebes, das ausserdem stark vaskularisiert und entzündlich infiltriert war. Es sandte vielfach in die Knoten grosse Gefässe, die sich baumartig verästeln und die besonders unter der Kapsel sehr ausgedehnt waren. Verf. führt eine Reihe analoger Beobachtungen aus der Literatur an und geht ausführlich auf die Deutung der einzelnen Befunde ein. Die Leberkrankheit muss als ein dem Gehirnleiden koordinierter Prozess auf der Basis einer Allgemeininfektion angesehen werden, wie die Erkrankung auch anderer Organe, wie der Lymphdrüsen, der Milz und des Knochenmarkes beweist. Eine syphilitische Ursache ist nach dem negativen Ausfall der Wassermannschen Reaktion nicht anzunehmen. Verf. fordert auf, besonders bei Linsenkernerkrankungen auf Leberveränderungen am Sektionstisch zu fahnden. — **Klemperer, G. Solarson, ein wasserlösliches Arsenpräparat aus der Elarsongruppe.** Therapie d. Gegenwart, Nr. 1, 1916. Alle die dem Elarson (Strontiumsalz der lipoiden Elarsonsäure) nachgerühmten Eigenschaften hat das Solarson in höherem Maße, da es in Wasser unlöslich ist. Es ist das Mono-Ammoniumsalz der Heptinchlorarsensäure (Bayer & Co., Elberfeld). Von der 1 proz. Lösung injiziert man täglich subkutan 1 ccm bei sekundärer Anämie, Neurasthenie, Neuralgie und allgemeiner Schwäche. Man macht nach 10 bis 12 Tagen 8 Tage Pause und wiederholt dann die Einspritzung. — **Koppang, N. Ein Fall von Sklerodermie.** Norsk Mag. f. Laegevidenskaben, 1915. Fall von partieller Sklerodermie bei einem 39jähr. Mann, seit 5 Jahren bestehend. Am meisten betroffen waren die Kniegelenksgegenden, die Knöchelgegend und die eine obere Extremität. Die Ausbreitung war eine sehr verschiedene. — **Kranz, P. Innere Sekretion in Beziehung zur Kieferbildung und Zahnentwicklung.** Deutsche Zahnheilkunde 1914, Heft 32. Verf., der bereits früher eine Reihe von Beiträgen zu diesem Kapitel geliefert hat, gibt hier eine abgerundete monographische



Darstellung der Beziehungen der inneren Sekretion zur Kieferbildung und Zahnentwicklung, die auch für den Neurologen von Interesse sind. Erinnert sei hier nur an die merkwürdigen Zahnbefunde beim Kretinismus, die Verf. in Analogie mit den Zahnveränderungen nach experimenteller Thyreoidektomie bei Schweinen und Kaninchen bringt. Auch das Thymusproblem zeigt Beziehungen zur Dentition, ebenso Hypophysiserkrankungen, während merkwürdigerweise die übrigen innersekretorischen Organe keine Relationen zur Dentition zeigen. Bemerkenswert sind auch die Ausführungen über das chemische Verhalten der innersekretorischen Drüsen, eine Frage, die ja vor dem Kriege gerade im Fluss war. Auch dem Neurologen wird das Studium der vorliegenden hauptsächlich unter dem Einflusse der Lehren von Klose stehenden Arbeit mancherlei Bereicherung seines Wissens und Ausblicke auf wissenschaftliches Neuland bieten, das nach dem Kriege zu beackern sein wird. — **Kraus, Erik Johannes. Die Beziehungen der Zellen des Vorderlappens der menschlichen Hypophyse zueinander unter normalen Verhältnissen und in Tumoren.** Beitr. z. patholog. Anatomie u. allgem. Pathologie, **58**, 159, 1914. Verf. unterscheidet histologisch granulierte (eosinophile, basophile und sog. Schwangerschaftszellen) und ungranulierte Zellen. Biologisch unterscheidet er eosinophile und basophile Zellen, wobei wechselnde Funktionszustände derselben alle andere Zellarten bedingten. Der Arbeit liegen insgesamt 25 histologisch untersuchte Fälle von Geschwülsten der Hypophysis im weiteren Sinne (Adenome und Hyperplasien) zugrunde. — **Krauss. Geisteskrankheit und Betriebsunfälle, ursächlicher Zusammenhang verneint.** Monatsschr. f. Unfallheilkunde 1915, Nr. 4, Bd. 22. Nach den ausführlich gehaltenen Gutachten über den Fall R. ergab sich, dass auf den Seelenzustand des Kranken neben der wohl vorhandenen Anlage zu der Erkrankung nicht bloss der frühere Alkoholmissbrauch und nervöse Begleiterscheinungen, sondern auch der aufregende Dienst am Warenaufzug lange Jahre hindurch und die zahlreichen hierbei vorgekommenen Unfälle insgesamt und allgemein ungünstig eingewirkt haben. Aber auch aus dieser Erwägung heraus konnte nicht eine Entschädigungspflicht der beklagten Firma gefolgert werden. Eine solche käme vielmehr nur dann in Frage, wenn von den vielen Einzelwirkungen der verschiedenen Unfälle, von denen keine für sich erfassbar ist, sich ein bestimmtes einzelnes Ereignis in deutlich bemerkbarer Weise abheben würde. Da dies nicht der Fall war, konnte keines der in Betracht kommenden Betriebsereignisse als eine wesentlich mitwirkende Ursache der Körper- bzw. Geistesschädigung gelten. Mit anderen Worten: Die Entwicklung der Krankheit war eine allmähliche, sie war keineswegs Folge eines einzelnen bestimmt begrenzten Unfalles. Was die neben der schweren Melancholie bei R. bestehenden arteriosklerotischen Veränderungen anbelangt, die zurzeit nicht mehr im Vordergrunde des Krankheitsbildes standen, so wurde seitens der Klinik in T. eine Verschleierung derselben durch die beiden Unfälle bzw. speziell durch den letzteren Unfall (entfernt) für möglich, aber nicht für wahrscheinlich gehalten. Die Ansprüche des R. auf Schadenersatzleistung seitens der beklagten Firma wurde auch in der nächsthöheren und letzten Instanz abschlägig beschieden. — **Künzel, Ilse. Ueber die Prognose der Psychosen und Neurosen im Kindesalter.** Inaug.-Dissertation. Bonn 1915. Der Arbeit liegen insgesamt 53 Fälle zugrunde, die nach 5—6 Jahren einer Nachuntersuchung unterzogen wurden. Die Erstdiagnose und das spätere Schicksal der Fälle geht aus folgendem hervor: Es waren bei 19 Fällen von Hysterie 9 besser, 3 unverändert, 7 schlimmer, bei 4 Fällen von traumatischer Hysterie 3 besser (1 Exitus), bei 3 Fällen von Moral insanity 2 besser, bei 3 Fällen von Zwangsvorstellungen 3 besser, bei 12 Fällen von Epilepsie 7 unverändert, 5 schlimmer, bei 4 Fällen von Imbezillität 4 schlimmer, 1 Fall von manisch-depressivem Irresein 1 schlimmer, bei 2 Fällen von Amentia acuta 2 besser, bei 5 Fällen von Neurasthenie 4 besser, 1 unverändert; zusammen 23 besser, 12 unverändert, 17 schlimmer. Von diesen üben einen Beruf aus 19, noch schulpflichtig sind 17 (Normalschule), ohne Beruf zu Hause 7, in Anstalten be-



finden sich 9, gestorben 1. Aehnliche Resultate erhielten auch Binet und Simon an 100 Kindern der Salpêtrière. — **Lenz, Georg. Die hirnlokalisatorische Bedeutung der Makulaaussparung im hemianopischen Gesichtsfelde.** Klin. Monatsbl. f. Augenheilk. LIII, 1914, S. 30. Verf. meint, dass das ganze makuläre Gebiet in beiden Sehzentren vertreten ist und dass diese Doppelversorgung nicht durch Teilung der makulären Fasern im Chiasma, sondern weiter zentralwärts durch Kernusuren in der Mitte des Parietallappens geschieht. Die Aussparung schwankt um 5° bis höchstens 10°, die Farbgrenzen schliessen sich den Weissgrenzen an. Ist das nicht der Fall, so handelt es sich um eine erhaltene, wenn auch geschädigte Insel infolge Leitungsunterbrechung.

(Schluss folgt.)

Hermann Oppenheim †.

Im Mai dieses Jahres starb Hermann Oppenheim, einer von denen, auf die wir Deutsche stolz sein durften. Im Inland und Ausland war er geschätzt als grosser Nervenarzt und Lehrer. Neben Erb ist er zweifellos der bedeutendste deutsche Neurologe gewesen, und ob ihm das Ausland seit Charcots Tode viele an die Seite stellen kann, möchte ich bezweifeln. Schon in jungen Jahren, etwa 30 Jahre alt, hat ihn seine viel umstrittene Lehre von der traumatischen Neurose in der gesamten Kulturwelt bekannt gemacht. Ich erinnere mich noch aus meiner Studienzeit in Paris, dass Charcot von ihm mit der grössten Achtung sprach, mit einer Achtung, die Charcot den Deutschen gegenüber nicht gern bezeugte. Es war dies um so bemerkenswerter, als Charcot in der Lehre von der sogenannten traumatischen Neurose gerade den Oppenheim entgegengesetzten Standpunkt einnahm. Den Lesern dieser Zeitschrift ist Oppenheim nicht nur bekannt durch seinen wertvollen Beitrag zu dieser „zur Psychopathologie des Geizes" sondern auch durch sein lebhaftes Interesse für die Psychotherapie. Bekannt sind seine psychotherapeutischen Briefe. Aber darüber hinaus hat er auch allem, was die Beziehungen der Psychologie zur Medizin betrifft, stets das regste Interesse entgegengebracht. Und er hat durchaus nicht, wie Einzelne annehmen, das Psychogene bei der Entstehung von Nervenkrankheiten so niedrig veranschlagt. In Konflikt mit vielen Fachgenossen kam er durch seine Lehre von der traumatischen Neurose, die er als besondere Krankheit von der Hysterie und Neurasthenie abtrennte und von der er annahm, dass sie nicht nur durch psychogene Momente entstehe, bei der er vielmehr auch mechanisch wirkende Ursachen annahm, ohne dass man imstande wäre, die Veränderungen, die dadurch bedingt wurden, anatomisch nachzuweisen. Es handele sich um molekuläre Verschiebungen. Solche Streitfragen werden nicht, wie sich wohl manche einbilden, durch Majoritäten entschieden. Wer Recht hat, wird erst die Zukunft lehren. Eines aber kann ohne weiteres erklärt werden: der Kampf ist gegen Oppenheim nicht immer in den Formen geführt worden, die dieser Gelehrte verdiente, und ebenso wird es dauernd ein schwarzer Fleck der Berliner Universität sein, dass diesem Manne, der durch sein Lehrtalent geradezu an erster Stelle stand, nicht einmal ein Lehrstuhl gegeben worden ist. Mit ihm ist ein Mann dahingesunken, der für den medizinischen Ruhm Deutschlands mehr getan hat, als eine ganze



Anzahl jener akademischen Lehrer, von denen zwölf Stück gerade auf ein Dutzend gehen. Oppenheim wäre eine Zierde für die Berliner Universität gewesen. Was er gewesen ist, dafür zeugt am besten der Weltruhm, den er sich trotz der Berliner Widerstände erworben hat.

Dr. Albert Moll.

Referate.

Forel, Der Hypnotismus oder die Suggestion und die Psychotherapie, 7. Auflage, Stuttgart 1918, 355 Seiten. Verlag von Ferdinand Enke.

Flatau, Kursus der Psychotherapie und des Hypnotismus, Berlin 1918, Verlag von S. Karger, 176 Seiten.

Hirschlaff, Hypnotismus und Suggestivtherapie, 2. Auflage, Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth, 1919, 309 Seiten.

J. H. Schultz, Die seelische Krankenbehandlung. (Psychotherapie). Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1919, 348 Seiten.

Die vier Werke, die gleiche oder ähnliche Gebiete behandeln, tragen jedes einen verschiedenen Charakter. Man könnte jedes der Werke mit einem Beiwort charakterisieren. Forels Werk „geistreich", das Flatausche „didaktisch", das von Hirschlaff „wissenschaftlich tief schürfend", das von Schultz, „weitumfassend".

Forels Werk ist bekannt. Es ist aber nicht auf der Höhe geblieben, es trägt den modernen Forschungen nicht mehr Rechnung und müsste einmal eine gründliche Umarbeitung erfahren. Auch der Titel ist irreführend. Der Hypnotismus ist nicht gleichbedeutend mit Suggestion und Psychotherapie. Er umfasst einerseits mehr, andererseits weniger. Der richtige Titel des Werkes wäre ungefähr „Hypnotismus und Suggestion". Als ein vollständiges Werk über den Hypnotismus ist das Werk aber nicht mehr anzusprechen. Es handelt sich mehr um eine Reihe aneinander gereihter Aufsätze, deren jeder seine Vorzüge bietet. Was dem Buch abgeht, ist die Vollständigkeit, ferner, wie erwähnt, die Nichtberücksichtigung der neueren Arbeiten. Was der Autor neues bringt, hat mehr einen feuilletonistischen als einen wissenschaftlichen Charakter. Ebenso fehlt dem Werke ein Sach- und Namenregister. Endlich muss gegen die Art und Weise, wie Forel gegen einen verdienten Forscher und Arzt wie Dubois polemisiert, Einspruch erhoben werden. Das ist keine wissenschaftliche Diskussion mehr.

Flataus Buch ist zwar weniger umfangreich aber ernster als das Forelsche. Das Buch ist hervorgegangen aus Kursen, die Flatau seit langen Jahren abgehalten hat und an denen auch Aerzte teilnahmen, die nicht die Psychotherapie im engeren Sinne praktisch auszuüben beabsichtigten. Gegen das Buch hätte ich nur einzuwenden, dass der Hypnotismus eine räumliche und sachliche Bevorzugung erfährt, die man nach dem Titel nicht erwarten würde. Was der Verfasser aber sagt, zeugt von gründlichem Wissen, ausgedehnter Erfahrung und einem hervorragenden Lehrtalent. Das Buch wird denen, die sich in den Gegenstand einarbeiten wollen, zur Einführung gute Dienste leisten.

Dasselbe gilt von Hirschlaffs Buch. Es ist in wissenschaftlicher Beziehung sehr hochstehend. Hirschlaffs Auffassung der Hypnose und der Suggestion weicht in vielen Punkten von der anderer Forscher ab. Wo-



er abweicht, verdienen seine Ausführungen ernste Berücksichtigung, so z. B. in dem, was er über die Aktivität in der Hypnose und bei der Suggestion sagt. Es ist vielleicht am besten, wenn ich ein Beispiel anführe, um seine Auffassung zu beleuchten. Ich wähle das Beispiel der habituellen Obstipation. Der normale Stuhldrang entsteht, wenn die Bewegungen und der Füllungszustand der Därme uns zum Bewusstsein bringen, dass eine Entleerung des Därmeinhalts angezeigt ist. Die Entleerung kommt dadurch zustande, dass die Bauchpresse zum Teil reflektorisch, zum Teil willkürlich kontrahiert und der Sphinkterverschluss des Afters gesprengt wird. Die habituelle Obstipation kommt im letzten Grunde durch eine Vernachlässigung seitens der Patienten zustande. Sie sind zu bequem oder zu beschäftigt, um der betreffenden Empfindung des Stuhldranges nachzugeben. Sie unterdrücken diese Empfindung und verlernen es schliesslich, darauf zu achten und ihr zur rechten Zeit nachzugeben. So entsteht — ich führe stets die Worte Hirschlaffs selbst an — allmählich das Bild der habituellen Obstipation mit seinen Folgen. Wenn jetzt die Suggestivtherapie eingeleitet wird, so wird der Kranke, der bisher seine Darmempfindungen hartnäckig vernachlässigt hat, aus Neugier oder auch infolge direkter Suggestionswirkung wiederum auf diese Empfindungen aufmerksam. Er gewöhnt sich, zu einer bestimmten Zeit seinen Darmvorgängen eine lebhaftere Beachtung zu schenken und bemüht sich schliesslich, die Entleerung herbeizuführen. Also nicht eine unmittelbare Beeinflussung der Darmmuskulatur wird durch die Suggestion bewirkt, sondern es werden Bewusstseins- und Willenserscheinungen erzeugt. Auch was Hirschlaff über die Mitwirkung des Suggerierten beispielsweise bei der Verwandlung in ein Tier oder des erwachsenen Hypnotisierten in ein Kind sagt, ist sehr beachtenswert. Der Betreffende sei wie ein Schauspieler, der sich bemüht, sich in die Situation hineinzuversetzen und dementsprechend zu handeln.

Schultz's Werk unterscheidet sich von dem genannten dadurch, dass es die Psychotherapie im allgemeinen behandelt und nicht die der Hypnose und der Suggestion nicht angehörenden Zweige der Psychotherapie nur beiläufig erörtert. Wenn ich berücksichtige, dass der Verfasser das Werk, während er weit von der Heimat tätig war, verfasste, so verdient das Werk und das, was Schultz damit geleistet hat, eine ganz besondere Anerkennung. Bei Schultz handelt es sich um ein wirklich neues Werk, hervorgegangen aus einer mehr als 10jährigen praktischen und theoretischen Beschäftigung mit der Psychotherapie. Es ist seit Löwenfelds vor 22 Jahren erschienenem Werk der erste Versuch, das gesamte Gebiet zu behandeln, und das hat der Verfasser, wenn auch die Kapitel, wie er selbst zugibt, mehr lose aneinandergereiht sind und es sich nicht um ein vollständiges Lehrbuch handelt, in nicht nur fleissiger, sondern auch erfolgreicher Arbeit erreicht. Er hat auch die moderne Psychologie studiert, nicht nur das, was sich auf den Hypnotismus und die Suggestion im engeren Sinne bezieht, nicht nur, was die Psychoanalyse betrifft, sondern alles, was die Grundlage einer zukünftigen psychotherapeutischen Behandlung bilden muss. Nicht lückenlos ist die Literatur. Das weiss auch der Verfasser selbst. Wer sich aber für die eigene Ausbildung der Psychotherapie interessiert, nicht nur für den gegenwärtigen Stand, dem wird das Werk von Schultz, unentbehrlich sein. Selbstverständlich sind im einzelnen viel Einwendungen zu erheben, aber darüber soll das Grosszügige, das in diesem Werke liegt, nicht vergessen werden.

Dr. Albert Moll.



Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07344 7370



